

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Gießen.

BAND 47
1925

SWETS & ZEITLINGER N.V.

AMSTERDAM - 1968

Nachgedruckt mit Genehmigung der
Verlagsbuchhandlung Wilhelm Gronau, Jena

INHALT.

Abhandlungen.

Referate und Rezensionen.



J.-K. Huysmans' Charakterbild nach seinen Werken.[1]

Die offizielle Literaturgeschichte berichtet über Huysmans nicht viel Bemerkenswertes; kaum mehr als dies: Einer flandrischen Familie, der mehrere bekannte Maler angehörten, entstammend, wurde er 1848 zu Paris geboren, studierte die Rechte, brach aber das Studium ab und wurde Beamter im Ministerium des Innern, in dem er bis 1897 verblieb. Dann lebte er als freier Schriftsteller und starb mit nicht ganz 60 Jahren. Literarhistorisch betrachtet, begann er als Naturalist und engerer Schüler Zolas — er gehörte der Gruppe der Médanisten an —, geriet dann, sich vom Naturalismus schroff abkehrend, in das Fahrwasser der Décadence und landete schließlich als ein Bekehrter im Hafen des Katholizismus.

Um Huysmans ganz gerecht zu werden, muß man sich die allerdings nicht kleine Mühe nehmen, von innen an ihn heranzukommen, d. h. seine Schriften eingehend zu lesen und vergleichend zu analysieren: Man wird dann eines eigentlich überraschend einheitlichen Entwicklungsganges inne und manche konventionelle Vorurteile los.

Sein Erstlingswerk *Marthe* (1876), ist die Geschichte einer Fabrikarbeiterin, die zur Dirne wird, das zweite, *Les Sœurs Vatard* (1879), Zola gewidmet, bietet ein eng verwandtes Milieu; das dritte, *Sac au Dos,* in den *Soirées de Médan* (1880) erschienen, zeigt uns Huysmans schon offiziell im Gefolge Zolas und in Gemeinschaft mit dem Meister selber und mit Maupassant, Céard, Hennique und Alexis. Diese kleine Novelle, besser Skizze, ist weitaus die schwächste unter ihren fünf Genossinnen und hat mit ihnen nichts gemein als die Stoffwahl: Den Krieg 1870/71, den sie uns aber nur mittelbar vor Augen führt. Auch das nächste Werk, *En Ménage* (1881), ist wie seine Vorgänger arm an Handlung und Komposition: André ertappt seine Frau in flagranti beim Ehebruch, trennt sich von ihr und kehrt, nachdem er sich

[1]) Vorliegende Arbeit war im wesentlichen schon vor 13 Jahren abgeschlossen. Gerne hätte ich für diese Redaktion das Buch von **Karl Bosch**: „*J.-K. Huysmans' religiöser Entwicklungsgang.*" Konstanz, bei Fr. Romer, eingesehen. Doch alle Bemühungen — briefliche Bestellung und Urgenz beim Verlage, Bestellung durch eine Buchhandlung — waren erfolglos und in den Wiener öffentlichen Bibliotheken war es auch nicht vorhanden. So muß ich auf seine Benutzung verzichten.

eine Zeitlang mit der Misère des Junggesellenlebens und dessen „crises juponnières“ herumgeschlagen hat, resigniert wieder zu dem kleineren Übel, in die Ehe, zurück. Die Novelle *A vau l'eau* (1882) bringt die in allen Büchern Huysmans' wiederkehrende Klage über das traurige Leben des Garçon. Das mit diesem Werke und den *Croquis Parisiens* 1887 zusammen erschienene *Un Dilemme* behandelt das Dilemma, ob die von einem jungen Manne mit einem Posthumus zurückgelassene Geliebte, die ihm als Wirtschafterin diente, den gesetzlichen Erben gegenüber als dieses oder jenes aufgefaßt werden will. In *En Rade* (1887), das schon in Huysmans' Übergangszeit fällt, begibt sich ein Ehepaar, der Mann ein bankrotter Kaufmann, die Frau unheilbar krank, zu bäuerlichen Verwandten aufs Land, um dort Zeit und Erholung für ein neues Leben zu finden, kehrt aber nur noch elender, reicher an Enttäuschungen und von den Verwandten ausgebeutet, in die Stadt zurück. In die Augen springend ist hier die Berührung mit Zolas *La Terre* in der verächtlichen Charakteristik des Bauernstandes; sogar eine Einzelparallele findet sich, wo die Paarung der Kuh mit dem Stier beschrieben wird [2]).

Diese Schriften sind also alle durchaus naturalistisch. Aber Huysmans' Naturalismus bleibt gewöhnlich in den kleinlichsten turpia naturalia stecken[3]): In ihm ist nichts zu finden von der Kyklopenkraft Zolas, die mit getürmten Blöcken und gebändigten Massen grandiose Wirkungen zeugt, fremd ist ihm die marmorkalte Plastik Flauberts, fremd auch die unvergleichliche Charakterisierungskunst Maupassants. Huysmans ist arm an Phantasie und Gestaltungskraft, kein einziger seiner sogenannten Romane — die späteren noch weniger — hat eine durchkomponierte, fortlaufende Handlung, es sind nichts als aneinandergefädelte kleine Berichte über den Kampf der Hauptperson mit den Banalitäten des Alltags, mit seinen lächerlichen Armseligkeiten und ekelhaften Unappetitlichkeiten. Huysmans' Naturalismus ist also, inhaltlich genommen, fast durchaus kleinlich und darum oft widerwärtig [4]).

Wenn man von den essayistischen Schriften absieht, kann man die nun folgenden Werke — *A Rebours* (1884) und *Là-Bas* (1891), zwischen Naturalismus und Katholizismus

---

[2]) *En Rade* 285 ff. Vgl. auch *En Rade* 88 ff. und *Certains* 189, wo die Bauern gelegentlich der Bilder Millets *paresseuses brutes* genannt werden; endlich *Foules de Lourdes* 52 ff.

[3]) Vgl. die Vorliebe für das, was er als „scatologique“ oder „stercoraire“ zusammenfaßt; ferner *Sœurs Vatard* 7—14, *En Ménage* 248/9, *Croquis Parisiens* 125 (*Le gousset*), *La Cathédrale* 264, *L'Oblat* 201, 393.

[4]) Sehr bemerkenswert ist jedoch, daß er dem Naturalismus als Stoffprinzip zwar später abgesagt, ihn aber als Stilprinzip immer beibehalten hat, auch in den Schriften der dekadenten Übergangs- und der katholischen Zeit.

stehend, und die katholischen *En Route* (1895), *La Cathédrale* (1898), *L'Oblat* (1903) — als rein autobiographisch bezeichnen. In jedem von ihnen steht Huysmans selbst als Hauptperson im Mittelpunkte, in *A Rebours* als Des Esseintes, in den übrigen unter dem Namen Durtal.

In Des Esseintes und Durtal finden wir immer wieder die persönlichen Eigentümlichheiten Huysmans' auf den verschiedensten Gebieten des Außen- und Innenlebens, die behandelten Stoffe setzen großenteils eigenes Erlebnis und eigene Erfahrung voraus, an vielen Stellen der Essays Huysmans' finden sich Reminiszenen an Erlebnisse Durtals[5]). Im Vorwort zu *En Route* zieht Huysmans sogar den Schleier der Pseudonyme von Orten und Personen dieses Werkes weg und in dem Vorworte Mugniers zu den *Pages Catholiques,* einem Auszuge aus *En Route* und *La Cathédrale,* finden sich Berichte über Huysmans' Leben, die alle in den Durtal-Romanen ihre Entsprechung haben.

Aber auch in den schon kurz charakterisierten naturalistischen Schriften überwiegt der Persönlichkeitsgehalt die nur skizzenhaft angedeutete Handlung: In *Marthe* und *En Ménage* sind die männlichen Hauptpersonen gleich Durtal-Huysmans Schriftsteller, Folantin, der arme Junggeselle in *A vau l'Eau,* beklagt es, wie Huysmans es so oft vor seiner Bekehrung tut, seine Zuflucht nicht zur Religion nehmen zu können[6]), Jacques in *En Rade* hat ähnliche literarische Geschmacksrichtungen wie Huysmans; die Klage über die Unannehmlichkeiten des Junggesellenlebens, die schlechte Kost in den gargotes[7]), die häufigen Streitigkeiten mit der Wäscherin und dem concierge[8]), die Abwandlung des Themas „mariage-concubinage-célibat" — dies alles u. a. m. ist allen drei Gruppen der Huysmans'schen Schriften gemeinsam. Und schon 1884, lange vor der Bekehrung (1892), betet Des Esseintes in tiefster Zerknirschung: „Seigneur, prenez pitié du. chrétien qui doute, de l'incrédule qui voudrait croire, du forçat de la vie qui s'embarque seul, dans la nuit, sous un firmament que n'éclairent plus les consolants fanaux du vieil espoir!" (*A Rebours* 294.)

Mit *A Rebours* nun beginnen, wie ich schon sagte, die rein biographischen Schriften, denen auch der Schein einer Handlung, den man in den naturalistischen noch finden mochte, gänzlich fehlt: Es sind aneinandergereihte notes, mitunter von ganzen Essays und Abhandlungen unterbrochen, denn

---

5) Vgl. z. B. *De Tout* 239 ff. (die Trappisten); *Foules de Lourdes* 255 (Kathedrale von Chartres); ferner *De Tout* 25/26.

6) *A Vau l'Eau* 234.

7) *A Vau l'Eau* 187/8, *Là-Bas* 35, 81 ff., 215.

8) *Là-Bas* 216.

Huysmans bespricht darin alles, was ihm gerade naheliegt, sei die Gelegenheit passend oder nicht, wobei die Äußerlichkeiten des Daseins hinter das Geistige und Seelische stark zurücktreten.

Alle Werke Huysmans' zusammen aber sind, wie schon angedeutet wurde, nichts anderes als eine gegen das Ende ihrer Reihe immer intensiver werdende große Konfession, ein Spiegelbild der eigenen Persönlichkeit. Diese Persönlichkeit löst häufig stärksten Widerspruch aus, zuweilen auch ein Lächeln, stets Interesse, sehr oft Mitleid. Sie war die eines Menschen, der nicht die Kraft besaß zu dem mutig-optimistischen Materialismus Zolas, sie war die eines Menschen, für den auch ein wenig Zolas Worte gelten: „On ne peut demander ni aux enfants ni aux femmes l'héroïsme amer de la raison" (*Lourdes* 567). Sein trostloser Pessimismus gegenüber dem ici-bas führte ihn über ein à rebours der menschlichen Natur in das là-bas des Übersinnlichen und von da aus in das au-delà des Katholizismus. Er war trotz allem durchaus Romantiker und es zog ihn hinweg aus dieser Welt der Häßlichkeit, des Betruges und der Enttäuschungen zur „âme blanche" des Mittelalters mit seiner primitiven Kunst und seiner Mystik. Er floh wie Des Esseintes in die Einsamkeit seiner Lieblingsbücher, seiner Kunstbetrachtungen, seiner teuren Bibelots oder stieg hinauf in die kühle, reine Luft des Turmes von St. Sulpice, wo er sich an des Glöckners kindlichem Glauben erbauen konnte. Die Liebe zum christlichen Mittelalter, zur Mystik und zur Kunst der Primitiven ist es, die seinem Lebensüberdruß ein Gegengewicht bietet und ihn dem Katholizismus in die Arme treibt. —

Der Angelpunkt in Huysmans' Wesen, die Triebfeder seines Lebens, die Brille, durch die er Welt und Menschen betrachtet, ist Unzufriedenheit, negative Kritik, Pessimismus.

Er ist der Geist, der stets verneint, er findet fast nie ein freudiges Ja für irgend etwas auf der Welt, und tut er es doch einmal, dann entspringt seine Sympathie gewöhnlich erst der Antipathie gegen etwas anderes. Diese ungeheure Unzufriedenheit beginnt bei seiner eigenen Person[9]). Er beklagt seine öden Jugendjahre und seine Mittelmäßigkeit: „il avait été Monsieur tout-le-monde" (*En Ménage* 272). Er läßt nicht ab zu grübeln und sich mit dem Elend des Lebens abzuquälen: „de bruyantes lamentations montaient de nouveau dans son âme, conduisant le deuil de cette vie traversée d'amours incomprises, d'opiniâtres chagrins et de joies brèves",

---

[9]) Vgl. *En Ménage* 50, 271 („je n'ai jamais rien appris et je ne sais rien"), 249/50, 118 („n'eût été son inconstance dans le travail, son apathie dans la vie, son gnian-gnian dans l'attaque, il aurait créé une œuvre") und gar 298 („pour tout dire, je suis las et les latrines de mon âme sont pleines!").



(*En Ménage* 273). Er jammert in der Gestalt Folantins über die Qual des Beamten- und Junggesellenlebens und über die Gasthauskost und sein Freund, der Arzt Des Hermies in *Là-Bas*, stellt sogar eine eigene Toxikologie des Restaurants auf (*Là-Bas* 83). Damit Hand in Hand geht der Groll gegen die Geschäftsleute, die den Konsumenten ausbeuten, der Groll gegen „ces spécieux larcins que la langue commerciale qualifie de bonnes affaires" (*De Tout* 30)[10]. Der Mensch ist für Huysmans überhaupt von Natur aus ein minderwertiges Geschöpf: „la créature humaine est née égoïste, abusive, vile" (*La-Bas* 407). Er haßt und verachtet die korrupte moderne Gesellschaft und ihre Zeit und spricht das denkbar vernichtendste Urteil über das 19. Jahrhundert, wobei er nicht einmal dessen technische Errungenschaften gelten läßt: „Quant au peuple, on lui a enlevé l'indispensable crainte du vieil enfer et, du même coup, on lui a notifié qu'il ne devait plus, après sa mort, espérer une compensation quelconque à ses souffrances et à ses maux. Alors il bousille un travail mal payé et il boit. De temps en temps, lorsqu'il s'est ingurgité des liquides trop véhéments, il se soulève et alors on l'assomme, car une fois lâché, il se révèle comme une stupide et cruelle brute! Quel gâchis, bon Dieu! — Et dire que ce 19e siècle s'exalte et s'adule! Il n'a qu'un mot à la bouche, le progrès. Le progrès de qui? le progrès de quoi? car il n'a pas inventé grand'chose, ce misérable siècle! Il n'a rien édifié et tout détruit. A l'heure actuelle, il se glorifie dans cette électricité qu'il s'imagine avoir découverte! Mais elle était connue et maniée dès les temps les plus reculés et si les anciens n'ont pu expliquer sa nature, son essence même, les modernes sont tout aussi incapables de démontrer les causes de cette force qui charrie l'étincelle et emporte, en nasillant (!), la voix le long d'un fil! Il se figure aussi avoir créé l'hypnotisme, alors que, dans l'Égypte et dans l'Inde, les prêtres et les brahmes connaissaient et pratiquaient à fond cette terrible science; non, ce qu'il a trouvé, ce siècle, c'est la falsification des denrées, la sophistication des produits. Là, il est passé maître. Il en est même arrivé à adultérer l'excrément, si bien que les Chambres ont dû voter, en 1888, une loi destinée à réprimer la fraude des engrais ... ça, c'est un comble!" (*Là-Bas* 172/3)[11]).

Ähnlich spricht er sich öfters in *Là-Bas* aus, dem Buche, wo er sich am unverhülltesten gibt und das, an der Schwelle des Katholizismus stehend, einen Knotenpunkt darstellt, in dem die Fäden seines vorkatholischen Lebens zu-

[10]) Vgl. auch *Là-Bas* 171/2, *Sainte Lydwine* 312, *Foules de Lourdes* 172, 190.

[11]) Vgl. *En Ménage* 269, *L'Oblat* 280, *Là-Bas* 440.

sammenlaufen und von dem die seiner Bekehrungszeit auseinanderstrahlen.

Seine Menschenverachtung geht schließlich so weit, daß sie selbst den künftigen Geschlechtern das zynische Horoskop stellt: „Ils feront comme leurs pères, comme leurs mères; ils s'empliront les tripes et ils se vidangeront l'âme par le bas-ventre", (*Là-Bas* 441).

Mit diesem alles negierenden Pessimismus Huysmans', der sich oft in blinden Paroxysmus und krassen Zynismus verrennt, hängt zusammen seine große Vorliebe für die Schilderung des Lächerlich-Unzureichenden, des Grotesk-Armseligen an Menschen und Dingen, getreu seinem Worte „La nature n'est intéressante que débile et navrée" (*Croquis Parisiens* 83)[12]). Bei solchen Gelegenheiten kann man die glänzende Gabe Huysmans', menschliche Lächerlichkeit und Unzulänglichkeit in einem wahren Furioso packenden Groteskstiles wiederzugeben, wirklich nicht genug bewundern[13]).

Am schärfsten tritt Huysmans' Menschenhaß in „A Rebours" hervor, wo er sich bis zum Gegenpol alles natürlichen Empfindens versteigt: Des Esseintes gibt einem halbwüchsigen Knaben die Lebensregel: „Fais aux autres ce que tu ne veux pas qu'ils te fassent". Und um ihn gegen die menschliche Gemeinheit am besten zu wappnen, sucht er ihn selber mit einem genügenden Quantum davon auszurüsten und führt ihn in die Welt der Bordelle und der Prostitution ein, um ihn zu lehren, wo und wie man das Weib am besten verachten lernt.

Daß Huysmans' Pessimismus vor der Frau nicht halt macht, kann uns nach dem bisher Gehörten nicht wundern: er verachtet und beschimpft sie fast überall, wo sie ihm entgegentritt. In der katholischen Zeit und auch ein wenig vorher hat er allerdings warme Sympathie und begeisterte Verehrung für einige kirchliche Schriftstellerinnen und für alles, was Nonne, Märtyrerin oder Heilige heißt; hat er doch über eine von diesen, die heilige Lydwina von Schiedam, sogar ein ganzes Buch geschrieben (1901) und darin festgestellt, daß die Frau sich besser zur Auserwählten Gottes eigne als der Mann[14]).

---

[12]) Er schildert dort die Bièvre, jenes armselige Pariser Wässerlein mit den umgebenden Armeleutvierteln, die Bièvre, der er später (1898) einen eigenen Essay widmete.

[13]) Vgl. *Sœurs Vatard* 132 (Schaufenster des Zuckerbäckers), 134 ff. (Vorstadtvariété), 292/3 (Vorstadtphotograph), *La Cathédrale* 214 ff. (Einzug des Kirchenfürsten), die Skizzen *Le Coiffeur, Le Buffet des Gares, Le Sleeping-Car* und *Les Habitués de Café* (alle in *De Tout,* die erste auch in *Croquis Parisiens*).

[14]) Unter den Stigmatisierten beiderlei Geschlechts und aller Zeiten gibt es 274 Frauen gegenüber nur 47 Männern (*Sainte Lydwine* 293)!



Davon und von den farblosen Typen seiner katholischen Gesinnungsgenossinnen, Mme Bavoil, Mme Carhaix und Mlle Garambois, auch von der gleichgesinnten Freundin Des Esseintes' (*A Rebours* 143, 199) abgesehen, ist ihm die Frau ein „haras de chagrins et d'ennuis" (*Là Bas* 126) und eine der zeitlichen Strafen, die Gott den Männern gesandt hat: „De quelque côté que l'on se tourne avec la femme, on souffre, car elle est le plus puissant engin de douleur que Dieu ait donné à l'homme!" (*En Route* 97). Er gebraucht für die Frau die verächtlichsten, brutalsten Vergleiche[15]) und drückt seine Geringschätzung schon durch die Wortstellung aus, wenn er von einem „va-et-vient affairé de paquets et de femmes" spricht (*De Tout* 9).

Huysmans hat allerdings, soviel wir aus seinen Werken entnehmen, sich stets zur Frau auf ihrem niedrigsten Niveau hingezogen gefühlt, zur „fille" in ihren verschiedensten Spielarten, und in seiner vorkatholischen Zeit ein fast ausschließlich sinnliches Verhältnis zum Weibe[16]).

Nur ein einziges Mal begegnen wir einem kleinen Liebesroman etwas höherer[17]), wenngleich auch erotischer Ordnung, und zwar in *Là-Bas*, wo er schon an der Schwelle des Katholizismus steht. Es ist dies das Verhältnis mit Mme Chantelouve, die seine Bekanntschaft mit dem Chanoine Docre vermittelt, dem Priester der schwarzen Messen des Satanismus. Noch einmal will er der Alte sein, bevor er sich seelisch zur Ruhe setzt: „une dernière coquetterie, une halte de scrupules, un apéritif avant le repos" (*Là-Bas* 227). Doch „cette canicule exaspérée flambant tout-à-coup, dans un Novembre de corps, dans une Toussaint d'âme" (*Là Bas* 135) endet mit größerem Ekel als das niedrigste Abenteuer mit irgendeiner „ribaude des camps" (siehe S. 26).

Daß Huysmans ein abgesagter Feind der Ehe war, überrascht also trotz seiner beweglichen Klagen über den Jammer der Garçonwirtschaft keineswegs[18]).

Je mehr er nun dem Katholizismus entgegentreibt, desto ferner rücken ihm „la voirie des chairs", „les ébats charnels",

---

15) *En Ménage* 303 nennt er die gute alte Mélie „une vache puissante et pacifique"; vgl. auch u. a. *Certains* (1889) 188.

16) Vgl. *En Ménage* 171 („... loué de la syncope pour quelques heures"), *Là-Bas* 312 („... il n'y a pas à dire, seules, les filles savent à cuisiner les petits plats des sens"); *Là-Bas* 134, *En Route* 73.

17) „Ça .... amuse de se fabriquer de petites aventures, d'entourer d'apéritives salaisons de vulgaires plats" (*La-Bas* 185).

18) „N'être pas marié .... quelle allégresse, Seigneur!" (*De Tout* 167). In vollem Ernste schreibt er über die drei Maler und Brüder Le Nain: „Antoine et Louis moururent à trois jours de distance et furent mariés et Mathieu, qui ne paraît pas avoir pris femme, leur survécut" (*De Tout* 153). Die Mittelstandsehe mit ihrer wirtschaftlichen Armseligkeit und der Kleinkindermisère flößt ihm Schrecken ein: „des mômes qui piaillent sous le

und noch bevor er sich bekehrt, bald nach dem Chantelouve-Abenteuer, das an Naturalismus in der physischen Liebe nichts zu wünschen übrig läßt[19]), predigt er in *Là-Bas* das Evangelium der Keuschheit und der Vermeidung des körperlichen Besitzes des Weibes. Und Durtal entwirft das Bild einer zarten, unkörperlichen Liebe aus der Ferne, einer Liebe der Entsagung und der Erinnerung, und findet für die Ausmalung dieses romantischen Ideals feine, zarte und schöne Worte, die bei Huysmans zu lesen, man einigermaßen überrascht ist: „Apprendre, deux, trois ans après, alors que la femme est inaccessible, honnête et mariéé, hors de Paris, hors de France, loin, peut-être morte; apprendre qu'elle vous aimait, alors que l'on n'aurait même pas, quand elle était là, osé le croire! c'est le rêve, cela! — Il n'y a que ces amours réelles et intangibles, ces amours faites de mélancolies éloignées et de regrets qui valent! Et puis il n'y a pas de chairs là-dedans, pas le levain d'ordures! S'aimer de loin et sans espoir, ne jamais s'appartenir, rêver chastement à de pâles appas, à d'impossibles baisers, à des caresses éteintes sur des fronts oubliés de mortes, ah! c'est quelque chose comme un égarement délicieux et sans retour! Tout le reste est ignoble et vide", (*Là-Bas* 273/4)[20]).

Gleich darauf sucht ihm jedoch sein ärztlicher Freund Des Hermies über seine dekadent-idealistische Anwandlung hinwegzuhelfen, indem er dieser einen spitzfindig-zynischen Pansexualismus entgegenstellt, den Durtal-Huysmans unwidersprochen läßt[21]).

Huysmans' an Antipathien überreiche Persönlichkeit beschränkte sich aber natürlich nicht auf Misanthropismus und Misogynismus, er haßte auch Rassen, Konfessionen und Nationen.

Was zunächst seinen Antisemitismus betrifft, so tritt er begreiflicherweise am schärfsten in der katholischen Zeit

---

prétexte qu'ils font des dents, ... sans qu'on se résolve à les éxtrangler" (*Croquis Parisiens* 115). Vgl. hierzu auch *Là-Bas* 23, 126/7, *En Rade* 134, 136 ff., *En Ménage* 52 und *De Tout* 73, 176 ff., endlich *Certains* 98, wo er die Frau in kausalen Zusammenhang mit dem Satanismus bringt.

19) *Là-Bas* 214 ff.

20) Vgl. dazu ein ähnliches ins Katholische übersetztes Urteil in allerdings zynischer Form in *En Route* 93.

21) „En somme, tout, ici-bas, aboutit à l'acte que tu réprouves. Le cœur, qui est réputé la partie noble de l'homme, a la même forme que le pénis qui en est, soi-disant, la partie vile; c'est très symbolique, car tout amour de cœur finit par l'organe qui lui ressemble. L'imagination humaine, lorsqu'elle se mêle d'animer des êtres d'artifice, en est réduite à reproduire les mouvements des animaux qui se propagent. Vois les machines, le jeu des pistons dans les cylindres; ce sont dans des Juliette en fonte des Roméo en acier; les expressions humaines ne diffèrent pas du tout du va-et-vient de nos machines" (*Là-Bas* 276). — Vgl. übrigens auch *Là-Bas* 258 (*Le Pygmalionisme*).



hervor, ist aber trotzdem eigentlich nicht konfessionelle Unduldsamkeit, sondern Rassenabneigung, die sich häufig in der Verspottung des israelitischen Rassenäußeren kundgibt[22]).

Den Protestanten gegenüber tritt mehr der konfessionelle Gegensatz zutage, aber — sehr bezeichnend für Huysmans' fast durchaus ästhetischen Katholizismus — es ist vor allem die große Einfachheit des protestantischen Kultus im Gegensatze zu dem kunst- und zeremoniengesättigten katholischen, die ihm zuwiderläuft; so wird für Huysmans das Wort „protestant" geradezu zur Bezeichnung der Nüchternheit und Geschmacklosigkeit[23]).

Der Bilderkult. den das protestantische Deutschland nach 1871 mit seinen Kaisern und Heerführern trieb, ist nach Huysmans — Luther zuzuschreiben, der den Heiligenkult aufhob und so die Deutschen zwang, sich in ihren Herrschern und Generälen ein Surrogat zu suchen; sein deutscher Gewährsmann sagt (*De Tout* 193): „Luther a eu tort de nous supprimer, à nous autres Allemands, le culte des Bienheureux et des Justes, car, ne pouvant nous en passer, nous en sommes réduits, vous le voyez, à béatifier nos généraux et nos rois, à nous livrer, en un mot, à la contrebande des saints."[24]).

Eine auffallende Abneigung hat Huysmans gegen seine südfranzösischen Landesgenossen, die er ebensowenig wie die Südamerikaner leiden kann. Beide sind für ihn die „sacrée race latine", gekennzeichnet durch ihre Gesichtsfarbe „au brou de noix"[25]). Vielleicht ist seine vlaemische Abstammung dafür verantwortlich zu machen.

Er macht es der Jungfrau von Orléans zum Vorwurf, daß sie Frankreich im Süden ein lästiges heterogenes Anhängsel verschafft habe: „Le sacre du Valois à Reims a fait une France sans cohésion, une France absurde. Il a dispersé les éléments semblables, cousu les nationalités les plus réfractaires, les races les plus hostiles. Il nous a doté, et pour longtemps, hélas! de ces êtres au brou de noix et aux yeux vernis, de ces broyeurs de chocolat et mâcheurs d'ail, qui

---

[22]) Ich verweise besonders auf den Essay über Frankfurt am Main in *Trois Primitifs* (1905), auf *La Bièvre* 91/2, wo er das alte Pariser Ghetto der Rue de la Harpe und zu beiden Seiten des Petit Pont beschreibt, auf *De Tout* 123, 148, 187 ff., endlich auf *Sainte Lydwine* 309.

[23]) „Ces mécaniques seront reliées par des fils électriques; ce seront de vraies sonneries protestantes", *Là-Bas* 54; „de la peinture décharnée de protestant," *De Tout* 133; ferner *A Rebours* 182.

[24]) Vgl. auch *De Tout* 192: „Ah! la bêtise de l'imagerie catholique est douce, auprès de cette piensarderie militaire des protestants!" — Juden und Protestanten werden mitunter auch in einen Topf geworfen: *De Tout* 187/8, *L'Oblat* 277.

[25]) Vgl. *De Tout* 188: „.... cette ville [Hamburg] ... pleine d'Américains évadés de leurs républiques du Sud, de gens Caracas cirés ainsi que des meubles au brou de noix."



ne sont pas du tout des Français, mais bien des Espagnols ou des Italiens. En un mot, sans Jeanne d'Arc, la France n'appartenait plus à cette lignée de gens fanfarons et bruyants, éventés et perfides, à cette sacrée race latine que le diable emporte!" (*Là-Bas* 66)[26]).

Damit Hand in Hand geht die Verehrung für alles Englische, die ihn ein Nordreich träumen läßt, mit Ausschluß Südfrankreichs, und das nur sitten- und geschmacksverwandte Rassen vereinigte: „Il y aurait eu ainsi, un unique et puissant royaume du nord, s'étendant jusqu'aux provinces de la langue d'oc, englobant tous les gens dont les goûts, dont les instincts, dont les mœurs étaient pareils" (*Là-Bas* 65)[27]).

In scharfen Ausfällen wendet sich Huysmans gegen die Nordamerikaner, deren utilitaristischer Einfluß die Zivilisation des modernen Europa zur „apothéose du coffre-fort"[28]) gemacht habe. „Profitons du temps qui nous reste avant la définitive invasion de la grande muflerie du Nouveau-Monde!" ruft er aus[29]). Und „mufle, muflerie" dient ihm oft zur Charakterisierung des amerikanischen Menschentypus, der dem Künstlerischen und Romantischen seines Wesens natürlich zuwider sein mußte[30]).

Auf seinen kunsthistorischen Studienreisen in den achtziger Jahren kam Huysmans auch nach Deutschland und seine Urteile und Eindrücke über das Volk der Dichter und Denker erregen naturgemäß unsere größte Neugierde. Freilich sind wir ja auf nicht viel Schmeichelhaftes gefaßt.

Hamburg wird in Grund und Boden verrissen: es ist ihm zu kommerziell, hat zu viele Juden und Protestanten, aber auch zuviel Telegraphendrähte und Südamerikaner: „Le commerce jette comme un épervier sur elle. Les faîtes des maisons sont pris dans un filet de fer par les incroyables écheveaux des téléphones; et ce sont des appareils de forme bizarre, des cithares saugrenues, des harpes étranges, des instruments compliqués et dont on ignore et l'usage et le nom. Le firmament devient un immense papier de musique où les notes

---

[26]) Vgl. auch *Foules de Lourdes* 57, wo er sogar eine meridionale Wallfahrerprozession verspottet: „.... en clamant, avec des voix en tôles que l'on bat, un cantique où l'on distingue des ‚De Dious la rouzado' et des ‚pitchoun'"; ferner ib. 84 und *De Tout* 257.

[27]) Allerdings heißt es *Sainte Lydwine* 25 vom Sohne Heinrichs VI. von England „Le pharisaïsme et la cupidité de la race anglaise se sont incarnés en lui", aber der Nachsatz „il préfigure la sécheresse et le bégueulisme éperdu des protestants" schwächt dieses vereinzelte negative Urteil ab.

[28]) *Là-Bas* 2; der „Amerikanismus" war mit einer der Gründe seiner Absage an den Naturalismus.

[29]) *A Vau l'Eau* 199.

[30]) *En Route* 24, *La Cathédrale* 18.



sont figurées par les godets de porcelaine des télégraphes; c'est une partition, barbare, incompréhensible, gravée en blanc sur fond gris; et des réflexions provocatrices vous viennent, quand on songe à ce Hambourg ivre de luxure, le soir, et gorgé de filles, à cette ville de labeur écrasant et de joie, pleine d'Américains évadés de leurs républiques du Sud, de gens Caracas cirés ainsi que des meubles au brou de noix, de luthériens roses et blonds, à lunettes d'or, et d'affreux circoncis" (*De Tout* 188).

Im Restaurant bewundert er deutsche Leistungsfähigkeit im Essen: „Tous se ressemblaient par l'étonnante capacité de leurs appétits. Leurs estomacs étaient des gouffres. Jamais je ne vis mastiquer aussi lentement, aussi méthodiquement, aussi longuement" (*De Tout* 190)[31]).

Daß ihm Berlin in architektonischer Hinsicht mißfällt, ist weiter nicht überraschend[32]). Das Berliner Straßenpublikum jedoch erfährt eine grausam vernichtende Kritik, die allerdings fast mehr erheiternd als verletzend auf den deutschen Leser wirkt: „Cette ville est donc hideuse et l'on voudrait que la foule qui l'anime le fût moins; mais, elle aussi, consterne. Sur les trottoirs défilent des officiers gommés, sanglés dans des tuniques collantes et dans de noires culottes à vermicelle rouge; et ils passent, droits, un monocle grand comme une roue de locomotive dans l'œil, mâchant, dans des torrents de fumée, des troncs d'arbres et faisant rebondir, sur le pavé, des sabres; puis ce sont, serrées dans des costumes dont les tons s'injurient, de grosses dames aux bouches toujours ouvertes et desquelles s'échappent, par instants, des rires en cris de poule, et des hommes, râblés, avec des lunettes d'or, des crânes chauves, des barbes à clairières, des joues colorées, des têtes de pharmaciens homœopathes et de penseurs. La laideur humaine a, ici, un aspect particulièrement insolent chez le galonné, bébête chez la femme, et, chez le bourgeois, grave" (*De Tout* 204)[33]).

Die Abneigung des Katholiken Huysmans gegen Juden und Protestanten hatte auch religiös-politische Gründe, denn er betrachtete sie als Urheber und Inszenierer der freimaurerischen Bewegung, die für ihn aller Übel Ursprung im öffentlichen Leben bedeutet, der Brennpunkt des Atheis-

---

31) Vgl. auch ib. 195.

32) „Je ne crois pas qu'il existe de ville plus fastidieuse et plus laide que ce Berlin coupé au cordeau, planté de maisons sans intérêt et de palais affreux", *De Tout* 204.

33) Dieses Urteil erfährt seine Krönung gelegentlich der Besichtigung der Crustaceen im Berliner Aquarium: „... alors, il faut bien le dire, la laideur des Berlinois paraît douce et l'on aurait presque (!) envie, ma foi, d'embrasser, tant on les juge maintenant avenantes, les faces des traîneurs de sabres à monocles et des homœopathes à lunettes d'or," ib. 213.

mus ist und die Macht der Kirche brechen will[34]). Am Ende des Heiligenlebens *Sainte Lydwine de Schiedam* (S. 309) ergeht er sich in Betrachtungen über den Stand des europäischen Katholizismus und kommt zu folgendem Ergebnis: „L'Autriche est rongée jusqu'aux moelles par la vermine juive, l'Italie est devenue un repaire maçonnique, une sentine démoniaque, au sens strict du mot; l'Espagne et le Portugal sont, eux aussi, dépecés par les crocs des Loges; seule, la petite Belgique paraît moins cariée, de foi moins rance, d'âme plus saine[35]); quant à la nation privilégiée du Christ, la France, elle a été attaquée, à moitié étranglée, saboulée à coups de bottes, roulée dans le purin des fosses par une racaille payée de mécréants. La franc-maçonnerie a démuselé, pour cette infâme besogne, la meute avide des israélites et des protestants."

Immerhin überraschend ist der politische Teufelsglaube Huysmans, der seinen stärksten Ausdruck im Urteil über die damalige französische Regierung findet: „Il y a dans tous les cas, un fait, indéniable, absolu, sûr, c'est, qu'en dépit des dénégations intéressées, le culte Luciférien existe; il gouverne la franc-maçonnerie et tire, silencieux, les ficelles des sinistres baladins qui nous régissent, et ce qui leur sert d'âme à ceux-là est si pourri qu'ils ne s'imaginent même pas qu'ils ne sont ... que les bas domestiques d'un maître à l'existence duquel ils ne croient pas" (*Sainte Lydwine* 310).

Am deutlichsten tritt Huysmans in seiner Stellungnahme gegen die zeitgenössische französische Politik hervor in *L'Oblat*, wo es sich um das Separationsgesetz handelt. Freimaurerei, Sozialismus, Juden- und Protestantenhaß, die Dreyfus-Affäre und teuflische Intriguen, alles finden wir hier in buntem Gemisch zusammengewürfelt. Die Regierung, die gegen die geistlichen Kongregationen vorgeht, wird mit dem Synedrium, Trouillot mit Judas, Loubet zuerst mit Pilatus, später mit einer Schreibmaschine verglichen, auf der Monis, Millerand und Waldeck-Rousseau klappern, der Senat wird ein „clapier soupçonneux" genannt, und als das fragliche Gesetz beschlossen ist, da öffnet Huysmans alle Schleusen seines überreichen Schimpfwörterlexikons[36]).

Begreiflicherweise ist ihm auch die republikanische Staats-

---

[34]) Ich greife hier und noch öfter im folgenden dem späteren Abschnitt über Huysmans' Katholizismus ein wenig vor.

[35]) „La Belgique .... c'est la dernière nation catholique où la meute des francs-maçons soit encore muselée", *L'Oblat* 297.

[36]) Vgl. *L'Oblat* 53, 277 ff., 301 („la Chambre avait trouvé dans le Sénat son sosie d'opprobres. Un sous-Trouillot, du nom de Vallé, avait rempli avec quelques terrines de son eau de vaisselle l'auge de la rue de Tournon et les vieux glandivores [!] s'étaient ventrouillés dans le purin de cette éloquence et avaient voté, haut la patte, la loi").

form ein Greuel[37]), er setzt aber keine Hoffnungen auf die französischen Thronprätendenten, denn sie erwarten, daß man ihnen Frankreich auf einem Teller serviere (*L'Oblat* 425), und die übrigen Potentaten Europas bezeichnet er als „gredins couronnés (ib. 281). Auch der französischen Revolution wird, wo es angeht, gerne ein Hieb versetzt[38]).

Huysmans Verhältnis zur Wissenschaft resümiert treffend ein Satz in *En Rade* (S. 70): „Il est certain ... que, quelle que soit l'opinion qu'ils professent, les savants ânonnent."

Auch hier fehlt ihm Glaube und Vertrauen in allem, was unsere Zeit an Altem entwickelt, was sie an Neuem entdeckt hat, eben weil es unsere Zeit ist. So wie ihr Rationalismus und Utilitarismus steht auch der moderne Positivismus Auguste Comtes bei ihm im ärgsten Mißkredit[39]). Und schon, bevor er Katholik geworden ist, sagt er: „l'Église seule peut répondre, la science pas"[40]). Viel mehr interessiert ihn die von Mystizismus, Okkultismus und Magie durchtränkte Wissenschaft des Mittelalters und die modernen Formen dieser Lehren. Die als mittelalterliche Erscheinungsform des Spiritismus aufgefaßte Astrologie beschäftigt ihn eingehend und das ganze Buch *Là-Bas* strotzt von Gesprächen über die mittelalterlichen Wissenschaften und ihre Fortsetzungen in der Neuzeit[41]).

Der neueren Geschichtswissenschaft gegenüber verhält er sich natürlich auch ablehnend: „Pour Durtal, l'histoire était ... le plus solennel des mensonges, le plus enfantin des leurres", denn „les événements ... ne sont pour un homme de talent qu'un tremplin d'idées et de style", (*Là-Bas* 25). Von diesem Gesichtspunkte aus zieht er Michelet allen anderen Historikern vor und wendet sich heftig gegen die Schule Taines[42]).

Am charakteristischesten aber zeigt sich Huysmans in seinem Verhältnis zur Medizin.

Gegen die Ärzte, diese „enfonceurs de portes ouvertes" (*Là-Bas* 208)[43]), zieht er beständig zu Felde. In „A Vau l'Eau" (S. 190) z. B. zählt er eine lange Reihe von Heilmitteln auf[44]), die sein Doppelgänger Folantin erfolglos an-

---

37) „Ce volatile, mâtiné de vautour et d'oie qu'est la République des juifs et des athées" (*L'Oblat* 279).

38) Vgl. ib. 102; wegen vereinzelter politischer Anspielungen auch *Là-Bas* 411 ff., 440 und *Sainte Lydwine* 310, ferner *De Tout* 124.

39) *Là-Bas* 212.

40) Ib. 212.

41) Vgl. besonders 111, 192 ff., 286, 363/4, 386 ff.

42) *Là-Bas* 26/7.

43) Die Landärzte heißen „Diafoirus de canton" (*Foules de Lourdes* 263).

44) Huysmans liebt solche endlose, den Zusammenhang störende Aufzählungen; besonders in den katholischen Werken finden sie sich zahlreich in Bezug auf Liturgie, kirchliche Symbolik, Martyrologie, Hagiographie usw.

gewendet hat[45]). In der vorkatholischen Zeit läßt sich diese Ableugnung des Wertes der medizinischen Wissenschaft leicht aus seinem Drange „vers l'informule", seiner Sehnsucht nach dem „à rebours" und „là bas" alles Menschlichen deuten, die ihn allem Positiven und Exakten abhold machten. Der Katholizismus jedoch brachte ihn zu einer ganz mittelalterlichen Glaubensnaivität und Kritiklosigkeit, die bei seiner sonst so starken kritischen Veranlagung wundernehmen muß.

In seinem Buch über die heilige Lydwina beweist er einen solchen Mangel an medizinischem Sinn, wie er dem ungebildetsten Laien nicht zuzutrauen ist, und nimmt die Berichte der alten Biographen der holländischen Heiligen über deren körperliche Leiden mit einer solch naiven Selbstverständlichkeit hin, daß man kopfschüttelnd sich über die merkwürdigen Wandlungen wundert, die eine Konversion herbeiführen kann[46]).

Huysmans steht als Katholik eben durchaus auf dem Standpunkte des Wunders. Reichsten Aufschluß gibt uns hier sein Buch *Les Foules de Lourdes* (1906), ein katholisches Gegenstück zu dem Lourdes-Roman Zolas.

Der Gegensatz zu diesem tritt uns gleich auf den ersten Seiten entgegen, wo Huysmans die Erscheinungen der heiligen Jungfrau vor der in Lourdes aufzählt und wie Zola die Vision der Bernadette Soubirous eine keineswegs vereinzelte Tatsache nennt. Doch während Zola natürlich die Auslegung gibt, daß es eben zu allen Zeiten hysterische Mädchen gegeben habe, argumentiert Huysmans: „Toujours la Mère du Christ a considéré ce pays comme son fief" (S. 9).

Andererseits ist man erstaunt, wie beide mitunter in ihren Betrachtungen zusammentreffen: beide bezeichnen es als das größte und eigentlichste Wunder von Lourdes, daß keiner von den Kranken, die nacheinander in dem eiskalten, von Ansteckungsstoffen gesättigten Wasser der Grotte baden, noch kränker oder gar tot das Bad verlasse (Huysmans

---

[45]) Vgl. auch *Là-Bas* 31, 142, 469/70 und die ärztliche Behandlung Des Esseintes' in *A Rebours.*

[46]) „Ce saut fit éclater l'abcès; mais, au lieu de crever au dehors, il perça en dedans et elle rendit le pus à pleine bouche", (*Sainte Lydwine* 77); „Quand on voulut la bouger, afin de changer les draps de son lit, on dut lui lier solidement les membres avec des serviettes et des nappes, car autrement son corps se serait disloqué et scindé en morceaux, entre les mains des assistants", ib. 114; „en trente ans, elle ne goûta pas à plus d'aliments qu'une personne valide n'en ingère d'habitude pendant trois jours", ib. 114; „on a compté qu'elle n'avait pas dormi la valeur de trois bonnes nuits en l'espace de trente-huit ans", ib. 115; S. 230 berichtet er von einem Eremiten, der sich in die Wüste zurückzog, dort auf einem Baume 17 Jahre lang, bloß vom göttlichen Manna genährt, lebte und dabei schließlich so fett wurde, daß er nicht mehr imstande war, seine luftige Wohnung zu verlassen. Vgl. auch *De Tout* 213, 262/3.



S. 64, Zola S. 175). Dann aber kommt der charakteristische Unterschied in der Erklärung dieser Erscheinung: bei Huysmans ist sie der Einwirkung der heiligen Jungfrau zu danken, Zola dagegen sagt: „La sainte Vierge n'a pas même besoin d'intervenir", denn es kämen gar keine ansteckend Erkrankten nach Lourdes und überdies sei das Wasser für die Virulenz der Bazillen viel zu kalt (*Lourdes,* S. 197).

Immerhin ist Huysmans hier mitunter objektiver als sonst[47]), wenn es auch nicht an Polemiken gegen die rein medizinischen Erklärungen der Wunder von Lourdes (S. 65, 209) und auch an solchen gegen Zola selbst (S. 91 ff.) fehlt.

Ich wende mich nun zur Betrachtung von Huysmans' Verhältnis zur Kunst.

Sie spielte in seinem Leben eine ungeheure, erdrückende Rolle, sie nahm ihn so ganz und gar in Anspruch, durchtränkte sein Wesen so vollkommen, daß man zweifeln möchte, was ihm mehr am Herzen lag, sie oder sein späterer Katholizismus: war sie ja doch auch sein mächtigstes Bekehrungsmotiv. Und da er noch „en route" war, rief er aus: „Je ne suis emballé à l'église que par l'art!" (*En Route* 47).

Religion ohne Kunst ist für ihn einfach undenkbar; für jene wie für das Leben überhaupt war sie ihm Anfang und Ende, sie war ihm seine erste, dem späteren Katholiken seine zweite Religion. Wie die geliebte Frau soll auch die Kunst nur aus der Ferne rein geliebt und verehrt werden, wie sie außer Bereich besudelnder Hände und Begierden sein[48]): sie ist der hohe Leuchtturm, der das finstergrollende Meer seines Menschenhasses strahlend überragt, sie kommt für ihn, auch nach der Konversion. gleich nach dem höchsten Christenideal, nach der Heiligkeit[49]).

Fast in keinem einzigen seiner Bücher hat es Huysmans versäumt, sich mit der Kunst zu beschäftigen. Abgesehen von den ihr ausschließlich gewidmeten Schriften und den Essays in den verschiedenen Skizzensammlungen, schweift er oft seitenlang von seinem eigentlichen Stoff zu Kunstbetrachtungen ab; sie sind so zahlreich, daß ich nur im allgemeinen auf sie hinweisen kann. Am meisten überwuchern sie *La Cathédrale,* hier mehr der gotischen Baukunst zugewendet, als der sonst vorgezogenen Malerei.

Bezeichnend für Huysmans' stürmische, übersubjektive Kunstbetrachtungsweise ist, daß er bei negativer Kritik kirchlicher Kunstwerke auch als Katholik nie davor zurückscheut, dem respektlosen Überschäumen seines stets natura-

---

47) S. 88, 201 und gar 133 („c'est une véritable débâcle de la raison!").

48) Vgl. *Là-Bas* 325/6; auch 292.

49) *Foules de Lourdes* 107.



listischen Stils freien Lauf zu lassen[50]). Denn eben weil die Kunst für ihn die wichtigste menschliche Kulturäußerung war, hat er hier auch die äußerste Grenze in der Schärfe ablehnender Kritik erreicht. Die Zahl der Beispiele ist Legion und die für Huysmans' sprachlichen Stil meistsagenden finden sich gerade auf dem Gebiete der Kunstkritik[51]).

Charakteristisch ist seine schwärmerische Verehrung für die Malerei der Primitiven, insbesondere für Matthias Grünewald von Aschaffenburg. Hier findet er verwirklicht, was er nach der Abkehr vom Naturalismus von der Literatur forderte, jenen „naturalisme spiritualiste", jenen „réalisme surnatural", jene „divine abjection", die er vor allem an Grünewalds Christusbildern bewundert[52]). Immer wieder und überall, wo Huysmans sich mit Kunst beschäftigt, taucht diese Liebe zu den Primitiven auf, unter denen er neben Grünewald noch Roger van der Weyden und Fra Angelico bevorzugt, sowie die Hervorhebung der drei Länder, wo ihre Kunst vorzüglich heimisch war, Italiens, Deutschlands und Flanderns.

Die Bilder der Primitiven sind für Huysmans mit der ganzen tief in Gott wohnenden und nach nichts anderem als seiner Verherrlichung strebenden Seele des christlichen Mittelalters gemalt; wie denn auch, nach seiner Meinung, wahre religiöse Kunstwerke nur aus der Hand eines innigfrommen Künstlers hervorgehen können. Ein solcher bildet sein Werk nicht zu eigenem Ruhme, sondern einzig und allein in maiorem Dei gloriam; so ist auch sein Talent nicht eine menschliche Eigenschaft, sondern eine göttliche Gnade im höheren Sinne: Der Künstler ist ein von Gott zu seiner Verherrlichung Auserwählter; er braucht darum außer seiner künstlerischen Fähigkeit keine besonderen geistigen Gaben zu besitzen, im Gegenteil: Huysmans betont oft das naive, einfältige, bloß auf Gott gerichtete Wesen der mittelalterlichen Künstler. Wegen dieser Eigenschaften ist ihm unter den modernen religiösen Malern Charles-Marie Dulac, wie er Konvertit, besonders sympathisch[53]).

---

50) „Vous avez une façon naturaliste d'envisager les choses et de les résumer qui est plus que singulière", sagt ihm einmal ein Benediktinermönch (*L'Oblat* 238). — Vgl. hierzu z. B. *L'Oblat* 204 ff. (bes. 225), 355/6, *Là-Bas* 369, *De Tout* 147.

51) Zwei besonders ketzerische seien genannt: „les boyauderies brossées à la hâte par Rubens" (*De Tout* 142) und „les sourdes médiocrités de Raphaël" (*Certains* 220). — Über Huysmans' kritische Kämpfe für den Impressionismus vgl. H. Schöffler: *Die Stellung Huysmans' im französischen Roman*, Leipziger Dissertation 1911, S. 23, Fußnote. — Schöffler unternimmt auch den interessanten und durchaus berechtigten Versuch, Huysmans' Entwicklungsgang pathologisch (aus hereditärer Neurasthenie) zu erklären.

52) *Là-Bas* 8 ff., *Trois Primitifs* 36 ff.

53) *De Tout* 125 ff.

Die Entwicklung der **religiösen Kunst** bis auf unsere Tage bewegt sich in absteigender Linie, nicht nur wegen des abnehmenden Glaubens, sondern auch, was ja nach Huysmans eigentlich dasselbe bedeutet, aus Mangel an Talenten[54]). Und der Neuzeit war es vorbehalten, jene Art von kirchlicher Kunst hervorzubringen, die Huysmans als „bondieuserie, bondieusarderie" oder „pieusarderie" zusammenfaßt, d. h. die Devotionalien. Diese Industrie ist für ihn stets mit Rue, Place und Église St. Sulpice verknüpft[55]).

Unter solchen Umständen kann die kirchliche Kunst der den Zwecken der Kirche entsprechenden Aufgabe, „d'exprimer ses pensées, de les exposer dans des livres, sur des porches de cathédrales, dans des retables, aux masses" (*L'Oblat* 349) natürlich nicht mehr gerecht werden. Denn der religiösen Kunst fällt eben die Bestimmung zu, Vermittlerin zwischen der Kirche und dem Volke zu sein; ihre motorische Bekehrungskraft ist ungleich größer, als die aller phrasenhaften Predigerarbeit: „Des artistes dont les œuvres opéreraient certainement plus de conversions, lui amèneraient plus de partisans que ces vaines rengaines que ses prêtres, huchés dans des coquetiers, versent sur la tête résignée des fidèles, du haut des chaires" (*L'Oblat* 349/50). So drängt die Begeisterung für die Kunst der Kirche den Respekt vor ihren Priestern auch bei dem katholischen Huysmans in den Hintergrund[56]).

Am eindringlichsten klagt er über den grauenhaften Verfall kirchlicher Kunst in seinem Buche über Lourdes, wo Geschmacklosigkeit und künstlerische Unbildung solche Orgien feiern, daß er nicht umhin kann, so wie gelegentlich der Freimaurerei, wieder dem Teufel die Schuld zuzuschreiben. Denn die Kunst ist Darstellerin des Schönen, dieses eine Emanation Gottes; wo sie aber das Gegenteil des Schönen, das Häßliche, hervorbringt, da steht sie notwendig im Zusammenhang mit dem Gegenteil Gottes, dem Teufel[57]).

Was die Primitiven in der Malerei, das bedeutete für Huysmans in der Musik der plain-chant, der **gregorianische Kirchengesang**. In der Kirche muß er Alleinherrscher sein, denn er ist der Höhepunkt aller musikalischen Kunst und neben seiner Pracht und Größe verschwindet alle weltliche Musik[58]). Zusammen mit der kirchlichen bildenden Kunst

---

54) *Te Tout* 136, *Foules de Lourdes* 121.

55) Vgl. *Là-Bas* 333 ff., *L'Oblat* 95, 240.

56) Die kirchliche Kunst wieder zu heben, erscheint Huysmans die benediktinische Oblatur berufen (*L'Oblat* 350 ff.). Vgl. auch *Foules de Lourdes* 110 ff., wo er den ungebildeten Klerus für ihren Verfall verantwortlich macht.

57) Vgl. *Foules de Lourdes* 101, 107, 108 ff., 113/4, 255.

58) Von der Skizze über Wagners Tannhäuser-Ouvertüre in den *Croquis Parisiens* abgesehen, finde ich über sie nur ablehnende Urteile; vgl. z. B. *En Route* 388: „les déculottages mystiques de feu Gounod" und *L'Oblat* 22.

war er eine der Hauptstützen seines Glaubens und ihm hat er die schönsten und glühendsten Töne seines Stils gewidmet. Seine Verherrlichung findet sich in allen katholischen Schriften Huysmans', besonders in *L'Oblat*, taucht übrigens schon in *A Rebours* (S. 268/9) auf[59]).

Mit der mittelalterlichen Baukunst und besonders mit ihrer Symbolik (vielfach auch mit der liturgischen Symbolik) hat sich Huysmans sehr eingehend in dem zweiten der katholischen „Romane", *La Cathédrale*, auseinandergesetzt. Die Kathedrale von Chartres wird mit Beherrschung eines erstaunlich umfangreichen Materials an mittelalterlichen Quellen abhandlungsweise nach allen möglichen Richtungen besprochen und zergliedert. Psychologisches Interesse vermag jedoch dieses Buch nicht zu erwecken, sachliches oft in hohem Maße.

Die moderne Baukunst lehnt Huysmans natürlich ab. Er flieht, so oft er nur kann, vor der „redondante laideur du Paris neuf" (*L'Oblat* 99), dessen Oper er ein „spécimen de l'art des marchandes à la toilette", dessen Triumphbogen er „arche de pont" und dessen Eiffelturm er „chandelier creux", „grillage infundibuliforme" und sogar ein „suppositoire solitaire et criblé de trous"[60]) nennt, in die stille Einsamkeit alter Häuserviertel. Diese Liebe zu Alt-Paris findet oft und oft in seinen Schriften beredten Ausdruck[61]) und er meint „il y aurait un petit volume à écrire sur chacun des arrondissements de Paris, à ce point de vue, un guide pour les raffinés et les artistes" (*En Ménage* 182)[62]).

Über Huysmans' Stellung zur Literatur gibt uns *Là-Bas* den reichsten Aufschluß. Gleich am Anfang finden wir den Reflex seiner großen literarischen Wandlung, der Absage an den Naturalismus, die er schon früher, 1884, mit *A Rebours* zur Tat gemacht hatte[63]).

Er wirft dem Naturalismus „l'immondice de ses idées", die „démocratie de l'art" vor, den Materialismus, den Mangel an Psychologie (*Là-Bas* 1 ff.). Sein neues literarisches Evangelium ist das des „transzendentalen Naturalismus", wie ihn Morf (*Die romanischen Literaturen,* S. 394) etwas abweichend von Huysmans selbst genannt hat: „Il faudrait garder la véracité du document, la précision du détail, la langue étoffée et nerveuse du réalisme, mais il faudrait aussi se faire pui-

---

59) Vgl. auch *En Route* 79.

60) *Là-Bas* 336 bezw. *Certains* 174.

61) *Les vieux Quartiers à Paris, La Bièvre, Le Quartier Saint Séverin, Le Quartier Notre Dame;* vgl. ferner *Là-Bas* 79, *La Cathédrale* 89, *De Tout* 68 ff., 203, *A Vau l'Eau* 186, *En Ménage* 113 ff., 179 ff., 310 ff.

62) Wegen Huysmans' Vorliebe für die Gobelin-Kunst vgl. *Les Gobelins* (zusammen mit *La Bièvre*) und *De Tout* 63 ff. Über Schauspielkunst vgl. *A Vau l'Eau* 213 und *L'Oblat* 256.

63) Genaueres hierüber in dem später (1903) hinzugefügten Vorwort zu *A Rebours;* vgl. Schöffler, a. a. O., S. 37 ff.

satier d'âme et ne pas vouloir expliquer le mystère par les maladies des sens; le roman, si cela se pouvait, devrait se diviser de lui-même en deux parts, néanmoins soudées ou plutôt confondues, comme elles le sont dans la vie, celle de l'âme, celle du corps, et s'occuper de leurs réactifs, de leurs conflits, de leur entente. Il faudrait, en un mot, suivre la grande voie si profondément creusée par Zola, mais il serait nécessaire aussi, de tracer en l'air un chemin parallèle, une autre route, d'atteindre les en-deçà et les après, de faire, en un mot, un naturalisme spiritualiste", ib. 6.

Der einzige naturalistische Schriftsteller, der diesen Ansprüchen genügt, ist für Huysmans Dostojewsky; und unter den französischen Psychologen bewundert er nicht Stendhal, sondern den ziemlich unbekannt gebliebenen Ernest Hello (ib. 8).

Auf dem Gebiete einer anderen Kunst allerdings, dem der Malerei, haben die Primitiven seine ideale Forderung restlos erfüllt, das, was er vom Roman verlangt, in Farben umgesetzt, so vollständig, daß er zweifelt, in irgendeiner Literatur etwas Ebenbürtiges finden zu können; halbwegs nähern sich ihrer Kunst vielleicht nur die stigmatisierte Nonne Anna Katharina Emmerich, der wir in Klemens Brentanos Leben begegnen, und der Mystiker Jan van Ruysbroeck (ib. 14).

Seitdem Huysmans den neuen literarischen Anzug angelegt hat, vermeidet er seinen früheren Verkehr mit gleichgesinnten Schriftstellern (ib. 22 ff.). Doch schon, als er selber noch Naturalist gewesen, habe eine Kluft zwischen ihm und seinen literarischen Genossen bestanden und es sei für ihn eine Naturnotwendigkeit gewesen, dem „territoire américain de l'art" Valet zu sagen und „une région plus aérée et moins plane" aufzusuchen (ib. 24).

Für die Beurteilung der wenigen literarischen Sympathien Huysmans' war ihm ein Hauptkriterium die Sprache der betreffenden Schriftsteller und seine Stilcharakteristiken sind sehr bezeichnend für seine eigenen Spracheigentümlichkeiten[64]).

---

[64]) „Sidoine Apollinaire, dont la correspondance lardée de saillies, de pointes, d'archaïsmes, d'énigmes, le tentait" (*A Rebours* 48). — Tristan Corbière: „Avec cela, dans ce style rocailleux, sec, décharné à plaisir, hérissé de vocables inusités, de néologismes inattendus, fulguraient des trouvailles d'expression, des vers nomades amputés de leur rime, superbes" (ib. 249). — Mallarmé: „Percevant les analogies les plus lointaines, il désignait souvent d'un terme donnant à la fois, par un effet de similitude, la forme, le parfum, la couleur, la qualité, l'éclat, l'objet ou l'être auquel il eût fallu accoler de nombreuses et de différentes épithètes pour en dégager toutes les faces, toutes les nuances, s'il avait été simplement indiqué par son nom technique. Il parvenait ainsi à abolir l'énoncé de la comparaison qui s'établissait, toute seule, dans l'esprit du lecteur, par l'analogie, dès qu'il avait pénétré le symbole, et il se dispensait d'éparpiller l'attention sur chacune des qualités qu'auraient pu présenter, un à un, les adjectifs placés à la queue leu-leu, la concentrait sur un seul mot, sur un tout, produisant, comme pour un tableau par exemple, un aspect unique et complet, un ensemble" (ib. 261).

Über anerkannte Neuere gibt er ähnlich verstiegene Gewalturteile ab wie über Maler und Musiker[65]**).**

Ein besonderes Interesse hatte Huysmans für die Heiligenleben-Literatur, die „un des lieux communs de la bondieuserie" geworden war. Schon zur Zeit von *En Route* (S. 31) und *La Cathédrale* (S. 112) trägt er sich mit dem Gedanken, ein Heiligenleben nach seinen Geschmacksanforderungen zu schreiben[66]**), und so erschien an der Schwelle des neuen Jahrhunderts *Sainte Lydwine de Schiedam***[67]**), ein Buch, das aber, wie wir schon gesehen haben, inhaltlich enttäuscht**[68]**).**

So sehr Huysmans der modernen geistlichen Literatur abhold war[69]**), so sehr wußte ihn die ältere anzuziehen, insbesondere, wenn sie der Mystik angehörte. Neben Böhme, Tauler, Eckart imponieren ihm Saint Jean de la Croix (*En Route* 135) und mehrere kirchliche Schriftstellerinnen, wie die heilige Theresia, die heilige Angela (*La Cathédrale* 448), besonders aber Sainte Françoise Romaine, deren Höllenvisionen er unbedenklich über Dantes Inferno stellt (*De Tout* 300 ff.).**

In *A Rebours* beschäftigt er sich viel mit lateinischer Literatur; in der mittellateinischen weist er eine verblüffende Kenntnis auf. Cicero jedoch hat ihm, besonders in sprachlicher Hinsicht, nicht viel zu sagen[70]**). In einem viel näheren Verhältnis steht er zur silbernen Latinität, deren Sprache, wie auch „le latin populacier, l'argot de la rue"**[71]**), ihm sehr sympathisch war; und er findet großen Geschmack an Apuleius und Petron**[72]**).**

65) „Les explosibles fariboles des romantiques ...., les œuvres lanugineuses des Cherbuliez et des Feuillet ...., les lachrymales historiettes des Theuriet et des Sand" (*Là-Bas* 6); „le bouillon de veau des Cherbuliez et des Feuillet" (*A Vau l'Eau* 196); „cette vieille filatrice d'idéal bêta qu'on nommait la Sand" (*Certains* 136); „les juleps de Feuillet ... les sels secs de Stendhal" (*Là-Bas* 7); „toutes ces romances lui semblaient troubadour et dessus de pendule" (*A Vau l'Eau* 211). Erwähnenswert ist auch die Abneigung gegen Molière, vgl. *Un Dilemme* 257.

66) Flaubert war ihm hier ein vielbewundertes Vorbild.

67) Das Leben dieser Heiligen ging ihm stets besonders nahe (*En Route* 59 ff.).

68) Auch stilistisch (bis auf die Schilderung der Feuersbrunst S. 236/7). — Das Buch wendet sich an die unheilbar Kranken und will Beziehungen zwischen der Gegenwart und der Heiligen herstellen, deren Name zu Huysmans' Empörung von Baedekers Reiseführer nicht einmal erwähnt wird (S. 320)! Lydwinas Leben wird der degenerierten Mehrzahl der modernen Katholiken vor Augen geführt (S. 287) und eine Liste ihrer Nachfolgerinnen samt kleinen Biographien angeschlossen.

69) „.... des cuillerées d'eau bénite dans le mucilage d'une gluante prose" (*A Vau l'Eau* 194); „des morceaux de vies de Saints, écrites dans ce style oléagineux, cher aux catholiques" (*L'Oblat* 41).

70) „En prose, la langue verbeuse, les métaphores redondantes, les digressions amphigouriques du Pois Chiche (!) ne le ravissaient pas davantage" (*A Rebours* 38).

71) *A Rebours* 41.

72) Ib. 40 ff.



Ich wende mich nun zur eingehenderen Betrachtung jener beiden Werke Huysmans', welche die Brücke schlagen zwischen dem Naturalisten und dem Katholiken, zu *A Rebours* und *Là-Bas.*

„Il faut que je me réjouisse au-dessus du temps . . ., quoique le monde ait horreur de ma joie, et que sa grossièreté ne sache pas ce que je veux dire“, das ist das vielsagende Motto aus Ruysbroeck l'Admirable zu *A Rebours.*

Des Esseintes, der einzige noch lebende Abkömmling einer alt-adeligen Familie, zieht sich in Haß gegen Welt, Natur und Menschen auf ein Landhaus, nahe von Paris, in die Einsamkeit zurück. Er hat nur zwei Dienstboten bei sich, sucht aber die Berührung mit ihnen auf das Notwendigste zu beschränken.

Wir lernen seinen Geschmack auf das genaueste kennen: Zimmereinrichtung und Bilder[73]), Kunst und Literatur nicht minder wie Parfüms und Liköre. Er will auf dem Gebiete des Geruchs- und Geschmackssinnes den auf dem Gesichts- und dem Gehörssinne beruhenden Kunstwerken ebenbürtige zur Seite stellen. Er besitzt einen Wandschrank, genannt „orgue à bouche“, und gefüllt mit den seltensten und kostbarsten Likören und Elixiren aller Weltteile, und verbringt ganze Tage damit, durch raffinierte Mischungen ihrer neuartige und ungeahnte zu komponieren, mit denen er Geschmacksorgien feiert, deren Wirkungen ihn ins Nebelreich traumhafter „au-delà“ hinüberleiten[74]). Er komponiert aber auch Parfümsymphonien und Geruchslandschaften, deren Düfte, wie jene Gaumenreize, ihm neue, köstliche Anregungen verschaffen[75]). Dieselben Kompositionstendenzen zeigt Des Esseintes auch für Farben (S. 17 ff.) und Edelsteine (S. 57 ff.); er läßt z. B. den Rückenschild einer großen Schildkröte mit den kostbarsten, untereinander zusammengestimmten Juwelen besetzen[76]). Große Vorliebe hat er auch für absonderliche Pflanzen, läßt ganze Wagenladungen der merkwürdigsten botanischen Gebilde auf sein Schloß kommen und bevölkert damit seinen Garten. Nur die sonderbarsten Bastarde, die grotesk gestalteten, abenteuerlichen Meeresungeheuern gleichenden, die fleischfressenden, die in giftigen Farben schlangenähnlich schillernden bestehen vor seinem kritischen Auge[77]). Eine

---

[73]) Vgl. *Là-Bas* 107 ff. Auch die „bibelots“ werden oft bei Huysmans erwähnt, vgl. z. B. *L'Oblat* 320.

[74]) Verwandtes findet sich auch *Là-Bas* 214, 385/6, *De Tout* 28/9.

[75]) Vgl. *En Rade* 36, 42 ff. (Herstellung von Parfüms aus Leichen); hierzu *Là-Bas* 38/9 und *En Ménage* (Milieubild aus der Familie Désableau); ferner *Les Similitudes* (*Croquis Parisiens* 161).

[76]) Vgl. *En Rade* 32; *Là-Bas* 422 und besonders *La Cathédrale* (kirchliche Symbolik der Edelsteine).

[77]) Vgl. *Là-Bas* 58, *L'Oblat* 74, 78, 80, 335, *Foules de Lourdes* 170/1; *La Cathédrale* (Hortulus des Walafrid Strabo).

andere charakteristische Eigenart Des Esseintes' ist endlich die Bibliophilie. Er läßt seine Lieblingsbücher auf kostbaren Papiersorten drucken und nach eigenen detaillierten Entwürfen einbinden. Er besitzt eine ungeheure Bibliothek und bemüht sich tagelang, seine wenigen Auserwählten passend zusammenzustellen[78]).

Durch seine nervenaufreibenden Extravaganzen kommt Des Esseintes schließlich körperlich ganz herunter und muß sich auch zu einem à rebours des Ernährungsweges bequemen[79]). Die Krankheit bildet aber auch die Gefolgschaft zu dem mit der Zeit sich einstellenden dégoût vor den Liebhabereien, die dem Exaltierten ein Surrogat menschlicher Umgebung bilden. Der Arzt besteht auf Entfernung aus der Treibhausatmosphäre seines Aufenthaltes und Des Esseintes entschließt sich tatsächlich zu einer Reise nach London. Er kommt aber nicht weiter als nach Paris und versinkt in der Bahnhofrestauration in seine geliebten Träumereien, herrlichere Reisen machend, als er es je im Eisenbahnzug hätte tun können.

Eine auffallende, den durchgehenden Persönlichkeitsgehalt der Huysmans'schen Schriften neuerlich beweisende Parallele hierzu finden wir in *De Tout* (S. 163 ff.), in der humorvollen Skizze *Le Buffet des Gares*. Huysmans stellt hier genau dieselben Beobachtungen an wie Des Esseintes: über die verschiedenen Typen von Passagieren, die Unannehmlichkeiten, denen sie ausgesetzt sind, das Gehaben einzelner, das Buffet usw. Hier wie dort gleich groß ist schließlich die Freude, zum Reisen nicht gezwungen und sein eigener Herr zu sein.

Noch einmal findet sich dieser Gedanke — und schärfer ausgeprägt — in *Foules de Lourdes* 279; und Huysmans faßt hier schließlich das ganze Schönheits- und Lebensevangelium Des Esseintes' zusammen: „J'ai encore assez d'imagination pour pouvoir, tout en demeurant dans un fauteuil, me représenter des horizons dont l'immensité dépasse de beaucoup celle qui se déroule du sommet des monts; le beau est moins ce que l'on voit que ce que l'on rêve."

Darin und in dem Satze Durtals: „La curiosité de l'art commence là où les sens cessent de servir" (*Là-Bas* 1/2) steckt der Kern von Des Essaintes' Weltanschauung. Die Sinne vermitteln uns eben nur die Natur und ihr ärmliches Nebeneinander und erst „dans l'au-delà tout se touche" (*Là-Bas* 73). So strebt Des Esseintes mit allen Kräften weg vom sterilen Boden der Natur und sucht sich, ein Rousseau à rebours, in den Nebelregionen der Träumerei[80]) und der

[78]) Vgl. *L'Oblat* 81, 421 und schon *A Vau l'Eau* 196.

[79]) Parallelen, die schwächliche Gesundheit Huysmans' beweisend, finden sich häufig in seinen Werken; vgl. Schöffler, a. a. O. S. 44 ff., 55 ff.

[80]) Wirkliche Träume spielen öfters eine Rolle in Huysmans' Schriften: vgl. *Croquis Parisiens* („Cauchemar"), *En Rade* 64 ff., 114 ff., 250 ff.



Phantastik ein neues, naturabgewandtes Lebens- und Kunstreich zu konstruieren: er wird der Apostel des Künstlichen: „L'artifice paraissait à Des Esseintes la marque distinctive du génie de l'homme" (*A Rebours* 31).

Und wo er über die Grenzen der Sinne doch nicht hinauszukommen vermag, da will er ihnen eben neue, ungeahnte Betätigung eröffnen: „Je cherche des parfums nouveaux, des fleurs plus larges, des plaisirs inéprouvés (*A Rebours* 143); er ist erfüllt von dem „Fieber nach dem Ungekannten, von ungestillten Sehnsüchten, von dem Trieb, der fürchterlichen Wirklichkeit des Daseins zu entrinnen und — ohne jemals zur Gewißheit zu gelangen — tastend zu irren in den Nebeln des Jenseits der Kunst" (ib. 143)[81])

Von hier führt unmittelbar der Weg zu Huysmans' nächstem bedeutenden Bekenntnisbuche, zu *Là-Bas*, wo Durtal das entsetzliche Leben des Gilles de Rais, des „Des Esseintes des 15. Jahrhunderts"[82]), aus dem Staub der Archive gräbt, denn er hat „transporté la furie des prières dans le territoire des à Rebours"[83]).

So wie Des Esseintes der „horrible réalité de l'existence" zu entgehen trachtet, so zeigt uns *Là-Bas* Durtal-Huysmans auf der Flucht vor dem „implacable dégoût de son époque"[84]). Der Titel des Buches faßt sein vorläufiges Asyl zusammen, das Unbestimmte, Schwankende seiner Zufluchtstätten. Das treibende Motiv ist der alte „élan vers l'informule, cette projection vers les là-bas" (*Là-Bas* 136), die ihn den geheimen Künsten und Kulten des Mittelalters und schließlich dem Glauben in die Arme treiben. Denn für ihn gibt es nirgends Glück mehr als „chez soi et au-dessus du temps. Ah! s'écrouer dans le passé, revivre au loin, ne plus même lire un journal, ne pas savoir si des théâtres existent, quel rêve!" (*Là-Bas* 20).

Dieser Traum verwirklicht sich zeitweise, wenn Durtal den Glöckner Carhaix[85]) aufsucht und in dessen Turmstube im Gespräch mit ihm, mit dem Arzte Des Hermies und dem Astrologen Gévingey den ersehnten Zaubermantel findet, der ihn hinweg ins ferne Mittelalter entführt. Dieses bedeutet ihm in Kunst, Wissenschaft, Literatur und Religion, ja auch in sozialer Hinsicht das goldene Zeitalter der Menschheit[86]) und die ausführliche Beschäftigung mit „Barbe Bleue" ist für Durtal nur ein „tremplin", wie er sich gerne ausdrückt, den

---

81) Diese Worte gelten für ihn ebenso wie für die gleichgesinnte Freundin, der er sie wehmutsvoll widmet.

82) *Là-Bas* 68.

83) Ib. 73.

84) *Foules de Lourdes* 298.

85) Er hat einen Vorläufer in dem Traume in *En Rade* 250 ff.

86) Außer dem hierüber schon Gesagten vgl. *Là-Bas* 169 ff., 354, 362, 438.

Glanz des Mittelalters deutlich hervortreten zu lassen: er rekonstruiert im Geiste die Einrichtung von Gilles de Rais' Schlosse, seine und seiner Blutkumpane Mahlzeiten und ihre Kostüme (S. 165 ff.).

Die eigentümlichste Seite dieses Buches ist aber die Beschäftigung mit dem mittelalterlichen und angeblich auch modernen Satanismus[87]). Durtal sucht aber keineswegs, wie oberflächlich behauptet wurde[88]), „Trost beim Teufel", sondern er interessiert sich für den Satanismus lediglich als zuschauender Beobachter; schließlich wendet er sich sogar ekelerfüllt davon ab.

Der Satanismus erschien ihm als das andere, dem Mystizismus gegenüberliegende Ufer des Katholizismus, als der negative Gegenpol der Heiligkeit (S. 73, 76)[89]) und findet nach Huysmans seine beste Erklärung aus dem faustischen Streben über das menschliche Mittelmaß hinaus. So steht auch Ritter Blaubart als ein anderer Faust vor uns, der vom Teufel Wissenschaft, Macht und Reichtum verlangt und den Pakt mit seinem Blute unterzeichnet (S. 76 ff.).

Am deutlichsten tritt diese Auffassung von dem gemeinsamen Ursprung der beiden Extreme Mystik und Teufelsanbetung hervor, wenn Gilles de Rais die Jungfrau von Orléans als Gegenstück zugesellt wird: „... les démonomanes ... ne sont pas plus fous que le moine ravi dans sa cellule ... Ils sont, loin de toute médecine, aux deux pôles opposés de l'âme et voilà tout! Au 15e siècle, ces tendances extrêmes furent représentées par Jeanne d'Arc et par le Maréchal de Rais" (S. 159). Also mystischer Raptus auf der einen — satanistische Greuel auf der andern Seite![90])

Es ist die alte Des Esseintes'sche Los-von-der-Natur-Bewegung, die sein Interesse für Heilige, Verbrecher und Narren so weit treibt, daß er die Beschäftigung mit ihnen den Gesprächen mit Vernünftigen vorzieht (S. 296). Und so widmet er dem Marschall Gilles de Rais, der als „Blaubart" sagenhaft geworden ist, eine eigene Monographie, die sich in verschiedenen Formen durch das ganze Buch *Là-Bas* zieht.

Meistens sind es die von Durtal im Laufe einer gewissen Arbeitszeit gesammelten Notizen und Erhebungen, die er Des Hermies, in Wirklichkeit dem Leser, vorlegt. Sie beziehen sich auf die Verhältnisse Frankreichs zur Zeit des Marschalls, dessen Einflüsse auf jene, sie erzählen von seinen

[87]) Vgl. darüber auch *En Rade* 68, 257. *Certains* 98, *De Tout* 218. — Über andere Häresien *Là-Bas* 84/5 (Manichäertum), 395 (Montanismus).

[88]) Junker, *Grundriß d. Gesch. d. franz. Literatur*[3], S. 449.

[89]) Mystiker und Heilige sind für Huysmans nahezu identisch, vgl. *La Bièvre* 129.

[90]) Vgl. auch *A Rebours* 209: „Ces deux fossés de la religion catholique qui arrivent à se joindre: le mysticisme et le sadisme."



Geschäften mit dem König, von seinen Kriegen, von dem Verbrauch seines ungeheuren Vermögens, sie zeigen, wie er sich von der Welt zurückzieht, Magiker und Alchimisten auf sein Schloß Tiffauges kommen läßt und schließlich dem Satanismus verfällt. Er und seine Adepten bemühen sich, mit dem Teufel in Verkehr zu treten; oftmals mißlingen diese Versuche und bringen manchem von ihnen den Tod. Gilles de Rais zieht aus, raubt, eine Gottesgeißel für das ganze Land, kleine Kinder zusammen und entführt sie in sein Schloß, wo sie auf scheußliche Weise langsam gemordet werden und der Sättigung seiner sadistischen Gier dienen müssen.

Durtals Aufzeichnungen führen uns aber schließlich den Marschall am Ende seiner blutigen Laufbahn vor, da er mit sich selbst in Zwiespalt gerät, da ihn die fürchterlichsten Gewissensqualen ergreifen und er fast in Wahnsinn verfällt. Das 18 Kapitel (S. 348 ff.) führt uns ohne weiteres in medias res: Kirchliches und weltliches Gericht strecken den Arm nach dem übermenschlichen Verbrecher: Heeresmacht zieht vor sein Schloß, zwingt Gilles de Rais zur Übergabe und führt ihn vor seine Richter. In tiefster Reue bekennt er alle seine Greueltaten und trotz ihres sinneraubenden Übermaßes sinkt das versammelte Volk in die Knie und fleht Gottes Barmherzigkeit herab auf das Haupt dieses Abschaums der Menschheit, der eine ganze Provinz nahe dem Aussterben gebracht hat. „La naïve et miséricordieuse plèbe du Moyen-Age!“ (S. 438).

Durtal aber hat nicht genug daran, den Satanismus des Mittelalters gründlich kennen gelernt zu haben: „Il fallait que je m'occupasse de Gilles de Rais et du Diabolisme du Moyen-Age, pour que le Diabolisme contemporain me fût montré“ (S. 359): und er möchte sich mit eigenen Augen überzeugen von „jener unleugbaren Tatsache, daß es auch in der Gegenwart teuflische Machenschaften und entartete Priester gibt, die sie vermitteln“ (S. 296).

Zuerst wird seine Neugierde durch die Aufklärungen, die ihm Des Hermies und Gévingey über den modernen Satanismus, über Incubus und Succubus in alter und neuer Zeit geben, gestillt. Doch es reizt ihn unwiderstehlich, den Hohenpriester des Teufelsglaubens, den Chanoine Docre, und die „schwarze Messe“ persönlich kennen zu lernen. Dazu bietet ihm seine Liaison mit Mme Chantelouve eine willkommene Handhabe. Diese Frau bringt ihm ein Schriftstück, auf dem er mit seiner Unterschrift beglaubigen muß, daß alles, was er über den Satanismus der Gegenwart, den Chanoine Docre und die „schwarze Messe“ erzählt oder geschrieben habe, Lüge und vom Anfang bis zum Ende frei erfunden sei.

Dann erst fährt sie mit ihm in die abgelegene Straße, wo der Teufelstempel sich befindet, und führt ihn unter ihrem

Schutze dort ein. Er wohnt mit ihr einer „schwarzen Messe“ bei. Alle Zeremonien und rituellen Handlungen, alle Sakrilegien, die dabei vorkommen, alle Schamlosigkeiten und Scheußlichkeiten des Lasters, das hier frenetische Orgien feiert, werden reproduziert. Und taumelnd verläßt Durtal mit seiner Begleiterin diesen Sündenpfuhl.

Mme Chantelouve ladet ihn ein, mit ihr ein kleines Restaurant in der Nähe aufzusuchen. Die Vertraulichkeit des schäbigen Wirtes, der ihnen ein Sonderzimmer öffnet, befremdet ihn. Und als sich ihm das Weib in ekstatischer Brunst anbietet, da erkennt er endlich die ihm bisher rätselhafte Natur dieser Frau, deren Perversion des Satansstachels einer schwarzen Messe bedarf, um in normale Bahnen gelenkt zu werden. Der Ekel packt ihn, er stößt sie angewidert von sich und eilt ins Freie. —

Schon in *Là-Bas* finden wir Durtal-Huysmans auch auf dem Wege zu dem andern Extrem, zum Glauben an Gott, zum Katholizismus[91]).

Je stärker sein Lebensüberdruß, desto heißer die Sehnsucht nach dem Halt einer Religion: „Si je suis logique, j'aboutis au catholicisme du Moyen Age, au naturalisme mystique[92]); ah non, par exemple, et si pourtant!“ (S. 15). Er sehnt sich nach Weltflucht und Ruhe in einem Kloster, oft auch aus sehr banalen Gründen, nämlich wegen der häufigen „discussions avec la blanchisseuse et les gargotes“, der „déboires d'argent“ und der „ennuis de terme“ (S. 15/16). Andererseits weiß ihn die Kirche von der künstlerischen Seite zu packen: „Elle agissait encore sur Durtal, par son art extatique et intime, par la splendeur de ses légendes, par la rayonnante naïveté de ses vies de Saints“ (S. 17)[93]). Die Existenz übernatürlicher Mächte, besonders des Teufels, steht für ihn fest, trotz aller Zweifel, die seine kritische, skrupelhafte Natur bestürmen[94]); die rätselhafte Macht des Geldes über die Seelen z. B. kann er sich nicht erklären, wenn er nicht annimmt, sie sei teuflischen Ursprungs (S. 17 ff.); und „ce qui est, en tout cas, avéré pour moi, c'est que le surnaturel existe, qu'il soit chrétien ou non“ (S. 428/9). Das

---

[91]) Schon Des Esseintes naht er sich aus der Ferne, auf leisen Sohlen noch, oft näherkommend und wieder verscheucht. Aber im Gemüt des Zweifelnden ist seines Bleibens noch nicht (*A Rebours*, 289 ff.). Doch in der Verzweiflung wirft er sich auf die Knie und bricht in ein blindes Gebet aus, ohne jemals geglaubt zu haben (siehe S. 3). Viel näher rückt der Glaube Durtal im ungewissen Reiche des „là-bas“.

[92]) Siehe S. 19!

[93]) „Ah! l'Église ..... quelle génitrice d'art!“ (*En Route* 413).

[94]) „Il est de corps facile à satisfaire, mais d'âme!“ (*Là-Bas* 432); „Il faudrait de fiers miracles pour convaincre Durtal“ (ib. 433); „Il y a .... un tas de dogmes qui me découragent et me révoltent“ (ib. 428); auch S. 16.



Hin- und Herschwanken wird ihm zum Überdruß und er sehnt sich nach dem Glauben, um endlich Ruhe und Frieden zu finden: „C'est tout de même embêtant de vaciller ainsi! ah! ce que j'envie la foi robuste de Carhaix! . . . la foi, mais c'est le brise-lames de la vie, c'est le seul môle derrière lequel l'homme démâté puisse s'échouer en paix!" (S. 429)[95]).

In einem ähnlichen schwankenden Seelenzustande, dessen Qual immer betonter wird, treffen wir Durtal zu Anfang des Buches *En Route.* Da wird die Bekanntschaft mit dem Abbé Gèvresin von mächtigem, bestimmendem Einfluß auf ihn, aber auch die mit dessen Haushälterin, Mme Bavoil, deren naiver und bedingungsloser, echt mittelalterlicher Glaube praktisch ebenso stark auf ihn einwirkt, wie das theoretische Bekehrungswerk des Abbé. Dessen Bemühungen sind zunächst insofern von Erfolg begleitet, als Durtal seine freien Lebensgewohnheiten (besonders in sexueller Beziehung) aufgibt, viel die Kirchen besucht und besondere Mühe darauf verwendet, zur tiefen, weltvergessenden Andacht des Gebetes zu gelangen. Freilich ist es eine harte und aufreibende Arbeit, voll von erbitterten Kämpfen mit dem nur zähe und langsam weichen wollenden „vieil homme"[96]). Lange dauert es, bis er von sich sagen kann: „il pria, se coucha, pour la première fois depuis des mois, l'esprit tranquille" (S. 193).

Des Esseintes' Sympathie fürs Klosterleben[97]), die in *Là-Bas* bereits greifbarere Form gewinnt, wächst nun, vom geistlichen Freunde genährt, zur Sehnsucht an und der Abbé vermittelt, ohne Wissen Durtals, der vor dem Entschluß doch immer wieder zurückscheut, mit der kleinen Trappisten-Abtei Notre Dame de l'Atre[98]), die den Gottsucher auf eine Woche in ihre gnadenspendende seelische und karge körperliche Pflege nehmen soll, die Aufnahmebedingungen. Und bald darauf tritt Durtal, vor ein fait accompli gestellt, die kurze Reise an, von quälender Besorgnis um die ungewisse Zukunft erfüllt.

Natürlich trägt die Masse der neuen Eindrücke, die das

---

[95]) Dieses „en paix" ist das hier schon sich einstellende charakteristische Epitheton der Frömmigkeit, des Gebetes des späteren Katholiken: vgl. hierzu *Là-Bas* 57, *De Tout* 308, *En Route* 5, 44, *Foules de Lourdes* 172.

Überhaupt sind die meisten Lieblingsideen seines Katholizismus schon schon in *Là-Bas* angedeutet oder vorhanden: die Substitution der Mönche, Nonnen und Märtyrer (S. 55, 170, schon in *A Rebours* 90 auf die Trappisten bezogen, später in *En Route* 59, 60, 82, in *Sainte Lydwine* 90, 312 und in *Foules de Lourdes* 148), die Abneigung gegen die Weltpriester (S. 278 ff., später in *En Route* 57, 224 mit besonderer Spitze gegen die Priesterseminare, wie auch in *Foules de Lourdes* 152); die Bevorzugung der Trappisten (S. 281); die Kirchenglocken (S. 38/9, 188/9); die Symbolik der Edelsteine (S. 422).

[96]) Vgl. S. 47, 50, 53, 54, 73, 113, 214/5.

[97]) *A Rebours* 90.

[98]) In Wirklichkeit Notre Dame d'Igny (Marne).

fremde Milieu der ewig Schweigenden in ihm hervorrufen muß, dazu bei, ihn vollends zu verwirren. Doch er wird liebevoll und mit wohltuender Freundlichkeit aufgenommen. Die Mönche sind durch Gèvresin über seinen Gemütszustand und den Grad seiner Bekehrung unterrichtet und gehen daran, das Werk zu vollenden. Seine zerrissene Seele findet die denkbar verständnisvollsten Ärzte, besonders im Prior und Beichtvater. Vor allem aber werden ihm Beispiele des wahren, werktätigen christlichen Lebens, die an das Urchristentum gemahnen, vor Augen geführt.

Bei den Trappisten macht nun Durtal die Krisis durch. Seine verschiedenen Seelenzustände werden mit feinster, bohrendster Psychologie dargestellt, oft packend und ergreifend ausgemalt. Wie die heilige Lydwina[99]) erfährt auch er die unbeschreiblichen Qualen jenes „abandon du Seigneur", der nicht erhörten Gebete, der göttlichen Ignorierung. Als er aber die Zeit dieser Prüfung ausharrend überstanden hat, wird ihm endlich zuteil, wovon er sagt: „L'horreur de l'existence ne comptait plus devant de tels instants qu'aucun bonheur simplement terrestre n'est capable de donner" (S. 378). Das Werk seiner Bekehrung ist gekrönt worden[100]).

Den Wunsch, seine Tage ganz in mönchischer Umgebung zu beschließen[101]), hat Huysmans tatsächlich zu verwirklichen gesucht; sein Buch *L'Oblat* gibt uns Zeugnis davon. Er zieht sich als Laienbruder in die Benediktinerabtei im Val des Saints bei Dijon zurück.

Nach der Seite der Komposition hin zeigt *L'Oblat* dieselben Schwächen wie *Là-Bas, En Route* und besonders *La Cathédrale.* Einige Gleichgesinnte kommen (meist bei der Mahlzeit[102]) zusammen und irgend jemand in der kleinen Gesellschaft wirft ein Thema auf, das nun, meistens von Durtal selbst, abgehandelt wird, sei es in zusammenhängender Darstellung, sei es in bloßen Bemerkungen[103]).

Doch das lange gefürchtete Unglück bricht herein über die Mönche im Val des Saints: das Kongregationsgesetz tritt in Kraft und zwingt sie zur Auswanderung. Der Abt hat

---

99) *Sainte Lydwine* 265.

100) Vgl. auch S. 455.

101) „. . . . faire un paquet de mon passé et . . . l'apporter, pour le désinfecter, dans un cloître" (*En Route* 180).

102) „La sainte joie des bâfres" (*Sac au Dos* 124) und „le doux carillon des mâchoires" (*Marthe* 49) spielen in allen Büchern Huysmans eine nicht geringe Rolle; vgl. *En Ménage* 192, 258, 315/6, *Sœurs Vatard* 49/50, 132, *A Rebours* 16/7, 179/80, *Là-Bas* 81, *L'Oblat* 84 ff.

103) Es handelt sich dabei um die immer wiederkehrenden Lieblingsthemen (siehe S. 27, Fußnote 95); neu kommt hinzu die Erörterung der Oblatur, S. 138 ff., 350 ff. Schon erwähnt wurde die Antipathie gegen die Weltpriester (S. 315). Die Liturgie spielt ihre gewohnte große Rolle (S. 87 ff., 366 ff.).



beschlossen, in Belgien ein altes Schloß zu mieten, das ihnen vorläufige Zuflucht böte. Durtal aber wird nach dem Auszug der Benediktiner, der im 15. Kapitel (S. 410—429) geschildert wird, wieder allein in der Welt stehen, betrogen um die Hoffnung, sein Leben in klösterlicher Abgeschiedenheit beenden zu können. Die Enttäuschung darüber ist so groß, daß er mit Gott hadert und seinen Groll in eine bitter-humoristische Form kleidet; „En tout cas, mon Seigneur, ce n'est pas bien ce que je vais vous dire, mais je commence à me méfier un peu de Vous. Il semblait que vous deviez me diriger sur un hâvre sûr. J'arrive — après quelles fatigues — je m'assieds enfin et la chaise se casse! est-ce que l'improbité du travail terrestre se répercuterait dans les ateliers de l'au-delà? est-ce que les ébénistes célestes fabriqueraient, eux aussi, des sièges bon marché qui s'effondrent dès qu'on se pose dessus? . . . daignez, en excusant l'inconvenance de la proposition, vous mettre une toute petite minute à ma place, et avouez, mon cher Jésus, que je ne divague pas, en vous attestant que je ne sais plus du tout à quoi m'en tenir" (S. 446/7).

Und schließlich taucht schon recht sehr der Ton seiner unkatholischen Bücher auf, mit der Klage über die Aussicht, zurück nach Paris zu müssen, über die dortigen Wohnungsverhältnisse mit den zu kalten und zu warmen Zimmern, den heulenden Kindern und klavierspielenden Frauen usw.

Aber auch schon vorher überrascht in *L'Oblat* eine gewisse Reaktion des früheren Weltmenschen. Sie verrät sich z. B. in ironischen Bemerkungen über die schlechte benediktinische Kost: „Durtal avait adopté le parti — ne pouvant faire autrement d'ailleurs — d'offrir au Seigneur, en expiation de ses vieux péchés, la pénitentielle misère de ces plats" (S. 14) oder, wenn er nach den vierzigtägigen Fasten in ein erlöstes Halleluja! ausbricht, weil er endlich befreit ist von der „fatigue des prières absorbées à doses massives" (S. 293/4). Und wenn ihm in *Là-Bas* (S. 20) „ne plus même lire un journal" als ein nur schwer erreichbares Ideal vorschwebte, kann er jetzt doch nicht umhin, bei seinen häufigen Besuchen in Dijon, die oft den Eindruck von Erholungsreisen machen, ins Kaffeehaus zu gehen und dort Zeitungen zu lesen (S. 232).

Diese Reaktion macht sich aber auch in unmittelbar kirchlichen Dingen bemerkbar, wenn er z. B. von der Beichte, die in *En Route* noch eine so gewaltige Rolle spielte, in sehr herabsetzender Art sagt: „L'humiliation des ces confessions fréquentes, où l'on rabâche constamment la même chose, où l'on se ressasse ses délits, où l'on se remâche la litière de son vieux foin! On range, une fois pour toutes, ses péchés, en un ordre convenu; on lâche le déclic et le treuil tourne" (S. 116).

Und sehr bezeichnend ist auch folgendes Eingeständnis: „Comment remédier au désarroi de mes pauvres aîtres? Je suis moins sec cependant, moins aride et aussi moins fluent qu'à Chartres; mais je suis gavé de prières, saoul d'oraisons; je suis accablé de lassitude et de la lassitude naît l'ennui[104]) et l'ennui engendre le découragement; là, est le péril et il est indispensable de réagir... Hélas! l'idéal est inaccessible; personne ne s'exile ainsi de soi-même; on ne tue pas le vieil homme, on l'engourdit à peine; et, à la moindre occasion, ce qu'il s'éveille!" (S. 113).

Das alles spricht eine deutliche Sprache für den **Pessimismus**, der nach und nach seinen Glauben anzunagen beginnt, freilich noch lange nicht so, daß er ihn gänzlich zu erschüttern vermöchte. Doch führt er ihn, angesichts der großen Schwierigkeiten, die sich der Führung eines wahrhaft heiligen Lebens entgegenstellen[105]), zu einer anderen, menschlicheren Auffassung über den Charakter der „pierre de touche de la sainteté", zu einer Ansicht, die zwar in der christlichen Lehre begründet ist, die aber bei dem Misanthropen Huysmans überrascht: Der Prüfstein der Heiligkeit besteht nicht in fleischlicher Abtötung und Unterdrückung all' der großen und kleinen Sünden, sondern er liegt in dem „Wie auch wir vergeben unseren Schuldigern" des Vaterunsers, in der aus dem Herzen kommenden, aufrichtigen Erfüllung des Gebotes der Nächstenliebe (S. 114)[106]).

Im Zusammenhange mit der eben gekennzeichneten Reaktion, die wir in *L'Oblat* beobachten konnten, steht wohl auch, daß Huysmans in diesem Buche seiner **Kritik an kirchlichen Dingen**, mit der er ja nie hinterm Berge hielt[107]), noch weniger Hemmungen auferlegt als früher. Er ist sich völlig im klaren über alle Makel, die dem zeitgenössischen Katholizismus anhaften, und spricht es mit der ihm stets eigenen Drastik aus: „Les fidèles, eux, ils ont poussé à la roue et aidé à faire du catholicisme ce qu'il est devenu, ce quelque chose d'émasculé, d'hybride, de mol[108]), cette espèce de courtage de prières et de mercuriale d'oraisons, cette sorte de sainte tombola où l'on brocante des grâces, en

104) Vgl. „Je m'attarderai longuement auprès de la Vierge noire, car j'ai bien des heures à tuer" (S. 98).

105) Vgl. „Plus j'y réfléchis et plus je me persuade que rien n'est plus difficile que de se muer en saint" (S. 113).

106) Vgl. auch *Foules de Lourdes* 210.

107) Vgl. S. 15/16 und 20 (Fußnote 69).

108) Vgl. *En Route* 51: „Si j'admets le catholicisme, je ne puis le concevoir, tiède et flottant, continuellement réchauffé par le bain-marie d'un faux zèle." Dem degenerierten Katholizismus der Romanen stellt er den holländischen entgegen, der ihm männlicher, unverfälschter erscheint (*Sainte Lydwine* 338).



insérant des papiers et des sous dans des troncs scellés sous des statues de saint!" (S. 389). Mit überraschender Objektivität klagt er über die Intoleranz im katholischen Lager, die er für die Kongregationsgesetze Waldeck-Rousseaus mit verantwortlich macht: „Nous réclamons aujourd'hui la liberté et nous ne l'avons jamais accordée aux autres! Si demain le vent tournait, si c'était un des tristes légumes dans nos potagers catholiques, qui supplantait Waldeck, nous serions encore plus intolérants que lui et nous le rendrions presque sympathique. Nous avons embêté tout le monde, alors que nous disposions d'un soupçon d'autorité, on nous le rend; tout se paie; le moment de l'échéance est venu ... Ah oui! les catholiques ont tout mérité; nous devrions nous répéter cette phrase, chaque matin et chaque soir, à genoux, devant Dieu et devant les hommes!" (S. 391)[109]). Und in den *Foules de Lourdes* tadelt er bitter die den Freisinnigen an Unmoral ebenbürtigen, in geistiger Hinsicht aber zumeist nachstehenden Katholiken[110]); es ist begreiflich, wenn der Irreligiöse den Glauben nicht sucht, denn unter den Gläubigen kann er keine guten Beispiele finden; so werden natürlich die Wunder von Lourdes in ihrer Bekehrungskraft eingeschränkt (S. 310).

Diese Objektivität hinderte Huysmans allerdings nicht, gelegentlich (*Sainte Lydwine* 309) aufrichtig zu bedauern, daß gegenüber den Feinden der Kirche die mittelalterlichen Bekehrungsmittel aus der Mode gekommen sind: „Dans un tel désarroi, il eût peut-être fallu recourir aux mesures abolies d'antan, user de quelques chemises dûment soufrées et de quelques bons bûchers de bois bien sec, mais l'âme poussive des catholiques eût été incapable de souffler sur le feu pour le faire prendre! puis, ce sont là des expédients sanitaires désuets, des pratiques que d'aucuns qualifieraient d'indiscrètes et qui ne sont plus, en tout cas, d'accord avec les mœurs desserrées de notre temps"[111]). —

Über Huysmans' Lourdes-Buch ist schon in den Abschnitten, die sich mit Wissenschaftlichem (S. 14/15) und mit Kunst (S. 17) befassen, gesprochen worden. Es erübrigt eine kurze Würdigung seines katholischen Inhalts und eine allgemeine Charakteristik.

---

109) Vgl. auch *Foules de Lourdes* 190.

110) „Le public catholique est encore à cent pieds au-dessous du public profane" (*La Cathédrale* 19).

111) Schon früher (*Là-Bas* 362) stellt er ja der Nervosität der modernen Scharfrichter das kalte Blut ihrer mittelalterlichen Kollegen als Muster hin: „Quelle misère! lorsqu'on les compare aux invincibles tortionnaires du vieux temps! C'étaient des sanguins bien équilibrés, tandis que maintenant!"

Das Lourdes-Problem interessiert Huysmans schon in *La Cathédrale*[112]), konfrontiert mit dem andern Wunderort La Salette (S. 17 ff.). Schon hier beschäftigt er sich mit den Vertretern der beiden Extreme der Lourdes-Literatur, mit dem katholischen Lasserre und mit Zola. Während er aber Lasserre geradezu kläglich zurichtet, ist er voll Bewunderung für Zola: „Les magnifiques pages où se déroulent les multitudes en flammes des processions, où exulte, dans un ouragan de douleurs, la foi triomphale des trains blancs" (S. 21). Vom künstlerischen Standpunkte steht also Huysmans hier durchaus auf Zolas Seite und auch darum, weil „lui seul était apte, avec sa large encolure, ses ventes énormes, sa puissante réclame, à relancer Lourdes" (S. 20).

Zurückhaltender gegenüber dem ehemaligen Meister zeigt sich Huysmans in seinem eigenen Lourdes-Buche und seine frühere Bewunderung sinkt hier zur bloßen Anerkennung herab[113]), was zweifellos durch den großen Gegensatz in der Auffassung des Stoffes verursacht wird (siehe S. 14/15). Er ist natürlich ein Gegner des von den Katholiken so stark angefeindeten Pfarrers Peyramale, der in Zola einen warmen Anwalt gefunden hatte, und nimmt die *Pères de la Grotte* selbstverständlich gegen Zola in Schutz (S. 230 ff.). Er widerspricht ihm auch (etwas pedantisch) hinsichtlich des kirchlich-kommerziellen Lourdes, von dem Zola gesagt hatte: „Tout le monde trafique du bon Dieu à Lourdes" (*Lourdes* 246)[114]). In Bezug auf die kleine Bernadette stellt er sich zu Zola und zu Lasserre in Gegensatz, verteidigt aber jenen gegen die Angriffe der katholischen Blätter und gibt die Verfolgungen, die Bernadette vom Klerus zu leiden hatte, zu (S. 246). Seine Eindrücke decken sich überhaupt sehr oft mit denen Zolas[115]). Dem freien Ton in kirchlichen Dingen (siehe S. 15/16, 20, 29, 30) begegnen wir auch hier an manchen Stellen (S. 135, 145, 147, 201), allerdings kommt später Reue und Entschuldigung (S. 150, 157).

Sehr interessant für die innere Motivierung seines Glaubens ist folgendes Bekenntnis: „Ensuite je ne tiens pas à voir des

---

112) Später in *L'Oblat* 290.

113) Auch ein kleiner (nicht unberechtigter) Ausfall gegen Zolas Technik findet sich hier: „Zola qui peignit toujours ses toiles comme des décors de théâtre" (S. 60). Von den Krankenzügen heißt es hier bloß: „ces sinistres trains blancs si bien décrits par Émile Zola". (S. 78).

114) S. 237.

115) Der verderbliche Einfluß des zuströmenden Geldes (S. 20), „la facilité des rendez-vous, l'impunité absolue des rendez-vous" — bei Zola die Episode mit Mme Volmar — (S. 113), die Banalität der Grotte (S. 260/1), die Beschreibung der Stadt (S. 33 ff.), die Krücken (S. 255), die Kerzen (S. 45 ff.) (Huysmans behandelt sie natürlich vom symbolischen Standpunkte), die pietätlose Vernachlässigung der Wohnung Bernadettes (S. 225/6).



miracles; je sais très bien que la Vierge peut en faire à Lourdes ou autre part; ma foi ne repose ni sur ma raison, ni sur les perceptions plus ou moins certaines de mes sens; elle relève d'un sentiment intérieur, d'une assurance acquise par des preuves internes, n'en déplaise à ces caciques de la psychiâtrie et à ces barbacoles entendus, qui, ne pouvant rien expliquer, classent sous l'étiquette de l'autosuggestion ou de la démence, les phénomènes de la vie divine qu'ils ignorent; la Mystique est une science résolument exacte; j'ai pu vérifier un certain nombre de ses effets et je n'en demande pas davantage pour croire; cela me suffit" (S. 33/4).

Charakteristisch ist endlich die Zusammenfassung seiner Lourdes-Eindrücke: „Lourdes est un immense hôpital Saint-Louis, versé dans une gigantesque fête de Neuilly; c'est une essence d'horreur égouttée dans une tonne de grosse joie; c'est à la fois et douloureux et bouffon et mufle. Nulle part, il ne sévit une bassesse de piété pareille, un fétichisme allant jusqu'à la poste restante de la Vierge; nulle part encore, le satanisme de la laideur ne s'est imposé, plus véhément et plus cynique" (S. 209).

Aber Lourdes bedeutet für Huysmans auch einen Leuchtturm, den die heilige Jungfrau in dem Ozean der Finsternis, der unsere Zeit überschwemmt, für die wenigen Gläubigen errichtete, und eine zweite Arche Noah. Denn für Huysmans steht die Welt vor einer gewaltigen Umwälzung: „A cette heure où la Société, fissurée de toutes parts, craque, où l'univers, empoisonné par des germes de sédition, s'inquiète dans l'attente d'une gésine: à cette heure où l'on entend distinctement retentir, derrière les ténèbres de l'horizon, les tintements prolongés du glas, il semble que cette grotte embrasée de Lourdes ait été placée par la Vierge comme un grand feu allumé sur la montagne, pour servir de repère et de guide aux pêcheurs égarés dans la nuit qui envahit le monde" (S. 172).

Damit haben wir Huysmans absonderliches Menschentum in seinen wichtigsten Äußerungen vorüberziehen sehen. Ich habe es zu charakterisieren versucht in seinem Verhältnis zur Mitwelt, zur Wissenschaft und Kunst, zur Religion. Und wir haben gesehen, wie sein ganzes Weltbild umrahmt war von einem allumschließenden, weltflüchtigen Pessimismus, der ihn die verschiedensten Versuche anstellen hieß, zur inneren Harmonie zu gelangen, ohne sichtlichen Erfolg auf irgend einem der eingeschlagenen Wege: Der ihn jeweils besser dünkende ließ ihn den früheren verlassen und auch der letzte Hafen, wo er versuchte, „de s'échouer en paix", der Glaube, bedeutete nur eine Notlandung, denn der krankhafte Pessimismus hat auch den Gläubigen nicht freigegeben. Und in

der Tat drängt sich der Gedanke geradezu auf, daß Huysmans' Charakterbild zugleich ein Krankheitsbild sei.

Ich habe, wo immer es anging, ihm selbst das Wort gegeben, nicht nur der unmittelbaren Wirkung halber, sondern auch um einer seiner interessantesten Seiten, der stilistischen, schon hier ein wenig zu ihrem Recht zu verhelfen. Denn Huysmans ist nach dem Urteile Morfs [116]) „wohl der raffinierteste Wortmaler, den Frankreich besitzt". Doch muß seine Würdigung in sprachlicher Hinsicht gesonderter Behandlung vorbehalten bleiben.

Wien. GUSTAV RIEDER.

---

[116]) *Die romanischen Literaturen*, S. 394.

Zur Frage der Rhythmik des altfranzösischen und altprovenzalischen Liedverses.

Wenn ich, als Nichtfachmann auf dem Gebiete der Romanistik, mir gestatte, zu dem vorstehend angeführten Thema in dieser Zeitschrift im Nachfolgenden das Wort zu ergreifen, so bitte ich, zur Entschuldigung dessen darauf hinweisen zu dürfen, daß mir eine gewisse Berechtigung hierzu schon aus der Tatsache zu erwachsen scheint, daß an der Erörterung dieses Problems die Wissenschaft, der anzugehören ich die Ehre habe: die Musikwissenschaft, in hervorragendem Maße interessiert ist, — ganz abgesehen davon, daß dies auch von beiden Autoren, mit deren Kontroverse sich die nachfolgenden Erörterungen beschäftigen, ausdrücklich zugegeben, ja die Stimme der Musikwissenschaft sogar als ausschlaggebend anerkannt wird. Veranlassung und Ausgangspunkt der nachfolgenden Ausführungen war die Lektüre der Abhandlung Karl von Ettmayer's: *„Singtakt und Sprechtakt im französischen und provenzalischen Verse“* (Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur, Bd. XLII Heft 1/3, p. 1—40) und seines Aufsatzes *„Zur Rolle der Musik in der Metrik der altfranzösischen und altprovenzalischen Lyrik“* (Zeitschrift f. roman. Philologie, Bd. 39, p. 743—747), sowie der unter dem Titel *„Zur Rhythmik des altprovenzalischen und altfranzösischen Liedverses“* erschienenen kritischen Bemerkungen Friedrich Gennrich's zu v. Ettmayers *„Singtakt und Sprechtakt* etc.“ (in Zeitschrift f. franz. Spr. u. Litt., Bd. XLVI Heft 3/4, p. 205—226). (Der Abkürzung halber bitte ich, für die vorhin genannten beiden Aufsätze v. E.'s in den nachfolgenden Ausführungen entsprechend der Reihenfolge, in der ihre Titel vorhin aufgeführt sind, mich der Siglen E. I. bezw. II. bedienen zu dürfen).

Da nun Gennrich in seiner Besprechung fortwährend mit Hinweisen auf Details aus der Musikwissenschaft arbeitet und seine ablehnende Beurteilung des v. E.'schen Standpunktes überwiegend auf Argumente musikwissenschaftlicher Natur stützt, andererseits auch v. E. die ausschlaggebende Stimme der Musikwissenschaft in diesen Fragen fortwährend anerkennt und mit nur allzu großer Bescheidenheit seine musikhistorische Unerfahrenheit gegenüber Gennrich's Berufungen auf musikwissenschaftliche Details betont, so dürfte es vielleicht nicht am unrechten Platze sein, in dieser Frage auch die Stimme eines unbeteiligten Dritten, und zwar eines Vertreters der von

beiden Autoren zur Entscheidung herangerufenen Wissenschaft, der Musikwissenschaft, zu vernehmen. Und in diesem Sinne bitte ich denn, die nachfolgenden Erörterungen freundlichst aufnehmen zu wollen.

Um zunächst kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, als ob ich v. E.'s Ansichten bedingungslos teilte, möchte ich von vornherein betonen, daß auch ich in einigen Punkten der Meinung v. E.'s, namentlich bei einer Reihe von Rhythmisierungsbeispielen, mich nicht anschließen kann. (Ich werde noch später auf diese Punkte zurückkommen.) Auch möchte ich noch gegenüber v. E. in quellenkritischer Hinsicht bemerken, daß ich auf die Rhythmisierung in den Notationen der Volksliedersammlungen kein solches Gewicht zu legen mich trauen möchte, sie bedingungslos, ohne weiteres und unter allen Umständen, als Beweismaterial und Substrat für eine darauf fußende Rhythmisierungstheorie zu verwerten. Der Musikhistoriker weiß nur zu gut, welch zahlreiche Fehlerquellen bei der Aufnahme von Liedern durch den Sammler bezw. Aufzeichnenden sowohl schon im bloßen Verhören als auch bei der Notierung in dem Grad von musikalischem Takt- und Feingefühl, Beobachtungsgabe, Sinnesschärfe, Erinnerungsvermögen, Gewissenhaftigkeit und peinlicher Akkuratesse des Aufnehmenden bezw. Notierenden liegen. Und diese subjektiven, in der Persönlichkeit des Sängers wie des Volksliedsammlers liegenden Schwierigkeiten werden natürlich verdoppelt, wenn der Aufnehmende des einzelnen Liedes und der bearbeitende Herausgeber der ganzen Sammlung verschiedene Personen sind, sie (und mit ihnen die Fehlerquellen) werden aber vervielfacht, wenn zu den subjektiven Schwierigkeiten noch objektive, in dem Wesen des betreffenden Volksliedes selbst liegende hinzukommen, wie z. B. besonders komplizierte Rhythmisierung (Synkopierungen, alla Lombarda-Figuren, Einsätze an ungewohnten Stellen und dergl.), ungewöhnliche Tonfolge, Textunterlage an dem Aufnehmenden ungewohnten Taktteilen, ihm ungewohnte Silbendehnungen, -zerschleifungen und dergl.: vom Volkslied beabsichtigte Synkopierungen auf dem Taktanfang können vom Aufnehmenden mißverständlich als Auftakte aufgefaßt und demgemäß notiert werden, umgekehrt Auftakte als synkopierte Anfänge und dergl. Nur große fachliche Erfahrung und streng-wissenschaftliche Disziplinierung zugleich mit durch und durch musikalischem Empfinden und Feingefühl bieten hier eine gewisse Gewähr gegen alle die vorhin erwähnten Gefahren; ob nun diese Gewähr in den von v. E. benutzten Volksliedsammlungen von Bujeaud, Arbaud, Champfleury und Weckerlin usw. geleistet ist, möchte ich doch bezweifeln: gerade einige der von v. E. aus diesen Sammlungen zitierten Beispiele, wie z. B. die auf E. I., p. 7, 8, 9 usw., lassen mir Mangelhaftigkeit der Notierung mehr als

wahrscheinlich erscheinen. Soviel also hinsichtlich der von v. E. I., p. 5 ff., angeführten Volksliedersammlungen. Auch sonst finden sich in seinen Ausführungen einige Stellen, denen ich mit bestem Willen nicht beizupflichten vermag: so wenn er (E. I., p. 3) gegenüber Saran bemerkt: „Saran zieht aus der Tatsache, daß der Melodierhythmus durch den Textrhythmus bestimmt wird, den Schluß: der Textrhythmus wäre hier das primäre Element, und diesen Textrhythmus setzt er wieder gleich dem Rhythmus des gesprochenen Verses. Ich glaube, eine kurze Überlegung genügt: weder Text noch Melodie sind für den Rhythmus primär. Das Primäre ist . . . der Rhythmus selbst, dem sich Wort und Weise anpassen. Andernfalls müßten wir annehmen, die Troubadoure hätten notwendig erst einen Text gedichtet und dann erst komponiert, was ebenso unwahrscheinlich wie unbeweisbar ist.“ Und ähnlich (v. E. II., p. 744, gegenüber Gennrich's Auffassung von der Bedingtheit der Moduswahl durch die Silbenzahl des zugehörigen Textes): „Er meint also, ein Troubadour hätte beim musikalischen Vortrage eines seiner Lieder nur die Silbenzahl der einzelnen Verse festzustellen gebraucht, daraus den Modus, der anzuwenden war, gewissermaßen errechnet und in einförmigem Festhalten des einmal erkannten Modus durch den ganzen Vers die Noten auf die einzelnen Silben verteilt.“ Demgegenüber möchte ich darauf hinweisen, daß gerade dieser hier von v. E. bezweifelte, wenn auch etwas karrikiert formulierte Vorgang auch heute noch in unserer heutigen Musikpraxis beim Komponieren eines Liedtextes sich alltäglich und allstündlich wiederholt und aller Vokalkomposition als Schema zugrunde liegt: der in der metrischen Anordnung der Worte und Silben des Liedtextes zum Ausdruck kommende Rhythmus erweckt im Komponisten die Vorstellung eines jenem analogen Rhythmus, in dem den Versikten ein betonter, also „guter“ Taktteil (oder auch bloß eine solche Taktteilhälfte) korrespondiert, wogegen die unbetonten Silben in unbetonten, „schlechten“ Taktteilen (bezw. Taktteilhälften) ihr Äquivalent finden werden, wobei weiter noch die musikalisch-rhythmische Ambivalenz der metrischen Werte zu berücksichtigen ist, insofern bekanntlich eine metrische Länge oder Kürze musikalisch, je nachdem der 2- oder 3teilige Rhythmus gewählt wird, durch je eine oder zwei musikalisch-rhythmische Einheiten ausgedrückt werden kann, so daß also z. B. das Metrum ⏑ — ⏑ — ⏑ — musikalisch als ♪ | ♩. ♪ | ♩. ♪ | ♩. oder ♩ | ♩ ♩ | ♩ ♩ | ♩ bezw. als ♩ | ♩ ♩ | ♩ ♩ | ♩ usw. wiedergegeben werden kann, das Metrum — ⏑ — ⏑ — ⏑ analog als ♩. ♪ | ♩. ♪ | ♩. ♪ oder ♩ ♩ | ♩ ♩ | ♩ ♩ bezw. ♩ ♩ | ♩ ♩ | ♩ ♩, das Metrum — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑

ähnlich: oder bezw. oder usw.

Nebenbei bemerkt, scheint mir hierin physiologisch wie entwicklungsgeschichtlich auch der Ausgangspunkt und die Grundtatsache für die Aufstellung der bekannten Beck'schen „modalen Interpretationstheorie" — die übrigens, ebenso wie die Übertragungsmethode Aubry's, nur eine Fortführung und Weiteranwendung (auf die Musik der Troubadours und Trouvères) der Ergebnisse von Ludwig's hochbedeutenden, grundlegenden Quellenstudien und Übertragungen ist, auf diesen fußt und ohne diese Vorarbeit undenkbar ist — zu liegen: eben weil schon rein mathematisch die einfachsten und nächstliegenden Kombinationen der beiden metrischen Grundelemente ⏑ und — die bekannten elementarsten metrischen Grundschemata ⏑ —, — ⏑, ⏑ ⏑ — und — ⏑ ⏑ bezw. (mit Zerlegung der Länge in ihre beiden Kürzen:) ⏑ ⏑ ⏑ oder (mit Zusammenziehung der Kürzen in eine Länge:) — — waren, eben deshalb ergaben sich aus der Übersetzung dieser metrischen Schemata in die musikalische Rhythmik einerseits und der eben erwähnten Tatsache der musikalischen Ambivalenz andererseits die analogen musikalisch-rhythmischen Ur- und Elementarschemata, die „Modi", und dies mit umso größerer Notwendigkeit, als die Mensuralmusik in ihren ersten Anfängen ja eben von diesen selben rein mathematischen Kombinationsmöglichkeiten und derselben Tatsache der musikalischen Ambivalenz — Zwei- oder Dreizeitigkeit der rhythmischen Elementarwerte — ausging und so mit Naturnotwendigkeit zu den aus der Metrik hervorgegangenen „Modi" analogen und homogenen rhythmischen Grund- und Elementarschematen als den zunächst liegenden, einfachsten rhythmischen Kombinationsmöglichkeiten gelangen mußte. Auch heute noch ist für jeden Anfänger in der Musiktheorie und Komposition die bequemste und am leichtesten zugängliche (weil am mühelosesten und einfachsten durch Notenwerte wiederzugebende) Bewegungsform die im Rhythmus dieser elementaren „modalen" rhythmischen Grundschemata sich vollziehende; genau so mußte auch in den Frühzeiten der Mensuralmusik, als sich noch nicht alle ihre später entwickelten raffinierten Feinheiten der Proportionen usw. herausgebildet hatten, sondern sie noch mit den allereinfachsten, elementarsten, aus den mathematischen Teilungsverhältnissen und Kombinationsmöglichkeiten herausgewachsenen rhythmischen Ausdrucksmitteln arbeitete, der Komponist notwendigerweise dazu gelangen, sich alle Tonbewegung in dieses gewissermaßen „rhythmische Spektrum" dieser Ur- und Grundschemata zu zerlegen, oder vielmehr — besser und genauer gesprochen —: er konnte überhaupt keiner Tonbewegung rhythmisch auf dem Papiere habhaft werden,

den flüchtigen Schmetterling nicht mit dem Netze der Notierung erhaschen und ihn auf dem Papiere aufspannen, d. h. das Rhythmische der Tonbewegung nicht zu Papier bringen, wenn sie nicht in die Maschen des Netzes hineinpaßte, d. h. — unbildlich gesprochen —: nach dem einen oder andern dieser rhythmischen Urschemata sich vollzog. War dies nicht der Fall, fügte sich z. B. irgend eine Volksmelodie, die der Komponist als cantus firmus, als tenor, verwenden wollte, nicht gutwillig von selbst ein, dann mußte sie eben mit Gewalt solange gedehnt, gezerrt, zusammengepreßt, gestreckt, gereckt u. dergl. werden, bis sie dem Prokrustesbett des Modus bezw. der Mensur angepaßt war. Ich werde noch weiter unten darauf zurückkommen.

Wenn ich so also in einigen Punkten — von den Rhythmisierungsbeispielen wird noch weiter unten die Rede sein — v. E. nicht beistimmen kann, so ist demgegenüber in seinen Ausführungen eine ganze Reihe solcher, u. zw. der wichtigsten und wesentlichsten prinzipiellen Hauptfragen, in denen man ihm vom musikwissenschaftlichen Standpunkte aus nur beipflichten, zum Mindesten keine positiven, schlagend beweiskräftigen Argumente gegenüberstellen kann. Wie überhaupt für v. E.'s beide Aufsätze vom musikwissenschaftlichen Standpunkte aus — das spezifisch Sprachliche, Romanistische in ihnen entzieht sich natürlich meiner Beurteilung — gilt, daß prinzipiell gegen sie gar nichts an positivem Beweismaterial vorzubringen ist, wenngleich einzelne Beispiele des von ihm vorgeschlagenen Rhythmisierungsprinzips, vom Standpunkte unserer heutigen Musikauffassung aus betrachtet, unmöglich sind. Wogegen Gennrich in seiner Polemik gegen v. E.'s Standpunkt namentlich bei den von ihm beanstandeten Rhythmisierungsbeispielen zwar formell im Rechte ist — immer vom Standpunkte unserer heutigen Musikpraxis und unseres heutigen Musikempfindens aus gesprochen —, faktisch aber nichts vorgebracht hat, was geeignet wäre, prinzipiell die Berechtigung von v. E.'s Standpunkt zu entkräften oder auch nur im Leisesten zu erschüttern. Und damit komme ich auch schon auf den eigentlichen Kernpunkt der ganzen Kontroverse: ist man überhaupt berechtigt, die für die Musik der Gegenwart geltenden Betonungs- und Rhythmisierungsprinzipien auch ohne weiters als für zeitlich so weit entlegene Epochen wie die der Troubadours und Trouvères sowie der Anfänge der Mensuralmusik gültig vorauszusetzen? Das ist eine Frage, die gerade hier, bei der Erörterung der vorliegenden Frage, von umso größerer Wichtigkeit ist, als auch einer der größten Musikgelehrten der Gegenwart, Hugo Riemann, bekanntlich in seiner Untersuchung dieses Problems (bezw. des verwandten der Rhythmik der Minnesinger) das Prinzip der 4-, bezw. 8teiligkeit und des geraden ($^2/_4$ oder $^4/_4$) Taktes zur Basis

seiner Übertragungen machte, sohin ein erst in der Musik der letzten drei Jahrhunderte und der Gegenwart allgemein herrschendes Formprinzip als auch für jene erwähnten Epochen ohne weiteres als gültig voraussetzte. Bei der hohen, aufrichtigen Verehrung und innigen Dankbarkeit, die ich dem Gelehrten wie dem Menschen Riemann schulde und jederzeit bei jeder Gelegenheit öffentlich wie privat zum Ausdruck bringe und zeitlebens bringen werde, brauche ich wohl nicht zu befürchten, daß die im Nachfolgenden formulierte Stellungnahme gegen seinen Standpunkt in der uns hier beschäftigenden Frage als Impietät gegen die Manen des großen Altmeisters der deutschen Musikwissenschaft aufgefaßt werden könne. Riemanns Andenken und Lebenswerk steht viel zu hoch, und was er in unserer Wissenschaft geleistet hat, ist viel zu gewaltig, als daß es durch eine in aller Bescheidenheit — wie sie sich dem verehrungswürdigen Angedenken des Dahingeschiedenen gegenüber geziemt — vorgebrachte Gegenmeinung betreffs eines unter den vielen hunderten von Problemen, die die unerschöpflich rastlose Arbeitskraft des Unermüdlichen in Angriff nahm und in denen er die Musikwissenschaft durch seine Forschungen und Anregungen unendlich bereicherte, auch nur im Geringsten geschmälert werden könnte. Das Prinzip der Zwei- und Viergliedrigkeit ist bekanntlich ein erst seit dem 17. Jahrhundert allmählich zur Alleinherrschaft gelangtes Formprinzip, das im 18. und in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreichte; die ersten Anfänge desselben darf man wohl in der im 17. Jahrhundert zur durchgängigen Verwendung gelangten Zweizeitigkeit aller Notengattungen (wogegen zur Bezeichnung der Dreizeitigkeit der Punkt erforderlich wurde) erblicken. Wir haben aber keinerlei Anhaltspunkte dafür, daß dieses Prinzip der Zweizeitigkeit und paarigen Gliederung schon in früheren und frühesten Perioden der europäischen Musikgeschichte eine Rolle gespielt habe; im Gegenteil: zahlreiche noch erhaltene und zum Teil heute noch gesungene Volkslieder der verschiedensten europäischen Kulturvölker zeigen eine diesem Prinzip der Zweigliedrigkeit entschieden widersprechende Gliederung nach scheinbar regellos wechselnder 3- und 4teiligkeit oder gar nach ungeraden Taktteilzahlen wie 5, 7 usw.; man braucht nur an unser „Prinz Eugenius, der edle Ritter“ zu erinnern, um ein solches Beispiel fortwährend wechselnder unpaariger Gliederung (und dazu noch aus recht später Zeit!) vor Augen zu haben, — gar nicht zu reden von zahlreichen gälischen, schottischen, wälischen, skandinavischen, slavischen, finnischen u. dergl. Volksliedern, in denen von einer solchen paarigen Gliederung blutwenig zu spüren ist. Auch die von v. E. (II p. 746 Anmkg.) m. E. mit Unrecht angezweifelten 5- und 7gliedrigen Sätze in Coussemakers Übertragung der

Lieder Adam de la Halle's wären u. a. in diesem Zusammenhang zu nennen. Und wendet man sich nun von dieser Betrachtung europäischer Volkslieder gar zu den Gesängen der orientalischen Kultur- und Halbkulturvölker, der Kaukasus-, finnisch-ugrischen Völker usw., so trifft man hier alle möglichen Gliederungsproportionen (5, 7, 11, 13 Glieder u. dergl., fortwährenden scheinbar ganz regellosen Wechsel von solchen in buntester, scheinbar willkürlichster Reihenfolge), nur nicht — mit Ausnahme der indochinesischen und gewisser turktatarischer Völker — die europäische paarige Gliederung nach der 2-, 4- oder 8-zahl. Und das gilt nicht bloß für die Volkslieder allein, sondern ebenso auch für die -tänze aller der eben erwähnten Völker. Und wendet man sich von diesen und dem Orient zur Vergangenheit und zum Abendland, zu den Griechen des Altertums und zum gregorianischen Choral, so ist auch hier bekanntlich von einer 2- oder 4-teiligen Gliederung dieser Gesänge keine Spur zu finden, vielmehr bildet hier das rezitierende, kantillierende, psalmodische Prinzip einzig und allein die Grundlage der melodischen Struktur. Bedenkt man nun weiter, daß in der Musik der orientalischen Kultur- und Halbkulturvölker sowohl in tonaler Hinsicht (Tonsystem, -leitern u. dergl.) wie hinsichtlich der Mehrstimmigkeit sich Phänomene finden, die eine frappante Ähnlichkeit mit analogen Erscheinungen der ältesten europäischen und mittelalterlichen Musik zeigen — ich erinnere hier nur an die anhemitonische Pentatonik der indochinesischen Völker (vor allem der Chinesen selbst), die an die Anfänge der mittelalterlichen Mehrstimmigkeit und Mensuralmusik auffallend erinnernde Polyphonie der Kaukasusvölker einerseits, — und erinnert man sich andererseits, daß vergleichende Musikwissenschaft wie Musikgeschichte übereinstimmend auch in der ältesten europäischen Musik (wie übrigens zum Teil auch heute noch in irischen, gälischen, schottischen, bretonischen Volksliedern u. dergl.) Spuren dieser selben Prinzipien nachgewiesen haben (man denke z. B. nur an die anhemitonische Pentatonik der eben erwähnten keltischen Völker, an die Spuren anhemitonischer Pentatonik in der altgriechischen Musik, in den ältesten deutschen Volksliedern, in gewissen gregorianischen Gesängen, an die sogar in der Musik gewisser Natur- und Halbkulturvölker in deren Versuchen von Mehrstimmigkeit zutage tretende auffallende Übereinstimmung der für Anfang und Schluß der Tonbewegung als allein gültig zugelassenen Intervalle — Einklang, Quinte, Quarte —, die Quinten- und Quartenparallelen der Kaukasusvölker u. dgl., so daß sich hier die Frage aufdrängt, ob man es nicht mit von Rasse und Kultur gänzlich unabhängigen Entwicklungserscheinungen zu tun habe, die immer und überall in der gesamten Menschheit ohne Unterschied nach Rasse, Zeit und

Kultur aufzutreten scheinen, wo und wann immer man Musik zu machen beginnt und diese Musikversuche in bestimmte, neue Entwicklungsstadien eintreten), — überblickt man also dies alles, dann wird man sich unwillkürlich fragen, ob nicht das Gleiche auch auf dem Gebiete der Rhythmik gelten könnte, so daß also auch für die älteste europäische und mittelalterliche Musik analoge rhythmische Entwicklungsphasen anzunehmen sein dürften, wie wir sie sonst überall in der Musik der außereuropäischen Völker antreffen, d. h. also mit anderen Worten: daß man auch wenigstens für die älteste europäische und mittelalterliche Musik, für die frühmittelalterlichen Volkslieder und -tänze u. dergl. eine analoge rhythmische Gliederung nach 5-, 7- und dergl. mehrteiligen Verhältnissen viel eher anzunehmen haben dürfte als die erst viele Jahrhunderte später zur Herrschaft gelangte, sozusagen „moderne" oder neuzeitliche paarige Gliederung nach der 2- bezw. 4-zahl. So daß also in diesem Falle die Annahme der Gültigkeit dieser paarigen Gliederung auch für die in Rede stehenden ältesten und älteren Perioden der europäischen Musikgeschichte musikhistorisch ein ähnlicher Anachronismus wäre, wie wenn etwa die Maler des Quattro- oder Cinquecento auf ihren Bildern die Gestalten der alttestamentlichen Geschichte: einen Abraham, Lot, Joseph usw., in den Kostümen ihrer eigenen Zeitgenossen auftreten lassen. Für die Musik der Troubadours und Trouvères (wie ähnlich auch der Minnesinger) im Speziellen käme dazu noch weiter folgendes: die höfische Musik dieser Zeit ist eine von vornehmen, adeligen Dilettanten erfundene und ausgeübte Kunst. Jede Kunstübung — und die der Dilettanten vor allem und in erster Linie — richtet sich nach den zu ihrer Zeit bestehenden Vorbildern, sie wächst aus deren Nachahmung heraus. Die Vorbilder der höfischen Musik des Mittelalters waren einerseits die beim Besuche des Gottesdienstes gehörte kirchliche Musik, also der gregorianische Choral (ev. auch noch die Sequenzen und später die falsi bordoni) — also psalmodierende, kantillierende, rezitierende Musik — einerseits, das Volkslied andererseits. Auf die nahe musikalische Verwandtschaft der älteren Troubadourmelodik mit dem Volkslied (bezw. die Beeinflussung der ersteren durch das letztere) hat schon Riemann, wie dies v. E. I. p. 4 ganz richtig hervorhebt, hingewiesen. Welch ungeheuren Einfluß aber auch die kirchliche, also gregorianische, Melodik auf die melodische Erfindung des mittelalterlichen Musikers ausübte und ausüben mußte (hatte er ja doch sonst — von der Volksmusik und den musikalischen Produktionen seiner Standesgenossen abgesehen — gar keine andere Gelegenheit, Musik zu hören, als in der Kirche und in den ebenfalls musikalisch nach denselben Vorbildern wie die liturgischen Gesänge arbeitenden geistlichen Schauspielen!), — das weiß

der Musikhistoriker nur zu gut und brauche ich daher hier nicht weiter auszuführen. Ich habe übrigens an anderer Stelle (Lach, *Studien zur Entwicklungsgeschichte der ornamentalen Melopöie,* Leipzig 1913) eingehend bis in kleine Details hinein verfolgt und nachgewiesen, wie die gregorianische Melodik der gesamten mittelalterlichen Melopöie als Vorbild und Schablone diente, die bis tief ins 16., ja noch 17. Jahrhundert hinein dem Komponisten bewußt oder unbewußt bei der Erfindung von Melodien oder beim Entwickeln musikalischer Gedanken überhaupt als Modell diente. Was nun die altfranzösische Musik der Troubadours- und Trouvèreszeit im Speziellen anbelangt, so hat bekanntlich schon Ludwig in seinem grundlegenden, für jeden, der auf dem Gebiete der Musikgeschichte der in Rede stehenden Epoche arbeitet, die unentbehrliche Voraussetzung und Basis seiner Studien bildenden standard-work „Repertorium organorum etc.“ den Nachweis erbracht, daß das Vorbild gewisser Refrains in liturgischen Melodien, den Duplumschlüssen der Notre Dame-Klauseln und St. Victor-Melismen u. dergl., zu suchen ist, d. h. erstere aus den letzteren hervorgegangen sind. (Auch Gennrich selbst hat in seiner Studie *„Musikwissenschaft und romanische Philologie“* darauf Bezug genommen und Beispiele aus Ludwig's Arbeit zitiert). Ist es also unter diesen Umständen zu weit hergeholt und etwa bei den Haaren herbeigezogen, anzunehmen, daß auch die rhythmische Erfindung wie überhaupt das ganze rhythmische Empfinden jener Zeit in ähnlicher Weise durch das gregorianische Vorbild beeinflußt und angeregt worden sei, wie dies in rein melodischer Hinsicht tatsächlich der Fall war? D. h. also: daß die scheinbar vollkommen freie, nur durch den Sprachrhythmus diktierte Rhythmik des gregorianischen Chorals auch in dem musikalischen Empfinden und Erfinden jener Zeit eine ähnliche rhythmische Freiheit und taktisch-ungebundene Beweglichkeit ausbildete und heranzog, wie sie dem gregorianischen Choralisten eigen war, der sich nur um die Gesetze des Sprachakzentes und der Satzgliederung zu kümmern hatte? (Von all jenen überaus feinen, raffinierten und kunstvollen Kräuselungen und Gliederungen der Tonlinie, wie sie der cursus, die Distinktionslehre u. dergl. in die Melodie hineinbrachten, wußte, ahnte und fühlte ja natürlich der gewöhnliche Laie — auch der vornehme, gebildete —, der die Kirche besuchte und hier den liturgischen Gesang auf sich einwirken ließ, begreiflicherweise nichts; das Verständnis dafür und Wissen darum war Eigentum der Gelehrten, der Geistlichen). Diese Freiheit und Ungebundenheit der musikalischen Bewegung brauchte deshalb aber durchaus nicht auszuschließen, daß der musikalische Erfinder nach dem Vorbilde der volkstümlichen Lied- und Tanzmelodik ein bestimmtes, je nach dem Metrum seines Textes

verschiedenes (freilich nicht notwendig paariges, sondern ev. 3-, 5-, 7- usw. teiliges) rhythmisches Schema gleichsam als Spannrahmen für die Ausführung seiner melodischen Tonstickereien seinem Lied zugrunde legte, dem er im großen ganzen zwar zu folgen bestrebt war, ohne aber im einzelnen Detail sich sklavisch daran zu binden. Man darf eben nicht vergessen, daß es ein musikhistorischer und psychologischer Anachronismus ist, vorauszusetzen: dieselbe peinliche Exaktheit und präzise Ausfeilung auch des kleinsten Details, die wir heute von einem Kunstwerk — ob nun Dichtung oder musikalische Komposition — als selbsverständlich voraussetzen und verlangen, müsse auch schon für diese frühe Zeit bestanden haben. Uns Heutigen — und zwar speziell Europäern und hier auch wieder nur den Gebildeten — ist es freilich direkt unerträglich, peinlich und störend, wenn in einem Metrum ein Versfuß fehlt oder überzählig ist, wenn ein bestimmtes, am Anfang des Werkes gewähltes Versmaß plötzlich durch eine nicht hineinpassende Silbe durchbrochen wird u. dergl. Aber schon ein Blick auf den Ungebildeten innerhalb unserer eigenen Kultur und Gesellschaft, sowie auf den Anfänger, den Dilettanten und Stümper in der metrischen Technik zeigt, daß diese alle für das Peinliche, Störende und Unerträgliche derartiger Verstöße und kleinen Details nicht das leiseste Empfinden haben: den Mann oder das Weib aus dem Volke, die scherzhaft ein Gedicht improvisieren oder ein blutig ernst gemeintes, sentimentales Liebes-, Grab-, Sterbe-, Hochzeitslied u. dergl. anfertigen, stört es nicht im geringsten, wenn in einer als aus jambischen Tetrametern zusammengesetzt angelegten Strophe plötzlich ein Vers mit 5 oder 3 Jamben auftaucht oder in einem sonst jambisch angelegten Vers ein Trochäus oder Daktylus oder Anapäst auftritt oder in einem beabsichtigten Trimeter eine Hebung oder Senkung fehlt oder überzählig ist, — gar nicht zu reden von falschen Betonungen u. dergl.; und genau so beim Anfänger in poetischen Versuchen, beim Dilettanten oder Stümper. Und wenn dies schon in unserem eigenen Kultur- und Gesellschaftskreis gilt, wie umso stärker tritt dieses nach unserer Auffassung mangelnde Gefühl für Präzision und Exaktheit der einzelnen metrischen, rhythmischen und melodischen Details erst bei den oben erwähnten orientalischen Völkern zutage! Nicht bloß, daß die Angehörigen dieser Stämme — z. B. der Kaukasus-, finnisch-ugrischen, gewisser turktatarischer Völker u. dergl. — jedesmal bei Wiederholungen eines und desselben Gesanges eine und dieselbe Stelle tonal, melodisch wie auch rhythmisch anders singen, z. B. einen zuerst als b intonierten Ton bei folgenden Wiederholungen des Gesangs als h, a, as u. dergl., eine Phrase wie a c h a g die folgenden Male beispielsweise als a cis h a g, as c b as g, a c b a gis usw. bringen: auch

rhythmisch legen sie auf die kleinen Details nicht das geringste Gewicht, wogegen sie aber die architektonischen Haupteinschnitte, das Gerüst oder Gerippe der musikalischen Struktur, jederzeit auch bei hundertmaliger Wiederholung, streng und unverändert beibehalten. Stellt man sie wegen dieser Veränderung der kleinsten Details (Tonhöhe, rhythmische Werte der Einzeltöne u. dergl.) zur Rede, so stellen sie zuerst überhaupt jede vorgenommene Veränderung in Abrede, behaupten steif und fest, stets Dasselbe und Gleiche gesungen zu haben, und wenn man ihnen die Verschiedenheit ihrer wiederholten Reproduktionen ad oculos demonstriert, zucken sie gleichgültig und verwundert die Achseln und bemerken nachlässig in verächtlich-mitleidigem Ton: „Aber das ist doch ganz gleichgültig! Man kann so singen oder so.“ Man sieht also: jenes Gefühl für Präzision und Exaktheit des einzelnen kleinsten Details, das uns heutigen Europäern als so selbstverständliche und unentbehrliche Grundvoraussetzung für die Möglichkeit alles künstlerischen Schaffens erscheint, ist andern Völkern und Kulturen nichts weniger als selbstverständlich, im Gegenteil: es ist ihnen ganz fremd und sogar unbegreiflich. Man könnte vielleicht nun freilich einwenden, daß man Volk und Zeit der Troubadours, Trouvères und Minnesinger nicht mit den vorhin erwähnten exotischen Völkern auf eine Stufe stellen dürfe. Aber abgesehen davon, daß der Anthropologe sich wohl schwerlich dazu bereit finden würde, eine kulturelle oder intellektuelle Mindergraduierung so hochintelligenter und auch ethisch feinfühliger Völker, wie beispielsweise der Georgier, Mingrelier, Krimtataren u. dergl. gutzuheißen, so wäre der Einwand schon deshalb hinfällig, weil uns die mittelalterliche Musikübung bis zur Entstehung der Mensuralnotation (exclusive) ja in ihrem eigenen Aufzeichnungsapparat, der Neumenschrift, den Nachweis erbringt, daß jene Zeit eben noch gar nicht jenes Bedürfnis der Präzision und Exaktheit der einzelnen tonalen und rhythmischen Details hatte, wie es uns heute selbstverständliche Voraussetzung alles Musizierens ist. Man komme nicht mit dem althergebrachten Argument: die Menschheit sei eben in jenen Jahrhunderten, während derer die Neumenschrift ausschließlich und allein im Gebrauch stand, noch nicht technisch so weit gewesen, alle diese Details, wie Tonhöhe, rhythmische Werte der einzelnen Töne und Tongruppen u. dergl., in der Schrift zum Ausdruck zu bringen! Wäre das Bedürfnis nach exakter, genau präzisierter Aufzeichnung der Tonhöhe vorhanden gewesen, dann hätte man sich ja der während des ganzen Mittelalters nie ganz vergessenen und von den gelehrten Theoretikern in ihrer Studierstube ja auch stets im Angedenken forterhaltenen antiken Buchstabentonschrift bedienen können, die es bekanntlich ermöglichte, die Tonhöhe ganz genau für jede

einzelne Stufe anzugeben. Gerade, daß man auf dieses Hilfsmittel nicht zurückgriff — was umso auffallender ist, als die mittelalterliche Theorie, Wissenschaft und Kunst bei der allgemein bestehenden hohen Verehruug für das Altertum und dessen Kulturschätze in Kunst und Wissenschaft, besonders auch seine Musik, sonst doch stets mit besonderer Vorliebe an die von den antiken Schriftstellern überlieferte Tradition anknüpfte! —, sondern daß man sich mit der ungleich weniger praktischen, nur vag und ungenau andeutenden Neumenschrift Jahrhunderte lang begnügte, beweist am besten, daß man damals eben gar nicht das Bedürfnis nach einer exakten Präzision des einzelnen kleinen Details hatte; ein Sänger jener Zeit würde, wenn man ihn heute verhören könnte, wie der vergleichende Musikforscher die heutigen Georgier, Mingrelier, Tataren, Angehörige der finnisch-ugrischen Völker u. dergl. zu verhören Gelegenheit hat, sich offenbar genau so verhalten wie diese: er würde bei zehnmaliger Wiederholung desselben Gesangs kleinere Details zehnmal anders bringen, er würde gar nicht merken, daß er jedesmal verschieden singt, er würde unsere darauf bezügliche Frage gar nicht verstehen und schließlich genau so wie der Georgier, ganz verwundert darüber, daß jemand solche Kleinigkeiten überhaupt der Beachtung würdigen könne, achselzuckend antworten: „Das ist doch vollkommen gleichgültig: man kann so singen und so.“ Dann, als sich allmählich das Gefühl für und dementsprechend auch das Bedürfnis nach Präzision der Details einstellte, wußte man auch recht wohl entsprechende Hilfsmittel zu ersinnen. Beweis: die schon seit Hucbalds, besonders aber in Guidos von Arezzo Zeit sich einstellenden, immer intensiveren und energischeren Bestrebungen betreffs Einführung von Hilfslinien, -buchstaben u. dergl., schließlich die Erfindung der Choralnotation. Und genau dasselbe, was hier in tonaler und melodischer Hinsicht ausgeführt wurde, gilt auch für die Entwicklung der rhythmischen Notation. Man bedenke, welche ungeheure psychologische Umwälzung, sozusagen „Umwertung aller Werte“, es für den Menschen jener Übergangszeit bedeuten mußte, das flüchtige, in die Luft, in den Wind hineingesungene und mit ihm verwehende Element — das flüchtigste, luftigste und unfaßbarste, ungreifbarste, das man sich nur überhaupt vorstellen konnte! — : den Klang des gesprochenen und gesungenen Wortes, der Silbe, des Tones, des Lautes, nunmehr — bei Beginn der Mensuralmusik — nach der Maßeinheit gleichmäßigen Zählens gewissermaßen abgewogen, gemessen, geteilt uud verteilt zu sehen! Die Silben und Worte, die man bisher — im gregorianischen Gesang wie beim Sprechen — als sozusagen Imponderables, Ungreifbares, flüchtig im Winde Verwehendes anzusehen gewohnt war, wurden jetzt nach Zahl und Maß gewogen und abgemessen! Es mochte

dem Laien jener Zeit bei einem solchen Unternehmen zumute sein wie einem Ungebildeten von heutzutage, wenn er sieht und hört, daß der Physiker das Gewicht der Luft abwägt, Entfernungen im leeren Raum abmißt u. dergl.! Erinnert man sich nun weiters — um auf die vorigen Ausführungen zurückzukommen — an die im Mittelalter durchaus nicht vereinzelt auftretenden Äußerungen musikalisch besonders wohldisziplinierter oder feinfühliger Autoren betreffs Unreinheit der Intonation und Ungenauigkeit der Ausführung (man denke an die bekannten Stellen bei Johannes Diaconus, Johannes Presbyteros, bei dem Mönch von Engoulême, Johannes von Salisbury usw.!) und die im Verlaufe des Mittelalters sich immer mehr häufenden Klagen über die zahlreichen lokalen Diskrepanzen bei der Ausführung der liturgischen Weisen, so müssen einem — glaube ich — die Augen aufgehen, was man von der Voraussetzung des Bestehens der uns heute so selbstverständlichen Präzision und Exaktheit des Details für jene Zeit zu halten habe. Eine solche Voraussetzung ist — scheint mir wenigstens — ein eben solcher Anachronismus, wie ihn die Musikschriftsteller des 17., 18. und 19. Jahrhunderts bei der Aufzeichnung orientalischer Gesänge begingen, wenn sie deren uns Europäern fremdartige Rhythmik und von unserem Tonsysteme abweichende, für unser europäisches Musikempfinden daher unreine Intervalle auf Rechnung bloßer Ungenauigkeit der Ausführung schoben und demgemäß die exotischen Weisen in europäischer Rhythmik und europäischem Tonsystem wiedergaben. (Man denke z. B. an die Notierung indischer Gesänge bei Hamilton Bird, Jones-Dalberg u. dergl.!)

Wenn also — um auf unseren Ausgangspunkt zurückzukommen — v. E. (I. p. 4) den Schluß zieht, „daß, wenn der musikalische Rhythmus durch den sprachlichen bestimmt war, beide je nach Vortrag und Vortragendem von Fall zu Fall geschwankt haben dürften und daß mit der Ungenauigkeit der musikalischen Notierung wohl auch eine entsprechende Ungenauigkeit in der musikalischen Exekution verbunden war", so sagt er hier nichts, was nicht durch Analogien aus dem Bereiche der vergleichenden Musikwissenschaft auf das Vollkommenste zu erhärten wäre, und wenn er (ibid. Anm. 7) betont, daß er darum durchaus nicht an eine Art „formlosen Rhythmus" denke und daß die von ihm „angenommenen metrischen Ungenauigkeiten an bestimmte Gesetzmäßigkeiten gebunden" gewesen seien, so ist auch dies ein Satz, den der vergleichende Musikforscher mit zahlreichen Beispielen von Tatsachen aus dem Gebiete seiner eigenen Erfahrungen und seines Wissenskreises belegen kann. Man braucht z. B. nur an das arabisch-persische Maqâmprinzip zu denken, demzufolge ein Gesang nach einem ganz bestimmten, streng ge-

regelten Schema in jeder Strophe einander vollkommen korrespondierender, gleichförmig wiederkehrender Abschnitte sich aufbaut, wogegen innerhalb jedes einzelnen solchen Abschnittes in der Zahl der Silben und Worte sowie der Anordnung der Akzente die größte Freiheit und Labilität, ja scheinbare Willkür herrscht. Nichts verwirrt den solche Gesänge aufnehmenden, mit dem Prinzip noch nicht vertrauten Europäer und Anfänger in der Aufnahmstechnik mehr als die scheinbare Regellosigkeit der Silben- und Wortanzahl der einzelnen Abschnitte; unwillkürlich erwartet er, sobald er die streng geregelte Korrespondenz der einzelnen Abschnitte der einen Strophe zu den entsprechenden der anderen bemerkt hat, daß der Anzahl der Silben, Worte und Akzentuierungen in dem einen Abschnitt auch die gleiche Anzahl derselben Elemente in dem korrespondierenden andern Abschnitt entsprechen müsse — und gerade darin findet er sich regelmäßig enttäuscht, insofern gerade in Zahl und Anordnung dieser Elemente die vollkommenste, bis zur scheinbaren Regellosigkeit der Anordnung gehende, hart an den gewöhnlichen Prosarhythmus streifende und ihm zum Verwechseln ähnliche Freiheit, Ungebundenheit und Labilität herrscht. Und doch weiß der Sänger beim Vortrag durch feine Abtönung der rhythmischen Nüancen, bald retardierend, bald beschleunigend, zu erreichen, daß die einzelnen einander korrespondierenden Abschnitte trotz der verschiedenen Anzahl der in ihnen enthaltenen Worte und Silben doch ein vollkommenes zeitliches Ebenmaß, Symmetrie und Übereinstimmung miteinander zeigen, so daß das Ganze, Strophe für Strophe, einen vollkommen abgerundeten, harmonischen und ebenmäßigen Eindruck macht und der Hörer über diesem Totaleindruck ganz die scheinbare Willkür und Regellosigkeit der einzelnen vorhin erwähnten Details vergißt. Ein ganz ähnliches Bild zeigt uns übrigens auch die Distinktionslehre der gregorianischen Choraltechnik, wie sie z. B. in dem berühmten Kapitel XV des „Micrologus“ Guidos von Arezzo in ihrer höchsten Vollendung dargestellt ist. Ist es also so widersinnig, ein Prinzip, das zur selben Zeit in der liturgischen Musik als feinstes, oberstes künstlerisches Formengesetz in höchstem Ansehen und allgemeinster, universaler Geltung stand, auch als — wenn auch vielleicht nur in schwachem Abglanz — in der Musik der Troubadours und Trouvères sich fühlbar machend anzunehmen? Ja, mehr als das: wenn die mittelalterliche höfische Musik eine Resultierende der beiden Komponenten: gregorianischer Choral und Volksmusik war, konnte sie dann logischerweise mit Naturnotwendigkeit in ihrer Technik ein anderes Bild darbieten als das der Verschmelzung der Technik beider: der nach Tanzschritten abgemessenen Hauptabschnitte (Strophen) des Volksliedes einerseits, der Freiheit und Ungebundenheit

der Silbenanzahl des kantillierenden und psalmodierenden gregorianischen Stils andererseits?

Mit den vorstehenden Ausführungen soll aber natürlich die Berechtigung der Beck'schen „modalen Interpretationsmethode" und der sich an sie anschließenden Aubry's (von der gemeinsamen Grundvoraussetzung beider: Ludwig's fundamentalen Arbeiten ist schon oben gesprochen worden) durchaus nicht in Abrede gestellt oder deren Wert verkleinert werden. Schon anfangs dieser Erörterungen habe ich oben selbst auf die psychologische und entwicklungsgeschichtliche Prädisposition zur Entstehung dieser rhythmischen Elementar- und Grundschemata hingewiesen. Es kommt aber zu den dort erwähnten noch eine dritte, rein kulturhistorische Komponente hinzu: die bewußte und absichtliche Anlehnung des Mittelalters an die antike Tradition. Man darf nicht vergessen: die Einführung der Modi, d. i. also die Übertragung der metrischen Elementarschemata — ◡, ◡ —, — ◡◡, ◡◡ — usw. in die Musik ist das Werk der Theoretiker des 12. und 13. Jahrhunderts (Johannes de Grocheo u. a.), also Gelehrter, die am Schreibtisch in ihrer Studierstube, genährt und vollgesogen vom Studium der antiken Schriftsteller, Dichter, Metriker, Musikschriftsteller u. dergl., sich bemühten, die aus ihrem Studium der antiken Tradition gewonnene Kenntnis der metrischen Grundschemata für die Kunstübung ihrer eigenen Zeit zu verwerten und in sie einzuführen, so wie diese Anlehnung an und Berufung auf die Tradition des Altertums bekanntlich auf allen Gebieten des mittelalterlichen Geisteslebens üblich und beliebt war. Natürlich war die Anwendung dieser Grundschemata auf die zeitgenössische Melodik nur dann möglich, wenn deren Substrat: Volkslieder, Tänze und dergl. entweder zufällig schon an und für sich in irgendwelcher einem dieser Modi entsprechenden rhythmischen Ordnung sich bewegten, oder aber, indem man ihren Originalrhythmus so lange verschob, zerrte, zusammenpreßte, Kürzen längte, Längen kürzte u. dergl., bis sie in das Prokrustesbett des einen oder andern dieser Schemata hineinpaßten. Es ist also ganz selbstverständlich, daß alle in diesen modi notierten Melodien uns Heutigen den Eindruck machen, als hätten sie sich tatsächlich in diesem Rhythmus bewegt; ein wirklicher Beweis aber dafür, daß der Originalrhythmus auch in Wahrheit derselbe gewesen sei, liegt hierin natürlich ebenso wenig, wie er für das Vorhandensein desselben Originalrhythmus in dem Produkt läge, das zustande käme, wenn man einem Musiker von heute die Aufgabe stellte, jede nächstbeste beliebig verlangte Opern- oder sonstige Melodie niederzuschreiben, aber als Bedingung stellte, er dürfe sich dabei nur eines der rhythmischen Grundschemata der Modi als Taktart bedienen. Er wäre dann also, um mich eines Vergleichs zu bedienen,

etwa in der gleichen oder analogen Lage, wie ein Zeichner, dem man die Aufgabe stellte, irgendwelche Objekte mit geschweiften, runden oder krummen Umrißlinien, z. B. ein menschliches oder tierisches Profil, eine Kugel oder dergl., ausschließlich nur in geraden, mit dem Lineal zu ziehenden Strichen wiederzugeben. So wenig man aus der so zustande kommenden Zeichnung den Schluß ziehen dürfte, daß der dargestellte Gegenstand wirklich nur gerade (statt krummer) Linien als Profillinien zeige oder daß das Profil einer Kugel tatsächlich ein reguläres Polygon mit zahllosen Ecken sei (als das es der Zeichner mit den nach der gestellten Bedingung ihm zur Verfügung stehenden Darstellungsmitteln würde wiedergeben müssen), genau so wenig ist man m. E. berechtigt, aus der modalen Struktur der im Anfangsstadium der Mensuralnotation aufgezeichneten Gesänge einen Rückschluß auf deren wirklich modal konstruierten Originalrhythmus zu ziehen. Ich schließe mich hier ganz und vollinhaltlich den (auch von Gennrich erwähnten, aber natürlich abgelehnten) Einwänden G. Schlägers gegen die „modale Interpretationsmethode“ an: es ist vollkommen richtig, daß für den mehrstimmigen Satz durchaus nicht derselbe Rhythmus vorauszusetzen sei, wie für das einstimmige Lied. Denn jede durch die Mehrstimmigkeit bedingte Rücksichtnahme auf den Gang anderer Stimmen bedingt auch entsprechende melodische und rhythmische Veränderungen, Verschiebungen, Verzerrungen und Verrückungen der einzelnen Stimmführung, — das weiß jeder Musiker, jeder Kontrapunktschüler. Es ist weiters überaus wahrscheinlich, daß man in der teils choralen teils mensuralen Aufzeichnung derselben Weise durch verschiedene Schreiber eine verschiedene rhythmische Deutung derselben erblicken dürfe; in jener Zeit des Übergangs aus einem Kunststil, dem gregorianischen, in einen neuen: den der Mensuralmusik, mochte der gewissenhafte und musikalisch-feinfühlige Aufzeichner eben nur zu wohl die Unzulänglichkeit beider Notationsweisen für die Wiedergabe der Originalrhythmik der Volks- und höfischen Musik empfinden und daher ratlos bald nach der einen, bald nach der andern Notierungsart greifen. Und es ist gewiß auch vollkommen richtig, daß bei der Notation in Mensuralnoten die rhythmisch freien, ungebundenen Volks- und höfischen Gesänge gewaltsam in das ihnen ursprünglich ganz heterogene, daher auch gar nicht passende Gewand der Mensur (bezw. der modi) gepreßt werden, die Lieder also „durch die Brille der Modi betrachtet worden“ sein mußten.

Dieses Schwankende, Unbestimmte, Labile, Fluktuierende, dieses Zwittertum zwischen choraler Rezitation und tanzschrittmäßigem Volkslied in der Rhythmik der Troubadours

und Trouvères instinktiv herausgefühlt und von seinem Standpunkte als Philologe aus in greifbarer Form zum Ausdruck zu bringen versucht zu haben, scheint mir das nicht hoch genug einzuschätzende Verdienst der beiden Arbeiten v. E.'s, und es ist sehr bedauerlich, wenn ein Rezensent so wenig Empfänglichkeit für die Intentionen und so wenig Geneigtheit, auf das Prinzipielle der Gedankengänge des zu besprechenden Autors einzugehen, zeigt, wie dies in Gennrich's „kritischen Bemerkungen" der Fall ist. G. hat sich seine Aufgabe eigentlich recht leicht gemacht: er greift einige — vom Standpunkte unseres heutigen metrischen und musikalischen Empfindens aus betrachtet, gewiß unmögliche — Beispiele der Rhythmisierungsmethode v. E.'s heraus und verwirft auf Grund des sich aus deren Betrachtung für ihn ergebenden negativen Befundes gleich das ganze Prinzip und alles, was v. E. prinzipiell sagen will, als Ganzes. Aber in dieser Weise kommt man denn doch einem Problem, wie dem von v. E. aufgegriffenen, nicht auf den Grund. Gewiß, auch mir — wie wohl jedem Musiker überhaupt — erscheinen Beispiele wie die auf (E. I.) p. 9, 10 (oben), 28 u. dergl. — immer wohlgemerkt: vom Standpunkte unserer heutigen Musikpraxis aus betrachtet — als unmöglich, andere, wie z. B. die auf p. 7, 8, 9, 33, 34 (unten), 37, 39 u. dergl., mehr als gewagt. (Zum Teil, wie u. a. z. B. bei den Beispielen auf p. 7, 8, 9 usw., liegt die Hauptschuld allerdings wohl vor allem in der schon eingangs dieser Erörterungen oben erwähnten, möglicherweise vorliegenden Mangelhaftigkeit der Notation der Quellen: der Liedersammlungen von Bujeaud, Arbaud, Decombe, Rivarès usw., auf deren Richtigkeit v. E. sich verließ und demgemäß aus ihrer musikalischen Rhythmisierung seine rhythmischen Schemata ableitete, denen zufolge dann so häufig unbetonte Textsilben auf den guten Taktteil, betonte auf den schlechten fallen, wogegen — hätte der musikalische Notator jambische Texte mit dem Auftakte eröffnet, statt sie mit dem guten Taktteil beginnen zu lassen — alle diese Anstößigkeiten großenteils von selbst weggefallen wären.) Aber das ist ja eben wieder die Hauptfrage, mit der die Stellungnahme zu dem ganzen Problem steht und fällt: Sind wir berechtigt, die Grundsätze und Forderungen, die wir bei unserer Beurteilung der Deklamation in unseren heutigen Musiktexten zu vertreten gewohnt sind, auch an die Musikwerke vergangener, geschweige denn soweit entlegener Zeiten zu stellen, wie die der Troubadours und Trouvères es ist? G. freilich setzt die bejahende Beantwortung dieser Frage als selbstverständlich voraus und operiert mit dieser Forderung in seiner Besprechung wie mit einem Axiom. Wir haben aber schon oben gesehen, was vom vergleichend-musik-

wissenschaftlichen Standpunkte aus von einer solchen Forderung zu halten ist: daß sie ein Anachronismus ist, der jeden Zugang zu einem Verständnis des Geistes und der Psyche, aus der heraus das Werk entstanden ist, gewaltsam versperrt. Aber davon ganz abgesehen, ist es ja auch eine rein dokumentarisch zu belegende, dem Musikhistoriker wohlbekannte Tatsache, daß in der Musik der in Rede stehenden Epoche wie auch der Mensuralmusik überhaupt, der Niederländer, des gesamten 16. Jahrhunderts, im Volkslied usw., von einer sorgfältigen, unseren heutigen Ansprüchen genügenden Textbehandlung bezw. Akzentuierung nicht die Rede sein kann. Man sehe u. a. nur die deutschen Volkslieder auf diesen Gesichtspunkt hin durch, um — wenn man es nicht ohnehin schon längst wüßte — zu gewahren, was man da an sprach- und sinnwidriger Betonung und Rhythmisierung oft antreffen kann! Und wenn bei den Niederländern, in den Stimmbüchern der großen niederländischen, deutschen, französischen, italienischen usw. Liedersammlungen des 16. Jahrhunderts die Behandlung des Textes so nachlässig ist und als derart nebensächlich beiseite geschoben wird, daß die Autoren es gar nicht der Mühe wert halten, die Textesworte unter die dazugehörigen Noten Silbe für Silbe zu schreiben, sondern einfach am Beginn der Notenzeile die Anfangsworte des Textes hinsetzen, dessen weiteren Verlauf aber als bekannt voraussetzen und deshalb gar nicht mehr ausschreiben, vielmehr samt allen Details — Unterlegung der einzelnen Silben und Worte unter die Noten, Betonung u. dergl. — dem Belieben des Sängers überlassen, kann man da etwa von einer Sorge für richtige Akzentuierung und textgemäße Rhythmisierung sprechen? Wozu für die Zeit der Troubadours und Trouvères sowie der Mensuralmusik und für das gesamte Volkslied bis tief ins 16. Jahrhundert hinein (für das schottische, gälische, wälische, irische, bretonische, zum Teil auch französische Volkslied überhaupt sogar noch bis in die Gegenwart herein) noch hinzukommt, daß hier gewisse rhythmische Verzerrungen und Synkopierungen, so vor allem mit besonderer Vorliebe auf dem guten Taktteil — scotch snap, alla Lombarda-Figuren, die verschiedenen Formen der mittelalterlichen plica u. dergl. —, eine ganz unglaublich wichtige Rolle spielen, so daß dadurch allein schon die Betonung der Textsilben eine für unser Gefühl befremdliche und sprachwidrig erscheinende Verrückung erfuhr bezw. noch erfährt. Ist es angesichts solcher dem Musikhistoriker nur zu wohl bekannter, mit unzähligen Beispielen zu belegender Tatsachen ernsthaft auch nur möglich, mit Bestimmtheit behaupten zu wollen, sprachwidrige Betonungen wie — ich greife aufs Geratewohl einige der markantesten und für unser modernes Empfinden verletzendsten Beispiele aus v. E.'s Rhythmisierung heraus —: (E. I. p. 8:)



seien für die in Rede stehende Zeit ausgeschlossen und undenkbar? Die vergleichende Musikwissenschaft belehrt uns, daß in der Entwicklungsgeschichte der Musik nichts vom Standpunkte unseres heutigen ästhetischen Empfindens noch so Anstößiges undenkbar ist, nicht irgendwo und irgendwann vorgekommen wäre oder noch vorkäme. Ich halte daher Beispiele von so sprachwidriger Rhythmisierung wie die bei v. E. vorkommenden und von G. gebrandmarkten für die Zeit der Troubadours und Trouvères nicht bloß für möglich, sondern sogar für wahrscheinlich, — genau so, wie auch noch bei dichterischen und kompositorischen Versuchen heutiger Dilettanten eine zahllose Menge unrichtiger musikalischer Akzentuierungen und fehlerhafter Rhythmisierungen mit unterläuft. Jedenfalls haben wir g a r k e i n e n h i s t o r i s c h e n B e w e i s dafür, daß dies für die Zeit der Troubadours und Trouvères nicht ebenfalls zugetroffen habe oder wenigstens habe zutreffen können, und wenn G. diese Ansicht nicht teilt, so darf er nicht vergessen, daß die Gegenansicht zu seiner zum mindesten ebensoviel Berechtigung hat wie seine eigene, — vom vergleichend-musikwissenschaftlichen und psychologischen Standpunkt aus aber entschieden noch viel mehr.

Aber auch sonst, von diesem einen — freilich entscheidenden — Punkte abgesehen, findet man in G.'s „kritischen Bemerkungen" eine Reihe Behauptungen, die man zwar jemandem musikhistorisch nicht Fundierten gegenüber nicht weiter auf die Wagschale legen wird, die man aber, wenn sie von jemandem ausgesprochen werden, der fortwährend seine musikhistorische Überlegenheit gegenüber dem Rezensierten hervorkehrt, nur mit erstauntem Kopfschütteln anhören wird. Man lese Sätze wie z. B. (G. p. 209, Zeile 8): „Wie hätte man es wagen dürfen, einem Publikum, das dieses Lied (sc. Raouls von Soissons „*Quant voi la glaie mëure*") in seinem Originalrhythmus kannte, dasselbe entweder in dem Zerrbild eines gleichförmigen Rhythmus, wie es durch die Modi bedingt war, oder umgekehrt in regelloser Willkür freier Rhythmen zu bieten, in einer Zeit, in der die Geschmacksumbildung sich nicht so rasch vollziehen konnte wie z. B. heute im Zeitalter des Verkehrs? Daß zwischen dem Vortrag eines und desselben Liedes durch zwei verschiedene Sänger eine kleine Differenz, die sich etwa auf das Tempo, auf die

Tonintensität, auf die Dynamik usw. erstreckt haben dürfte, möglich, ja wahrscheinlich ist, soll keineswegs in Abrede gestellt werden. Diese Divergenz kann sich aber nie weit erstreckt haben, sie wird nie das Wesen der Melodie auch nur im Geringsten beeinflußt haben können." Ja, weiß denn der Musikhistoriker G. nicht, daß wir in der Musikgeschichte und vergleichenden Musikwissenschaft auch sonst zahllose Beispiele dafür haben, daß Gesänge, die noch ganz andere, unvergleichlich größere Verbreitung und Bekanntheit besitzen bezw. besaßen, als sie G. hier für die in Rede stehende Melodie annimmt, im praktischen Musikleben bei der Ausführung an verschiedenen Orten und durch verschiedene Kräfte noch ganz andere Modifizierungen und Entstellungen erfahren haben, als sie G. hier für den Höchstfall zuläßt? Was ist denn die Geschichte des Niederganges des gregorianischen Chorals im späteren Mittelalter anderes als eine einzige Geschichte solcher immer maßloser ausartender Entstellungen und Veränderungen? Und dies noch dazu in einem Falle, wo eine ungeheure Autorität: die höchste geistliche und geistige Instanz der ganzen Zeit: die Kirche mit ihrer ganzen moralischen Macht die Unantastbarkeit und Heiligkeit dieser Gesänge und ihre Tradition zu schützen betrebt war! Und wenn dennoch weder Aufzeichnungen noch Tradition diese jedem katholischen Geistlichen von amtswegen und jedem Gläubigen vom Anhören beim Kirchenbesuch her in ganz Europa bekannten und vertrauten, allverbreiteten Weisen gegen sowohl im Laufe der Zeiten als auch in den verschiedenen Ländern allmählich immer mehr auseinandergehende Abweichungen und Entstellungen, die durch willkürliche Improvisationen, Unfähigkeit oder Bequemlichkeit der Ausführenden dann noch vergrößert wurden, zu schützen vermochten, wenn schon im 11. Jahrhundert darüber geklagt wird, im 12. Jahrhundert Bernhard von Clairvaux und die Benediktiner in Frankreich eine Wiederherstellung der Urformen der gregorianischen Gesänge anstreben und zu diesem Zwecke auf das damals noch in Metz vorhandene authentische Antiphonar aus dem 8. Jahrhundert zurückgreifen, auch später immer wieder Klagen wie die des Johannes von Salisbury usw. auftauchen, — wenn also schon bei den liturgischen Gesängen derartige Entstellungen möglich waren und um sich griffen, wie kann man dies dann für die Troubadours- und Trouvèresmelodien ausschließen wollen? Was bedeutet gegenüber den vielen Hunderttausenden, denen die gregorianischen Weisen vertraut waren, das kleine Häuflein der paar Tausende von Gebildeten, welche die Gesänge der Troubadours und Trouvères kannten? Und dann: wer war denn das „Publikum", bei dem diese Melodien eine so „allgemeine" Verbreitung und Beliebtheit besaßen? Es war die vornehme Gesellschaft auf den Burgen,

eventuell auch besonders musikliebende hohe Geistliche, weiters die zur instrumentalen Begleitung der Gesänge herangezogenen jongleurs, minstrels usw., also die eigentlich ausübenden Fachmusikanten, schließlich noch vielleicht — von der Umgebung der Vornehmen: ihrer Dienerschaft usw. und den Schreibern, die auf Bestellung der Vornehmen Abschriften von Liederhandschriften. Romanbüchern, Leys u. dergl. mit den darin enthaltenen Liedernotierungen zu besorgen hatten, abgesehen — einzelne Liebhaber der Musik bezw. Dichtung in den Kreisen der reichen Kaufherren usw.; das eigentliche Volk: der Bauer, der Handwerker, der Bürger usw. besaß seine eigene Musik, seine Volkslieder und -tänze, und die Geistlichen, Gelehrten, Theoretiker usw. hatten ihren gregorianischen Choral bezw. später auch ihren Discantus, ihre Mensuralmusik u. dergl. Wie kann man also angesichts einer solchen engen Beschränktheit auf einige ganz wenige, relativ schwache Schichten der Bevölkerung von einer allgemeinen „Verbreitung beim Publikum" sprechen (schon der bloße moderne Ausdruck bezw. Begriff „Publikum" in unserem Sinne involviert einen Anachronismus, insofern für die hier betrachtete Kulturperiode schon mangels jener intensiven Verbreitungsmöglichkeit geistiger Schöpfungen durch die Druckerpresse, wie sie uns seit der Erfindung des Buchdruckes zur Verfügung steht, von jener Resonanz in den weitesten Kreisen und Schichten der Bevölkerung, wie sie eben für unseren heutigen Begriff „Publikum" charakteristisch und Hauptvoraussetzung ist, nicht die Rede sein kann) oder sich gar, wie dies G. p. 209 tut, zu der Behauptung versteigen: „Die Lieder der Troubadours und Trouvères waren im 12., 13. und im Anfang des 14. Jahrhunderts ebenso Allgemeingut der gebildeten Stände, wie z. B. die Lieder Schuberts oder Schumanns es für die heutige gebildete Welt sind!" Der Vergleich hinkt sehr stark; denn nicht allein, daß der Begriff „gebildete Stände" in der Gegenwart unendlich viel größere und breitere Gesellschaftsschichten umfaßt als im Mittelalter, mehr als das: die Kenntnis beispielsweise eines Schubertliedes reicht heute bekanntlich bis in die tiefsten Schichten der (zum mindesten: großstädtischen) Bevölkerung hinab: jedes Schulkind, jeder Vorstadtarbeiter singt: „Am Brunnen vor dem Tore" oder „Das Wandern ist des Müllers Lust", wogegen die Kenntnis der Troubadourgesänge auf die vorhin angeführten engen Kreise beschränkt war. (Nebenbei bemerkt: schon das Fehlen der für unser heutiges Bildungswesen so charakteristischen und ausschlaggebenden Momente: Großstadt, Schule und Druckerpresse schließt die Anwendung des Ausdrucks und Begriffes „Publikum" auf die damaligen Verhältnisse aus.) Aber schließlich sind das Nebensächlichkeiten; gehen wir also weiter! Auf p. 214 sagt G.: „Vergeblich aber

sucht man nach einer Zusammenstellung der Untersuchungsergebnisse, nach einer Beantwortung der Frage des gegenseitigen Verhaltens von Liedtakt und Wortakzent, d. h. also einer Feststellung über den Singtakt. Wir müssen uns die Antwort selbst geben.“ Es folgt nun eine Formulierung von 3 Punkten, deren zweiter und dritter nichts anderes besagt, als was v. E. ohnehin in seiner Abhandlung ausführt, ganz abgesehen davon, daß v. E. I. p. 21/22 ebenfalls in 3 Punkten ganz genau die von ihm beobachteten allgemeinsten Typen der Akzentverschiebungen und Betonungsweisen, die unter dem Einflusse des Singtaktes nach seiner Ansicht zustande kommen, formuliert. Wie kann man da also behaupten, man suche vergeblich nach einer Zusammenstellung der Untersuchungsergebnisse? — Weiters: auf p. 213 verübelt G. v. E. die Begründung, daß er den natürlichen Sprachrhythmus nicht durch die übliche Taktstrichsetzung zerreißen wolle, und belehrt ihn: „Es mag wohl zugegeben werden, daß die Striche, in dieser Weise gesetzt, für das Auge, das die ganzen Worte als feststehende Wortbilder zu lesen gewöhnt ist, eine gewisse Störung bedeuten. Aber dies als Störung des Gesamtbildes anzunehmen, wäre ebenso töricht (!) wie die Behauptung, der Taktstrich zerreiße eine Melodie. Ob Musik oder Dichtkunst, beide sind in erster Linie für das G e h ö r, für den V o r t r a g bestimmt, erst in zweiter Linie für das A u g e, d. h. zum L e s e n. Das ist ein Umstand, der vielfach nicht gebührend berücksichtigt wird.“ Ja, hat denn der Musikhistoriker G. in seinem ganzen Leben nie eine Schrift von Dirigenten (z. B. Wagner, Berlioz, Weingartner usw.) über die Erfahrungen aus ihrer Dirigententätigkeit, hat er nie ein Lehrbuch des Dirigierens in der Hand gehabt, hat er nie mit einem Dirigenten, sei es auch nur des bescheidensten Vorstadtgesangsvereines, gesprochen, um — wenn er schon selbst nicht soviel eigene musikalisch-praktische Erfahrung besitzt — wenigstens auf diesem Wege zu erfahren, daß alle eben Genannten darüber klagen, wie häufig sie mit dem Übelstand zu kämpfen hätten, daß der Taktstrich Sängern wie Orchestermusikern, ja sogar dem Dirigenten selbst beim Einstudieren ihrer Stimmen bezw. der Partitur infolge der beim Lesen fortwährend in die Augen fallenden taktischen Abgrenzung und Schrankensetzung oft das gesamte Bild einer musikalischen Phrase, einer Melodie- oder Stimmführung zerreiße, so daß sie bei der Ausführung durch direktes Auswendig-Lernen und -Spielen der betreffenden Stellen förmlich gewaltsam das Gesichtsbild der Notation und damit die Vorstellung des Taktstriches aus ihrer Erinnerung auszulöschen bestrebt sein müssen, um nicht unwillkürlich durch (sei es auch noch so kleine und fast unmerkliche) Zäsuren, Atemabsetzen u. dergl. die Phrase zu zerstückeln und die melo-

dische Linie so zu zerreißen? Jeder Musiker, jeder Musik-Ausübende kann dies aus eigener Erfahrung bestätigen, jeder Dirigent hat gegen diese unwillkürliche Neigung der seiner Führung anvertrauten Körperschaft anzukämpfen. Sie alle sind so „töricht", mit ihrem musikalischen Empfinden vom Gesichtsbilde der musikalischen Notation abhängig zu sein, — und zwar aus dem einfachen Grunde, weil diese unwillkürliche rhythmisch-abgrenzende Beeinflussung durch den Anblick des Taktstrichs eben genau so ein psychophysiologisches Grundphänomen ist wie das bekannte Distonieren von der temperierten Stimmung seitens der Sänger (Chöre wie Solisten), Violinspieler u. dergl. an Stellen, wo die Instrumente mit feststehender, temperierter Stimmung (Klavier, Orgel u. dergl.) aussetzen, und in andern analogen Fällen (Erhöhung der Septime als Leiteton bei aufsteigender Durskala u. a.). Solchen Erscheinungen gegenüber im Tone bedauernder Zurechtweisung und mitleidig herablassenden Besserwissens die Binsenwahrheit zu konstatieren, daß die Noten für das Ohr und nicht für das Auge da seien, und darin einen Umstand zu erblicken, „der vielfach nicht gebührend berücksichtigt wird", ist eine Naivität, die jedem auch nur einigermaßen musikalisch Erfahrenen ein Lächeln abnötigen muß. Und wozu wäre die ganze Phrasierungslehre und ihr Notierungsaufwand, der den Komponisten oft so viel Mühe und Arbeit mit dem sorgfältigen Eintragen von Bogen, Linien u. dergl. kostet, wenn nicht einzig und allein bedingt durch das Bestreben, eine melodische Linie, den Schwung einer über mehrere oder viele Takte sich hinerstreckenden Phrase gegen die von dem Gitterwerk der Taktstriche her drohende Gefahr der Zerstückelung und Zerbröselung in die einzelnen Takte zu bewahren? — Wenn weiters G. p. 215/216 die von v. E. I. p. 18 zur Stützung seiner Ansicht von der Erscheinung der Akzentverschiebung herangezogene Beobachtung von Akzentverschiebungen bei den Ausrufen italienischer Zeitungskolporteure u. dergl. mit der Begründung ablehnt, „daß die Sprechweise des täglichen Lebens nicht ohne Bedenken für die Beurteilung der Akzentverhältnisse im Verse herangezogen werden dürfe", so ist demgegenüber nur an Sievers' wundervoll feine Untersuchungen betreffs der Sprachmelodik in der deutschen Dichtung und der klanglichen Konstanten in Rede und Musik sowie an die Arbeiten von Ottmar Rutz (und die Beobachtungen seines Vaters Josef Rutz) zu erinnern, die in frappanter Weise nachgewiesen haben, daß die geringsten dialektischen (individuellen sowie nationalen) Verschieden- und Besonderheiten im Tonfall der alltäglichen Sprechweise auch dementsprechend im Kunstwerk (Dichtung wie Musik) zum Ausdruck kommen, so daß der Erfahrene schon aus der bloßen musikalischen Deklamationsweise eines Komponisten auch dessen Stammes-

angehörigkeit (beispielsweise, ob er ein Sachse, ein Preuße, ein Schwabe, ein Bayer, ein Österreicher usw. war) zu erkennen vermag. — Auf G.'s p. 208 (oberer und zweiter Abschnitt) ausgesprochene Behauptung, die Übertragungen der Beispiele der mensuralen Motettenhandschriften bestätigten durchaus die absolute Gültigkeit der modalen Interpretationsmethode, und (p. 210): „Wir müssen zu diesem Zweck (sc. um Aufschluß über den sprachlichen Rhythmus zu gewinnen) schon die mehrstimmigen Motetten zuhilfe nehmen, und die zeigen einwandfrei die Geltung der Modi“ hier nochmals näher einzugehen, erübrigt sich nach dem bereits oben bezüglich der Mensuralnotation Ausgeführten: natürlich müssen sie die Geltung der Modi zeigen, weil diese eben mit den ersten Anfängen, den Urausgangspunkten und elementarsten Typen der Mensur (den oben erwähnten rein mathematischen Kombinationsmöglichkeiten von ◡ und —) zusammenfielen und der Aufzeichnende, wenn er sich der neuen Notierungsweise bedienen wollte, eben in diesen rhythmischen Grundschematen schon fertige Schablonen besaß, in denen — wenn der Rhythmus der aufzuzeichnenden Melodie gerade zufällig hineinpaßte — die Notierung am leichtesten, mühelosesten und bequemsten vor sich ging; fügte sie sich nicht von selbst hinein, dann freilich mußte er so lange zerren, rücken und schieben, bis er die Widerspenstige glücklich in das modale Prokrustesbett eingespannt hatte. An und für sich beweisen also alle Mensuralnotationen für die Rekonstruktion des Originalrhythmus der Volks- und höfischen Lieder gar nichts, weil wir aus ihnen niemals mit Sicherheit erkennen können, ob der Originalrhythmus des betreffenden Liedes vielleicht wirklich gerade zufällig in eines der durch die Mensur bezw. Modi dargebotenen Schemata hineinpaßte oder ob der Aufzeichnende, um die Melodie nur überhaupt notieren zu können, sie erst gewaltsam unter allen möglichen rhythmischen Verrenkungen und Verzerrungen in eines dieser Schemata hineinpressen mußte. Ebenso wenig als man berechtigt ist, zu glauben, daß die rhythmische Form, in der die niederländischen, flämischen, französischen usw. Volksliedmelodien als tenor in den Motetten und Messen des 15. und 16. Jahrhunderts erscheinen, auch wirklich deren Originalrhythmus darstelle, ebenso wenig darf man glauben, mit der modalen Interpretierung auch schon die wirkliche Originalform der Gesänge der Troubadours und Trouvères vor sich zu haben. Diese Konstatierung bedeutet aber natürlich nicht im Leisesten eine Schmälerung des Wertes von Beck's glücklicher Beobachtung; sie soll vielmehr nur einer mißbräuchlichen Pauschalanwendung dieses Prinzips, wie sie G. seiner Besprechung zugrunde legt, einen Riegel vorschieben.

Doch genug! Brechen wir ab! Wollte ich alle derartigen



angreif- oder auch nur unbeweisbaren und dabei stets mit dem Tone apodiktischer Gewißheit vorgetragenen Behauptungen G.'s vom Standpunkte der Musikwissenschaft aus — denn für die Beurteilung des spezifisch Sprachlichen, Romanistischen in seinen Ausführungen fehlt mir natürlich jeder Maßstab — glossieren, dann würde ein Buch daraus. Jedenfalls glaube ich: schon die vorstehenden Bemerkungen, so skizzenhaft und fragmentarisch sie auch, um nicht noch mehr Raum zu beanspruchen, sein und so sehr sie sich auf das Herausgreifen einiger bloßer Stichproben beschränken mußten, — schon diese flüchtigen, summarischen Bemerkungen also dürften genügen, den unvoreingenommenen Leser zu überzeugen, daß G.'s Ausführungen nichts beigebracht haben, was geeignet wäre, das Prinzipielle der Gedankengänge v. E.'s zu widerlegen oder als unhaltbar zu erweisen oder die Haltbarkeit seines Standpunktes auch nur im Leisesten zu erschüttern. Solange die musikgeschichtliche Forschung nicht imstande ist, dokumentarisch den positiven Tatsachenbeweis zu erbringen, daß die von v. E. angenommenen Prinzipien für die hier in Rede stehende kulturgeschichtliche Epoche tatsächlich ausgeschlossen sind — und faktisch ist sie dies wenigstens bis jetzt noch nicht im Mindesten in der Lage —, sondern nur Theorien und Hypothesen aufstellen kann, solange ist man nicht bloß berechtigt, sondern direkt verpflichtet, die für oder gegen eine solche Hypothese sprechenden Argumente auch vom psychologischen und vergleichend-musikwissenschaftlichen Standpunkte aus zu prüfen, solange steht jede neu vorgebrachte Theorie oder Hypothese den andern bisher bereits bestehenden vollkommen gleichwertig und gleichberechtigt gegenüber. Vom einseitig musikhistorischen Standpunkte aus ist einem Problem wie dem hier erörterten wenigstens vorläufig, solange nicht neues dokumentarisch zu erbringendes Beweismaterial gefunden worden ist, nicht beizukommen; hier müssen, wie gesagt, auch die vom psychologischen und vergleichend-musikwissenschaftlichen Standpunkte aus sich aufdrängenden Argumente berücksichtigt werden. Und diese sprechen, wie die vorstehenden Ausführungen gezeigt haben dürften, nicht bloß nicht gegen die prinzipielle Berechtigung von v. E.'s Standpunkt, sondern sind im Gegenteile noch eher geeignet, die Wahrscheinlichkeit oder zum mindesten die Möglichkeit der von ihm aufgestellten Prinzipien zu stützen. Und so kann man meines Erachtens v. E. nur dankbar sein, wenn er die Frage der eventuellen Möglichkeit eines neuen Standpunktes bei den verschiedenen Lösungsversuchen des Problems der Troubadours- und Trouvèresrhythmik aufgeworfen hat, — eines Standpunktes übrigens, mit dem er — was sein Anzweifeln der absoluten Gültigkeit der modalen Interpretation anbelangt — gar nicht (wie wir oben sahen) so vereinzelt dasteht.

Wien. Robert Lach.

Plagiate in altfranzösischen Dichtungen.

Daß der Begriff des Plagiats im Mittelalter nicht nach den modernen Vorstellungen zu fassen und mit dem Nebengeschmack des rechtlich wie sittlich Tadelnswerten und Verwerflichen zu versehen ist, ist oft genug betont worden, jenen Grundsatz stelle ich auch diesen weiteren Beispielen von bemerkenswerten Plünderungen altfranzösischer Dichtungen voran.

I. H. Breuers Ausgabe des Abenteuerromans *Cristal und Clarie* (Ges. f. roman. Literatur, Band 36, Dresden 1915) zeigt uns die Arbeitsweise des unbekannten Dichters, der sich nicht gescheut hat, längere Stellen wörtlich und mit verblüffender Geschicklichkeit da, wo es sich um Übergänge handelt, Dichtungen wie Brut von Wace, Lai de Narcissus, Lai du Conseil, Lai de l'Oiselet, Athis und Prophilias, Robert von Blois, Guillaume au faucon, Partonopeus, Erec nebst Yvain und Perceval von Crestien zu entlehnen. Die ganze Art dieser Plünderungen spricht eher dafür, daß hier direkt nach den schriftlichen Vorlagen gearbeitet worden ist, als daß nach L. Jordans Vermutung (Diss. Bonn 1899, S. 23) „der Dichter selber Spielmann gewesen und ein auswendig gelerntes Repertoir bei seinen eigenen Dichtungen benutzt" habe.

II. Der ausgedehnte Anhang zur Labouderie-Version des *Chastoiement d'un père à son fils* in der Asburnham-Hs. (heute Paris, Bibl. nat. nouv. acq. fr. 7517), über die P. Meyer im Bulletin de la Société des anciens textes français 1887, S. 82ff., berichtet hat, enthält, ohne daß er diese Tatsache hätte feststellen können, zwei längere Plagiate, die ich hier umso lieber zum Abdruck bringe, als die von W. Söderhjelm und mir vollendete Ausgabe des Ganzen im Anhange zum Chastoiement sie nicht bringen konnte, wie geplant war.

Die erste Entlehnung des Anglonormannen betrifft den *Partonopeus*-Roman und es entbehrt nicht eines gewissen Reizes zu sehen, wie er, seine Vorlage überaus berechnend, bald vorwärts, bald rückwärts hin, auszuschreiben, Lücken vorzunehmen und Übergänge einzustreuen verstanden hat.

Das zweite Plagiat entstammt dem von H. Breuer herausgegebenen Arturroman *Hunbaut* (Ges. f. roman. Literatur, Band 35, Dresden 1914) und betrifft die „coutume du pavillon" mit Ydone als Hauptperson. Der Anschluß an das Original



ist hier noch enger und die Tendenz zur Kürzung tritt ebenso stark hervor. Für die Textkritik zu dem in einer einzigen Hs. überlieferten Hunbaut fällt einzelnes ab. v. 2424 *envoier*] *purchacier,* wodurch zu *cacier* der passende leoninische Reim entsteht und der Verweis in der Anm. Stürzingers *fait envoier* = *envoie* (Tobler) überflüssig wird. — v. 2437 ff. haben eine andere, besser vermittelte Form, vor allem muß v. 2440 als Parenthese aufgefaßt werden. — v. 2452 *avant*] *emblant* besser. — v. 2454 *Celes le voient tote voie,* das Verb *prient* ist sicher vorzuziehen, auch im Hinblick auf den folgenden Objektsatz. — Die Schwierigkeiten von v. 2463 *Legiere en est a escondire,* wozu die Anm. keine Klärung bringt, fällt durch unsere Lesart: *De ço vos os bien escondire* ganz weg. — v. 2473 *passages*] *usages* (neben *costumes*). — v. 2475, der Hunbaut fehlt, kann nun eingesetzt werden. — v. 2515 ist mangelhaft überliefert; daher nahm Stürzinger Anstoß an dem zweiten *Quant* v. 2516 und Breuers Versuch, alles zu halten, ist recht kunstreich: „Man kann sich aber denken, daß verschiedene Fräulein je mit *Quant* einsetzten." Das Richtige ist eben, daß deren Rede erst mit v. 2516 beginnt, während v. 2515 nur zur Ergänzung des vorangehenden Verses dient und die Art der Geschwindigkeit des Rittes Gauvains (*Quant qu'il puet traire del cheval*) angibt. — v. 2602 *devant*] entschieden besser *de tant,* desgleichen v. 2610 *ou* statt *et* und v. 2640 *el conte* statt *le conte* u. a. m.

Göttingen. ALFONS HILKA.

Fiz, unkore te dei chastier: (f. 85 v)
Ne seiez pas trop noveiler;
Mes si tele seit ta destinee,
Ke tu seiez de dame amé,
Amur amét en bone fei.
Je vus dirrai la resun pur quei.

Un chivaler estait jadis,
Ki pres de une dame fust assis
A une feste de renoef;
Chivalers estoient pus noef.
Bele estoit la compainye
E ben servi sanz vilainye.
Le chivaler ke ai ainz nomé,
O la dame ad tant parlé
Ke il ne pout beivre ne manger,
Tant la commença a coveiter.
Puis ke delé lui fust assis, f. 86 r
D'amur fu plaié e si surpris,
Si ke n'ert mes jur de sa vie
Ke nel n'eit en sa bailie,
Dunt li douderat e quer e cors,
Ki li parrat el viz defors.
Sovent la requist par druerie
Ke ele deverist sa amie;
Mes ele se escundisout

**En meudre manere ke ele pout.
Tant la requist et tant la chassa
Ke a la parfin li granta
Tote sa priere sanz relés;
S'afyance li ad doné aprés
Ke ele ben celereit
Quant ke le chivaler a lui dirreit.
Les bones genz sunt ben refet,
Chascun congé prent, si s'en vet.
Le chivaler sun congé prent
De la dame mult celeement.
"Chivaler", fet ele, "a Deu vus comand.
Gardét ke vus seiét lel amant,
Kar de bone volunté vus afy
Ke a tuz jurs vus tendrai pur ami."
Li chivaler out autre amie, f. 86 v
La quele li ama cum sa vie.
Meintenant a sun repairer
Hastivement veut a li parler,
"Sire", fet ele, "coment vus est?
Ai je rien fet ke vus desplest?
Choisi avét novele amie:
Gardét ke n'eiez fet folie."
"Dame", fet il, "ke nun ai.
Autre de vus unkes n'amai."
"Certes", fet ele, "ke avét,
Kar del tot m'est contét.
Coment la fei s'est entrepris
Ke vus serrét a lui leal amis?"
"Dame", fet il, "n'est pas ci.
A nul autre ne su ami
Fors a vus soulement.
Çoe ke vus parlét ne amunte nent."
"Certes", fet ele, "çoe sai je ben:
Çoe ke je parle ne amunte rien,
Kar vus avét autre requis
De la quele estes granment surpris."
"Dame", fet il, "grant tort avét
Ke si vilment me reprovét;
Si je ei fet autre amie, f. 87 r
Dame, de vus, ne me blamét mie.
A decertes ma fei ne menterai,
Ja autre de vus ne amerai."
"Lasse", fet ele, "cum femme est fole
Ke creit homme par sa parole!
Li homme funt tut lur delit;
Puis de nus lur est petit.
Kant vus a une escharnye,
Mult tost troeve autre amye;
Mult li est poi que l'autre face,
Kant la novele a en sa brace.
Ami, mar vus vi noveiler,
Kar je l'ai trop comparé cher.**

**Vus esteiét tuz mes deliz,
Mun prou, m'onur e mes profiz,
Ma noblesce e ma bobance,
Mun orguil e ma surquidance,
M'odur, ma clartez e mun pris,
Ma joye e mes duz rys,**

Partonopeus

**Novele amor avés coisie, 4639
Gardés que n'aiés fait folie**

**"Lasse", fait ele, "com est fole 4689
Qui home croit por sa parole!
Li home font tot lor delit,
Et puis lor est de nos petit.
Quant uns en a une escarnie,
Molt troeve tost une altre amie;
Molt li est poi que l'autre face,
Quant la novele a en se brace.
Amis, mar vos vi novelier,
Car jo l'ai trop comperé cier. 4698**

**Vos estiés tos mes delis, 4719
Mes preus, m'onors et mes profis,
Et ma noblece et ma beubance,
Mes orgiols et ma sorcuidance,
M'odors, ma clartés et mes pris,
Ma joie coraus, mes dols ris,**

Mi quers, ma pensee e mes fruz,	Mes cuers et mes cors et mes fruis,
Mun solaz e tuz mi deduz,	Tote m'onors, tos mes deduis,
Tut mis effors, tut mes espoirs,	Tos mes esfors, tos mes pooirs,
Ma coveitise e mes [es]poirs,	Ma covoitise et mes espoirs,
Mes desirs e ma bunté, f. 87 v	Mes desiriers et ma bontés,
Ma druerie e ma beauté,	Ma druerie et ma beautés,
Mi conseuz, mes afaitemenz,	Mes consaus, mes afaitemens,
Ma richessce e mes chasemenz,	Ma richece et mes casemens,
Tuz mes jeuz e m'enveisure,	Tos mes gius et m'envoiseüre,
Tut mun sens, tote ma mesure,	Tos mes sens, tote ma mesure,
Ma menbrance e ma corteisie,	Ma menbrance et ma cortesie,
Tut mun deport, tote ma vie:	Tos mes depors, tote ma vie:
Mes ore estes mun doel e ma peine,	Or estes mes diols et ma paine,
Ma curuce e ma ire certeine,	Mes coros et m'ire certaine,
Mes plurs, mes lermes, mi consirs,	Mes giendres et mes lons consirs,
Mun geendre e mun long suspirs,	Mes plors, mes larmies, mes sospirs,
Mes maus de seir e de matin,	Mes maus de soir et de matin,
Ma langur ke ne prent fin,	Et ma langors qui ne prent fin,[1]
Ma rancure e ma tristur,	Et ma rancune et ma tristors,
Ma longe hunte e mun pour,	Ma longe honte et ma peors,
Ma reproece e ma folie,	Et ma reproce et ma folie,
Ma ledesce e ma vileinie,	Ma laidece et ma vilonie,
Ma meseise e mun desconfort,	Ma mesaise et mes desconfors,
Ma cure, ma pleinte, ma mort.	Ma cure et ma plainte et ma mors.
Pur coe n'est fin de ma dolur,	Por ce n'est fins de ma dolor,
E tut est en ma deshonur.	Car n'est fins de ma deshonor.
Je su cele ki mar fu né,	Je sui cele qui mar fui nee,
Kant del tut su a mort liveré.	Quant del tot sui a mort livree.
Perte de aver est mult legere, f. 88 r	Perte d'avoir est moult legiere,
E perte de ami est mult fere;	Et perte d'ami est trop fiere;
Dame ke fet perte d'amurs	Dame qui perte fait d'amor
Ne devereit ja vivre un jur."	Ne devroit ja puis vivre jor."
La dame pur doel e pur ire	La bele par duel et par ire
Ses poinz detret, ses chevels detire,	Ses poins detort, ses cevels tire. 4760
Devant li s'est sovent pasmé	La dame s'est sovent pasmee 4535
E dist sovent ki mar fu né;	Et dist sovent que mal fu nee;
E quant recomence a parler,	Et quant recommence a parler,
Si se rescreve (sic) a plorer.	Dont est regieres al plorer 4538
Tel doel devant li demenout,	
Le chivaler grant pité en out;	
Ver li la prent, si l'enbrace,	
Baise la buche e la face.	
Quant hom est pasmé de tristesce	
Par vanité ou par feblesce,	
Si l'em le baise alkes sovent,	
De fin corage, ducement,	
De pasmesuns plus tost revent.	
De la dame issint avent.	
A la parfin, quant ele parole,	A le parfin, quant ele parole, 4539
"Lasse", fet ele, "cum su fole!	"Lasse", fait el, "con par sui fole!
Cum je me su par moi traye	Con je me sui par moi traïe,
E par mun fet me su honye!	Et com sui par mon fet honie!
Trop me hastai de mun servise, f. 88 v	Trop me hastai de mon servise,
Par tant me su a hunte mise.	Par tant me sui a honte mise.
Beaus amiz duz, pur quel mefete	Beaus dols amis, por quel mesfait
Me avez a hunte e a mort traete?	M'avés a honte et a mort tret?

1) dahinter: Ma tenebrors et mes debés,
Ma mesestance et mes mesfés.

Fis je unkes rens encontre vus	Fis jo ainc rien contre vos viés
Dunt vus dussét estre irous?	Dont doiés estre tant iriés?
Si je en usse ma deserte,	Se g'i seüsse ma deserte,
Meins me grevast ma grant perte;	Mains me grevast de ma grant perte;
Mes n'en sai resun ne conte,	Mais jo n'en sai raison ne conte,
Si m'en greve mult plus ma hunte."	Si m'en grieve moult plus ma honte. 5453
"Dame", fet il, "merci vus cri.	Ma douce dame, por ce pri 4801
Tenez mun gage, je vus pri.	Que vos aiés de moi merci.
Se je ei meffet par parole	
Ou par conceil de femme fole,	
Je me retrerrai de ma folie	
E a vus tendrai, ma duzce amye."	
Ke coruce "fet ele" mustre a sun ami,	
Kant il od lermes quert merci,	
Ne deit a une feiz morir,	Ne sui pas dignes de morir, 5219
Enz deit tut jors morant languir;	Ainz doi toz jorz morant languir.
Mes si vus volét de li retrere	Quant des veus volés retraire 4177
E meuz a li ke a moi meffere,	Et miols a els qu'a moi mesfaire,
Amer vus dei sur tote rien	Amer vos doi sor tote rien
E tant vus tenir del plus a men."	Et tant de plus tenir a mien.
"Dame, corage ne puit estre pris f. 89r	
Ke il ne seit de sei poestis,	
Kar pur mort eschiwer ne pur mahain	
Ne pur perte ne pur gain	
Ne puit torner sun quer aillurs	
Celi ki eime par amurs.	
Ma hunte querét e mun damage;	Mais ma honte vaint mon damage; 4663
Çoe me turmente en mun corage,	Ce me tormente mon corage.
Kar grant vileinie ferreit a mei	
De si leger perdre ma fei."	
"Joye", fet ele, "m'avét tolue;	"Joie m'avés", fait il, "tolue; 4089
Vus l'averez de moi perdue.	Vos le ravés de moi perdue.
Ou as dolur, la est ti doiz;	U as dolor, la est tes dois; 3435
Ou as amurs, cele part voiz;	U as amor, cele part vois;
Li deiz seult estre a la dolur	Li dois siolt estre a le dolor,
E li oyl tuz jurz a l'amur.	Et li iols tos jors a l'amor.
Vostre cors vei ci en present;	
Li quer est a autri, dunt me repent."	
"Dame, vus avét damage grant	Vos i avés damage grant
E vergoine e annui pesant;	Et vergoigne et anui pesant;
Me c'est ore la fin de la fable:	Mais c'en est la fins de la fable:
Kant que ami fet est pardonable."	Quanqu'amis fait est pardonable."
"Sire, vus parlét seinement d'amurs,	Vos parlés sainement d'amors, 4937
Kar n'en sentét nules dolurs;	Car n'en sentés nules dolors;
Si sentissét le maus ke je sent, f. 89v	Se sentissiés les maus que sent,
Vus parlassét tut autrement.	Vos parlissiés tout autrement.
Joye n'averét de moi mes;	Ja joie n'avrés de moi mes; 4091
Del tout vus lerrai ore en pes.	Fuiés de ci, laissiés m'en pes.
Si mi oilz dort, mun quer plure,	
Si ke mun visage se descolure.	
Plus couste un coruce de ami	Plus couste uns seus coros d'ami 5029
Ke ne funt ·V· cenz de enemi."	Que ne font cinq cens d'anemi.
Le chivaler ne set ke fere,	
Kar de la dame ne se puit retrere.	
A la dame vet meintenant,	

Si la requiert cum lel amant:
"Je vus pri, ma douzce amie,
Ne tornét pas a vileinie
Çoe ke a vus ai ore dist.
Pensét ke je n'en ei nul despist.
Si vus avét autre ami
Ke eit vostre amur deservi,
Si aime ke il seit plus privé,
De tel amur n'ai cure pur verité,
Kar unkes tele amie ne avoy
Que ama un autre plus ke moy;
Mes a tuz iceles ke ai amé,
Si estoi je le plus privé.
Dunt je vus pri, ma duzce amie, f. 90r
Si vus desirét ma cumpainie,
Me donét vostre cors ki est si gent,
E je vus frai un leel serment
Ke ja autre amie ne amerai
Ne de nul autre cure n'averai.
Respuns me donét, ma duzce amie,
Kar sanz vus n'averai ja bone vie."
Ore oyez un respuns bel,
Cum la dame respunt a damaisel,
Ke la requist par druerie
Qu'ele devenist sa amie;
Ele li dona sun amur,
Mes tel respuns out a chef de tur:
"De çoe ke a mei avét dist
Ja n'en averét nul despist;
Mes de çoe ke vus feisse aye,
Unkes ne fu fors a un amie:
Çoe est celi ke ben me eime,
De çoe su je ben certeine.
Soveignet vus de primer jur
Quant a moi parlastes d'amur,
E je adunke vus respundi
Ke je n'i fu pas sanz ami
E a li avei doné tut mun quer f. 90v
Ke aillurs n'en poirei doner.
Unkore del tot me teng je la,
Kar jammes autre ne amera.
Il me ad ben guerdoné
S'amur, kar long tens l'ai desiré.
Dunke serrai pur delele esprové,
Si je feisse a li tel deleauté.
Nent plus a moi tele paroles ne dyez,
Kar leaument amye de moi ja n'averez
Ne nul homme de mere né
For celi soul a qui me su doné."
Ore entendét a mun dit
E si en averét grant profit:
N'est homme ke ne someile;
Cil mal dort que ja n'esveile;
Cil dort en male pesance
Ke de fol amur ne sent grevance.
Sur le chivaler çoe vus di,
Qui quida ben estre ami
A cele dunt ai parlé
Ke soen amur li out doné,
Que li dona sun amur

De novel an le primer jur.
Mes ore en avét ben oy f. 91 r
Cum ele li ad del tout faili.
Celi qui me eime je la eim;
Cil poi mange qui mœrt pur feim.
Le chivaler poi buit e poi manga:
Ce fit cele que li regarda
Que li dona sun amur;
Mes ren n'en out a chef de tur.
Cil mal . . . .
Cil mal eime que n'est amé.
Çoe vus di pur le chivaler,
Ke esteit si jolif e feer,
Que tant esteit de dames amé,
En plusors luys ben alosé.
Allas! grant damage e grant dolur
Avint a cely par folur:
Tuz ces amies y guerpi,
A cele soule devent ami
Ke li dona soen amur;
Mes ren n'en aveit a chef de tur.

---

*F*iz, les usages e les custumes, f. 104 r
Ke unt esté tuz jors comunes,
Ne fet pas a tei a defere,
Kar de ce ne deiz nuli plere.
En son escrist dist li sage:
Celi ke defet bon usage
De Deu meismes en est maudit,
Ja n'en avera autre profit.

*I*adis esteit un aunterous
Chivaler, fier e orguilous,
Ki trespassout mainte contree
Pur merveiles quere e medlee.
Si cum il estoit de un bois eissu,
Il troeve un paveilun bel tendu
Ainz en un mult beau pré assis, f. 104 v
Si avoit enz puceles ·VI·,
A qui l'om devoit ben entendre.
La dame d'eles lur fit tendre
En cel liu par chascun esté,
Tant que il y unt grant piece esté
A grant eize e a beau sojur,
E si envoie chacun jur
En foresz berser e chacier,
E fet a chastials purchacier
Çoe qui li plest e velt avoir.
Içoe poez vus ben savoir
Qui mout meine joyuse vie,
E tel en puit aver envie
Ke n'ad droit si petit non.
Ydoine la pucele ad a non,
Qui a valur n'i faile pas.
En la lande ne gist trespas
Ne nus home puit passer nul jur,
Tant cum ele y est a sojur,
Qui chivaler soit, dunt que il vingne,
Ke jeske au pavellon ne vingne,

Hunbaut

Il trove ·I· pavillon tendu, 2414
Qui mout ert biaus et bien asis,
S'avoit dedens puceles ·VI·,
A cui on devroit bien entendre.
La dame d'eles le fist tendre
En cel liu par cascun esté,
Tant qu'ele i a grant piece esté
A grant aise et a grant sejor,
Et si envoie cascun jor
Es forés berser et cacier,
Et fait as castials envoer
Por querre ço que velt avoir.
Ice poés vos bien savoir
Que mout mainne joiouse vie,
Et tels en puet avoir envie
Que n'en donroit se petit non,
Ydone ot la pucele a non,
Qui a valor ne falli pas.
En la lande ne el trespas
Ne puet nus hom aler nul jor,
Tant con ele i est a sejor,
Qui chevalier soit, donc qu'il viegne,
Qui dusqu'al pavillon n'en viengne,

Si a la pucele fait raison;	S'i le pucele fait raison,
E si il velt mettre a reson	Il le couvient metre a raison
Nule de celes que il y troeve,	L'une de celes qu'il i trove,
Çoe vus di je ben sanz contreve,	Je vos di bien tot sans controve
Ke mout le sevent ben resprendre. f.105r	Que mout li sevent biel respondre.
N'en covent nule a aler reprendre;	Il n'en couvient nule reponre
Por çoe s'efforce de beau parler.	Por soufraite de bien parler
E qui ne les velt aparler	Et qui ne les vient aparler
Ne solacer point ovek eles,	Ne soulasier point aveuc eles,
Si deit baiser la dame d'eles,	Si doit baissier le dame d'eles,
E puis aler a sun afere.	Puis puet aler en son afaire.
Mes li aunterus n'a que fere	Mais li chevaliers n'a que faire
De solacer ne de descendre	De soulasier ne de descendre.
Ne prise pas plein poin de cendre	Ne prisse [pas] plain pot de cendre
Tot lur covyne par semblant.	Tot lor couvine par sanblant.
Par devant els s'en passe emblant,	Par devant eles passe avant,
Si ne fet semblant qui les voie.	Si ne fait sanblant qu'il les voie.
Celes le prient tote voie	Celes le voient tote voie,
Çoe dunt lur dame est a maleze,	Ço dont lor dame est a malaisse,
Kar trop mesprent ke il ne la beise,	Car mout mesprent qu'il ne le baisse,
Quant ele sa droiture y claime.	Car ele sa droiture i clainme.
"Si m'eid Deu ke hom reclaime,"	"Si m'aït Diu que on reclainme,"
Fet cil, "de folye parlez,	Fait il, "de folie parlés,
Ke vus de baisiers me parlez,	Quant vos de baissier m'aparlés,
Kar je n'en puis baiser que une,	Car je n'en puis baisier que une
Od lui n'est dame ne garce comune.	Qui n'est pas garce ne kemune.
*D*e çoe vus oz ben escondire."	Legiere en est a escondire."
Cest mot les ad fet desver de ire	Cius mos les a dervees d'ire,
E plurent e funt trop grant doil	Si pluerent et font mout grant dol.
Plus que de un son a un flajoil;	Plus que del son a ·/· flacol
Rien n'est a cil qui outre passe. f.105v	N'en est celui qui outre passe.
E la dame se cleime lasse	Et cele de plorer s'eslaisse
E ces puceles ovesce lui.	Et ses puceles aveuc lui.
E un chivaler vint aprés celui	Et *Gauvains* vint aprés celui
Ki mout poi prise sun affere.	Que mout prisse poi son afaire.
Li chivaler qui ren ne velt meffere	Gauvains qui riens ne veut mesfaire
A costumes ne as usages,	As costumes ne as passages,
Cum cortois e prouz e sages	Qui ert cortois et preus et sages
Il ne voleit meffere point,	. . . .
Au paveilon vint a tel point	Au pavillon vint en tel point
Ke mout eiment sa sorvenue.	Que mout ainment sa souvenue.
"Qui fist cest desconvenue?"	"Qui fist ceste descovenue,"
Dist li chivaler, quant il en vint pres.	Dist Gauvains, "dont cis dex est fait?"
"Un chivaler qui par ci pres	"Uns chevaliers par son sourfait,
Chevauche e meintenant s'en part.	Qui de ci or endroit se part.
Un escu porte a un lepart	Un escu porte a ·/· lupart
E sur un riche chival seet,	Et sor ·/· rice ceval siet,
Si dist asez ce qui li siet,	Si dist asés ço qui li siet,
Por quei je faz si lede chere."	Por ço je fai si laide ciere.
"Cil n'a mye la buche chere"	"Cil n'a mie sa bouce chiere,"
Çoe dist, "qui a la moie tuche,	Ce dist, "qui a le moie atouce,
E si ne port je point d'estouche	Et si ne por je mie entoce
Ne n'ai mie trop fort aleine.	Ne n'ai mie mauvaisse alaine.
Certes il parole a aleine	Certes il parole et alainne
D'un quer ou il a trop desroi.	D'un cuer u a trop de desroi.
Si il estoit hore fiz de roi,	S'il estoit ore fius le roi,
N'averai je mes en mun quer joye f.106r	N'avrai je mais en mon cuer joie
Desi qu'a a l'oure que je voye	Dusques a l'eure que je voie
S'en je porrai aver droiture."	Que j'en aie eü ma droiture."

Li chivaler respont a droiture:	Et Gauvains respont par mesure; 2496
	— — — — — — — — —
"Estre devez de bon confort.	"... Qu'estre devés de bon confort. 2507
De nus ·//· verrét le plus fort	De nos ·//· venrés le plus fort
Encore anuit, je vus graant,	Encor anuit, je vos creant,
On il fra vostre graant."	U il fera vostre conmant."
"Sire," fet ele, "ore y apere	"Biaus sire," fait cele, "or i pere
Si cum a celes estes pere	Si con a celes estes pere
Ki n'unt eide ne socurs."	Qui n'ont aïde ne secors."
Lors s'en parti li chivaler le cours	Des or s'en part Gauvains le cors.
Kant qu'il puit traere du chival.	"Quant vos montés sor vo cheval,
"Kant vus averét passé cel val,"	Quant vos avrés passé ·/· val,"
Fet la pucele, "la devant,	Font les puceles, "la devant,
Si li vendrét ja a devant.	Se li venré ja au devant.
Il ala cele voie a destre."	Il ala cele voie a destre"
E cil qui a grant talent d'estre	Et cil qui a grant talent d'estre
Lui e le chivaler ensemble,	Lui et le chevalier ensanble,
Se haste tant que a li assemble.	Se haste tant qu'a lui asanble.
E de tant vus fas a saver,	Et de ce fait bien a savoir
Ke assez de loing li fet saver	Que d'asés lonc li fist savoir
Ke il le ferra, s'il ne garde.	Qu'il le ferra, s'il ne se garde.
E li aunterus le regarde,	Et cil fierement le ragarde,
Si fet semblant que a poi le prent.	Si fait sanblant que poi le prist.
L'escu par les enarmes prent	L'escu par les enarmes prist
E le chef du chival li turne. f. 106v	Et le cief del ceval retorne.
Le chivaler ver li se turne	Mesire Gauvains ·se ratorne
Si cum au tel mester covient.	Si conme a tel mestier couvient.
L'un encontre l'autre vient	Li uns encontre l'autre vient
Le greinur cors de sun chival,	Le grinnor cors de son ceval,
Les lances bessent contreval,	Les lances baissent contreval,
Dont les fers trenchent par devant,	Dont li fer trencent par devant,
E traient les escuz avant.	Et tienent les escus avant.
A ferir les escuz pas ne bloent,	Au ferir point les eus ne cloent,
E li auberc qui les acloent,	Et lor hauberc qui les acloent,
Sunt tels qu'il n'unt garde de lance.	Sont tel qu'il nont garde de lance.
E l'un e l'autre a tere lance.	Li uns l'autre a terre balance.
Tels coups se sunt doné el piz,	Tels cols se sont doné es pis,
Ne sai qui de l'encontre out piz	Ne sai qui de la lance ait pis
Ne qui plus en est mescheü,	Ne cui plus en soit mescheü,
Mes a la tere sunt chaeü.	Mais a la terre sont ceü.
Puis resunt tost en pez sailli.	Puis sont tut [·//·] en piés sailli.
Li aunterus a assailli	Le chevalier a assailli
Le chivaler a l'espee d'acier	Gauvain a s'espee d'acier.
Cum cil qu'il n'aime ne tient cher,	Cil qui ne l'ainme ne tient cier,
A coups ferir ben se dekoevre.	As cols ferir bien se descuevre.
Le chivaler de sun escu se covere.	Gauvains de son escu se cuevre.
E cil le decoupe e detrenche	Et cil li depece et detrence
A l'espee qui mout ben trenche,	A l'espee qui mout bien trence,
K'a tere en abat meinte piece.	A terre en abat mainte piece.
Si se combat le chivaler grant piece,	Si se conbat Gauvains grant piece,
Ki meins fert coups qu'il ne receit, f. 107r	Qui mains fiert cols qu'il ne reçoit,
Que por un poi que il ne deceit	Por ·/· petit qu'il nel deçoit
Sun compainun de coups partir,	Son conpaignon as cols partir,
Ke tant de lui quide partir	Car quant de lui quide partir
Por resposer soi de l'asaut,	Por lui reposer de l'asaut,
Le chivaler enmi le vis l'asaut,	Gauvains enmi le vis li saut,
S'en fiert e travaile e tormente,	Sel fiert et travaille et tormente
Si que cil est en grant turmente,	Si que cil est en grant tormente,
Ki l'aleine li est escouse,	Quant l'alainne li est rescouse,

E il n'atent mes nule rescousse	N'il n'atent mais nule rescosse
Si de li nun e de sa force.	Se de lui non et de sa force.
Le chivaler de li ferir s'aforce,	Gauvains de lui ferir s'esforce,
S'espere en haume li abat,	S'espee en l'elme li enbat,
Por un poi qu'il ne l'abat,	Por ·/· petit qu'il ne l'abat,
Kant il la volt a lui retrere.	Quant il le vit a lui retraire.
Ne vus puis tuz les coups retrere,	Ne vos puis tos les cols retraire,
Dunt il sunt mult entreledi,	Dont il sont mout entrelaidi,
Mes en la parfin, je vus di,	Mais en la [par] fin, je vos di,
En venist le chivaler au desuz,	En venist Gauvains au desus,
Kant il se tret un poi en suz,	Quant il se traist ·/· poi ensus,
Si fist corteisie e reson,	Si fist cortoisie et raisson,
Ke sun compainun mist a resun.	Qui celui a mis a raisson ... 2576
"Beau fere," fet il, "ben le sai,	... Que trové s'ont par tel asai. 2599
Kar trové le ai par essai	Ce dist Gauvains: "Sans faille sai
Que vus estes pruz e seür	Que mout estes preus et seür,
Mes de tant seez aseür	Mais devant soiés aseür
Ke pruësce, si cum me semble, f. 107 v	Que proeche, si con moi sanble,
Vaut meins, quant orguil s'i assemble."	Vaut mains, quant orguels s'i asanble."
*L*i aunterus respunt qui pas ne s'ire:	Dist Gaheriés qui pas ne s'ire:
"Mun meistre estes e mi sire,	"Mesires estes vos, mesire,
Si ert le champ amesurez	Si ert li cans si mesurés
Ke tut en eres amesurez;	Que mais en ere amesurés;
E si vus plest, de ore en avant	Et s'il vos plaist, d'ore en avant
Chevachons arere ou avant."	Cevaucons ariere et avant." 2610
Emprés ces moz sunt retorné	Aprés cest mot sont retorné, 2613
E puis au paveillon torné.	Et sont au pavillon torné, 2614
Sun compainun a la pucele acointe,	Son frere a la pucele acointe, 2637
Ensi cum orguilus e cointe	Et si conme orguillous et cointe
Li trova primes, tut li cunte,	Le trova premiers, tot li conte,
Si cum oy avét en conte.	Si con oï avés le conte. 2640

Miscellen.

Zum Fablel von den drei Buckligen.

In seiner gehaltvollen Studie [1]) hat A. Pillet darauf hingewiesen, daß nur das Mittelalter an dem groben Motiv des „Wiedergängers“ Gefallen finden konnte, wie es von einer listigen Frau einem besonders einfältigen Menschen vorgeredet wird. Daraus ergebe sich aber auch, daß die Geschichte allmählich aussterben mußte und gegenwärtig keiner anderen als der grob burlesken Behandlung mehr fähig sei. Immerhin ist der Versuch einer dramatischen Bearbeitung in jüngster Zeit gemacht worden und es ist vielleicht nicht ohne Interesse zu sehen, wie der Dramatiker [2]) sich mit dem Stoff abgefunden hat.

Im Prolog tritt eine Art von Professor auf, der eine richtige Einschätzung des alten Fablels durch das moderne Publikum befürwortet. Dann beginnt das Spiel ohne jede besondere Szenenverteilung. Geschickt werden die drei Buckligen differenziert: *le bossu triste, le bossu gai, le bossu impassible.* Der Helfer aus der Not ist hier ein Jean le batelier, der die Leichen in die Douai durchfließende Scarpe zu werfen hat.

Das Ganze beginnt mit einer Eifersuchtsszene, die der bucklige Hausherr, ein unangenehmer, roher und geiziger Patron, am Weihnachtsnachmittage gegen seine junge und schöne Gattin entfacht hat. Er vermerkt nämlich, daß jene drei buckligen Musikanten, die vormittags zum Aufspielen bei ihr erschienen waren, verkappte Edelleute gewesen seien, die sich bei ihr in Gunst setzen wollten. Die Frau beklagt sich über sein wirres Benehmen und über den Mangel an jeder Lebensfreude, da er sie gezwungen habe, lange ihr Dasein zwischen einer alten Katze und einer schweigsamen Magd zu vertrauern. Ihre einzige und letzte Freude, einen lebhaften Papagei habe er ihr zuletzt lediglich aus Eifersucht, da ein inzwischen verstorbener Vetter ihr den Vogel geschenkt hatte, gewaltsam entfernt. Aber schließlich macht sich die gekränkte Frau jenen Verdacht

---

[1]) *Das Fableau von den Trois bossus Ménestrels und verwandte Erzählungen früher und später Zeit.* Halle 1901, S. 97.

[2]) Jean Ott, *Les trois Bossus, d'après le fabliau du trouvère Durand* (XIII[e] siècle). (Dessins de Widhopff.) Paris, édition de „l'Hexagramme“ 1911. 16°. 64 S. Erstaufführung am 9. April 1910 im *Théâtre de l'Hexagramme.*



des Eifersüchtigen selbst zu eigen und ruft, als dieser nach dem heftigen Ausbruch seiner Wut seine Stammkneipe aufgesucht hat, jene nämlichen drei Buckligen herein, deren Gesang erneut unter ihrem Fenster vernehmlich wird. Ihre Enttäuschung wächst jedoch, als sie die gemeinen Mienen und die ungepflegten Körper der drei Männer vor sich sieht und überdies bald erkennen muß, daß ein jeder von ihnen, den sie zum Vortrag eines Liedes veranlaßt, es nur auf den als Wettpreis ausgesetzten Taler, also auf schnöden Gewinn und nicht auf edlen Liebeslohn abgesehen hat. Die drei eingeschobenen Lieder zeichnen sich nicht gerade durch Schwung aus *(chanson triste, la ballade du vrai bonheur* und *la chanson burlesque)* — sie sind von Edward O'Neil Gallagher ins Englische übersetzt worden. Da erscheint plötzlich der Ehemann, und die Buckligen samt ihren Instrumenten schiebt die Frau rasch in große Koffer und Schränke. Der Mann bemerkt das verstörte Aussehen der Gattin, sie entschuldigt es mit einer Migraine und dem Hinweis, daß er sie aus dem ersten und kräftigsten Schlafe geweckt habe. Er erzählt, wie aus der Kneipe ein Kumpan nach dem anderen durch seinen Knecht abgeholt worden sei, damit er unverzüglich von der Treue seines Ehegesponstes sich überzeugen solle. Im Hinblick darauf droht er ihr mit den fürchterlichsten Foltern, falls auch sie sich etwa zu einer Eheirrung hinreißen ließe. In ihrer Seelenangst ist sie schon nahe daran, alles einzugestehen, da verflüchtigt seine Aufregung und er läßt sie allein, um den Genossen einen Bildercodex *„Des cinq mille façons de rôtir les damnés“* vorzuzeigen.

Das weitere spielt sich ziemlich genau nach dem afz. Fablel ab, nur ist der Frau Angst und Mitleid beim Hervorholen der drei Erstickten hier psychologisch besser entwickelt. Zum Glück hört sie draußen das Lied des batelier Jean. Sie ruft ihn durchs Fenster herein und nachdem er geschworen, nichts zu verraten, führt sie ihn an die erste Leiche, die es gelte schleunigst fortzuschaffen und ohne große Bedenken. Denn dieses vor der Tür in Not zusammengebrochenen Gauklers habe sie sich erbarmt, er sei in ihren Armen gestorben, da alle Mittel vergeblich gewesen wären, ihn am Leben zu erhalten. Jean kommt von seinem Werk befriedigt zurück: der Mann sei freilich kräftig gebaut gewesen *„il était charpenté pour vivre cinq cents ans“* und melancholisch fügt er hinzu: *„ce sont les mieux bâtis qui s'en vont le plus vite“*. Er läßt sich nun verblüffen, die beiden anderen Leichen, voll Wut über diesen „Wiedergänger“, fortzuschaffen, und dann als 4. Opfer den buckligen Ehemann, *„cet affreux gnome risible“* zu beseitigen, da er ihn mit einem Knüppel niederschlägt. Die Frau nimmt diese unerwartete Kunde erst erschreckt, dann gefaßt, schließlich heiter auf, da sie ihren Peiniger los-

geworden ist. Ein schönes Leben malt sie sich nun aus in einem neuen Heim mit Festen, Verkehr mit Edelleuten, Sängern usw. Ihr braver Helfer erhält den vierfachen Lohn, auch in Zukunft ist er zu ähnlichen Diensten gern bereit. Unserer lustigen Witwe entgleitet das Schlußwort, daß ihr das Witwengewand sehr gut stehen werde. — Der Autor hat es für nötig erachtet, den afz. Text des Fablels im Anhang wiederzugeben. Sind schon die einleitenden Bemerkungen dazu mehr wie oberflächlich, so beweist vollends der Textabdruck, daß ihm die philologische Kenntnis des *Altfranzösischen* ganz und gar fehlt, wie haarsträubende Fehler und Erklärungen bekunden.

Göttingen. ALFONS HILKA.

Zur Sprichwörtersammlung des Uppsala-Codex
(vgl. Ztschr. XLV, 464 ff.).

Aus der Hs. der Univ.-Bibl. Uppsala C. 523 veröffentlichte P. Högberg im letzten Bande unserer Zeitschrift zwei altfranzösische Sprichwörtersammlungen und beleuchtete sie durch eine Einleitung und Anmerkungen. Bei dieser Publikation waren ihm zwei Punkte entgangen, die ich hier als Nachtrag bringe. Zunächst ergibt sich die erfreuliche Tatsache, daß der als *„Liber miraculorum"* bezeichnete und in neun Abschnitte eingeteilte Hauptinhalt der Uppsalaer Hs. darstellt die sogenannte *„Compilatio Singularis Exemplorum"*, die ich bisher nur in den beiden Hs. Tours 468 und Bern 679 belegen konnte. Einige Auszüge aus dieser bedeutsamen Exempelsammlung habe ich in meinem S. A. „Neue Beiträge zur Erzählungsliteratur des Mittelalters (die Compilatio Singularis Exemplorum der Hs. Tours 468, ergänzt durch eine Schwesterhandschrift Bern 679)" Breslau 1913, mitgeteilt. Was sodann die erste Sprichwörtersammlung der Uppsalaer Hs. betrifft, so findet sie sich ziemlich in derselben Reihenfolge, aber oft in besserer textlicher Gestalt in der Hs. Tours, auf fol. 178r — 186r an die Exempla angeschlossen. Ich habe diese zweisprachige Kompilation in meinem S.-A. „Beiträge zur Fabel- und Sprichwörterliteratur des Mittelalters" Breslau 1914, S. 21 ff., zum Abdruck gebracht und mit Nachweisen versehen. Diese Edition hätte Högberg sicherlich manche Mühe erspart, auch manche falsche Lesung der Hs., wie jeder Leser sich jetzt leicht überzeugen kann. Die Vergleichung im einzelnen durchzuführen verbietet hier der Raum, auch das hervorzuheben, was die Uppsalaer Hs. an trefflicheren Lesarten bringt. Die lateinischen Übertragungen hat Högberg leider nur gelegentlich im Kommentar abgedruckt, nicht ohne einige Mängel, z. B. Nr. 6 Baucidis in gremio dormit qui no*m*en habet yo*vis*, was nicht nur paläographisch unmöglich ist, da zu lesen

ist: qui *non* habet *yo* — Nr. 48 Multi *y*ugando uerum dicunt aliqu*id*, zu lesen: Multi *n*ugando verum dicunt aliqu*ando*. Vgl. auch Nr. 23, 25, 45, 60, 66, 73, 90, 99, 139, 147 (ganz unverständlich), 151, 157—159, 169.

Göttingen. ALFONS HILKA.

Mabon.

(Zu Brugger, diese Zeitschrift Bd. XLVI, S. 265 ff.)

Brugger handelt an der angegebenen Stelle in seiner konstruktiven, aber das Material vorzüglich beherrschenden Weise über den Namen Mabon. Dazu möchte ich zwei Nachträge geben. Brugger führt die Stellen aus den Chansons de geste nach Langlois, Table des noms propres, an; es kommt noch hinzu Moniage Guillaume ed. Cloetta, wo Mabon als Sarazene erscheint und im Glossar gegeben ist. Wichtiger ist die zweite Stelle, die Brugger nicht kennen konnte. Sie stammt aus dem Silenceroman des Heldric de Cornualle, über den ich nächstens in der Z. f. r. Ph. einen orientierenden Artikel bringen werde, da ein Verleger für die Ausgabe gegenwärtig kaum zu finden ist.

Die Stelle lautet, V. 2760 ff.:

li uns vijele un lai berton
e li altres harpe Gueron;
puis font une altre atempreüre
e font des estrumens mesture,
si font ensanble un lai Mabon;
celui tient on encor a bon.

Der Sinn dieser Stelle ist klar; *atempreüre*, das Stimmen, belegt Tobler in dieser Bedeutung nicht, wohl aber das Verb *atemprer; mesture* Mischung belegt Godefroy. Also, die beiden Spielleute geben ein Konzert, zum Vortrag kommen ein bretonischer lai, der lai von Gueron und der von Mabon. Die Form *berton* für *breton* kann ruhig bleiben. Sie ist belegt im Roland V⁴ *Bertun*, im Aiol *Bertons*; ferner führt Langlois l. c. *Bertagne* und *Berton* an. In Artusepen ist sie mir seltsamerweise nicht begegnet. Brugger, der diese Zeitschrift 20, 79 ff. über *Bretagne* und *Breton* gehandelt hat, bringt sie auch nicht.

Der lai Gueron ist nichts anderes als der lai Goron oder Guiron, worüber schon viel gehandelt worden ist, cp. Schofield, Publ. mod. Lang. Ass. 15, 122 ff.; Hertz, Gottfried von Straßburg S. 76 und A. 39; Rom. 8, 361 ff. und 35, 526; Z. f. r. Ph. 32, 173 ff. und 266 ff. Das Thema war bekannt bis in den Norden, die Strengleikar ed. Keyser und Unger kennen sogar verschiedene Versionen davon, l. c. S. 61.

Den Schluß des Programms bildet das Lai Mabon. Ich

glaube nicht, daß die Wahl des Namens aus Reimgründen stattgefunden hat, da der Reim *on* ja schon der der dritten und vierten vorangehenden Zeile war, und der Dichter es nicht nötig hatte, gerade diesen Reim wieder anzuwenden. Mabon ist ja eine ziemlich bekannte Persönlichkeit, und was man von ihm erzählte, war stofflich für einen lai gut zu verwerten. So glaube ich annehmen zu dürfen, daß ein Gedicht über Mabon existiert hat, das uns leider verloren gegangen ist.

Jena. HEINRICH GELZER.

Zur Neuschöpfung von Tiernamen im Argot.

Eine der häufigsten Ursachen des Schwindens von Wörtern ist die Verblassung ihrer ursprünglichen Bedeutung. So wurde — um ein oft zitiertes Beispiel anzuführen — im Vulgärlatein das farblos gewordene *caput* durch das plastische *testa* ersetzt und als dieses in franz. *tête* seinerseits seine ursprüngliche Anschaulichkeit eingebüßt hatte, traten im Argot *bille, boule, caillou, citron, coco, poire* usw. an dessen Stelle. Wenn nun schon in der Sprachentwicklung bei leblosen Gegenständen dieses Streben nach plastischer Ausdrucksweise sich geltend macht, um wie viel mehr muß dies bei den Tieren der Fall sein, die sich in geradezu aufdringlicher Weise hundertfach bemerkbar machen durch ihr mehr oder minder merkwürdiges Aussehen, die Art ihrer Fortbewegung, ihre stimmliche Betätigung[1]) und nicht zuletzt durch ihren Charakter, der viel eindeutiger ausgeprägt ist als beim Menschen. Sehr gut sagt Hiecke in seiner Studie *Über die Neubildung der rumänischen Tiernamen* (XII. Jahresb. des Instituts f. rumänische Sprache zu Leipzig, S. 116): Der empfindende und phantasiebegabte Mensch, der in und mit der Natur lebt und in Tieren und Pflanzen seine alltäglichen Genossen sieht, wollte Namen, die er verstand, sprechende Namen[2]).

Man durchblättere einmal die leider noch immer sehr spärlichen Sammlungen von dialektischen Tiernamen und man wird staunen über die Fülle origineller, glückliche Beobachtungsgabe und lebhafte Phantasie verratender Benennungen. Oder man prüfe daraufhin das Pariser Argot, dessen Studium nicht genug zu empfehlen ist, denn in ihm können wir die Geheimnisse der Sprachschöpfung belauschen.

Wie ersetzt nun das Argot den üblichen Tiernamen? Durch eine Umschreibung, die in der Regel von der charakteristischen Tätigkeit des betreffenden Tieres, seltener von einem Merkmal genommen ist, was eine schöne Bestätigung

1) Hier ist die Möglichkeit der Namengebung eine doppelte: eine direkt-onomatopoetische (Hahn-Kikeriki) oder eine indirekt-charakterisierende (Hahn-Kräher).

2) Von mir gesperrt.



liefert zu dem von R. Meyer (*Wörter u. Sachen* I, S. 66) ausgesprochenen Satz, daß das Appellativum besonders bei Tiernamen die kennzeichnende Note fast durchwegs aus einem Verbalbegriff gewinnt[3]).

Auffallend ist die gelegentliche Übereinstimmung der Tiernamen im franz. Argot mit denen der deutschen Gaunersprache, wobei natürlich kaum gegenseitige Beeinflussung anzunehmen ist. Vielmehr beruht diese Gemeinsamkeit auf einer gewissen Gleichmäßigkeit der bei der Sprachschöpfung wirkenden Denkgesetze.

Im folgenden stelle ich einige Beispiele aus Delesalle's *Dictionnaire argot-français et français-argot* sowie aus De la Grasserie's Buch über das Argot[4]) zusammen. Die deutschen Entsprechungen sind dem Werke von Günther, *Die deutsche Gaunersprache* (S. 76 ff.) entnommen.

Benennungen nach einer charakteristischen Tätigkeit.

Hund: *happin* (*happer* „schnappen") [5]).
Katze: *griffard* (*griffe* „Klaue") [6]).
Schwein: *grondin* (*gronder* „grunzen") [7]).
Ochs: *beuglant* (*beugler* „brüllen") [8]).
Schaf: *bêlant* (*bêler* „blöken")[9]).
Ratte: *croquant* (*croquer* „knuspern"), auch *trotteur* (*trotter* „trippeln").
Maus: *croquante*, fem. v. *croquant* „Ratte" [10]).
Hase: *trotteur*, vgl. bei „Ratte".
Vogel: *volant* (*voler* „fliegen") [11]).
Hahn: *becquant* (*becquer* = *becqueter* „picken").
Huhn: *criarde* (*crier* „schreien") [12]).
Truthahn: *danseur* (*danser* „tanzen").
Fisch: *flottant* (*flotter* „schwimmen") [13]).
Floh: *piquante* (*piquer* „stechen") [14]).
Spinne: *tendeuse* (*tendre* „spannen").

Wie aus obigem ersichtlich, wird bei diesen Bildungen

[3]) Anstatt „fast durchwegs" möchte ich allerdings lieber sagen „am häufigsten".
[4]) *Étude sur l'argot et le parler populaire*, Paris 1906.
[5]) Deutsch: Beller (Biller).
[6]) Deutsch: Schnurrer.
[7]) Deutsch ebenso: Grunzer, auch: Wurzelgraber.
[8]) Deutsch ebenso: Brummert.
[9]) Deutsch ebenso: Bählert, auch: Bissert.
[10]) Die Mäuse gelten im Volksglauben vielfach als Weibchen der Ratten.
[11]) Deutsch ähnlich: Flätterling.
[12]) ebenso deutsch: Schreier = Hahn; Huhn = Mistkratzer(!).
[13]) ebenso deutsch: Schwimmerling, Schwimmes, Schwämmes, auch: Flossenfahrer.
[14]) Deutsch: Hupferling, Hüpperling.



weitaus am häufigsten das Mittelwort der Gegenwart verwendet: Der Fisch ist der Schwimmende. Als gleichwertig zu betrachten sind die Bildungen mit dem Suffix *-eur, -euse:* Der Hase ist der Traber, die Spinne die Spannerin. Seltener sind die Suffixe in und ard.

Benennungen nach Merkmalen, sei es direkt, sei es indirekt durch Vergleichung.

Direkt: Ochs: *fourchu* (*fourche* „Gabel", also Spalthufer); Esel: *oreillard* (*oreille* „Ohr")[15]; Wolf: *pélouet* (*pelu* „haarig + loup. „Wolf" + suff. *et*); Vogel: *porte-plume* (Federträger); Karpfen: *camuse* (*camus* „stumpf")[16].

Vergleich: Hase: *capucin* (weil braun); Krebs: *cardinal* (weil rot in gesottenem Zustand); Floh: *négresse* (weil schwarz)[17].

Andere Arten von Benennungen sind zwar nicht ganz ausgeschlossen, kommen jedoch verhältnismäßig nur selten vor.

R. Riegler.

---

15) vgl. ähnlich deutsch: Langohr.

16) *La carpe a le museau court et plat* (Delesalle).

17) Deutsch ähnlich: Schwarzreiter, schwarzer Dragoner.

Referate und Rezensionen.

Henschel, Margot: *Zur Sprachgeographie Südwestgalliens.* Diss. Berlin, o. J. [1917]. VIII, 117 p. 13 Tafeln.

Die Dissertation von M. Henschel trägt den Titel „Zur Sprachgeographie Südwestgalliens". Wer sich der Ausführungen Tappolets (Morfband p. 404) und des Hinweises von Morf (Bull. dial. rom. I, 14 A. 2) erinnert, wird annehmen, daß die Verfasserin die sprachliche Stellung jener Südwestecke Frankreichs behandelt, die wie jeder, der einmal mit dem A L F gearbeitet hat, weiß, aus dem Rahmen der übrigen Mundarten vollständig herausfällt, um so mehr als die Arbeit aus der Schule H. Morfs stammt, der a. a. O. von der „eigentlich gascognischen Ecke Frankreichs" gesprochen hatte. Schon die Einleitung der Dissertation belehrt uns, daß die Verf. Südwestgallien weiter faßt, daß sie in dieses Gebiet nicht nur das Gascognische, sondern auch das benachbarte Südwestlanguedokische (südlich der Straße Toulouse-Narbonne) einbegreift. „Die Sonderstellung" dieses Südwestgallien will die Verf. nachweisen und historisch erklären. Als Ergebnis ihrer Arbeit nimmt die Verf. in der Einleitung voraus, daß „zahlreiche sprachliche Erscheinungen die Einheit der als südwestgallisch bezeichneten Zone erweisen" (p. 2, ähnlich p. 102), daß sich dieses angeblich einheitliche Gebiet aber gliedert „in einen größeren westlichen und kleineren östlichen Teil, die sich ebenfalls im Lautstand und Wortschatz von dem ganzen übrigen Frankreich und voneinander deutlich unterscheiden". (Die Verf. beschränkt ihre Untersuchung auf lautliche und lexikologische Kriterien). Dem entsprechend ist die Arbeit gegliedert.

Prüfen wir zunächst den I. Teil der Dissertation, der die „Sonderstellung" des südwestgallischen Sprachgebietes (im oben angegebenen Sinne) behandelt. „Ein dickes Bündel von Isophonen und Isolexen[1]) durchzieht in südost-nordwestlicher Richtung vom Golf du Lion zum Atlantischen Ozean Südfrankreich" (p. 1.), durchquert im Osten die Dpts Herault, Aude, Tarn und verläuft in seinem westlichen Teil „etwa parallel dem Mittel- und Unterlauf der Garonne"[2]) — so heißt es in der Einleitung, und die Be-

[1]) [2]) Von mir gesperrt gedruckt.



deutung dieser „Sprachgrenze“ wird in den folgenden Ausführungen stark unterstrichen. Wollen wir eine Sprachgrenze erklären, so müssen wir uns — so einfach das auch klingen mag, es muß hier ausgesprochen werden — vor allem über ihren Verlauf und — das sei gleich hinzugefügt — ihr Wesen Klarheit verschaffen. Da die Verf. die „Sprachgrenze“ nicht an Ort und Stelle untersucht hat, so müssen wir uns mit den Daten des A L F zufrieden geben. Daß diese uns nur ein ungefähres Bild bieten können, ist selbstverständlich, hätte aber doch in der Untersuchung nachdrücklich hervorgehoben und bei der Erklärung berücksichtigt werden sollen (wie denn dieses Moment überhaupt bei Untersuchungen, die sich an den A L F anschließen, nicht aufmerksam genug beachtet werden kann). Welches ist der Verlauf jener „energischen“ (p. 17, 47), „großen“ (p. 109) „Nordostgrenze“ (p. 1), die als „stattliches Bündel von Isophonen und Isolexen“ (p. 37) „das auf drei Seiten von natürlichen Grenzen umgebene Gebiet nach Norden zu abschließt“ (p. 37), wo liegt der „tiefe sprachliche Einschnitt“ (p. 37), wie verläuft die „südwestliche Sprachscheide“ (p. 37)? In dem Text sucht man vergeblich nach einer exakten Beschreibung des Verlaufs der „Sprachgrenze“. Die in der Einleitung — s. o. — enthaltene Fassung wird man unmöglich als solche ansprechen können. Wir müssen uns an der Hand der beigegebenen Karten eine Vorstellung zu machen versuchen. Leider fehlt eine synthetische Übersichtskarte, auf der sämtliche aus dem Studium des A L F gewonnenen südwestgallischen Isophonen und Isolexen vereinigt worden wären. Ich glaube, daß die Verf. die Betrachtung einer solchen (farbigen) Übersichtskarte (wie ich sie für das Roman. Seminar in Hamburg angefertigt habe) zu Erkenntnissen und Ergebnissen geführt hätte, die ganz wesentlich von den in ihrer Dissertation ausgesprochenen abweichen. Ich halte es überdies nicht für richtig, daß die Grenzlinien für die charakteristischen Lauterscheinungen des Gascognischen, auf die schon Suchier (Gr. Gr.) hingewiesen, die später Millardet (Rev. dial. rom. I, 122 ff.) genauer umschrieben und die Fleischer in seiner Dissertation geographisch abgegrenzt hat, von der Verf. nicht auf der Karte der „aquitanischen Isophonen“ eingetragen worden sind; sie selbst hätte ihren Blick auf diese Weise wesentlich geschärft.

Daß sich das Gascognische von seinen Nachbarmundarten von Toulouse aus Garonne abwärts gesehen scharf abhebt, ist bekannt (vgl. schon Luchaire, Etude sur les idiomes pyrénéens 1879); dieser Teil der „südwestlichen Sprachscheide“ bietet nur die Schwierigkeit der genauen örtlichen Fixierung, die natürlich an der Hand des A L F unmöglich ist. Wie steht es mit dem östlichen Teil der „Sprachgrenze“? Wie verläuft diese und welcher Art ist sie? Die Verf. hat, um

diesen östlichen Teil der Grenze zu charakterisieren, natürlich nur Grenzlinien lautlicher und lexikologischer Erscheinungen beachtet, die den von ihr gewünschten S O — N W-Verlauf, der sich durch die Richtung der via romana von Narbo nach Burdigala erklären soll, nehmen. Betrachten wir die in die Karten eingetragenen Trennungslinien (zunächst die lautlicher Erscheinungen), so überrascht, daß die meisten von ihnen im Osten garnicht dem Zug der Römerstraße folgen, sondern, überdies stark in ihrer Richtung voneinander abweichend, diese senkrecht durchschneiden: von den 4 auf Tafel 1 verzeichneten Linien kreuzen 2, von den 4 auf Tafel 2 eingetragenen 3 die von S W nach N O führende Handelsstraße, die die Sprachscheide geschaffen haben soll. Wie reimt sich das mit dem im Morfschen Sinne geschriebenen lapidaren Satze „daß nicht die Straße selbst zur Sprachgrenze wird, aber eine solche schafft und ihre Richtung bestimmt“ (p. 46) und daß die uralte Verkehrsstraße „die parallel und nördlich von ihr[3]) verlaufende Verkehrsgrenze geschaffen hat, deren Verlauf die Isophonen und Isolexen anzeigen“ (p. 117)?

Von den Isophonen bleiben nach dem Gesagten nur noch drei für die Bestimmung des östlichen Teils der „Grenze“ übrig. Da ist zunächst die verschiedenartige Entwicklung von *-kt-* (p. 13–15). In der Tat scheidet sich das Languedokische der südlichen Departements Aude und Haute-Garonne von dem der nördlich anstoßenden Hérault und Tarn in der Behandlung des *-kt-*: [lait, leit -latč]; im Süden bleibt das zweite Element der Gruppe *-kt-* unaffiziert, im Norden wird es palatalisiert (und später teilweise dentalisiert). Dies ist das Kriterium, nach dem die Isophone im Osten gezogen worden ist und — weiter zu verfolgen war. Da nun aber etwa in der Mitte der „großen Sprachgrenze“ die [-it -č] Isophone das „Bündel“ verläßt, um ihren Weg stark umbiegend ostwärts zu suchen — die Linie ist auf der von Rosenquist in Neuph. Mitt. 1919 veröffentlichten Karte sub Nr. 38 verzeichnet —, wählt die Verf. ein zweites Kriterium (Erhaltung bezw. Schwund des [i] bezw. [y]: [lèit] — [lèt], um die „Isophone“ an dem Strange des „dicken Bündels“, das sich am Mittel- und Unterlauf der Garonne tatsächlich gebildet hat, bis ans Meer zu führen[4]). Ein solches Ver-

[3]) Von mir gesperrt gedruckt.

[4]) Aber auch bez. der Erhaltung von [y], [i] und [t] ergeben sich von Beispiel zu Beispiel starke Abweichungen. Bei étroite (A L F 524) z. B. reicht das [ei]-gebiet weit in das Dpt. Dordogne hinein. Ob [y], [i] bezw. [t] erhalten bleiben, ist ziemlich sekundär: die lautliche Umgebung (*-akt*, *-ekt*) und der Satzzusammenhang spielen hierbei eine große Rolle. Der grundlegende Unterschied liegt in der Entwicklung in den zwei Richtungen *-akt* > [ait], [eit], [et] und *-akt* > [ač], über den meine Westspan. Mundarten § 310 ff. zu vergleichen sind.

fahren widerspricht entschieden den Erfordernissen sprachgeographischer Untersuchungen. Die *-kt-* Isophone fällt mit andern Worten gar nicht in diese Sprachscheide hinein; sie berührt sie zwar, nimmt aber im übrigen einen von ihr ganz unabhängigen Verlauf und gehört zu dem großen Linienstrang, der das Zentrum Südfrankreichs, wie auf der Karte von Rosenquist und einer schon vor Jahren nach ähnlichen Gesichtspunkten angefertigten synthetischen Übersichtskarte des Rom. Sem. in Hamburg sehr schön zu sehen ist, umklammert. Von einer Abtrennung des gesamten Südwestgallien auf Grund der Behandlung des *-kt-* kann gar nicht gesprochen werden.

Nimmt man die A L F-Karte huit (703) oder die Karte nuit (929) zur Hand, so zeigt sich die Unabhängigkeit der *-kt-* Grenze von der „südwestlichen Sprachscheide" noch deutlicher. Hier verläuft die *-kt-* Isophone schon im Osten viel weiter nördlich als bei *lacte.* Eine Berührung mit der Hauptader findet überhaupt nicht statt.

Fällt die Grenzline — um auf die zweite Isophone einzugehen —, die sich für die Entwicklung von *-k'* und *-ti* ergibt (Süden: [-ts], N.: [-s], bezw. Schwund) mit dem oben erwähnten Linienbündel zusammen? Die Verf. hat zwar als Muster dasjenige Beispiel (*pretiu*) gewählt, das die am weitesten südlich gelegene Grenzlinie ergibt. Aber selbst diese weicht schon so stark von dem großen Linienzug ab, daß wir uns fragen müssen, ob wir sie in die Grenzzone einbegreifen dürfen. Sehen wir uns den Linienverlauf bei anderen Beispielen (*cruce* A L F 363 oder gar *dece* A L F 412) an, so erkennen wir, daß dies unmöglich ist. Eine Grenzlinie, die bis weit in das Dpt. Cantal hineinreicht und das Dpt. Dordogne durchschneidet (vgl. A L F 363, Punkt 715, 717, 628) können wir unmöglich mit der südwestgallischen Sprachgrenze in Zusammenhang bringen und durch die via romana im Garonnetal erklären, wenn anders wir nicht besondere Momente geltend machen, die ihren abweichenden Verlauf begreiflich machen. Aber ganz abgesehen davon hat sich die Grenze zwischen [-ts] und [-s] bezw. Schwundstufe nicht in ganz alter Zeit herausgebildet; die ältere Lautstufe [-ts] begegnet noch in den mittelalterlichen Kartularen Montpelliers (Zaun, Mdt. von Aniane § 198) und anderer Plätze nördlich der heutigen [-ts -s] Grenzzone. Das [-ts]-Gebiet war also im Mittelalter viel weiter ausgedehnt, ursprünglich überhaupt allgemein südfranzösisch (Appel, Provenzal. Lautlehre § 55a, b). Aus diesem Grunde schon entfällt die Möglichkeit, die heutige Grenze mit dem Verkehr auf der alten Straße in Beziehung zu setzen.

Als drittes und letztes Kriterium verbleibt die Entwicklung des anlautenden Konsonanten bei *cattu*: südwestgall. [gat]

gegenüber nördlichem [kat]. Auch hier ist nicht sicher, wie in älterer Zeit die Grenze verlief. Im übrigen verliert aber diese Isophone allein jede Beweiskraft.

Die von der Verf. für die Entstehung der swgallischen Sprachgrenze, insonderheit ihres östlichen Teils, aus der durch die von Narbonne nach Bordeaux führenden via romana vorgetragenen lautlichen Kriterien halten also einer genauen Prüfung nicht stand; denn

1. zeigt sich, daß einige Isophonen diese via romana und die von der Verf. angenommene Verkehrsgrenze geradezu durchschneiden (Tafel 1: jeudi, buis; Tafel 2: voir, doigt, ongle),

2. ergibt sich, daß andere Isophonen in einem solchen Abstand zu der von der Verf. angenommenen Sprachscheide verlaufen und des weiteren eine von dieser so verschiedene Richtung einschlagen, daß wir sie unmöglich mit ihr in Beziehungen bringen können,

3. stellt sich heraus, daß die zeitliche Entstehung der heutigen Isophonen nicht hinreichend gewürdigt ist, was zu dem Irrtum führt, eine Grenze, die nachweislich im M A noch nicht existiert hat, für die ältere Zeit anzusetzen: [-ts] [-s].

Nun möchte es scheinen, als ob die von Rosenquist (Neuph. Mitt. 1919 p. 117 carte II) eingetragenen Linien, die sich (im Osten) zu einem geschlossenen Bündel vereinigen und auch einen Verlauf nehmen, der durch die Richtung der via romana gerechtfertigt werden könnte, eine gute Stütze für die von H. vorgetragene Auffassung bieten. Allein gerade aus dem Kartenbild von R. geht (was wir u. a. an der graphischen Darstellung von H. vermißten) hervor, daß diese Isophonen gar nicht dem Liniensystem der etwa von Toulouse aus erkennbaren südwestlichen Sprachscheide Garonne abwärts folgen, vielmehr in östlicher oder nördlicher Richtung scharf abbiegend diese meiden und sich in das Liniennetz einreihen, das das mittlere Südfrankreich (s. Rosenquist) bedeckt, daß sie gar nicht Bestandteile einer von Narbonne bis Bordeaux führenden Sprachgrenze sind.

Es bleibt die Frage, ob den Isolexen eine größere Bedeutung zugesprochen werden kann. Den Versuch zu zeigen, daß die aufgefundenen Wortgrenzen, die übrigens keineswegs zu einem festen Bündel zusammenfaßbar sind, schon in alter Zeit bestanden haben (sie sollen ja ihre Entstehung der alten Verkehrsstraße, die eine Verkehrs- und Sprachgrenze schaffe, verdanken (vgl. u. a. p. 46). hat die Verf. nicht unternommen (wie sie ja die heutigen Isophonen einfach als auch in alter Zeit gegeben annimmt; s. o.).

Das ist jedenfalls ein schweres Manko, und W. v. Wartburg, der darauf hin die südwestgall. Isolexen geprüft hat



ASNSL, N. S. XXXX, 156—7), hat auch ohne Schwierigkeit nachweisen können, daß die von der Verf. als spezifisch swgall. angesehenen Wörter in nicht wenigen Fällen über die „Sprachscheide" hinausreichen und im übrigen Südfrankreich verbreitet sind.

Wie sieht es nun mit der südwestgallischen Sprachscheide in Wirklichkeit — wenn wir uns auf die Angaben des ALF beschränken — aus? Projizieren wir die Isophonen und Isolexen, die die Verf. im I. und II. Teil ihrer Arbeit aufführt, zusammen mit den Grenzlinien, die Fleischer in seiner oben erwähnten Dissertation zur Umgrenzung des gascognischen Gebietes gezogen hat und den Linien, die wir zur Ergänzung aus der Studie von Rosenquist gewinnen können, auf eine (synthetische Übersichts) Karte, so springt in die Augen, daß sich im Westen die Linien zu einem festen Strang, der unauflösbar scheint und der nur hier und da Abzweigungen einzelner Linien zuläßt, ohne indessen seine Gedrängtheit zu verlieren, zusammenschließen. Im Westen wird die Landschaft von einer tiefen sprachlichen Furche, die von der Gironde bis Toulouse reicht, durchzogen [5]). Von da ab läuft dieses selbe Linienbündel aber nicht weiter in östlicher Richtung etwa der Römerstraße folgend auf Narbonne zu, folgt vielmehr noch ein Stück dem Flußbett der Garonne (vgl. schon Luchaire a. a. O. p. 197), biegt also südwärts ab und strebt, die AL Forte 771, 781, 782, 790 rechts, die ALF orte 772, 783, 791 links liegen lassend, den Pyrenäen zu. Im Osten, also zwischen Toulouse und Narbonne, begegnen wir zwar auch einigen Linien, die allenfalls, wenn wir ganz grob urteilen, der südost-nordwestlichen Richtung, also der Römerstraße entsprechend, folgen. Sie laufen aber nicht parallel, schließen sich auch nicht zu einer kompakten Einheit (wie die Linienzüge zwischen Bordeaux und Toulouse) zusammen. Sie verlaufen wirr und überkreuzen sich; die meisten verlaufen nicht parallel zu der Straße, die sie geschaffen haben soll, manche durchschneiden diese sogar. Im Osten kann von einem „dicken Bündel" (p. 1), von einer „energischen Sprachgrenze" (p. 47) keine Rede sein. Die Linienführung ist auf den Abschnitten Narbonne-Toulouse und Toulouse-Bordeaux wesensverschieden. Im Westen verlaufen die Linien geschlossen und gebunden (um sich südlich Toulouse nach den Pyrenäen in derselben Geschlossenheit fortzusetzen), im Osten frei und scheinbar willkürlich [6]) Angesichts dieser Tatsache können wir nicht mehr daran festhalten, daß eine große Sprachgrenze

[5]) Das kommt natürlich auf den Einzelkarten von H. nicht zum Ausdruck.

[6]) Daß das Swlanguedokische seinen nördlichen Nachbarmundarten viel näher steht als das Gascognische den Dialekten jenseits der Garonne hat die Verf. nicht stark genug zum Ausdruck gebracht.



Südwestgallien vom übrigen Frankreich abschneidet, können wir der Verf. nicht glauben, wenn sie uns sagt, daß ein Prinzip, nämlich der Verkehr auf der südwestgallischen Handelsstraße die Entstehung der in ihrem Wesen so durchaus verschiedenen Abschnitte der südwestgallischen Sprachgrenze — bleiben wir einmal bei diesem Ausdruck, um kurz zu sein — erklärt und bedingt[7]). Da die Verf. diesen bemerkenswerten Unterschied in der Linienführung nicht entdeckt hat, so hatte sie auch keine Veranlassung ihn zu erklären. Ich sagte schon oben, daß die im Osten verlaufenden Linien zu einem ganz andern System gehören, zum Teil zu dem Liniengürtel, der die zentralsüdfranzösischen Mundarten umrahmt (vgl. die Karte bei Rosenquist und für den Nord- und Ostrand auch die Karte von Kjellman, Neuph. Mitt. XXI zum Aufsatz calere) und der, wenn nicht alles trügt, aus den historischen Verhältnissen dieses Gebiets heraus zu erklären ist. Der Linienstrang im Westen dagegen (von Bordeaux bis Toulouse), der eine wirliche Sprachgrenze darstellt, mag diese sich nun bei Untersuchungen an Ort und Stelle als Sprachfurche oder als Grenzgürtel erweisen, deutet auf einen ganz anderen Ursprung, auf eine Entstehung, die ohne Berücksichtigung seiner Fortsetzung von Toulouse aus nach Süden hin kaum begriffen werden kann. Denn dieses Stück bildet seine organische Fortsetzung.

Es ist auffällig, daß sich die Verf. einer Untersuchung über Dialektgrenzen die Ergebnisse der neueren Arbeiten auf diesem Gebiete nicht zunutze gemacht hat. Sowohl die Untersuchung von Salow über die katal-languedok. Grenze als auch das Werk von Bruneau über La limite des dialectes wallon, champenois et lorrain (Paris 1913) wie auch die lehrreiche Besprechung, die Menéndez Pidal (Rev. de fil. esp. III, 1916, p. 73—88) der Dissertation von Griera über „La frontera catalano-aragonesa (Zürich-Barcelona 1914) gewidmet hat, zeigen zur Evidenz, daß das Wesen der heutigen Grenze Aufschlüsse über ihre Entstehung gibt. Darin liegt gerade die Bedeutung und der Reiz solcher Untersuchungen, daß sie nicht auf die Betrachtung des heutigen Bildes beschränkt bleiben, sondern Klarheit bringen in seine Vorgeschichte. Aus dem sprachlichen Bilde der Gegenwart lesen wir die Geschichte seiner Vergangenheit ab. Die Interpretation des heutigen Grenzbildes weist uns den Weg zu seiner Erklärung. Hätte die Verf. dieses Moment beachtet, so hätte sie nicht auf den Gedanken kommen können, Linienzüge, die so wesentlich voneinander abweichen, wie der Linien-

[7]) „Die Verkehrsstraße Narbonne-Bordeaux hat die nördlich von ihr verlaufende Verkehrs- und Sprachgrenze geschaffen, deren Verlauf heute die Isophonen und Isolexen zeigen“ p. 46; ähnlich p. 45.



strang Bordeaux-Toulouse und die freie Linienführung Toulouse-Narbonne, aus einem Prinzip heraus zu erklären.

Dann hätte sie auch nicht auf den Gedanken kommen können, den Gürtel, der sich um das gascognische Sprachgebiet von Bordeaux nach Toulouse und weiter bis an das Hochgebirge herumlegt, der die gascognische Ecke hermetisch abschließt und der eine zusammenhängende Einheit ist, zu zerreißen. „Die südwestgallische und die aquitanisch-südwestlanguedokische Sprachgrenze sind wesensverschieden" sagt die Verf. p. 117, von dem Gedanken befangen, daß die via romana Narbo-Burdigala eine südwestgallische Sprachscheide geschaffen haben müsse. Die Verf. irrt: Das starre Linienbündel, das von der Gironde bis Toulouse im wesentlichen der Garonne folgt, setzt sich nicht ostwärts in der Richtung auf Narbonne, sondern südwärts in der Richtung auf die Pyrenäen fort. In diesem Abschnitt und nicht in der Linie Toulouse-Narbonne findet es seine organische Fortsetzung. Ein gedrungener, fester Liniengürtel umklammert die Südwestecke Galliens zwischen den Pyrenäen und dem Ozean.[8])

Und dieser Liniengürtel folgt im wesentlichen dem Laufe der Garonne. Am Oberlauf schiebt sich allerdings gascognisches Sprachgebiet deltaförmig auf das rechte Flußufer hinüber. Aber schon ein beträchtliches Stück südlich von Toulouse legt sich die Sprachgrenze an die Garonne heran und folgt dem Flußgebiet nun nicht nur im Dpt. Ariège und H^{te} Garonne (Verf. p. 110), sondern auch, so weit wir aus den provisorischen Angaben Luchaires (a. a. O. p. 197 ff.) und dem A L F ersehen können, auch über Toulouse hinaus bis zu dem Eintritt in das Dpt. Gironde. Gemeinhin wird denn auch die Garonne[9]) als Grenze des Gascognischen gegenüber den übrigen südfranzösischen Mundarten angenommen (Millardet, Rev. dial. rom. I, 122). Diesem Moment hat die Verf. nicht

---

[8]) Ich bedaure, daß es mir nicht möglich ist, die Karte, die diese Verhältnisse illustriert, hier abzudrucken.

[9]) Es sei ausdrücklich bemerkt, daß nicht das Flußbett, sondern das Fluß*gebiet* gemeint ist. Die am rechten Flußufer gelegenen Orte Agen, Aiguillon und Marmande z. B. sind nach Luchaire (p. 198) „autant languedociens que gascons", Aiguillon nach Ausweis des A L F (Ort 647) wohl stärker gascognisch. Erst eine Untersuchung an Ort und Stelle könnte Klarheit bringen. Erst auf Grund einer solchen Enquête, mit der eine Untersuchung der Verhältnisse in der Vergangenheit Hand in Hand gehen müßte, kann ein endgültiges Urteil über die Entstehung der Grenze gefällt werden. Dem Satz Millardets (Rev. dial. rom. I, 123): „Quant à déterminer avec rigueur une ligne séparative entre les patois du domaine gascon et ceux des domaines voisins, provençaux ou même français, il ne sera guère possible de la faire que le jour où l'on aura, pour toutes les zones frontières, des matériaux en nombre suffisant, chartes et textes locaux pour l'époque ancienne, documents linguistiques recueillis sur place pour l'époque moderne" hat die Verf. doch gar zu wenig Beachtung geschenkt.

genügend Beachtung geschenkt. Sie räumt zwar ein, daß das Übergreifen des Gascognischen auf das rechte Flußufer am Oberlauf der Garonne durch ethnographische Verhältnisse (p. 104) zu erklären sei und weiß zur Erklärung für das Zusammenfallen von Sprachgrenze und Flußbett stromabwärts bis Toulouse die dichten Waldungen, die den Fluß ehemals begleiteten, anzuführen (p. 112, 113), dafür aber, daß auch weiterhin, im Dpt. Tarn-et-Garonne, die Sprachgrenze im großen und ganzen dem Flußgebiet folgt, ist sie uns die Erklärung schuldig geblieben. Und das ist um so bemerkenswerter, als wir p. 44 und p. 111 erfahren, daß eine Römerstraße von Toulouse stromabwärts der Garonne folgte, andererseits aber von der Verf. nachdrücklich unterstrichen wird, daß nicht die „Straße selbst zur Sprachgrenze wird, aber eine solche schafft und ihre Richtung bestimmt", daß die entstehenden „Laut- und Wortgrenzen parallel der Straße", „nördlich von ihr" verlaufen (p. 46). Ich vermag mir diesen Widerspruch, der die ganze Hypothese von der Entstehung der „südwestgallischen Sprachgrenze" aufs schwerste erschüttert, nur aus der Sorglosigkeit zu erklären, mit der die Verf. den Verlauf der Grenze, bestimmt, d. h. die Basis ihrer ganzen Untersuchung festgelegt hat.

Ich will im Rahmen dieser überdies schon reichlich ausführlichen Buchanzeige die Frage nach der Entstehung der gascognischen Sprachgrenze nicht weiter verfolgen, schon darum nicht, weil zu ihrer endgültigen Beantwortung sprachliche und auch historische Materialen in einem viel größeren Umfang herangezogen werden müssen, als uns der A L F und die Abhandlung der Verf. bieten. Aber an ein Moment möchte ich doch noch erinnern. Die sprachgeographische Forschung hat sich schon öfter Problemen gegenüber gestellt gesehen, die weder durch die politische Geschichte, noch die kirchlichen Verhältnisse in der Vergangenheit, noch die Verkehrsgeschichte überhaupt geklärt und gelöst werden können, weil es uns einfach an dem erforderlichen Urkundenmaterial fehlt. Ist es in solchen Fällen verwegen, den uns im allgemeinen weniger geläufigen Weg zu beschreiten und die Sprache zur Klärung geschichtlicher Fragen heranzuziehen? Ich möchte, nachdem die moderne Linguistik die engen Zusammenhänge zwischen geschichtlichem und sprachlichem Werden klar gestellt hat, z. B, Menéndez Pidal keinen Vorwurf daraus machen, daß er die Ergebnisse der Mundartenforschung an der kat.-arag. Grenze für die Erklärung des Verlaufes der reconquista in diesem Gebiete benutzt[10]) oder daß er die sprachliche

---

[10]) Rev. fil. esp. III, 85: „muchas veces no es la historia politica [de la reconquista] la que explica la lingüística, sino, al contrario, es la dialectología la que puede informar sobre el carácter de la colonización inicial de los lugares reconquistados."



Zweiteilung des condado de Ribagorza, für die sich aus der geschichtlichen Überlieferung eine Grundlage nicht gewinnen läßt, geradezu als historischen Wegweiser in eine Zeit, die dieser vorausliegt, aufstellt.[11])

Können wir nicht aus Verlauf und Wesen der gascognischen Sprachgrenze Rückschlüsse auf die Urgeschichte des Landes ziehen? Daß trotz der schwankenden politischen Verhältnisse[12]) (Verf. p. 105 ff), daß trotz der kirchlichen Beziehungen Aquitaniens über die Garonne hinweg (p. 108 9) eine im wesentlichen scharf geschnittene Sprachgrenze bis heute erhalten ist, zeugt dafür, daß tief greifende und nachhaltige Faktoren ihre Entstehung bedingt und ihren Bestand gesichert haben. Die Grenze folgt der Garonne. Gallos ab Aquitanis flumen Garumna dividit[13]).

W. v. Wartburg lobt am Schluß seiner Besprechung der Henschelschen Arbeit (A S N S L, N. S. XL, 158) die große Belesenheit der Verf. in der historischen und linguistischen Literatur. Und auch ich möchte der Verf. lebhafte Anerkennung für die aufgewandte Mühe aussprechen. Die Größe der Aufgabe, die sie sich stellte, brachte es aber mit sich, daß sie ihr weder im Ganzen noch im Einzelnen voll gerecht werden konnte. So ist auch die zu Rate gezogene linguistische Literatur im wesentlichen auf die romanistischen und gascognischen standard works beschränkt und manches Sprachliche, das eine sorgfältige Prüfung verlangt hätte, etwas kurz abgetan.

Bei Vergleichen mit Lauterscheinungen in andern romanischen Sprachen kommen manche Unebenheiten vor: so wenn p. 72 gesagt wird, daß ǫ vor Velar im Katalanischen diphtongiert worden sei (Meyer-Lübke sagt an der angeführten Stelle, R. Gr. I, § 197 gerade das Gegenteil); die Verf. scheint anzunehmen, daß im Katalanischen ǫ vor Palatal heute als Diphtong erscheine (p. 71); *it* < *kt* (p. 15) ist nicht auf das Altspanische (besser Altleonesische) beschränkt; *f-* ist nicht nur im Asturischen (p. 69) erhalten; *-r* ist in weit größerem Umfange auf der iberischen Halbinsel geschwunden als die Verf. p. 81 annimmt; die r-Metathese (Typus *febre* > *frebe*) begegnet auf der iberischen Halbinsel vor allem im Gallizischen (Garcia de Diego, Gram. gall. 1909 p. 69), nicht

---

11) a. a. O. p. 83—84.

12) Nachdem sich die Verf. auf die Erklärung des Verlaufs der Sprachgrenzen aus der Richtung der alten Verkehrsstraßen festgelegt hat, mißt sie der territorialen Stabilität der Novempopulana, des späteren Herzogtums Gascogne und Erzbistums Auch, auf die Barrau-Dihigo, La Gascogne, 1903 p. 57—58 so nachdrücklich hinweist, nur eine sekundäre Bedeutung zu (p. 108).

13) Bei der Besprechung der ethnographischen Verhältnisse schöpft die Verf. aus zweiter Hand. Im übrigen scheint es mir nicht angängig, diese wichtige Frage auf drei Seiten (p. 102 ff.) abzutun.

selten auch im Katalanischen; daß für *-ks-* im Altspanischen *-iš-* anzusetzen sei (p. 50), scheint mir nicht sicher. Zu den Erklärungen spezifisch südfranzösischer Lauterscheinungen: Über die Chronologie von *-ks-* > *iš*, *š* vgl. Millardet, Ann. du Midi XVIII (1906), 97. — Die Entwicklung von *octo* > [beit] (anlautender Konsonant) stellt nicht eine so ungewöhnliche Erscheinung dar, wie die Verf. anzunehmen scheint („innerhalb der Romania sonst nirgends nachzuweisen" p. 57). Das Prinzip der Entwicklung hat uns Millardet, Et. dial. land. p. 105—11, 185, 210, hernach in Rev. des lang. rom. LVII — 1914 p. 202 auseinandergesetzt. Katal. [buit] *octo* span. [bwebo] *ovu* (vgl. meine Westspanischen Mundarten § 195 ff.) entspringen genau derselben Entwicklungstendenz wie *octo* > [beit] im Ariège. Häufiges [bweit] als „Mischform südwestlanguedokischer und aquitanischer Lautung" (p. 56) aufzufassen, scheint mir gewagt: die Form paßt sehr wohl in die Entwicklungsreihe; vielleicht ist statt [w] ein [ẅ] zu setzen. — Für den Monophtongen in *jocu* (p. 57, 72) vgl. jetzt die ansprechende Erklärung von Zaun, Mdt. von Aniane, 1917 p. 19. — Zu der Veränderung von *s* > [i], die nur in größerem Zusammenhang verständlich wird, vgl. die von mir Z F S L XLVI 1/2, p. 114 genannten Schriften, auch Ronjat, Rev. des lang. rom. LV, 170—1 und Bally, Mem. Soc. ling. Paris XII, 314 ff. — *camera* > *krampo* bezeichnet die Verf. p. 87 als „umgekehrte Sprechweise"; das scheint mir nach den Ausführungen, die Grammont, Rev. lang. rom. 58, 489—90 zu der Arbeit von Saroïhandy (Vestiges de phonétique ibérienne en territoire roman) gegeben hat, etwas voreilig.

Hamburg. F. Krüger.

Der altfranzösische Prosa-Alexanderroman nach der Berliner Bilderhandschrift nebst dem lateinischen Original der *Historia de preliis* (Rezension J²) herausgegeben von Alfons Hilka. Festschrift für Carl Appel zum 17. Mai 1917. Mit 2 Lichtdrucktafeln. Halle a. S. Max Niemeyer 1920. L und 290 S.

Als Nichtromanist kann ich das neue hervorragende Werk Hilkas im ganzen lediglich nach der literarhistorischen Seite und nur was die lateinische Textedition betrifft auch nach der philologischen Seite beurteilen. So sehe ich diejenigen Punkte, in denen Hilka hiermit die Forschung gewaltig gefördert hat, in folgendem:

1. Einmal in der Edition des altfranzösischen Textes. Von diesem waren bisher nur wenige Bruchstücke bekannt. Berger de Xivrey, *Notices et extraits* XIII 2 (1838) 284 ff., 302 ff. hatte einiges nach zwei Pariser Handschriften publiziert; dann hatte

Philippi in Herrigs *Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen* I (1846) 284 ff. eine Inhaltsangabe nach einem alten Druck gegeben. Beides findet man ziemlich genau auch bei Weismann, *Alexander, Gedicht des 12. Jahrhunderts vom Pfaffen Lamprecht* II (1850) 361 ff., 377 ff. wiederholt. Dann hat Frocheur im *Messager des sciences historiques* 1847, 393 ff., wo er eine durchweg auf Grässes *Literärgeschichte* beruhende Zusammenstellung von Alexanderromanen gibt, in dem einzigen Abschnitt, wo er Eigenes bietet, die Brüsseler Handschrift beigezogen und in ihr dieselbe Version erkannt, die Berger de Xivreys Pariser Codices bieten. Wenn er den Quilichinus jedoch als Quelle annahm, so war dies ein Irrtum. Dann hat G. Favre, *Mélanges d'histoire littéraire* II (1856), in dem besten Buch, das vor Zachers *Ps.-Kallisthenes* über den Alexanderroman erschien, weitere Mitteilungen über Handschriften und Drucke gemacht. Weitere kurze Proben aus Drucken gaben Durand, *Annales archéologiques* XXV (1865) 154 f. und Zingerle, *Germanist. Abh.* IV (1885) 54 f.; letzterer wies auch bereits auf J 2 als Quelle dieses Prosaromans hin. Schließlich hat Paul Meyer, *Alexandre le Grand* II (1886) 305 ff., in seinem mehr breiten als tiefen Buch unsern Roman kurz behandelt und 17 Handschriften aufgezählt, zu welchen Hilka noch ein Oxforder Bruchstück hinzufügt. Während Hilka mit der Drucklegung seines Werkes beschäftigt war, die mit größeren Unterbrechungen sich über mehrere Jahre erstreckte, erschien Söderhjelms Arbeit in den *Neuphilol. Mitteilungen,* Helsingfors 1917, über die Stockholmer Handschrift. Diese Arbeit ist die einzige, die neben Hilkas Werk jetzt noch selbständigen Wert hat, zumal da Söderhjelm auch die Exkurse, die diese Handschrift zur alten Fassung hinzufügt, ediert. Hilka legte zunächst allein die Berliner Handschrift seiner Ausgabe zugrunde, war aber dann in der Lage, sich noch Photographien der Brüsseler und Stockholmer Handschrift zu verschaffen, deren Varianten er im Anhang beifügte. So ist jetzt für die literarhistorische Forschung die Grundlage geschaffen.

2. Bei dem weiten Überblick, den Hilka über die mannigfachen Versionen des Alexanderromans besitzt, war es für ihn eine Selbstverständlichkeit, die Quelle des französischen Prosaromans mit völliger Sicherheit zu bestimmen und alle früheren Vermutungen beiseite zu schieben: Es ist die sogenannte 2. Fassung der interpolierten *Historia de preliis,* wie ich gleichfalls in meiner Leo-Ausgabe S. 38 f. schon betont habe. Dies zu erkennen und den Entschluß zu fassen, gleichzeitig mit der französischen Ausgabe auch den dunkeln Stern, der seit langem über jenen lateinischen Texten schwebt, etwas heller leuchten zu lassen, war für Hilka dasselbe. Für die vielfältige Gestaltung der *Historia de preliis* stehen jetzt folgende Texte zur Verfügung: für die ursprüngliche Fassung des Leo meine

Ausgabe 1913; für die erste interpolierte Fassung der Text von Zingerle. Zu den zwei Hss., die dieser hierfür benutzte, weist jetzt H. noch einen Münchner Codex und — höchst überraschend — einen alten Druck nach, von dem er je ein Exemplar in Berlin und Gotha kennt. Für die zweite interpolierte Fassung, für die man bis jetzt auf Zingerles Angaben im Apparat angewiesen war, gibt Hilka den vollständigen Text parallel neben dem französischen. Dazu bespricht er zehn Handschriften dieser Klasse, die ihm zur Verfügung standen (die übrigen sind im *Münch. Mus.* I 251, 4 aufgezählt). Da sich darunter mehrere „Spielarten" befinden, teilt Hilka auch eine ganze Reihe singulärer Varianten und Einschübe mit. Die dritte Fassung der *Historia* schließlich ist in ihren wichtigsten Stücken im *Münch. Mus. f. Philol. des Mittelalters* I 249 ff näher bekannt gemacht. So ist jetzt für die Quellenforschung, soweit die Historia in Betracht kommt, das wesentliche Material bereit gestellt. Sollte nun wirklich die Wissenschaft mit einer Gesamtausgabe der interpolierten Historia beschenkt werden, so muß sich diese notwendig auf eine Geschichte der *Historia de preliis* gründen, die den genauen Zusammenhang aller Rezensionen und Spielarten darlegt und in der Lage ist, einen Stammbaum der Handschriften zu geben. Ob dabei der Variantenapparat vollständig vorgelegt wird, ist augenblicklich nur eine finanzielle Frage, die hinter jener ersten Forderung an Wichtigkeit zurücksteht. Das wird noch manche Einzeluntersuchung erfordern, die leicht in die Hände jüngerer Mitarbeiter gelegt werden kann; aber die endgültige Gesamtausgabe sollte gerade jetzt nicht übereilt werden, wo, zumal auch durch Hilkas Publikationen, jeder Forscher in der Lage ist, sich ein deutliches Bild von jeder der Hauptrezensionen der Historia zu machen.

3. Neben dem neuen französischen und lateinischen Textmaterial, das uns Hilka gibt, steht die literarhistorische Untersuchung, die er vorausschickt. Damit ist zunächst die Quellenfrage für den französischen Prosaroman in der angegebenen Weise gelöst. Im einzelnen gibt H. noch Nachweise, wie der französische Bearbeiter seiner Quelle gegenüberstand und welcher Gruppe innerhalb der zweiten Rezension er gefolgt ist. Auch sonst werden vielerlei Streiflichter auf das Quellenverhältnis anderer Bearbeitungen des Alexanderromans geworfen.

4. Jede tiefgehende Untersuchung wirft für die künftige Forschung neue Fragen auf. So auch Hilkas Buch. Zunächst Abfassungszeit und Verfasser des französischen Romans. Hilka setzt ihn in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. Terminus post quem ist nach ihm die Erwähnung des Vinzenz von Beauvais im Prolog. Da aber dieser Prolog nicht in allen

Hss. steht, möchte ich die Frage aufwerfen, ob er überhaupt vom Verfasser des Romans stammt und nicht vielmehr spätere Zutat ist, wofür sich auch sonst Beispiele aus der Alexanderliteratur anführen ließen. Vielleicht gibt eine sprachlich-stilistische Untersuchung die Entscheidung. Wie verhält sich ferner zu unserm Roman der Alexandre en prose translaté l'an MCCCXLI par frère Jean de Vignay, von dem Frocheur p. 402 sp. und Favre II 166 (danach P. Meyer, *Romania* XXV 406) spricht? Dieser Jean de Vignay hat u. a. das *Speculum historiale* des Vinzenz von Beauvais übersetzt, in dessen vierten Buch sich die auf der Valerius-Epitome und der Epistola ad Aristotelem beruhende Alexandergeschichte findet; möglich also, daß dieser Teil des Miroir historial, der etwa selbständig umlief, mit jener Notiz eines alten Inventars des Louvre gemeint ist. Favre scheint diese Übersetzung mit unserm Prosaroman identifiziert zu haben. Für den Prolog verweist H. weiterhin mit Recht auf die Kompilation von St. Alban, die P. Meyer II 52 ff., ohne diesen Zusammenhang zu bemerken, bespricht. Sie ist leider noch nicht genauer bekannt, scheint aber doch als Vorlage des Prologs in Betracht zu kommen. Während dieser Prolog in den Hss. der lateinischen Historia fehlt, — auch dies ein Zeichen dafür, daß er im französischen Roman sekundär ist und nicht zur Datierung benutzt werden darf — findet sich der Epilog ähnlichen kompilatorischen Charakters auch in Hss. der lateinischen Historia. — Eine wichtige Frage hat H. noch der Beantwortung näher gebracht, durch seine Behandlung der Schilderung von Alexanders Tauchfahrt, die in verschiedenen abendländischen Bearbeitungen dieses Stoffes ganz anders ist als bei Leo p. 126 sq. Zunächst ist festzustellen, daß Leo der einzige Autor ist, der diese Episode dem Abendland vermittelt hat; daneben erwähnt sie noch Joseph ben Gorion, aber vielleicht auch lediglich nach der Historia. Nun taucht im Annolied, in der Kaiserchronik, in Jansen Enikels Weltchronik, im Basler Alexander, in einer Historienbibel und bei Ulrich von Eschenbach eine ganz andere Version in verschiedenen Brechungen auf (vgl. auch m. Leo-Ausg. S. 29, 2 und 36 f.), und H. hat hierzu nach einer Münchner Hs. von J_2 noch einen weiteren Text gestellt. Die Entwicklungsgeschichte dieser Version scheint mir folgende zu sein: Alexander nimmt in seiner Taucherglocke drei Tiere mit, einen Hund, eine Katze und einen Hahn. Da bei einem Sturm seine Leute die Ketten fallen lassen, schlachtet er den Hahn, und das Meer, das keine Leiche bei sich duldet, wirft ihn wieder heraus. Dieser Fassung steht die Version im französischen Zwölfsilblerroman am nächsten, den Meyer I 107 ff. publiziert hat. Die zweite Station der Entwicklung ist die, daß Alexanders Mannen die Ketten loslassen, entweder weil sie glauben, daß

er tot sei (so die Münchner Handschrift), oder weil sie ihn treulos verderben lassen wollen; diese Fassung muß bereits um die Mitte des 11. Jahrhunderts entstanden sein, da die Chronik, auf welcher das Annolied und die Kaiserchronik beruht, sie bereits gab. Zuletzt schließlich ist die Frau oder die Geliebte Alexanders in ihrer Untreue schuld an dem Verhängnis; so die gemeinsame Vorlage, die Jansen und Ulrich von Eschenbach kennen und die durch Vermittlung Jansens auch im Basler Alexander und in Rudolfs Weltchronik (hiernach auch in der Historienbibel) vorliegt. Diese Version gibt sich auch durch die Überlieferung als die jüngste. Man hat geglaubt, einen Zusammenhang dieser veränderten Tauchfahrt-Episode mit dem griechischen Text[1]) von Ps.-Kallisthenes II 38 (nur Hss. C und L und das byzantinische Lied) annehmen zu müssen; an und für sich schon höchst unwahrscheinlich. Aber die Episode in Ps.-Kall. ist doch überhaupt ganz anders; das Wesentliche, die Mitnahme der Tiere und das Schlachten des Hahnes, fehlt hier. Ich glaube in der Tat, daß lediglich Leo diese Episode dem Abendland überliefert hat, und daß sie dann im 11. Jahrhundert in der oben genannten Weise umgestaltet wurde, wobei ein dem klassischen Altertum fremdes, dem Mittelalter aber bekanntes Motiv — (das Meer duldet keine Leiche bei sich) — verwendet wurde. Das in dieser Erzählung sekundäre Motiv von der Untreue der Frau Alexanders findet sich auch in einem ganz andern Zusammenhang im *Alexanderbuch* des Johann Hartlieb, wo es von diesem als eigene Motivierung hinzugefügt ist; vgl. Poppen, *Das Alexander-Buch Johann Hartliebs* und seine Quelle, Heidelberger Diss. 1914, 63 ff., der diese Motivierung bei Hartlieb ganz richtig erklärt.

Aber noch weitere Aufgaben stellt die neue Publikation. Jetzt, wo der Text von J_2 ganz bekannt ist, wäre es für einen jüngeren Forscher lohnend, die Quellen des schwedischen Konung Alexander (herausgegeben von Klemming 1862) zu untersuchen, der doch J_2 zweifellos benutzt hat, oder die verschiedenen hebräischen Bearbeitungen dieses lateinischen Textes oder die deutschen Darstellungen im Basler Alexander und im Seifried. Ferner wären jetzt nochmals die Untersuchungen von Grion (1872) über die italienischen *Fatti di Alessandro* nachzuprüfen. Da Hilka ferner kürzlich (*Ztschr. für roman. Phil.* XLI 234 ff.) die Berliner Fragmente des italienischen Prosaromans ediert hat, ist jetzt deren Verhältnis zu den alten italienischen Drucken von 1474 ab und zur Fassung im Florentiner cod. Magliabechiano vom Jahre 1473 zu untersuchen (vgl. *Münch. Mus.* I 284 f.). Und endlich müßte

[1]) Eine deutsche Übersetzung dieses Stückes haben Hausrath und Marx, *Griechische Märchen* S. 334 f. gegeben.



ein Kunsthistoriker einmal die illustrierten Handschriften der Alexanderromane im Zusammenhang behandeln und dabei auch die Alexanderdarstellungen in der Reliefplastik, auf Teppichen usw. heranziehen; es gibt hier nur ganz wenige Vorarbeiten. Hilka hat aus der Berliner Handschrift zwei Bilder auf schönen Tafeln beigegeben, von denen das eine mit dem von Frocheur aus der Brüsseler Handschrift publizierten in der Komposition völlig übereinstimmt.

Durch solche Arbeiten wird man am besten den Dank für diese wertvolle Publikation abstatten.

Tübingen. FRIEDRICH PFISTER.

Küchler, Walther: *Ernest Renan. Der Dichter und der Künstler.* Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha. 1921. 213 Seiten.

Das Andenken des berühmten Verfassers des „Leben Jesu“ hat nach seinem Tode manche harte und unverdiente Anfechtung erfahren. Die einen sahen in ihm nur einen wissenschaftlichen Dilettanten und frivolen Gedankenakrobaten, der mit selbstgefälligem, ironischen Lächeln zwischen allerlei Widersprüchen balanciert und dem es um die Erforschung der Wahrheit nicht ernst ist, einen behäbigen Epikuräer und idealistischen Träumer, der sich an seinen eigenen Worten berauscht, einen in geistiger Zerflossenheit aufgelösten Skeptiker oder Agnostiker, der künstlerisch festhalten möchte, was er intellektuell untergraben und dem Gefühl zurückerobern wollte, was seine Erkenntnis preisgegeben hat, der seinen eigenen Gedanken nicht traut und sie nur ausspricht, weil sein Gehirn es von ihm verlangt, obgleich seine Empfindung nicht dabei ist. Küchler hält sich von allen diesen einseitigen Übertreibungen fern und entwirft auf Grund einer äußerst gründlichen Durchforschung von Renans Schriften ein klares Bild von dessen innerem Werdegang, das seine literarische Bedeutung unbefangen würdigt.

Die Verkleinerer Renans verkannten, daß „der Mensch irrt so lange er strebt“, daß Wandlungen und Widersprüche an sich gegen ihn im allgemeinen nichts beweisen und daß gerade die Flachen und Oberflächlichen geradlinig verlaufen. Man kann dieses scheinbar Widerspruchsvolle in den verschiedenen Entwicklungsphasen Renans nicht offenherziger aussprechen, als dieser es selbst tut. Er sagt (in seinen Souvenirs d'enfance et de jeunesse, Saint-Renan II) von sich: „J'étais prédestiné à être ce que je suis, un romantique protestant contre le romantisme, un utopiste prêchant en politique le terre à terre, un idéaliste se donnant beaucoup de mal pour paraître bourgeois, un tissu de contradictions ... Je ne m'en plains pas, puisque cette constitution

morale m'a procuré les plus vives jouissances intellectuelles qu'on puisse goûter." Es sind diese „Widersprüche" eben nichts als Zeugnisse der Beweglichkeit und Einfühlungsfähigkeit seines Geistes und Etappen des langen Weges, den der aus der alten Glaubensburg auf das Meer des Zweifels Hinausgetriebene, den der Kirche entlaufene Flüchtling zurücklegte, als er in seines Herzens unvertilgbarer Mystik, nachdem ihm die sichtbare Kirche entschwunden war, diese durch eine unsichtbare ersetzen wollte, deren Tempel nur die Herzen der Menschen sein sollten. Er begann mit der Kritik die Auflösung des scholastischen Systems, mit der Mystik die Neutralisierung des hierarchisch-kultischen Apparates für praktische Frömmigkeit, um schließlich zur Überzeugung zu gelangen, daß man eine neue Religion nicht durch Wissenschaft machen könne, daß sie nur aus der unerforschlichen Tiefe der Seele entspringe und daß sie zerrinnt, wenn man sie wissenschaftlich greifen will. Es wird ja nicht ganz unrichtig sein, daß Renan dabei der größten dem Genie drohenden Gefahr nicht entging: nämlich daß es sich selber, der Fülle seiner eigensten Lebensstoffe erliege, daß es dem inneren Strom ewig fließender Bilder und Gefühle sich allzusehr hingebend im Chaos der Phantasie, oder auch in seines Denkens übergroßer Vielseitigkeit sich auflöse in Skepsis. Sein exklusiver Feinsinn, sein kombinatorisches Raffinement, seine Zusammengesetztheit gewähren ihm dabei öfters so viel Vergnügen, daß er die Beantwortung der Fragen vergißt, die ihm die Seelennot ursprünglich gestellt hat und er sich spielerisch dem „Geistreichen", „Komplizierten", „Kultivierten" hingibt. Der Denker ergibt sich zu sehr dem Dichter und so wird aus der Vereinigung von Dichten und Denken eine Unterordnung. Besonders bei den romanischen Völkern, bei denen Dichten und Denken nie zu klarer, scharfer Scheidung gelangten, kann man auch heute die Stimmungskraft gewisser philosophischer Richtungen in nachfühlenden Dichtungen veranschaulicht finden. In Renans Hirn herrscht ein merkwürdiges Gemisch von sensiblem Enthusiasmus und logischer Folgerichtigkeit, von Nüchternheit und Romantik, von Frömmigkeit und Skeptizismus; er war eben mehr Dichter und Künstler als Philosoph.

Renan ist aber auch kein hoffnungsloser Skeptiker oder Agnostiker ohne Ideale. Er ist allerdings auch nicht der in sich selber ruhende, allen romantischen Schmerzen und Zweifeln mit wildem Willensschwunge entronnene Tatenmensch. Seine Philosophie wechselt vielmehr nach seiner Stimmung und je nachdem seine Pulse schlagen. In trüben Momenten klagt er, daß ihm die Beharrlichkeit des Denkens alle Illusionen zerstört und daß ihn seine zu kritische Veranlagung für das Leben untauglich gemacht habe. Zuweilen

ist sein Pessimismus so trostlos, daß er die Liebe, die Religion, das Gute und das Wahre als bloße Selbsttäuschungen erklärt und meint, daß die fühllose Natur den Menschen in betrügerischer Weise für ihre dunkeln und geheimen Zwecke mißbrauche. Dem gegenüber aber steht sein Geständnis, daß man geneigt wäre, an allem zu zweifeln, wenn es erlaubt wäre und wenn die Verwerfung aller Wahrheit nicht noch absurder wäre als die Annahme aller Irrtümer. Er ist einer jener Menschen, von denen Ibsen einmal sagt, sie glauben und zweifeln zu gleicher Zeit. Sein Unglaube ist nur ein verzweifelter Glaube. Er ist immer wieder bestrebt, aus den drückenden Nebeln der gemeinen Wirklichkeit in die sonnenheitere Höhe des Ideals sich emporzuschwingen und auch an ihm bewährt sich der Ausspruch: „Die Natur macht den Menschen mit sich eins, die Kunst trennt und entzweit ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück."

Trotz aller inneren Unausgeglichenheit und Verflüssigung seiner Meinungen darf man aber in Renan doch nicht eine Art geistigen Fregolis erblicken und ihm jede Begeisterungsfähigkeit absprechen. So hielt er durch sein ganzes Leben an dem Glauben an den Fortschritt der Menschheit („die Massen avancieren!") und ihre Befreiung durch die Wissenschaft fest. Dies beweist schon das für seinen 1848 geschriebenen und 1890 veröffentlichten, allerdings etwas verschwommenen „Avenir de la science" gewählte Motto: „Hoc nunc os ex ossibus meis et caro de carne mea", in dem er die Wissenschaft als die wahre Religion der Zukunft verkündet und den Führern die Pflicht auferlegt, das Volk zu unterrichten und ihm den Geschmack und die Ehrfurcht vor der Wahrheit einzuflößen. Ja, auch nachdem er dem geaichten, offiziellen Christentum nach Ablehnung jeden Wunderglaubens entsagt hatte, wurde er niemals dessen Verächter oder etwa gar, wie Voltaire, sein fanatischer Hasser. Er sprach es vielmehr unumwunden aus, daß die Menschen ohne Religion und religiöse Vereinigung nie werden auskommen können und daß der Fortschritt der modernen Gesellschaft das Verlangen nach beiden nur steigern werde. Er erkannte, daß es eine besondere Eigenschaft des Glaubens sei, daß er noch weiter wirke, wenn er längst entschwunden ist. Er hatte den Mut, es auszusprechen, daß die Religion nur eine relative Berechtigung habe und daß man zwischen ihr und dem Determinismus sich entscheiden müsse: er war aber auch duldsam genug zuzugeben, daß (wie Hegel einmal sagt) was das Individuum in seiner Einzelheit aufspürt, nicht für alle ein Gesetz sein könne, daß vielmehr die Religion „une affaire du goût personnel" bleiben müsse. Lanson sagt treffend: „Dieu est pour lui la catégorie de l'idéal et la religion c'est la beauté dans l'ordre moral. Par la religion se satisfait l'instinct moral de l'humanité; ainsi, aucune religion

n'étant vraie, toutes les religions sont vraies." Wer denkt da nicht an Schillers bekanntes Epigramm? —

Nach dieser zusammenfassenden Darstellung von Renans Eigenart, die mit der literarischen Einschätzung und Charakteristik Küchlers meist übereinstimmt, wollen wir noch auf einige besonders hervorhebenswerte Details aus unseres Autors gediegenem Buche hinweisen.

Renan betrieb schon in Issy viel Privatlektüre und kam schon daselbst mit deutschem Geiste und auch mit Kants Schriften in Berührung; durch welche die Zweifel in ihm erwachten, die ihn später veranlaßten, dem Priestertum zu entsagen. — Der „kleine Punkt", der in den Unterhaltungen Renans mit seinem Beichtvater immer wiederkehrt, bedeutet nach Küchlers Ansicht, es sei ihm gestattet, frei zu denken, wenn er nur zu schweigen verstünde. La Hirs Unterricht entschied über Renans wissenschaftliche Laufbahn. Seine Vorliebe für deutsche Wissenschaft wurde besonders auch von seiner Schwester Henriette genährt. Später begeisterte er sich auch für die Philosophie Fichtes; doch hat Renan von diesem nicht, wie Parigot behauptet, die Vorstellung der souveränen Ironie des schöpferischen Ich, als vielmehr die Forderung, daß das Wissen zum Tun, zum echten moralischen Handeln führen müsse, übernommen Renan rang sich auch von der Metaphysik los und wollte besonders das ewige Werden im Weltenlaufe erforschen, weil er erkannt zu haben meinte, daß das Wesen der Welt ein ewiges *fieri* sei und so wurde seine Wissenschaft die Wissenschaft von der Geschichte der Menschheit. Er glaubte wie Herder an den moralischen Fortschritt der Menschheit durch die Vernunft und die fortschreitende Wissenschaft. Diese soll aber nicht bloß zur Erkenntnis der Wahrheit führen, sondern zur vollkommenen Moralität, die wiederum nichts anderes sei als die Schönheit des Charakters. Noch mehr als von Herder wurde Renan von Hegel angeregt, der die Vervollkommnung der Menschheit in der Verwirklichung des Geistes in der Geschichte durch die Menschheit erblickt. Küchler bekämpft die Meinung, daß Renan jemals ein Demokrat oder ein Sozialist gewesen sei. Er hat das Volk nicht geliebt. Er hat die Revolution von 1789 und noch weniger die von 1848 gutgeheißen, denn er wollte eine Evolution, aber keine Revolution. Die Freundschaft Renans mit dem Chemiker Berthelot, deren Wert nicht hoch genug angeschlagen werden kann, riß ihn aus seiner Einsamkeit in die kampfbewegte Gegenwart. Dagegen ist unrichtig, daß er, wie Séailles und Mary James Darmsteter meinen, im Jahre 1848 vom Demokratismus ergriffen worden sei. — Die Abkehr Renans von der Revolution und Politik erfolgte außer wegen seiner Abneigung gegen jede gewaltsame Umwälzung auch durch den bisher wenig beachteten

Einfluß des Philosophen Théodore Jouffroy. Das allgemeine Stimmrecht will er erst gutheißen, wenn alle Menschen zu der Intelligenz gelangt sind, die eine Majorität der Vernunft sicher gewährleisten würde. Sympathischer ist ihm die aufgeklärte Despotie. Entschieden verhaßt ist ihm die materialistische Idolatrie. Der „Avenir", der diese Ideen enthält, ist nichts anderes als ein einziges großes Gedicht und zeigt Renan als romantischen Schwärmer.

Neue Eindrücke brachte Renan die 1849 unternommene Reise nach Italien. In Rom gelangte er zur schmerzlichen Erkenntnis, daß er rettungslos in dem Zwiespalt verfangen sei. Hier kam er zur Überzeugung, daß wer den Dingen von allen Seiten gerecht werden will, nicht lebensfähig sei. Er fühlt sich auch hier unglücklich, weil ihn seine Natur von den Frauen scheide. Hier erkannte er auch, daß das Christentum aufhören müsse, ein Dogma zu sein, um eine Poetik zu werden. Das ästhetisierte Christentum kann er nicht genug rühmen, aber tot muß es bleiben. Er hat die Krankhaftigkeit des Christentums erkannt. Fünfzehn Jahre später befand sich Renan auf der Akropolis und erfuhr hier dieselben Gefühle wie in Rom. Er litt aber hier nicht mehr unter dem Zwiespalt, denn er war ihm bereits ganz und gar zum poetischen Motiv geworden. 1862 erhielt er den Lehrstuhl für semitische Philologie am Collège de France, wurde aber sogleich nach seiner Antrittsvorlesung vom Amte suspendiert und zwei Jahre später der Professur enthoben, weil er behauptet hatte, daß Jesus nur ein Mensch gewesen wäre. In seinem „Leben Jesu" hat er den Ehrgeiz, Jesus wissenschaftlich zu erklären. Er will ihn im Sinne Hegels als die Verkörperung einer Idee auffassen und sieht in ihm die Äußerung ganz natürlicher, wenn auch ungewöhnlicher Kräfte. Küchler bestreitet die Ansicht Sorels, daß Renan schon seit seinem Austritte aus dem Seminar nichts anderes als der Verächter Christi gewesen wäre. David Fr. Strauß' „Leben Jesu" scheint auf Renan keinen besonders tiefen Eindruck gemacht zu haben und er fand, daß Strauß den Charakter Jesu zu stark verwischt habe. Renan zeigt das Dämonische und Tragische in Jesu Leben und Schicksal. Der Zwang, Wunder zu tun, ist die tragische Schuld, in die der Dichter Renan ihn sich verwickeln läßt. Weil Jesus zur Tat schreiten will, befleckt er sich.

Aus den philosophischen Dialogen empfängt man einen zwiespältigen Eindruck, weil Renan in ihnen den eigenen Optimismus, der an ein letztes Ziel allen Strebens glaubt, und den Schopenhauerschen Pessimismus, der alles Streben sich in Unfruchtbarkeit verzehren läßt, zusammenbringen will. Sehr eingehend behandelt Küchler auch die philosophischen Dramen Renans, die er im ganzen nicht hoch bewertet. Das Vaterland war für Renan nur ein Begriff, die Vaterlandsliebe

nur ein Vorurteil, und er schrieb in sein Tagebuch: „Je vendrais la France pour trouver une vérité qui fît marcher la philosophie.“ Das Einzelindividuum verschwand für Renan vor dem Kollektivwesen Menschheit und die Menschheit war ihm nur ein Durchgangspunkt zum Ideale. Er unterstrich auch gerade den vaterlands- und staatsfeindlichen Charakter Jesu. Niemand ist so absolut gewesen wie der junge Renan im Bejahen der seelischen Tiefe und moralischen Kraft Deutschlands, im Verneinen des geistigen Wertes Frankreichs. Bis in das vierte Jahrzehnt seines Lebens beharrt er in dieser Anschauung und mißt er mit diesem ungleichen Maße. Allmählich aber urteilt er anders. 1869 war sein Programm noch für den Frieden. Dann aber ist er über die deutsche Kriegführung so erbittert, daß er sich zur Verdächtigung verstieg, der Deutsche sei leichter zu ehrlosen Handlungen fähig als der Franzose. Sein Haß richtete sich besonders gegen Preußen. Aber auch jetzt blieb er noch der Demokratie ferne. Nur als Festredner sprach er anders. Vom blinden und lärmenden Chauvinismus hielt er sich übrigens auch jetzt noch ferne. Renan kannte Deutschland nicht aus eigener Anschauung.

So gering auch der poetische Wert seiner eigentlichen Dichtungen ist, muß man Renan doch als geborenen Dichter auffassen. Er gefiel sich darin, sich als Dichter wie ein Schaustück zu betrachten. Er war ein Romantiker. Sein ganzes Leben ist eine Auflehnung gegen den Materialismus, Industrialismus, Imperialismus, inmitten deren er lebte. Er denkt wie ein Mann, fühlt wie eine Frau, und spricht wie ein Kind. Er sagt im Alter sogar: „Vielleicht hat der Libertiner recht!“ Aber auch das ist eine literarische Spielerei. Die Frage über den Sinn des Lebens ist für ihn im Grunde ein poetisches Thema. Er lernt schließlich die Welt betrachten und genießen. Er wird immer mehr ein leidenschafts- und zielloser Betrachter. Die läuternde Flamme des Leidens hat er nie ganz begriffen. Am nächsten kommt er vielleicht Montaigne. Er will lieber lachen als weinen. Er scherzt als alter Mann über den spielerischen Klingklang seiner Kunst. Er urteilt zuerst sehr scharf über die Rhetorik aber schließlich ist sein Stil doch romantisch-rhetorisch. Wie andere Kleine, ersetzt er die leidenschaftlich sichere Kraft der Großen durch das Surrogat der Ironie. Der ihm zum Vorwurf gemachte Dilettantismus ist bei ihm mehr Drang zur Universalität. Zuletzt hat Renan an keine absolute Wahrheit mehr geglaubt und er bittet zu Gott, er möge ihn nie vom Zweifel befreien. Er fing an, die absolute Wahrheit zu leugnen, als er historisch zu denken begann. Seine Forderung nach einer „Psychologie historique“ erinnert an Oswald Spengler. — Das vorzügliche Werk Küchlers sei allen denkenden Lesern wärmstens empfohlen.

Josef Frank.

Bruce, J. Douglas: *The development of the Mort Arthur theme in mediaeval romance. (Romanic Review* vol. IV, 1913).

In der größeren Hälfte dieser Arbeit bespricht Verf., der auch Herausgeber der sogenannten Vulgata Mort Artu ist, die übrigen Behandlungen des Mort-Arthur-Themas. Von den Versionen 1. Malory's *Morte Darthur,* 2. mittelenglische strophische Dichtung *Morte Arthur,* 3. spanische und portugiesische *Demanda,* 4. *Tavola Ritonda,* 5. *Chantari di Lancellotto* sucht er in Einzeluntersuchungen nachzuweisen, daß sie ganz auf der französischen Vulgata Mort Artu beruhen. Betreffend die mittelenglische allitterierende Dichtung *Morte Arthure* und den Schlußteil des sogenannten *Didot-Perceval* kommt er zu dem Ergebnis, daß sie den gewöhnlichen Wace oder einen romantisch-erweiterten Wace als Quelle hatten. Bei der Lektüre dieses Teils der Schrift bekam ich den Eindruck, daß diesen Ergebnissen im allgemeinen zuzustimmen ist. Da ich aber nicht Zeit hatte, selbst alle diese Texte mit der Vulgata Mort Artu in allen Einzelheiten zu vergleichen, kann ich diese Zustimmung nur unter dem Vorbehalt näherer Prüfung geben. Was die Demanda betrifft, so kann ich jetzt schon meinen starken Zweifel nicht unterdrücken. Vor allem ist da zu sagen, daß die Demanda-Mort-Artu ebenso wie die Vulgata Mort Artu uns nur als Branches von Zyklen überliefert sind, und daß jede gesonderte Betrachtung derselben ein Akt der Willkür ist. Schon J. L. Weston sagte in ihrer *Legend of Sir Lancelot* (S. 144): *the late prose romances, those which have avowedly formed parts of a cycle, must be studied, not separately, but in conjunction with the other romances with which they were connected.* Und ich habe schon in meiner Besprechung von Bruces Ausgabe der *Mort Artu* (in dieser Zs. 36[2] S. 205) gegen Bruces willkürliche Loslösung der Mort Artu aus dem Gralzyklus protestiert. Aber dies scheint nichts zu nützen. Obschon gerade Bruce derjenige ist, der immerfort, auch in der vorliegenden Arbeit, gegen das Postulieren verlorener Versionen, auch wenn es noch so gut begründet wird, zu Felde zieht, glaubt er, das Recht zu haben, ohne Begründung eine selbständige [also verlorene!] Vulgata Mort Artu zu postulieren oder geradezu als Tatsache zu behandeln. Ob die Demanda-Mort-Artu die Vulgata Mort Artu zum Vorbild hatte, hängt davon ab, ob der Zyklus, den die Demanda repräsentiert, der sogenannte Pseudo-Robert-Zyklus den Zyklus, den die Vulgata Mort Artu repräsentiert, den sogenannten Vulgata-Zyklus zum Vorbild hatte. Um dies zu beurteilen, müssen alle Branches dieser Zyklen mit einander verglichen werden, und bei dieser Vergleichung ergibt sich nach meiner Meinung als sehr wahrscheinlich ein anderes Resultat als dasjenige, zu dem Bruce gelangt ist. Gerade die Demanda (aber

nur noch die portugiesische [1]), enthält in ihrem Queste-Teil den Tod des Baudemagus durch Gauvain, der postuliert wird, aber in der Vulgata-Queste fehlt resp. geändert wurde (über die kritische Bedeutung dieser Episode vgl. G. Paris, *Merlin* S. LIX ff., Heinzel, *Gralromane* S. 163 und namentlich Wechssler, *Redaktionen* S. 53 f.). Das hätte Bruce, wenn er es wußte, doch auch erwähnen dürfen, daß uns große Teile der französischen Vorlage der portugiesischen und der spanischen Demanda auch noch erhalten sind, und zwar in den Hss. B. N. fr. 112, 343, 340 (vgl. Wechssler, *Redaktionen* S. 11—12, Sommer, *Rom.* 36 S. 544 und Pauphilet in *Rom.* 36). Stücke aus der Mort-Artu-Partie enthält allerdings nur die Palamedes-Hs. B. N. 340.

Einzelne von Bruces Vergleichungen sind so kurz ausgefallen, daß man sich fragen muß, ob sie genügen. Nicht selten sind auch Urteile da, die mir etwas willkürlich apodiktisch und ungenügend begründet zu sein scheinen. Doch möchte ich einstweilen, d. h. ohne eingehende Studien gemacht zu haben, bei keinem Abschnitt das Ergebnis für unrichtig erklären. Bruces Ausführungen sind verdienstlich, und werden denjenigen, die eingehendere Studien machen wollen, ein nützlicher Führer sein. Nur ein paar Bemerkungen zu diesem Teil mögen erlaubt sein.

Zu S. 413. Malory's *partiality for Gareth* erklärt sich zweifellos daraus, daß er in seine Kompilation als Buch VII einen Roman aufgenommen hat, dessen Held Gareth ist und schon in der französischen Quelle war (*Beaumayns* ist *li Biaus Mauvais* oder *li Biaus Coars,* Wolframs *Beacurs* = *Gaheriet*).

Zu S. 437. Bruce sagt, das Kleeblatt der Feinde Lancelots und Verräter seien in der Vulgata Mort Artu Agravain und seine Brüder Mordret und Gaheriet. Statt *Gaheriet* hätte er sagen sollen *Guerrehet* (vgl. Bruces Ausgabe S. 102): *comment Engrevains et Guerrehés et Mordrés l'avoient espijét et le volrent prendre prové avoec la roïne,* während die beiden andern Brüder, Gauvain und Gaheriet es ausdrücklich ablehnen, sich daran zu beteiligen (S. 97). Nicht klar ist es mir, wie in den *Chantari di Lancellotto* als Ersatz für Agravain und Guerrehet neben *Chieso* (= *Keus,* der ja auch sonst als *mesdisant* und *traïtre* galt), auch *Dudinello* (= *Dodinel)* eingeführt wird, der meines Wissens sonst nicht diesen Charakter hat.

Zu S. 441. *Il re Chaleondino* in den *Chantari di Lancellotto* ist nicht, wie Bruce vermutet, *Galegantin,* sondern *Galehoudin* (wegen *G* > *Ch* vgl. in demselben Text z. B. *Gauvain* > *Chalvano), li nies Galehout,* der im Lancelot eine relativ wichtige Rolle spielt, aber in der Vulgata Mort Artu nicht vorkommt.

---

[1]) Die spanische Fassung hat eine große Lücke (= 52 portugiesische Folios), (vgl. Sommer, *Rom.* 36 S. 552, 557).



Bruce meint, daß der mit jenem zusammen erwähnte *sir de Serloise* (S. 38: *il sir di Serloise, il qual mandò il re Chaleondino) Galahot of Sorloise, Lancelot's friend, who had died in the prose Lancelot,* sei. Diese Ansicht ist unbegründet. Nach Galehouts Tod gab es selbstverständlich auch wieder einen *sire de Sorelois,* und das Natürliche wäre also, daß dieser gemeint sei. Nun war aber Galehouts Nachfolger kein anderer als Galehoudin, wie im Lancelot ausdrücklich mitgeteilt wird (vol. II, S. 39, 155); in diesem Fall ist wohl anzunehmen, daß der oben zitierte Satz auf einem Mißverständnis beruht, da aus *li rois Galehoudin, sire de Sorelois* zwei Personen geworden sind (Mißverständnisse dieser Art waren nicht selten, kommen sogar bei Herausgebern etwa vor; vgl. z. B. Förster *Li Chevaliers as deus espees* v. 2604-5). Wenn Galehout gemeint gewesen wäre, so hätte man untersuchen müssen, ob der italienische Text nicht in nähere Beziehungen zu Malory und der mittelenglischen strophischen Mort Artu stand, da letztere tatsächlich bei anderer Gelegenheit (ungefähr an gleicher Stelle: Turnier in Winchester) Galehout als handelnde Person kennen (vgl. Bruce S. 411, 425; Malory XVIII $_{10}$: *syre Galahad the haut prynce;* Le Morte Arthur v. 43: *Yonge Galehod).* Jedenfalls stand in der gemeinsamen Quelle dieser beiden Texte (einer Hs. der Vulgata, die einige Zusätze haben mochte) *Galehodin* oder eher *Galehod* mit einem Abkürzungszeichen. Die Verwechslung war um so leichter möglich, als *Galeho(u)din* tatsächlich nur ein Diminutivum von *Galeho(u)t* ist, das „der junge Galehout" (daher *yonge Galehod*) bedeutete.[2]) Malory hat wahrscheinlich von sich aus das bekannte Attribut Galehouts, *the haut prince,* eingeführt. Es wäre sehr unrichtig, wollte man aus den angeführten Tatsachen eine noch nicht zyklische, also vom Lancelot unabhängige Mort Artur postulieren, was Bruce immerhin nicht getan hat.

Zu S. 441. Die Reise des *Astore* (*Hestor*) übers Meer, um Hilfstruppen zu holen, wird von Bruce als unursprünglicher Zusatz aufgefaßt; sie enthält einen Zug, der mir bemerkenswert zu sein scheint; Astore sagt (Chantari S. 39 und dazu S. 42): *Quando ritornerò a gonfaloni Vermigli pello mare voi vederete Allor magno socchorso attendrete.* Dies ist ein Zug, der an das Segelmotiv der Tristandichtung erinnert, aber (schon wegen der Wahl des Rot als Glücksfarbe) eher direkt aus dem Folklore als aus der Tristandichtung entlehnt sein dürfte (vgl. über diesen Zug meine Abhandlung in Herrigs Archiv 130, S. 124 ff.).

Zu S. 450. Eine Frage von allgemeiner Bedeutung bringt Bruce in einer Anmerkung aufs Tapet: *I wish to record my*

[2]) Vgl. J. L. Weston *The Legend of Sir Lancelot* S. 241, die vom Lancelotdruck von 1533 sagt, daß er *is persistently calling Galehoudijn* [die holländische Form] *Gallehault.*

emphatic disagreement with Miss Weston, as regards her a priori reasoning that Perceval could not be made again the hero of the Grail-Quest, after the character of Galahad had been once created. This accords with the assumption that runs all through her work that the Arthurian stories . . ., as they developed, possessed in the minds of contemporaries something like the sacredness of a great religious tradition. As a matter of fact, the romances were the work of men who were writing for the entertainment of patrons, just as modern novelists do for the entertainment of the public.[3]) Bruce ist vollständig im Irrtum, wenn er die Macht der Tradition in der mittelalterlichen Erzählungsliteratur leugnet, und man muß sich nur wundern, wie er eine solche Auffassung haben kann trotz unzähliger Fälle, die ihn hätten das Gegenteil lehren können. Michelant sagt einmal (in der Einleitung zu seiner *Escanor*-Ausgabe S. XXII): *Un autre défaut non moins grave c'est que l'auteur [scil. de l'Escanor], ayant choisi pour héros des types connus, si nettement caractérisés, qu'ils se sont incarnés en eux et ont été adoptés dans toutes les compositions analogues, il ne leur a pas conservé leur pureté originaire, mais les a transformés pour les mettre en condradiction avec leur passé. C'était le trait de génie de Chrétien de Troyes d'avoir ainsi créé tous ces personnages des romans de la Table Ronde, qui n'ont pas dévié de leur caractère primitif; le roi Artus, la reine Genièvre, Lancelot du Lac, Perceval, Iwain, Erec et tout d'autres n'ont jamais varié dans les autres poèmes, non plus que Gauvain, le modèle le plus accompli de la bravoure et de l'intrépidité, et Kez, le type du bavard présomptueux, insolent et grondeur.* Und doch handelt es sich in diesem Roman der äußersten Dekadenz noch nicht um sehr wesentliche Abweichungen von der litterarischen Tradition. Natürlich kann man nicht behaupten, daß eine Tradition, wenn sie einmal bestand, für ewig Geltung haben mußte. Streng genommen sollte für jede Epoche besonders festgestellt werden, was in ihr feste litterarische Tradition war. Abweichungen von einer Tradition entstehen normalerweise auf dem Wege der Evolution, nur bisweilen, aus besondern Gründen, auch auf dem der Revolution. So kann man in den Chansons de geste einerseits, in den Arthurromanen andererseits wahrnehmen, wie allmählich das erhabene Königsideal erniedrigt wird, bis schließlich der König zur lächerlichen Figur wird. Wenn zu Chrétiens Zeit ein Dichter oder Menestrel einen Roman vorgetragen hätte, in welchem Gauvain so behandelt worden wäre wie in der Queste oder im Prosa-Tristan, so wären ihm sicher Knochen oder andere Speiseüberreste an den Kopf geflogen: so stark war die Tradition. Und doch war damals Gauvain bereits von der höchsten Stufe seines Ansehens

3) F. Lot, *Etude sur le Lancelot en prose* S. 286 A. 2, stimmt zu.



herabgestiegen. In der vorausgehenden Epoche, sagen wir in Bleheris Zeit, kam ihm kein anderer Ritter gleich. In Chrétiens Zeit durfte der Romanheld ihm bereits ebenbürtig sein, nur nicht überlegen. Später war auch das letztere zulässig. Die neuen Helden drängten ihn immer mehr in den Schatten. Schließlich, als der ascetische Geist dem weltlichen den Kampf ansagen durfte und die Romane revolutionierte, durfte man es wagen, jenen Vertreter aller weltlichen Tugenden, gerade weil seine Tugenden weltlich waren, herabzusetzen und geradezu so anzuschwärzen, daß er ein Gegenstand des Abscheus wurde (diese Änderung fand zwar nicht allgemein Nachahmung); und ähnlich erging es Lancelot, nur in etwas weniger krasser Weise. Wie die christlichen Apostel die heidnischen Götter zwar bestehen ließen, aber als Teufel hinstellten, so wurden von den ascetischen Autoren Gauvain und Lancelot behandelt.

Daß alle Dichter nur für die Unterhaltung ihrer Gönner gedichtet haben sollen, ist übrigens falsch. Niemals hätten dann Werke von hohem poetischen Wert, wie z. B. die Vulgata Mort Artu eines ist (auch nach Bruce), entstehen können; denn nur, wer einem innern Drange folgt, kann Großes schaffen.

Neben der Tradition der Charaktere gab es natürlich auch eine Tradition äußerer Verhältnisse (z. B. Gauvain = Arthurs Neffe) und eine Tradition der Rollen und Handlungen. So war z. B. in der Frauenraubsage jedenfalls ursprünglich Arthur selbst der Befreier (vgl. *Vita Gildae*). Dann ging diese Rolle an Gauvain über. Wie, können wir nicht mehr erkennen; aber wir können im Karrenritter noch schön beobachten, wie Gauvain diese Rolle an Lancelot abtreten mußte: die Rücksicht auf die Tradition gebot, daß Gauvain neben dem seine Rolle usurpierenden Lancelot noch als zweiter Held figuriert. Noch schöner sieht man die Evolution der Tradition, aber zugleich die Macht der Tradition beim Gralhelden. Diese Rolle hatte ursprünglich Gauvain inne, wie J. L. Weston gezeigt hat. Schon in Chrétiens und Wolframs Gral verdrängt ihn Perceval; aber nicht ganz: Gauvain mußte, der Tradition zu Liebe als zweiter Gralheld geduldet werden. Er ist dies auch noch im Perlesvaus. Die Queste macht einen neuen Schritt vorwärts: Galaad ersetzt Perceval; aber Perceval muß als zweiter Gralheld geduldet werden: als dritter Gralheld war Gauvain wegen der nun eingetretenen Anschwärzung seines Charakters nicht mehr zu gebrauchen; Bohort rückte an seine Stelle. Es ist daher nicht richtig, was Bruce sagt (l. c.): *The fact that the originator of the Galahad-Quest felt no compunctions about substituting his hero for Perceval, itself shows how lightly tradition sat on the romancers.* Vielmehr waren *compunctions* vorhanden. Man kann natürlich nicht beweisen, daß die Queste sofort eine mächtige Tradition kon-

stituierte, die ein Zurückgehen von Galaad auf Perceval unmöglich gemacht hätte. Aber wenn der Autor des Perlesvaus, wie Bruce und Lot meinen, die Queste zur Vorlage gehabt hätte (statt umgekehrt), so wäre es eben doch rätselhaft, warum er, der doch auch Ascet war, den Galaad, der dem ascetischen Ideal viel besser entsprach, wieder durch Perceval ersetzt hätte, der eben doch in der Tradition eine erotische Rolle hatte, welche kaum getilgt werden konnte (da wenigstens Chrétien-Gaucher noch lange verbreitet und beliebt war), warum er, der doch den großen Erfolg der Galaadrolle gesehen hätte, wider den Strom hätte schwimmen wollen. Nur ein Vorwärts, nicht ein Rückwärts hätte Erfolg versprechen können. Manessier und Gerbert können nicht als Gegenbeispiele angesehen werden; denn als Fortsetzer von Chrétien-Gaucher hatten sie gebundene Hände. Dasselbe würde nach meiner Meinung auch von dem Autor des Didot-Perceval gelten, wenn dieser, wie Bruce meint, nicht Robert von Borron, sondern ein nach dem Erscheinen des Galaadzyklus schreibender Autor gewesen wäre. Denn auch er wäre dann Fortsetzer eines Perceval-Gralzyklus gewesen.[4]) Galaad, der von Anfang an der Sohn Lancelots war und nur als solcher begreiflich ist, hätte nicht als *fil Alain* posieren können. Auf das relativ hohe Alter des Didot-Perceval schließe ich nicht, wie J. L. Weston es tat, daraus, daß nach dem Galaadzyklus nicht wieder Perceval als Gralheld hätte gewählt werden können (dies gab den Anlaß zu Bruces *emphatic disagreement)*, sondern daraus, daß der Didot-Perceval ein viel altertümlicheres Gepräge hat als der Galaad-Gralzyklus, und, ganz im Gegensatz zu Manessiers und Gerberts Gralfortsetzungen, die nicht nur äußerlich stark von dem Galaadzyklus beeinflußt sind, sondern auch dessen Geist aufgenommen haben, keine Spur von dem neuen Geist erkennen läßt.

Bei unwichtigen Personen oder Handlungen oder Verhältnissen war natürlich die Macht der Tradition entweder geringer oder bestand überhaupt nicht. Selbstredend konnte niemand einen Autor daran hindern, absichtlich von einer Tradition abzuweichen. Jeder mußte wissen, wie viel er sich erlauben konnte, ohne seinen Erfolg in Frage zu stellen. Es hat aber keinen Sinn zu sagen, wie Bruce es tut, die allitterierende Morte Arthure, die im 14. Jahrhundert entstand und Lancelot unter Arthurs Rittern erwähnt, hätte, wenn die Tradition eine Macht gewesen wäre, auch Lancelots Liebschaft einführen müssen. Wenn der englische Autor es vorzog, *to follow the old t r a d i t i o n* [sic!] *of the verse chronicle*,

[4]) Perceval wird allerdings in den Branches Joseph und Merlin nie mit Namen genannt; als Held der Queste wird nur *le fil Alain* angegeben; in diesem den Perceval zu erkennen, konnte aber nicht schwer sein (vgl. meinen *Alain de Gomeret* in Festschrift Morf).



so ist dies ganz natürlich, da auch er eine *verse chronicle* und nicht einen Roman schrieb. Für einen Chronisten mußte die gelehrte, historische Tradition die mehr maßgebende sein, umgekehrt für einen Romanschreiber die romantische. Die Quelle des Engländers war ja nach Bruce ein erweiterter Wace; er hat sich an diese Quelle gehalten und nur Arthurs Ritterschaft mit Hilfe von Romanen etwas vermehrt (*Lancelot, Lionel, Hestor, Cliges, Idres* etc., die alle ganz nebensächliche Rollen haben). Lancelots Liebschaft gehörte nicht eher in diese Chronik als etwa die Liebschaften des Cliges oder des Ider, die wir auch aus Romanen kennen. Hätte aber der Autor Lancelots Liebschaft mit ihren politischen Folgen nach dem Muster der Vulgata Mort Artu aufnehmen wollen, so hätte er seiner Chronikquelle nicht mehr folgen können und hätte eben einen Roman, nicht eine Chronik geschrieben. Keiner von den vielen Chronisten, die nach Galfrid und nach der Vulgata Mort Artu schrieben, hat das Verhältnis der Königin zu Mordred, wie es Galfred erzählt, zugunsten desjenigen zu Lancelot aufgegeben oder geändert. Außerdem wäre noch zu sagen, daß für die nichtfranzösische Litteratur die romantische arthurische Tradition weit weniger maßgebend war als für die französische Litteratur, was leicht zu verstehen ist. So konnten z. B. Engländer oder Deutsche ruhig Gauvain sich verehelichen lassen; Franzosen durften es nicht, außer vielleicht ganz am Anfang, zu Bleheris Zeiten, als eine diesbezügliche Tradition noch nicht existierte. Die französische Vorlage von *The Wedding of Gawain* scheint in Frankreich schon früh vergessen worden zu sein, so daß Gauvain sich zum *chevalier as damoiseles,* zum ewigen Liebhaber und zum Ritter, der keine andere Heimat als Arthurs Hof hatte, entwickelte.

Auf den ersten Blick könnte man Bruces Hinweis auf den Tod der Guenievre im Perlesvaus als einen Bruch mit der Tradition gelten lassen.[5]) Doch ist zu bedenken, daß zur Zeit, als der Perlesvaus verfaßt wurde, die Vulgata Mort Artu mit all ihren Nachahmungen noch nicht existierte (die das Gegenteil behaupten, können es nicht beweisen). Die Tradition, welche Guenievre mit der Geschichte von Arthurs Tod in Verbindung bringt, war aber damals, abgesehen von der einzigen Didot Mort Artu, eine rein chronistische. Die Rücksichtnahme auf Chroniken (auch Galfred) war aber für Romanschreiber ganz fakultativ (vgl. z. B. den Charakter Keus in den Romanen und Galfred, Mordred als Arthurs Sohn, Lohout als Arthurs Sohn, Arthurs Tod durch eine Katze nur in Romanen), keineswegs obligatorisch. Was aber die Didot Mort Artu betrifft (die übrigens gerade nach Bruce

---

[5]) So habe ich es selbst in dieser Zs. 29 S. 81 dargestellt.

ein ganz junger Text wäre), so war sie vielleicht nicht so wirksam gewesen, um allein schon eine mächtige romantische Tradition zu bilden. Eine ganz andere und zwar romantische Tradition betreffend Guenievrens Tod, die der Perlesvaus-Autor in älterer Fassung gekannt und benutzt haben dürfte, hat Bruce selbst in seiner Mort-Artu-Ausgabe (S. 290) erwähnt.

Wie dem auch sei, es hat überhaupt keinen Sinn, negative Instanzen aufzustöbern; denn die unzähligen positiven Instanzen beweisen die Macht der Tradition genügend, und Ausnahmen würden nur die Regel bestätigen. Die Tradition war nicht zu allen Zeiten gleich mächtig. Die ältern Arthurromandichter anerkannten die Tradition weit mehr als die jüngern und namentlich als die jüngsten. Wie eine chronistische und eine romantische Tradition, so kann man sogar bis zu einem gewissen Grade eine Tradition der Versromane und eine Tradition der Prosaromane unterscheiden, die allerdings nicht selten ineinander übergriffen.

Im zweiten Teil der Abhandlung werden Fragen mehr allgemeiner Art, speziell die Gralzyklenbildung betreffend, behandelt, die z. T. auch schon in der Einleitung zu Verf.'s Ausgabe der Vulgata Mort Artu besprochen wurden und auf die ich in meinem Referat über diese Ausgabe in dieser Zs. 36[2] zumeist in ablehnendem Sinn eingetreten bin. Ich bin auch von der neuen Behandlung dieser Fragen durch Bruce nicht befriedigt. Verf. hat übrigens die sehr weitschichtigen und komplizierten Probleme zumeist sehr summarisch behandelt, als ob sie äußerst simpel wären. Ich will hier nicht auf sie eintreten, da eine Gesamtbehandlung, die ihnen gerecht würde, sehr ausführlich werden müßte, und einzelne Momente nicht herausgegriffen werden können, weil sie im Zusammenhang behandelt werden müssen.

E. Brugger.

Die Abenteuer *Gawains, Ywains und Le Morholts mit den drei Jungfrauen ...*, hg. v. H. O. Sommer. (Beiheft 47 zur Zeitschrift f. roman. Phil., 1913.)

Der Text, der unter diesem von Sommer selbst geschaffenen Titel zum ersten Mal herausgegeben wurde, ist ein Fragment. Der Anfang fehlt, möglicherweise auch das Ende. Der Text ist nur in der Hs. Paris B. N. fr. 112 (15. Jahrh.) überliefert, deren Wichtigkeit zuerst Wechssler erkannt hat, in seiner Schrift *„Über die verschiedenen Redaktionen des Robert von Borron zugeschriebenen Graal-Lancelot-Cyklus"*, wo auch bereits der Inhalt derselben und die Quellen angegeben sind (S. 54 ff.). Die Hs. enthält eine Kompilation ähnlich derjenigen Malorys. Nachdem die Manier aufgekommen war, in den Prosaromanen von Zeit zu Zeit auf gleichzeitige Geschehnisse anderer Romane hinzuweisen, ging man dazu über,

Berichte über Ereignisse, die man als synchronistisch empfand, aus andern Romanen wörtlich einzuführen, und so entstanden Kombinationen verschiedener Romane oder verschiedener Romanzyklen. Die in Hs. 112 zum Teil erhaltene Kompilation ist *Lancelot* betitelt, obschon ihr erstes, verlorenes, Buch offenbar Saint Graal und Merlin enthielt.[1]) Der uns erhaltene Teil des Textes setzt ein mit dem Anfang des Vulgata-Lancelot und schließt mit dem Schluß der Vulgata Mort Artu; als Interpolationen in die Vulgata finden sich Stücke aus Guiron, aus Tristan und aus dem Pseudo-Robert-Gralzyklus, und zwar aus der Merlinfortsetzung und der Queste. Was Sommer herausgegeben hat, ist der aus der Pseudo-Robertschen Merlinfortsetzung stammende Komplex, der synchronistisch vielleicht eher in das nicht erhaltene erste Buch als in das zweite gehört hätte. Er bildet die Fortsetzung zu der von G. Paris und J. Ulrich herausgegebenen *Suite Merlin*; doch der Anfang des Fragments (ca. 5 Folios) deckt sich noch mit dem Schluß der Hs. Huth. Die Vergleichung der beiden Hss. ergibt fast vollständige Übereinstimmung.

Das große Lob, das wir Sommer als Herausgeber zahlreicher, umfangreicher und wichtiger Texte spenden müssen, kann leider nicht ohne weiteres auch auf Sommer den Kritiker ausgedehnt werden, wenngleich er auch in dieser Eigenschaft schon manches bedeutende und wertvolle geleistet und etwa beachtenswerte originelle Ideen entwickelt hat. Der kritische Teil der Einleitung zu der vorliegenden Ausgabe ist nichts weniger als glücklich ausgefallen, und Neues bietet er fast nichts. Was S. hier ausführt, ist fast alles ebenso in seinen Artikeln in *Romonia* t. 36 und *Modern Philology* vol. V zu lesen. Ich habe mich in meiner Arbeit über das *Enserrement Merlin* (diese Zs. 34) ziemlich ausführlich mit diesen Artikeln beschäftigt und kann an allem, was ich dort dagegen vorgebracht habe, festhalten. Für S. allerdings war meine Kritik (ich habe ihm meine Abhandlung zugesandt) Luft; er hat nichts aufgegeben von dem, was ich widerlegt habe. Er hielt es aber für bequemer, auf meine Einwendungen gar nicht einzutreten, sie einfach tot zu schweigen. Sie bestehen also immer noch. Dafür hat S. (S. XVI, A.) eine gelegentliche Bemerkung aus einem meiner spätern Referate (diese Zs. 36 ² S. 30, A. 17) herausgegriffen, in welcher ich, S. zitierend, die von ihm „zuerst nachgewiesene Trilogie" als eine in Wirklichkeit von Wechssler zuerst nachgewiesene bezeichnete und dabei auf meine ausführliche Begründung in Zs. 34 S. 102 ff. verwies, die aber S. ignoriert. S., der in Prioritätsfragen nicht mit sich spaßen läßt, sondern ganz besonders empfindlich ist, will glauben machen, daß ich trotz „gründlichem" Studium

[1]) Zwei Hss., in denen der ganze Vulgata-Gralzyklus Lancelot betitelt ist, habe ich Zs. 29 S. 116 A. erwähnt.

seiner Arbeiten nicht einmal den Unterschied zwischen Wechsslers Trilogie (B) und derjenigen, die er selbst „beansprucht, rekonstruiert zu haben", erkannt hätte. Ich habe aber Zs. 34 S. 107 auf Grund genauer Nachweise festgestellt: „Sommers Trilogie unterscheidet sich von Wechsslers B-Redaktion des Pseudo-Robert ... nur in folgenden zwei relativ unwichtigen Punkten: 1. inhaltlich: Zur romantischen Merlinfortsetzung gehörte nach S. außer dem Text der Hs. Huth und demjenigen der Hs. B. N. fr. 112 noch ein unbekanntes verlorenes Stück, das er bald zu finden hofft (!)[2]); 2. formell: der alte Merlin gehörte zum ersten, nicht zum zweiten Buch" (die letztere Behauptung habe ich als falsch nachgewiesen). In der Hauptsache also, das habe ich gesagt, ist S.'s Trilogie identisch mit Wechsslers Redaktion B; und S.'s Entdeckerverdienst in dieser Sache ist sicher nicht groß. *Suum cuique.* Ich will ja gern glauben, daß S. seine Trilogie auch entdeckt hätte, wenn Wechssler ihm nicht zuvorgekommen wäre, gerade wie er auch (S. XII) sagen konnte: „Hätte übrigens Wechssler die Hs. 112 nicht im Jahre 1894 entdeckt, so würde ich dieselbe im Jahre 1895 gefunden haben." Wenn S. behaupten will, daß sich seine Trilogie in wesentlichen Punkten von Wechsslers Redaktion B unterscheide, so hätte er diese Punkte kurz nennen können. S. kann eben Kritik nicht ertragen; meint er doch sogar, daß gewisse Gelehrte, die seine Werke kritisierten, dies *with a view to gaining fame* [sic!] taten (*Mod. Phil.* V. S. 311).

Höchst ungerecht ist seine Kritik gegenüber G. Paris und namentlich gegenüber Wechssler. Von G. Paris, der zuerst feststellte, daß die *Suite* bestimmt war, auf den Lancelot vorzubereiten und diesen mit dem alten Merlin zu verbinden, behauptet er (S. XVII): „Aber er macht keinen Versuch, Gründe für seine Vermutung anzugeben, viel weniger dieselbe zu beweisen". Tatsache ist gerade das Gegenteil. G. Paris sagt (*Merlin Huth* I S. XXXVII): *C'est ce dont il est facile de s'assurer en examinant les nombreuses allusions et prédictions qu'il contient,* und zählt auf zwei Seiten solche auf. Wechssler soll „sich aus der Verlegenheit helfen" dadurch, daß er „einfach den unbequemen Joseph eliminiert" (S. XVIII). Tatsächlich hat Wechssler sehr fein entdeckt, daß in der Hs. Huth das erste Drittel der Redaktion C nach den Angaben dieses Textes selbst gerade um so viel zu lang ist, als der Joseph ausmacht, der außerdem aus innern Gründen nicht zum Zyklus gehört haben kann; darum eliminiert er ihn (S. 8), wie es übrigens S. selbst auch tut.[3]) S. wirft Wechssler

[2]) Es ist natürlich seither noch nicht gefunden worden und wird auch nie gefunden werden.

[3]) Wie die Hinzufügung des Joseph durch einen Kopisten zu erklären ist, habe ich in dieser Zs. 34 S. 112 ff. gezeigt.

vor, die zwischen altem Merlin und *Suite* bestehenden Widersprüche mit keinem Wort erwähnt zu haben (S. XVIII). Wozu hätte es Wechssler tun sollen (nachdem es G. Paris ausführlich getan hatte), da er ja ausdrücklich nur „die Geschichte des Pseudo-Robert seit seiner Vollendung“, nicht „die Geschichte seiner Entstehung“ darstellen wollte (S. 52)! Während S. nur eine einzige „Trilogie“ zulassen will, hat Wechssler drei Redaktionen von sehr ungleicher Länge, eine vollständige, A, eine erste Kürzung B (der, wie ich oben gesagt habe, S.'s „Trilogie“ fast entspricht, und der auch der von S. herausgegebene Text gehört) und eine zweite Kürzung, C (repräsentiert durch die Merlinfortsetzung der Hs. Huth), unterschieden und nach meiner Überzeugung mit zwingenden Gründen nachgewiesen. Diese Rekonstruktion Wechsslers ist ein Muster einer streng logischen und zuverlässigen Methode. Aber nach S. soll Wechssler „aus Verlegenheit“ seine Redaktion C rekonstruiert haben, und, weil diese ihn „selbst nicht befriedigt“, eine ältere Kürzung B, und, weil er „auch mit der älteren Kürzung B noch nicht zufrieden“ war, die vollständige Redaktion A postuliert haben (S. XVIII f.). Solche rein persönlichen Beweggründe wagt ihm S. mit absichtlicher Ignorierung der sachlichen Argumentation unterzuschieben. Tatsächlich hat Wechssler Umfang und Inhalt der Redaktion C aus den Angaben dieser Redaktion selbst erschlossen, indem im Merlin ausdrücklich das Ende der ersten, zweiten und dritten *partie* angegeben und die gleiche Länge der *parties* bezeugt wird. S. lehnt „eine solche mechanisch zugestutzte Version“ als unmöglich ab (S. XVIII) und dreht und krümmt sich nun auf alle mögliche Weise, um über jene ausdrücklichen Angaben des Textes hinwegzukommen (S. XXI f.); doch vergebens. Auch die Redaktion B leitete Wechssler einerseits aus ausdrücklichen Angaben der portugiesischen Demanda, welche die dritte *partie* dieser Redaktion repräsentiert, anderseits aus der Existenz des jetzt von S. herausgegebenen Textes ab, welcher von Redaktion C (abgesehen von den ersten Folios) ausgeschlossen, von dem Rest der Redaktion B dagegen postuliert wird. Ob, wie Wechssler (S. 13) meint, der Schluß dieses Textes auch der Schluß des zweiten Drittels der Branche war, mag als etwas unsicher gelten. Der Umstand, daß „die Handlung zu einem klaren und deutlichen Ende geführt wird“, will noch nicht viel sagen; denn bei diesen Kompilationen sind die einzelnen Komplexe so wenig zusammenhängend, daß man sie an verschiedenen Stellen abschließen könnte. Auch, daß Malory nicht mehr überliefert, wäre kein genügendes Argument. Die Frage wird sich sehr leicht entscheiden lassen, sobald einmal die portugiesische Demanda ganz herausgegeben sein wird, durch einfache Messung. Ist der Merlin kürzer als die De-

manda, so fehlt ein Stück; andernfalls ist er vollständig. Die Demanda-Hs. ist derart, daß sie sich zu Messungen nicht eignet (vgl. Wechssler S. 13, A. 2). Nach S.'s Berechnung würden dem Merlin etwa 70 Blätter von der Größe derjenigen der Hs. Huth fehlen (S. XXV f.); dabei ist aber zu beachten, daß S. den alten Merlin, also 55 Huth Folios, als nicht zur zweiten *partie* gehörig rechnete [4]), so daß also das Manco auf 15 Blätter reduziert würde. Nun berechnet aber S., daß der Huth-Merlin durch Hinzufügung der von ihm veröffentlichten neuen Partie um 185 gedruckte Seiten vermehrt würde (S. XXV); Wechssler dagegen hatte 200 Seiten bekommen (S. 13), also 15 Seiten mehr als S., so daß dadurch jenes Manko fast zur Hälfte (1 Blatt = $2^1/_2$ Seiten) wegfallen würde. Zu beachten ist aber, daß in Redaktion B (anders in Redaktion C) die *parties* nur annähernd gleich sein mußten (Wechssler S. 15, 60).

Die Trilogie wäre also nach S. weder gekürzt worden (zu Redaktion C), noch selbst eine Kürzung gewesen (von Redaktion A). Daß B eine Kürzung ist, zeigen aber die eigenen Angaben des Redaktors, welcher häufig von Kürzungen spricht, die er zwecks Gleichmachung der *parties* vornahm, so auch in dem von Sommer S. XXI zitierten Passus, den übrigens bereits Wechssler (S. 60) zitiert hatte. Der Redaktor B hat aber nicht nur im Innern der Branches Abschnitte entfernt (Wechssler S. 15), sondern auch eine ganze Branche, dazu die umfangreichste, den Lancelot, eliminiert. S. bestritt auch diesen Teil des Systems Wechssler (*Mod. Phil.* V 312 f.). Wechssler hatte in erster Linie als ein noch erhaltenes Bruchstück dieses Pseudo-Robertschen Lancelot einen in einer Prosatristanhandschrift erhaltenen Abschnitt bezeichnet, welcher von der Geburt und Erziehung Galaads etc. handelt (S. 18). Diesen Abschnitt hat S. selbst in *Mod. Phil.* V herausgegeben und ebendaselbst (S. 313) erklärt, daß, was dieser Abschnitt enthalte, von seiner „Trilogie“ postuliert werde, so daß anzunehmen sei, daß der Abschnitt den größten Teil des fehlenden Schlusses der zweiten *partie* (Merlin) repräsentiere (außerdem würde noch die Tötung Pellinors durch Gauvain postuliert). Wenn nun aber kein Schluß fehlen sollte (vgl. oben), so wird doch wohl jener Abschnitt dem Pseudo-Robertschen Lancelot zugewiesen werden müssen, wohin er auch chronologisch gehört, wie er denn auch in der Lancelotbranche des Vulgata-Zyklus enthalten ist (Lancelot III S. 105 ff., 378 ff.). Das ist übrigens ohne weiteres evident, daß eine Zeugung Galaads nicht zu der Merlinbranche gehören konnte. In Merlin-Huth II, S. 143, ist ja Lancelot erst ein Jahr alt.

---

[4]) Er folgerte dies aus dem Kolophon einer portugiesischen Saint-Graal-Hs. (S XXII f.), mit Unrecht, wie ich in dieser Zs. 34 S. 103 ff. nachgewiesen habe.



Wie hätte er noch in dieser Branche, also bald nachher, schon Galaad zeugen können! Das hätte sich S. auch sagen dürfen. Wenn also, wie S. sagt, seine „Trilogie“ Galaads Zeugung usw. postuliert, so kann dies nichts anderes heißen, als daß sie die Lancelotbranche postuliert, die S. ausgeschlossen wissen will. Jene mit so viel Sicherheit vorgetragene Behauptung, daß jener von ihm herausgegebene Abschnitt zur „Trilogie“ und zwar zum Schluß der Merlinbranche gehörte, revoziert nun S. in der vorliegenden Arbeit — und dies ist das einzige neue, was sie bringt — und behauptet: „Es ist nicht der geringste Beweis vorhanden, daß derselbe etwas anderes ist als ein Auszug aus dem Vulgata-Lancelot, d. h. mit andern Worten Wechsslers sechsteiliger Gralzyklus, ‚die vollständige Redaktion A‘, ist ein Gebilde seiner Phantasie“ (S. XXIV).[5]) In der Tat ist jener Abschnitt nur sehr unwesentlich vom Vugata-Lancelot verschieden, was übrigens auch Wechssler (S. 19) betont hat, der die Tristan-Hs. nicht benutzen konnte und sich dafür an Malory halten mußte. Ja, die Erwähnung Tristans, die für Pseudo-Robert charakterisch wäre, in Malory XI 7, findet sich an der entsprechenden Stelle der Tristan-Hs. (*Mod. Phil.* V, S. 78) nicht, ist also offenbar ein Einschub Malorys (der sehr oft Namen von Statisten von sich aus eingeführt hat). Aber sollte auch S. damit Recht haben, daß sich jener Abschnitt nicht als pseudorobertisch nachweisen läßt, eine Lancelotbranche im Pseudo-Robert-Zyklus ist nichtsdestoweniger vollständig gesichert. Ich habe in dieser Zs. 29, S. 130, A., und namentlich Zs. 34, S. 109, A. 13, gezeigt, daß von dieser Branche noch große Stücke mit Sicherheit nachzuweisen und erhalten sind, und bei diesen gibt es keine Ausflüchte (auch im spanischen Lancelot spielt der für Pseudo-Robert charakteristische Tristan eine Rolle). S. aber sagt nichts davon. Daß ein Lancelot als Branche seiner Vorlage existierte, bezeugt der Redaktor B selbst. Ich habe in dieser Zs. 34 S. 120, 124 A. 32 zwei solche Stellen erwähnt, wovon aber S. wiederum nichts zu wissen scheint (?).

So viel über den kritischen Teil von S.'s Einleitung. Der Hauptteil derselben ist eine Inhaltangabe zu dem Text. Sie ist halb so lang wie der Text selbst. Dies ist denn doch des Guten zu viel. Weniger wäre übersichtlicher und darum nützlicher gewesen.

Die Veröffentlichung des Textes selbst ist eine willkommene Gabe.

E. Brugger.

---

[5]) Für den „fehlenden“ Schluß der Merlin-*partie* postuliert er jetzt nur noch den Tod Pellinors (S. XXIII). Wenn ein Pseudo-Robertscher Lancelot existierte, so kann natürlich dieses Ereignis letzterem zugewiesen werden.

Klemperer, Victor: *Einführung in das Mittelfranzösische. Texte und Erläuterungen für die Zeit vom 13. bis zum 17. Jahrhundert* (Teubners Philolog. Studienbücher). B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1921. 1 Bl. + 178 ff.

Das Buch leitet ein doppelter Überblick ein, ein literarischer und ein sprachlicher. Der zweite, der mit einem anschaulichen Vergleich beginnt (Sprache hat immer die dreifache Bewegung des Seeschiffs), fällt stark gegen den ersten ab. Die paar prinzipiellen Bemerkungen befremden. Der historischen Grammatik wird eine normative (wenn auch nur retrospektiv normierende) Aufgabe zugeschrieben, um sie mit der praktischen Grammatik zusammen der Sprachgeschichte als etwas Subalternes gegenüberzustellen. Aber die historische Grammatik verzeichnet doch nicht nur die Aufeinanderfolge dessen, was man zu verschiedenen Zeiten sagen und schreiben mußte. Das kann sie erst von dem Augenblick an, wo Sprachregeln sich autoritativ durchsetzen, was bekanntlich in Frankreich noch im 16. Jahrhundert nur sehr bedingt der Fall war, und auch von da ab verzeichnet sie mit derselben Aufmerksamkeit das Regelwidrige wie das Regelrechte, z. B. volkstümliche, mundartliche Gewohnheiten. Die Verwirrung rührt z. T. daher, daß Klemperer bei dem Wort Regel an zweierlei denkt, bald an das, was den Zeitgenossen Regel war, bald an das, was sich für moderne Studierende als Regel (z. B. Lautregel) formulieren läßt. Wenn er von Schwan-Behrens sagt, er biete „handfeste Sicherheiten", so hat er dabei offenbar den Studierenden im Auge. Aber die handfesten Sicherheiten bestehen für diesen doch darin, daß Schwan-Behrens den mittelalterlichen Sprachzustand in seiner bunten Fülle wiedergibt und nicht etwa ein „Regelbuch der richtigen altfranzösischen Sprache" schreiben will wie der Verfasser einer Schulgrammatik ein Regelbuch der richtigen neufranzösischen Sprache. Gibt es denn überhaupt eine „richtige" altfranzösische Sprache und kann man als Charakteristikum des Mittelfranzösischen den Verfall „früherer Regeln" nennen? Klemperer korrigiert sich ja selbst unmittelbar danach, indem er zutreffender von untheoretischer Sprachregelung redet, von der Sprachdisziplin, die ein Chrétien (instinktiv) übte.

Daß eine Darstellung der wichtigsten sprachlichen Besonderheiten des von Klemperer behandelten Zeitraumes auf 3½ Seiten unmöglich ist, auch wenn man die Syntax ausschaltet, versteht sich von selbst. Aber wäre es in Anbetracht dessen nicht vorteilhafter gewesen, ganz darauf zu verzichten und lieber die Anmerkungen auszubauen? Es ist zu befürchten, daß Studierende, selbst wenn sie dem ersten Anfängerstadium entwachsen sind, mehr Ratlosigkeit als Belehrung aus der Lektüre dieser Seiten schöpfen. So muß die Bemerkung über *oi* > *oè* > *è* in ihrer unvollständigen und schiefen Fassung

irreführen; und was soll der Anfänger, dem nichts weiter gesagt wird, dann mit Reimen wie *pensoye : Troye* S. 93 oder *reconnois : reçois* S. 168 machen? Oder wie soll er ohne Wink aus dem aus Darmesteter-Hatzfeld beigebrachten Beispiel zur Aussprache des Schluß-*s* die richtige Folgerung ziehen? Vgl. auch die Bemerkungen über *leur* mit und ohne *s*, über Verwechslung von *es* und *as*, über *dus, dumes, vis, vimes* als „analoge Formen" zu *punis* und *valus*, über die schwache Perfektbildung des *ars*-Typus. Die Komprimierung, die Klemperer in den literarhistorischen Einleitungen meistens gut, häufig glänzend gelungen ist, geschieht im linguistischen Teil auf Kosten der Verständlichkeit und sogar der Richtigkeit.

Denselben Eindruck empfängt man vielfach von den Anmerkungen, in denen man auch manches vermißt, sowohl Sprachliches wie Literarhistorisches, was den Studierenden zu erfahren unentbehrlich wäre. So hätte, um ein paar Einzelheiten hervorzuheben, z. B. die sprichwörtliche Redensart: *nous sommes à la cour du roy Petault* S. 154 eine Kommentierung verdient, ev. unter Hinweis auf die bekannten Stellen bei Rabelais und Molière. S. 86 und 88 wird bei Szenenwechsel das Wort Juxtaposition hingeworfen; den Schlüssel dazu bringen erst auf S. 91 und 94 die Angaben über das mittelalterliche Bühnensystem. Zur Deffence S. 144 Anm. 14 wäre zu ergänzen gewesen, daß die Benennung schwankt, da Ronsard nicht wie Du Bellay den Zehnsilbner als vers héroique bezeichnet, sondern den Alexandriner (vgl. Abrégé de l'Art Poétique und die Continuation des Amours von 1555, wo die Sonette nach den beiden Metren geschieden sind). Die Bemerkung zu dem Helena-Sonett S. 116, daß Ronsard hier den Alexandriner gebraucht, ist zu lakonisch und verschweigt gerade das, worauf es ankommt. Zu der Bemerkung über das Versmaß der Franciade S. 119 wäre hinzuzufügen, daß Ronsard die Verantwortung dafür ausdrücklich abgelehnt hat. Vor Du Bartas V. 992 ff. drängt sich ein Hinweis auf die ungemein große Rolle auf, die der platonische Androgynen-Mythus schon in der Frührenaissance spielte (Héroët etc.).[1]) Freilich darf man nicht vergessen, daß in Erläuterungen das rechte Maß zu finden die ernsteste Schwierigkeit eines solchen Unternehmens ist und daß der Herausgeber es weniger bequem hat als der Kritiker, der lange Desiderienlisten aus dem Ärmel schütteln kann. — Eine andere ernste Schwierigkeit bildet die Frage der Auswahl. Auch da ist es heikler, selber zu wählen als nachträglich Wünsche zu äußern, zumal, wenn man sich

[1]) Daß zu Rabelais Kap. 55 Anm. 7 zwei Erklärungen referiert werden, beruht auf einem Mißverständnis. Die kritische Ausgabe von Lefranc meint dasselbe wie Moland: *piscine* für *natatoire* hat hier natürlich die im modernen Französisch geläufige Bedeutung Schwimmbad, nicht Fischteich, was in diesem Zusammenhang sinnlos wäre.

wie Klemperer auf ein Gebiet wagt, das für Chrestomathien bisher nur selten abgegrast wurde, und auf 10 Bogen einen Begriff von vier Jahrhunderten reicher, aber wenig bekannter Produktion vermitteln will. Klemperer faßt den Zeitraum vom 13. Jahrhundert bis zur Schwelle des 17. als mittelfranzösisch zusammen. Das überrascht, rechtfertigt sich aber, von der Benennung abgesehen — wenn nicht aus der Tatsache, daß man sich früher den durch die Renaissance bewirkten Traditionsbruch übertrieben ausmalte (die Texte Klemperers wollen gar nicht das Einigende aufzeigen, weder das, was die Renaissance von weitem vorbereitet, außer etwa bei Alain Chartier, noch Ronsards Rückkehr zu marotischer Art), so doch mindestens aus der praktischen Erwägung, daß das 16. Jahrhundert und besonders das ausgehende Mittelalter immer noch die arg vernachlässigten Stiefkinder unseres Unterrichtsbetriebs sind. Es hat großen Reiz, in den Proben Klemperers den Weg vom Rosenroman zur Schöpfungswoche des Du Bartas zu verfolgen, von Grebans Passion zu Montchrétiens Maria Stuart-Drama, von Joinville zu Montaigne (den Klemperer übrigens merkwürdig gering bewertet und dem er durch den Vergleich mit Rabelais Unrecht tut: Rabelais ist wohl der urwüchsigere, eine ungebändigte Naturkraft; aber das heißt nicht, daß er an Wuchs überlegen sei). Sehr glücklich hat Klemperer in Calvin hineingegriffen, dessen Ausführungen über die eingeborene Verderbtheit der menschlichen Natur aufs schärfste den unversöhnlichen Gegensatz zum Bewußtsein bringen, der Renaissance und Reformation spalten und Köpfe wie Rabelais rasch von ihren Illusionen über die neue Lehre heilen mußte. Von der Plejade hätte man sich etwas mehr Lyrik gewünscht; ebenso mehr von Villon, der allerdings inzwischen durch die zwei Bändchen Mulertts schön lesbar gemacht worden ist. Daß Klemperer bei Ronsard leicht drei andere charakteristischere Sonette hätte finden können, auch wenn er den in allen Anthologien abgedruckten ausweichen wollte, wird er gern zugeben. Die Thelema-Kapitel sind als Spiegelung eines Wunschbildes der Renaissance gewiß interessant; aber wäre es nicht interessanter, Rabelais' Erzählerkunst und satirischen Witz kennen zu lernen, die gerade in ihnen nicht sichtbar werden? Warum Margarete von Navarra ganz fehlt, auch als Lyrikerin, begreift man nicht recht; denn sie ist nicht bloß eine der anziehendsten Persönlichkeiten der ersten Jahrhunderthälfte, sondern auch repräsentativ für eine der wichtigsten Strömungen. Man wundert sich ferner, daß von den Rhétoriqueurs nur Gringore mit seiner berühmten Sotie zu Wort kommt. Klemperer erwähnt mehrmals die Meistersingerei, in die das mittelalterliche Dichten entartete. Auch die kindisch-kuriosen Formspielereien, wie sie um 1500 Mode waren, sind

aus dem Ablauf der französischen Lyrik nicht wegzudenken und schon gar nicht ein Mann wie Jean Lemaire des Belges, aus dem sich mit vollen Händen hätte schöpfen lassen, aus der Prosa der Illustrations oder aus seinen Versen, z. B. der Predigt des Erzpriesters Genius im Venustempel (ed. Stecher III 114 ff.), die den mächtigsten Ausdruck heidnisch diesseitiger Lebensgier vor Rabelais und Ronsard bedeutet.

Es wäre falsch, die Einwände gegen die sprachliche Einleitung und die Anmerkungen zu überschätzen. Das Schwergewicht liegt außer in den Proben in den literarhistorischen Teilen nnd diese sind ausgezeichnet. Überall spürt man den sicheren Blick für das Wesentliche, den verständnisvollen Kontakt mit den Werken, das selbständige, aus starken Eindrücken erarbeitete Urteil. Und da Klemperer in beneidenswertem Maß über die Gabe verfügt, mit prägnantesten Formeln lebendig zu charakterisieren, reihen sich die kleinen Einzelporträts und die Texte zu einem so anregenden Gesamtbild aneinander, daß man meint, es müßte selbst den interesselosesten und gegen jede ästhetische Verlockung mit unerschütterlicher Gleichgültigkeit gewappneten Studierenden fesseln. Die Mängel (darunter die unheimlich vielen, besonders in den Texten sehr störenden Druckfehler, auch in Zahlen, z. B. S. 3 Pantagruel 1532 statt 1533, das Montaigne-Zitat vorher aus II, 12 statt II, 2, S. 129 Gargantua 1534 statt 1544) sind leicht zu beseitigen. Hoffentlich wird bald eine Neuauflage nötig, die dazu Gelegenheit gibt und mit mehr Sorgfalt vorbereitet werden kann. Aber auch jetzt schon ist Klemperers Buch als wertvolles Hilfsmittel zum Eindringen in die französische Literatur ebenso zu empfehlen wie Lerchs in der gleichen Sammlung vorausgegangene Einführung in das Altfranzösische.

Freiburg i. B. H. Heiss.

Jordan, Leo: *Altfranzösisches Elementarbuch.* Einführung in das historische Studium der französischen Sprache und ihrer Mundarten. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. 1923. 356 Seiten.

Das angeführte Werk bringt zunächst etwa je 400 Verse aus dem Münchener Brut und der Münchener Handschrift des Rosenromans, gibt dann unter dem Titel „Einführung in die Vorgeschichte des Französischen“ eine Darstellung der sprachlichen Geschichte Frankreichs von der Herrschaft des Ligurischen und des Keltischen in Frankreich über die Romanisierung, fränkische Einwirkung und Scheidung des Provenzalischen vom Französischen bis zur Ausbildung der wichtigsten französischen Mundarten und führt dann unter dem Titel „Lautlehre, Formenlehre, Ausgewählte Abschnitte der Satz-

lehre" die Entwicklung der Laute, Formen und der Satzbildung vor. Ein „Glossar-Index", der die Wörter der beiden Texte verzeichnet, bei schwierigeren die Bedeutung angibt, auf die die Wörter behandelnden Stellen der Laut- und Formenlehre hinweist, sowie „bibliographisch-literarische Hinweise", die insbesondere die Ausgaben und die Mundart aller sprachlich wichtigen altfranzösischen Texte angeben, machen den Schluß. Das Werk ist in einer Sammlung „Die Handbibliothek des Philologen" erschienen, will nach dem Vorwort elementar sein und die Studenten in die Geschichte der altfranzösischen Sprache einführen. Es gibt übrigens in allen wichtigen Dingen die Entwicklung über das Altfranzösische hinaus bis zum Neufranzösischen an. Aus Vorlesungen hervorgegangen, ist es in frischem impulsiven Konversationston verfaßt. An die Angabe dessen, was das vorliegende Buch ist, möge sich eine Kritik schließen. Ein sachlicher Gesichtspunkt, von dem aus die beiden altfranzösischen Texte, deren einer, der Brut, nicht zu den wichtigen gehört, ausgewählt wurden, ist nicht ersichtlich und wird nicht angegeben. Vermutlich war das rein äußerliche Moment maßgebend, daß sich die beiden Handschriften im Wohnort des Verfassers, in München, befinden. In der Laut- und Formenlehre ist die ausgiebige Verwertung der altfranzösischen Reime und die Darstellung der mundartlichen Entwicklung zu loben, dafür die Anordnung des Stoffes zu tadeln. In der Anordnung geht das Buch hinter die Grammatik von Schwan-Behrens zurück, die wenigstens die Entwicklung vom Vulgärlatein zum Altfranzösischen von der innerhalb des Altfranzösischen trennt. Hier aber wird zuerst die Entwicklung des vlt. haupttonigen *i* in jeder Stellung vom Vulgärlatein bis zum Neufranzösischen dargestellt, dann die des vlt. haupttonigen *ū* usw. So werden Vorgänge getrennt, die offenbar zusammenhingen, wie die Diphthongierung des offenen *e* und die des offenen *o*, die des geschlossenen *e* und die des geschlossenen *o*, die Entwicklungen der Vokale + *l* vor Konsonant oder im Konsonantismus die Entwicklung von *p, t, k* im Anlaut, die von *p, t, k* zwischen Vokalen. Statt einer Geschichte der Sprache wird eine Geschichte der einzelnen Laute in Frankreich gegeben. Eine Annäherung an die Darstellung in Meyer-Lübkes Französische Grammatik wäre nützlich gewesen.

Schlimmer ist, daß sich in der Lautlehre, weniger in der Formenlehre viele direkt unrichtige Angaben finden. Diese Behauptung muß begründet werden. Es folgt zunächst immer die Behauptung Jordans, dann meine Bemerkung dazu. Errata: zu *pucelle*. Das Problem der Etymologie dieses Wortes wird durch zweimaliges *puricellos* im Martinsleben Gregors von Tours IV, 29 gelöst ... Die Längung von *u* (*pŭer* + *pūrus*) erklärt sich als Ersatzdehnung, *pulcella* durch Assimilation. —

Referent: Da die Dissimilation von *l-l* zu *r-l* sehr oft, die Assimilation eines anderen Konsonanten an *l* sehr selten eintrat, ist die Entstehung von *puricellus* aus **pulicellus* durch Dissimilation viel wahrscheinlicher als die umgekehrte von *pulcelle* aus **purcelle* durch Assimilation. Eine Ersatzdehnung, d. h. eine Dehnung des kurzen *u* wegen des Falls des folgenden *e* wäre eine ganz singuläre Erscheinung und stünde in Widerspruch mit der Entwicklung von *gruem, fuit* im Rom. (Einführung, 151.) Die neben der Ersatzdehnung für möglich gehaltene Vermischung von *puer* und *pūrus* ist begrifflich ganz unwahrscheinlich.

Seite 22: Diese lautliche Rückständigkeit (nämlich die Erhaltung des *s* im Auslaut in Gallien) führt zu einer formalsyntaktischen (nämlich zur Erhaltung des Unterschiedes zwischen Nominativ und Akkusativ). — Ref.: Spanien zeigt die lautliche Rückständigkeit bis heute, aber nicht die formalsyntaktische. Somit kann jene nicht die Ursache dieser gewesen sein, was der Ausdruck „führt zu" doch sonst bedeutet.

S. 25: Präpositionen, Präfixe, Suffixe wurden germanisch. — Ref.: Da es unmittelbar zuvor heißt, daß „Formen, Satzbau der Landessprache romanisch blieben", so ist mit dem unklaren Ausdruck „Präpositionen wurden germanisch" nicht etwa die Aufnahme lateinischer Präpositionen in das Fränkische der im Stadium der Romanisierung befindlichen Franken gemeint, sondern die Aufnahme germanischer, d. h. fränkischer Präpositionen in das Volkslatein Galliens. Diese fand nun höchstwahrscheinlich nicht statt, wird jedenfalls durch das Altfranzösische nicht bezeugt. Keine altfranzösische Präposition ist germanischen Ursprungs. Die von Settegast, Z.r P. 31, 599 vorgetragene von Meyer-Lübke, REW. 3431 für möglich gehaltene Entstehung von *hors* aus *fors* + german. *hûz* „quod significat foras" (Vita Hludovici imperatoris, Monum. Germ. II, 648) wurde von Jordan, der Seite 141 die alte Erklärung Neumanns, Z.r.P. 8, 383 Anm. vorträgt, gar nicht erwähnt, würde übrigens noch immer nicht berechtigen, *hors* eine german. Präposition zu nennen. Auch german. Präfixe hat das Altfranzösische nicht, sondern nur éin german. Präfix, nämlich *for-* aus fränkischem *fir.* Altfranzösisches *forsbourc* aus *forburg* und *forstaller* aus englischem *forestall* sind als fertige Wörter aus dem Germanischen aufgenommen worden und erweisen keineswegs die Aufnahme des german. Präfixes *vor-* ins Altfranzösische, da *for-* im Sinne von *prae* nicht an romanischen Stämmen im Altfranzösischen vorkommt. Darnach ist Nyrop III, 240 zu berichtigen.

S. 26: *Troveour* aus **tropatorem.* — Ref.: Diese Herleitung und die von *trover* aus **tropare* auf Seite 141 ist haltlos, solange **tropare* nicht aus dem lateinischen oder griechischen Wortmaterial irgendwie erklärt wird. Die Herleitung

von *tropus* durch G. Paris, Rom. 7, 419, der von Jordan übrigens nicht zitiert wird, ist von Schuchardt, Z. r. P. 27, 100 mit Recht zurückgewiesen worden.

S. 42: *lusciniolum rossignol* (Dissimilation). — Ref.: Erstens ist franz. *rossignol* wegen *-ol* aus dem provenzalischen *rosinhol* entlehnt und darf daher dort, wo von franz. Lautentwicklung die Rede ist, überhaupt nicht angeführt werden. Zweitens ist die Erklärung von *rosinhol* durch Dissimilation von Meyer-Lübke, REW. 5180, wo statt „des Artikels" wohl „des Suffixes" zu lesen ist, durch den Hinweis auf *ruscinia*, Cgll. 5, 386, 45 widerlegt worden, das *r*, aber kein *l* hat. Meyer-Lübke denkt an *ros* oder *russus*; das letztere ist wahrscheinlicher. *Luscinia* wurde in Südgallien zu **lussiña*, das als *luss-iña* aufgefaßt und wegen der roten Oberseite der Nachtigall auf *russ-iña* umgedeutet wurde.

S. 52: So gehen die rom. Sprachen auf *viginti, triginta* zurück. — Ref.: Selbst wenn man die franz. Formen auf *viginti, triginta* zurückführen will, was übrigens nicht nötig ist und von Jud, *Festschrift für Morf*, 233 ff. abgelehnt wird, können die von Morf belegten altspanischen Formen *veinte, treinta, treenta* nicht auf *viginti, triginta* zurückgeführt werden. Deshalb ist die Behauptung, daß „die rom. Sprachen auf *viginti, triginta* zurückführen", jedenfalls unrichtig.

S. 56: nach mehrfacher Konsonanz verstummen *i* und *u* sonderlich ... *mentio *mento, mentiunt *mentunt*. — Ref.: Die Ausdrucksweise (verstummen) und die Anführung in der Lautlehre zeigen, daß Jordan den Ersatz von *mentio, mentiunt* durch **mento*, **mentunt* für einen lautlichen Vorgang hält. Dies kann er keineswegs sein, weil *nuntio, nuntiat*, Suffix *-antia, infantia*, auch *Martius*, **fortia* u. a. *i* behielten, übrigens auch manche Formen der 1. Sing. Die richtige Erklärung gab Meyer-Lübke, G. Gr. I², 478: in II. IV. wirkt das *y* auf den Stamm ein, doch haben die meisten Verba bald von den übrigen Formen her die unzerstörte Gestalt eingeführt. **Mento*, **mentunt* für *mentio, mentiunt* gehören in die Formenlehre, niemals in die Lautlehre.

S. 56: Ypsilon war den Römern fremd und es wurde ihm *u* substituiert. — Ref.: Die Wiedergabe des mit dem Buchstaben Ypsilon bezeichneten Lautes durch *u* in den alten griechischen Lehnwörtern des Lateins war keineswegs Lautsubstitution, sondern ziemlich genaue Wiedergabe des Lautes *u*, den gerade die Griechen Unteritaliens, mit denen die Römer in Berührung kamen, sprachen. Dies hätte Jordan durch Meyer-Lübke, Gram. der rom. Spr. 1, 30 erfahren können.

S. 57: im übrigen schlugen sich die fränkischen Längen zu den entsprechenden geschlossenen Vokalen. — Ref.: Dies ist unrichtig; denn fränkisches *ô*, das offen war, ergab nach

**faldistôl*, **urgôli* — *faldestuel, orgueil* gallorom. offenes *ǫ*, was Jordan unmittelbar darauf, mit sich selbst in Widerspruch, selbst bemerkt, und fränkisches *ê*, gleichfalls offen und seit dem 7. Jahrhundert *â*, ergab, was Jordan nicht beachtet hat, gallorom. offenes *e* nach den altfrz. Namen auf *-mier* aus fränkischem *-mêr*, der Vorstufe des späteren *-mâr* (Kalbow, *Die germanischen Personennamen des altfrz. Heldenepos*, 93).

S. 68: *augūrium*. — Ref.: Das Latein hatte *augŭrium*. Allerdings gehen altfrz. *eür*, altprovenzalisches *aür*, *agur* auf **agūrium* zurück, aber dieses war eben für *agŭrium* durch Anlehnung an die Wörter auf *-ūra* eingetreten, wie ja it. *sciagura* direkt *-ura* bietet.

S. 76: Vlat. Affeltdehnung **metīpsimus* ist denkbar. — Ref.: Sie wäre eine ganz singuläre Erscheinung und ist höchst unwahrscheinlich.

S. 83: **noptias* (kl. *nuptias noces*, wohl auch *gurga gorge* zeigen vlat. oder urfranzös. Öffnung des *ǫ* durch die umgebende Konsonanz. — Ref.: Erstreres ist wegen *coupe, route*, altfrz. *estouble*, letzteres wegen *bourse, cour, cours, four, fourche, gourd, tour*, in denen vlat. *ǫ* vor *p*, bezw. *r* + Konsonant blieb, unwahrscheinlich. Darnach muß das offene *o* der beiden Wörter durch individuelle Wortmischung erklärt werden; das von **noptias* ist von **novius* „Bräutigam" oder *nox* bezogen, das von *gorge* nach meiner Vermutung von keltischem *korkasto* „Rohr", Stokes, *Urkeltischer Sprachschatz*, 91; vgl. lat. *canna* „Rohr", im Rom. vielfach „Kehle".

S. 83: *mot* . . . Buchwort. — Ref.: dies ist unmöglich, weil **muttum* dem klassischen und Mittellatein nicht angehörte, somit nicht in Büchern vorkam.

S. 89: man erwartet *venio vin* wie *ingenium engin*. — Ref.: Der Schluß von *ingenium-engin* auf das Ergebnis von *venio* ist unrichtig, weil in *ingenium* der Gruppe *-eniu* ein Palatal voranging, in *venio* nicht; *cēra* ergab *cire, vēra* aber *voire*, nicht *vire*.

S. 95: *oleum* gibt altfrz. *olie*, *uile*, mit vlat. gelehrt erhaltener Pänultima. — Ref.: Gelehrter Ursprung des Wortes für „Öl" ist sachlich sehr unwahrscheinlich. Aber auch die von Jordan im folgenden erwähnte Herleitung der rom. Formen aus einem volkslat. **olaeum*, das aus griechischem *élaion* entstanden wäre (Meyer-Lübke, LgrP. 20, 275) ist unwahrscheinlich, weil gerade in Apulien, das dem griechischen Gebiete in Unteritalien nahe lag, lat. *olium* in lautgesetzlicher Entwicklung erhalten ist (*eggye* in Bari). *Oleum* blieb dreisilbig in der Geschäftssprache unter dem Einfluß des in Verbindungen wie *sextarius olei* viel gebrauchten *olei* (Herzog, *Streitfragen der rom. Philologie*, 1, 104), das althochdeutsches *olei* „Öl" ergab (Horn, ZfS. 35^2, 108); dieses stützt Herzogs Erklärung.

S. 97: die Kollision dieses *po, pou* mit anderen Worten führte zum Ersatz durch das *peu* der Westpikardie. — Ref.: Eine so weite Verbreitung einer mundartlichen Form der Westpikardie ist bei einem so gewöhnlichen Worte nicht glaublich, obwohl auch Behrens für *peu, bleu* dialektischen Ursprung annimmt. Wahrscheinlicher ist ein Wandel des in *pou, blou* vorliegenden *ǫu* durch den vorhergehenden Labial zu *ọu*, das dann wie jedes andere *ọu* zu *eu* wurde. *Ils purent* für altfrz. *pǫurent* ist analogisch.

S. 105: *a* + *n* + *i̯*. a) *n* ist silbenanlautend *-anea: Bretagne, Champagne, Allemagne, montagne*; b) *-aneus: castaneum* altfrz. *chastain;* c) *n* durch Zischlaut gedeckt *lanea lange*; *extraneum estrange.* — Ref.: Warum betontes *a* in *montanea* silbenanlautend, in *lanea* durch Zischlaut gedeckt ist, wird nicht angegeben und der springende Punkt, warum *n* + Hiatus-*i* einmal *ń*, einmal *nǵ* ergab, mit keinem Worte berührt.

S. 112: *n* entrundet das *o* häufig: *enour*. — Ref.: da *doner, grondir o* behielten, so ist ein Wandel des *o* zu *e* durch folgendes *n* unwahrscheinlich. Da Dissimilation von *o-ó e-ó* im Volkslatein und in allen rom. Sprachen oft vorkam, so liegt sie gewiß auch in *enour* vor.

S 113: *mane ipsum maneis.* — Ref.: *mane ipsum* hätte **manes* ergeben, da *ipsum* altfr. *es* ergab und nur im Altprovenzalischen *eis. Maneis* bezog den Ausgang *-eis* von *anceis,* in dem er von Meyer(-Lübke), Z.r.P. 11, 250 ff. längst erklärt wurde.

S. 115: das *e* der Verbalformen *eust* statt *aust, cheust* statt *chau* wird man ohne Bedenken als analogisch nach *e*-Stämmen fassen: *veu.* Im weiteren: *augurium* ist *aur,* dann aber auch *our* neben *eur,* welch letzteres sich aus zwischentonigem Gebrauch in *bon eur, mal eur* erklärt. — Ref.: Altrz. *eüt* im Eigennamen *Monteut* aus *acūtum, meür* aus *matūrum, seü* aus *sabūcum* erweisen mit *eür* den Wandel des vortonigen *a* zu *e* im Hiat zu haupttonigen *ū*, der denn auch von Behrens sowie Meyer-Lübke (Franz. Gram., 114) als sicherer Lautwandel längst verzeichnet ist. Jordan erwähnt es mit keinem Wort. *Eust, cheu* könnten gewiß analogisches *e* haben; da aber andere Wörter es als lautgesetzlich erweisen, entfällt jeder Anlaß, es in den Verbalformen für analogisch zu halten.

S. 116: Schrifteinfluß hält den Hiat bis heute in . . . *fléau* (ALF 580, meist *flo*); die Mundarten des NO. und O. sind konservativ, tilgen den Hiat auch mit *j* bezw. *w* (NO. *flaje,* wal. *flowe* = *fléau*). — Ref.: neben *fléau* stehen die von Jordan nicht beachteten Wörter *préau* und *chéau* aus *catellos* bei Baif 5, 36 neben *cheau.* Für diese beiden Wörter bleibt Schrifteinfluß äußerst unwahrscheinlich, wenn man ihn schon für *fléau* in der Verbindung *fléau de Dieu* zulassen wollte.

Die richtige Erklärung hat längst Meyer-Lübke. Franz. Gram. 1, 187 gegeben. Lautgesetzliches *flael, flaiaus* wurde auf *flaau* oder *flaiau* ausgeglichen; *flaau* ergab *flo, flaiau fléau* Damit ist auch nordöstliches *flajo* erklärt. Mit dem veralteten Begriff „Hiatustilgung" sollte in einem modernen sprachwissenschaftlichen Werke überhaupt nicht mehr manipuliert werden.

S. 116: die allmähliche Kontraktion des Hiats ... *viaire* „Ansicht" ist B 271 zweisilbig M. Brut 3183 aber noch dreisilbig. Die unbekannte Herkunft des Wortes verbietet Schlüsse. — Ref.: an Zusammenhang von *viaire* „Ansicht" mit *veoir* kann doch niemand zweifeln; *viaire* entstand durch Suffixtausch.

S. 118: Zwischen einfachen Verschlußlauten gleicher Artikulation ist die Synkope gemeinromanisch: *nitidum* it. *netto,* sp. *neto,* frz. prov. *net* (doch vgl. R E W.). — Ref.: Statt auf das Material im R E W., das die eigene Ansicht glatt widerlegt, einfach hinzuweisen, hätte Jordan sie aufgeben sollen. Gegenüber rum. *neted,* log *nidu,* obwald. *neide,* bergam. *nide,* port. *nedeo* kann man doch eine gemeinrom. Synkope von *nitidum* zu **nittum* nicht mehr annehmen.

S. 119 Anm. 2: M. L. läßt *-ádigu* zu *-ádiu* werden; aber frz. wird aus intervokal $d + \hat{i}$ nie Zischlaut ... *Gage* ist also *wadium* (Reich. Gl.), aber mit Anlehnung an *plege.* — Ref.: aus lat. intervokalem $d + \hat{i}$ ist allerdings nie Zischlaut geworden, aus *radium* nicht **rage,* sondern *rai;* aber in *-áticum, -ádigu, -ádiu* liegt eben nicht lat $d + \hat{i}$ vor, sondern ein erst später in der Sprache entstandenes $d + \hat{i}$. Es fragt sich, was ein später in der Sprache auftretendes *-adiu* ergeben mußte. Statt von vornherein zu behaupten, daß aus $d + \hat{i}$ nie Zischlaut wurde und *gage,* in dem $d + \hat{i}$ offenbar doch zum Zischlaut geworden ist, kompliziert zu erklären, muß man auf die Frage: was ergibt sekundäres *-adiu?* antworten: nach *gage* aus *wadium* ergibt es *-age.* Unvoreingenommene Prüfung des vorhandenen Materials und Schlüsse hieraus ist der Weg der Wissenschaft, nicht Behauptungen a priori und Vergewaltigung des Materials auf Grund jener Behauptungen.

S. 121: *facere faire* u. a. werden gestützt durch *cicer ceire.* — Ref.: *ceire* kommt in den Quatre livres des rois vor, sonst *cerre, cierre* (Behrens, ZfS. 35², 23), das sich nicht aus **ceisre* erklärt (Jordan, 156), sondern aus **cesre*; da bei Entwicklung in freier Stellung *ẹ* hinter Palatal zu *i* geworden wäre, was Behrens mit Recht betont (*cire*), so liegt offenbar Entwicklung in gedeckter Stellung vor, in der *ẹ* blieb (*cep*), also **tsetsere,* **tsetsre, tsere. Ceire* entstand vermutlich aus **cer̓e,* **cesre; sr* wurde zu *ŕ* wie im Südösten *sn* zu *ń* (*ignel*). Nach den Ausführungen von Meyer-Lübke, Franz. Gram., 141 und Zauner, ZrP. 41, 210 ff. ist Wandel des *ce* zu *tse* in der

vorletzten Silbe der Proparoxytona und Synkope erst hernach nicht mehr zweifelhaft.

S. 122: Lat. zwischentonig *a* altfrz. *e* . . . Dies *e* ist noch altfr. verstummt. Charles d'Orléans braucht bald dreisilbiges *serement,* bald *serment* . . . *sevreie, merveille* zeigen besonders frühes Verstummen. — Ref.: Jordan hat nicht beachtet, daß die Fälle frühen Verstummens *r* vor oder nach dem verstummenden *e* haben und daß die Nachbarschaft von *r, l* die Ursache des frühen Verstummens war.

S. 129 (über *e* vor *s* + Konsonant: alte griech. Lehnwörter gingen mit: *spatha*, *espata;* jüngere wurden dem weicheren griech. *s* entsprechend *s*-los artikuliert; *spasmātus pasmé.* — Ref.: neben *soi pasmer* steht im Altfrz. *soi espasmer,* neben *se pasmar* im Altprov. *se espalmar, se esplasmar,* neben sp. *pasmarse* altsp. *espasmarse;* dazu kommt it. *spasimare.* Somit wurde im Volkslatein dem *sp.* von *spasmus* „Krampf" genau so wie dem von *spatha* ein *e* vorangesetzt und das Gerede über das „weichere griech. *s*" entfällt.

S. 130: Die Appendix Probi schreibt: *tabes non tavis, baculus non vaclus.* Letztere satzphonetische Verschlußlockerung ging wieder zurück, wobei : . . Worte mit etymolog. *v* an der Regression teilnahmen (*vervēcem berbīcem*). — Ref.: Das anlautende *b* des belegten *berbix* entstand nicht durch Regression, die singulär wäre, sondern durch die auch sonst (z. B. in lat. *barba* aus **farba,* sp. *mimbre* aus *vimbre*) vorkommende Assimilation des Wortanlauts an den der zweiten Silbe aus **verbix* und dieses aus *vervēx* durch den Wandel des *rv* zu *rb* (*Nerba* statt *Nerva*).

S. 133: *altum* + *hok* > *halt.* — Ref.: Lies *hôh.*

S. 142: *pueple* ist gelehrt; Eide *poblo*, altfrz. *pueble* zeigen lautgesetzliche Entwicklung. — Ref.: Man kann *pueple* wegen des *ue* nicht ein gelehrtes Wort nennen, sondern nur mit Meyer-Lübke, *Gram. der rom. Spr.* 1, 414 sagen, daß *peuple* aus *peuble,* das noch in den Pariser Urkunden des 14. Jahrhunderts vorkommt, in Anlehnung an das Latein gebildet wurde.

S. 144: Gelehrt ist *-if* in *naif, massif* usw. — Ref.: „Gelehrter" Charakter des Ausgangs *-if,* der in vielen sonst durchaus volkstümlichen Wörtern erscheint, ist sehr unwahrscheinlich, Erhaltung des auslautenden *f* durch das Femininum viel wahrscheinlicher.

S. 146: *posnee post nata* „Frechheit der Jüngeren". — Ref.: Diese Herleitung des altfr. *posnee* „Stolz, Frechheit" bedarf keiner Widerlegung. *Posnee* ist Verbalsubstantiv von **posner* „sich stolz und frech benehmen", das, mit *re-em* verbunden, *ramposner* „heftig verspotten, tadeln" erscheint und von **potinare,* einer Ableitung von *potīri* „in seine Gewalt bekommen", stammt. Diese Herleitung werde ich ausführlicher in der ZfS. darlegen.

S. 148: *Euladia* statt *Eulalia*, = *Eulaia* Dissimilation, = *Euladia* lautliche Entwicklung? — Ref.: Das Richtige ist: *Euladia* durch Dissimilation.

S. 150: *cēra *cieire cire.* — Ref.: Da *cire* sich auch dort findet, wo *iei* in *lieit* nicht zu *i* wurde, so ist direkter Wandel von *ceire* zu *cire* durch fortschreitende Palatalisierung des ersten Bestandteils des Diphthongen *ei* wahrscheinlicher (Meyer-Lübke, *Franz. Gram.*, 66 f.).

S. 151: *angoisse, huis* sind wohl ebenfalls Buchwörter. — Ref.: Diese Annahme ist besonders für *huis* aus vulgär-, nicht klassisch-lat. **ūstium* unmöglich.

S. 154: *jacet gist, nocet nuist* sind demnach lautgesetzlich, *fait, dit* nach den *t*-Partizipien zur Unterscheidung vom Perfekt umgestaltet. — Ref.: **Faist* aus *facit* wäre ja von *fist fēcit* veschieden gewesen und brauchte nicht erst von ihm unterschieden zu werden. *Dist* aus *dīcit* und *dist* aus *dīxit* waren allerdings gleich, aber *dit* „er sagt“ und *dit* „er sagte“ sind es ja auch im Neufrz. Ein Streben nach Unterscheidung vom Perfekt kann also nicht vorgelegen haben, ebenso wenig eine Umgestaltung nach den *t*-Partizipien, die der 3. Sing. Präsentis so ferne liegen. Man bildete einfach *fait, dit* zu *fais, dis* der 2. Person, weil die Form der 3. Person von der der 2. bei den meisten Verben durch *t* statt *s* unterschieden war, z. B. *saus, saut; romps, rompt.*

S. 155: *rogare* gibt *rover, rogat rouvet.* Man nimmt an, daß *-ogá-* zu *-ogu̯a-* labialisiert wurde. Da eine solche Labialisierung vereinzelt wäre, ist Analogie nach *v*-Stämmen (*trueve, trover, prueve, prover* . . .) wahrscheinlich. Danach auch *interrogare enterver, corrogata corvée* „Frohndienst“. Bei der Entwicklung von *socrum suevre* und *kukur* „Köcher“ *coivre* dürfte Volksetymologie im Spiele sein. — Ref.: zu den genannten Wörtern kommt noch *doga* (it. *doga* „Daube“), *douve.* In allen diesen Wörtern erscheint *v* für primäres und sekundäres *g* nach *o.* Die Labilisierung von *rover* ist somit nicht vereinzelt, sondern erscheint immer nach labialem Vokal, d. i. *o* aus lat. *o, ŭ; ü* aus lat. *ū* war *i*-haltig, nicht mehr labial. Die Erklärung des *v* für *g* in jedem einzelnen Worte durch Wortmischung ist ebenso unwahrscheinlich und methodisch fehlerhaft wie es etwa die Erklärung des *i* aus *c, g* in *paier, plaie, paiien, baie, braie, neiier* u. a. durch individuelle Wortmischung wäre. Wieder ist eine Annahme a priori und darauf beruhende künstliche Auslegung des Materials an die Stelle ruhiger Beobachtung und Konstatierung getreten.

S. 162: *pagensem pais* aus **paieis,* oder liegt Suffixtausch vor? — Ref.: Wegen **paieis* s. meine obige Bemerkung zu **cieire.* Suffixtausch kann nicht vorliegen, weil es ein altfr. Suffix *-is* nicht gab, neufrz. *-is* aus altem *-iz, -īcius* wegen

des schon früh bezeugten altfr. *pais* unmöglich ist; vgl. *pais*, Leodegar, 211; Alexius, 182; Karlsreise, 597 im Reime.

S 163: *trahere* wird im merowingischen Lat. *tragere* geschrieben, *g* ist falsche Wiedergabe des Hiatus *-i*. — Ref.: Rum. *trage*, altit. *traggere*, altprov. *treger*, *trezer*, port. *trazer* verlangen trotz Meyer-Lübke, *Einf.*, 124 ein volkslat. **tragere*, das zum Perfekt *traxi* gebildet wurde, und machen es jedenfalls unmöglich, *tragere* des merowingischen Lateins als falsche Wiedergabe eines gesprochenen **trajere* anzusehen.

S. 164: Von *s* vor stimmlosen Konsonanten scheint *sf* vorangegangen zu sein, wie falsch analogische Schreibungen im Oxforder Roland zeigen: 1623 *narwatum nasfret*, 1625 *susfrir*. — Ref.: welche Wörter mit altem *sf*, späterem *ff* gab es, nach denen gesprochenes *naffret nasfret* geschrieben werden konnte? *Nasfret* wurde vom Schreiber in seiner Vorlage für *naffret* wegen der Ähnlichkeit von *f* und *ſ* verlesen, ebenso *susfrir* für *suffrir*, dieses in Anlehnung an *susporter*.

S. 164, Anm. 1: *d* für *s* in anglonorm. Handschriften dürfte falsch analogische Schreibung sein. — Ref.: Neuengl. *meddle* „sich mengen“, *medley* „Gemisch“, *medlar* „Mispel“ aus anglonorm. *medler*, *medlee*, *medlier* für *mesler*, *meslee*, **meslier* (aus *mespilarius*, die Kluge, Pauls Gr. I, 986 gesammelt hat), beweisen, da sie noch heute mit *d* gesprochen werden, daß anglonorm. *dl* für *sl* keineswegs bloße Schreibung war. Vielmehr entstand *dl* aus *sl* über *đl*.

S. 165: *s* + *i̯*; *s* wird durch *i* nicht wesentlich beeinflußt. — Ref.: *s* + *i̯* ergab bekanntlich als Endergebnis *is* (*basiare-baiser*), sicher über *ś*. Das *s* wurde somit durch *i* palatalisiert, was doch eine wesentliche Beeinflussung ist. Daß sie später wieder verloren ging, ändert nichts an der Tatsache, daß sie einst vorhanden war. Eine historische Betrachtung kann sich nicht mit der Konstatierung begnügen, daß *s* in *baiser* ebenso vorhanden ist wie in *besiare*.

S. 167: *palefroiz*, ein mundgerecht gemachtes Buchwort. — Ref.: nicht glaublich. Ebendort — *tempora temple*, neufrz. *les tempes* — Ref.: Altfr. *temple*, altprov. *templa*, it. *tempia*, rum. *tîmplă* erweisen volkslat. **templa* aus *tempus* + *templum* (REW. 8635).

S. 167: ... womit die alte Metathese von Ultima-*r* zu vergleichen ist (*pater-pedre*). — Ref.: *pedre* stammt von *patrem*. Ein böser Schnitzer!

S. 168: *bretelle* ... vielleicht zu REW. 9251 **vertibellum*. — Ref.: **vertibellum* ergab frz. *verveux*; **vertibella* hätte **vervelle* ergeben und nicht *bretelle*.

S. 168: *fourmi* wohl Latinismus und 170 *orge* Buchwort! —

168 Anm.: *fronde* vielleicht Metathese aus **fondre* nach *arbalestre* statt *fonde*. — Ref.: wegen des altprov. *fronda* neben *arbalesta* unwahrscheinlich.

S. 174: *natte* aus *matta* beruht auf vlat. Assimilation an dentale Artikulation. — Ref.: Nein, sondern auf punischer Nebenform des punischen *matta*; s. Walde, *matta*. — Dies sind die Unrichkeiten der Lautlehre. Die Formenlehre und die Satzlehre enthalten weniger Fehler, weil sie weniger Anlaß zu Irrtümern geben. Immerhin findet sich in der Formenlehre, Seite 220 unten, ein so grober Irrtum, wie die Herleitung des *met-* in *metipsimus* von griech. *metá* statt von lat. *met* in *egomet ipse*, *de memet ipso, nobismet ipsis* ist.

Deadjektiva (Seite 226) ist schlecht gebildet; man sagt ja auch nicht Denomina, Deverba, sondern Denominativa, Deverbalia.

Wien. JOSEF BRÜCH.

J.-K. Huysmans' Sprache.

In meiner Arbeit *J.-K. Huysmans' Charakterbild nach seinen Werken*[1]) habe ich auf das sprachliche Interesse hingewiesen, das dieser Schriftsteller erweckt. Ich habe mich dort auf das Zeugnis Morfs berufen und festgestellt, wie H.[2]) durch den Mund des Des Esseintes in AR seinen eigenen Stil charakterisiert, wenn jener von seinen literarischen Lieblingen redet.

Von Apollinaris Sidonius heißt es AR 48, daß ihn (Des Esseintes) „dessen Briefe reizten, die mit glücklichen Einfällen, Pointen, Archaismen, rätselhaften Wendungen geradezu gespickt sind". Der Stil Tristan Corbières wird folgendermaßen gekennzeichnet: „Überdies blitzten in diesem holperigen, trockenen, absichtlich schmucklosen, von ungebräuchlichen Wörtern und unerwarteten Neubildungen strotzenden Stil glücklich erfundene Ausdrücke auf und prachtvolle reimlose Einzelverse", AR 249. Am bezeichnendsten aber ist das über Stéphane Mallarmé Gesagte: „Er ward die fernstliegenden Analogien gewahr und mit einem Ausdruck, der durch seine gleichnisartige Wirkung Gestalt, Duft, Farbe, Art, Glanz in einem wiedergab, bezeichnete er oft ein Ding oder ein Wesen, dem man zahlreiche verschiedene Epitheta hätte anhängen müssen, um all seine Erscheinungsformen und Nuancen zur Geltung zu bringen, wenn es bloß mit dem üblichen Ausdruck genannt worden wäre. So gelang es ihm, die Ausführung der Vergleiche zu vermeiden; diese ergaben sich durch die Analogie von selbst im Geiste des Lesers, sobald er das Symbolische erfaßt hatte; und so umging er jene Zerpflückung der Aufmerksamkeit auf alle Einzeleigenschaften, die sonst ein Gänsemarsch von Adjektiven schön der Reihe nach darlegen muß, sondern sammelte die Aufmerksamkeit vielmehr auf ein einziges Wort, auf ein in sich geschlossenes Ganzes, so daß er, wie mit einem Gemälde,

---

1) Ztschr. f. frz. Spr. u. Litt. XLVII, 1—84.

2) Es werden folgende Abkürzungen gebraucht: **H.** = Huysmans, **M** = Marthe, **SV** = Les Sœurs Vatard, **CP** = Croquis Parisiens, **SD** = Sac au Dos, **EM** = En Ménage, **AV** = A Vau l'Eau, **AR** = A Rebours, **ERa** = En Rade, **UD** = Un Dilemme, **C** = Certains, **LB** = Là-Bas, **ER** = En Route, **LC** = La Cathédrale, **B** = La Bièvre, Les Gobelins, Le Quartier Saint-Séverin, **SL** = Sainte Lydwine de Schiedam, **DT** = De Tout, **O** = L'Oblat, **FL** = Les Foules de Lourdes, **TP** = Trois Primitifs.

einen vollständig einheitlichen Gesamteindruck hervorbrachte", AR 261.

Diese Äußerungen decken sich mit manchem von dem, was über H.'s eigene Schreibweise zu sagen wäre, besonders hinsichtlich der Archaismen, absichtlicher Verhüllungen, verschwommener Anklänge, ungebräuchlicher Wörter, Neologismen, der fernliegenden Analogien und des konzentrierten Vergleichssystems, das er Stéphane Mallarmé nachrühmt. Doch muß man bei einer Untersuchung von H.'s Sprache noch viel weiter gehen.

Mehr als bei irgendeinem andern Schriftsteller ist bei H. der Stil eine Funktion der eigenen Persönlichkeit. So wie diese, will man sie verstehen, nicht mit dem normalpsychologischen Maßstabe literarisch-ästhetischer Kritik abgemessen werden darf, wie vielmehr der Kritiker, um dem Menschen H. gerecht zu werden, sich oft geradezu zum Psychiater machen muß[3]), so zeigt auch sein Stil auf Schritt und Tritt die kranken Nerven seines Schreibers, unbewußte, noch viel öfter aber bewußte Abnormalität, gewollte Suche des Künstlichen, absichtliche Verleugnung der Tradition und der Natur, die Sucht nach Neuem, nach Unbekanntem. Genau so wie der verrückte Luxus-Eremit Des Esseintes den natürlichen Sinneseindrücken Gewalt antut und „*à rebours*" zu empfinden, zu genießen, zu leben strebt, genau so strebt H., „*à rebours*" zu schreiben.

Wir erinnern uns sofort an Des Esseintes' Kompositions-Tendenzen, die dahin zielen, die Grenzen zwischen den Sinnen zu verwischen, musikalisch zu schmecken und zu riechen, Farbensymphonien zu komponieren, wenn wir lesen: „C'est un *hymne blanc* . . ., ce *tableau détonne,* dans la pièce où *il chante à tue-tête son hosanna libertin des blancs,* au milieu *des antiennes multicolores* moulues par *les orgues de Barbarie* et de ses confrères", C. 34; auch das in den „orgues de Barbarie" liegende Wortspiel entspricht völlig den eingangs charakterisierten Stilforderungen H.'s. Ganz verwandter Art ist „*L'hallali des rouges,* la sécurité limpide des blancs, *l'alléluia répété des jaunes,* la gloire virginale des bleus", LC 164; oder: „un hallali de lumière", LC 13.

Diese sinnübertragenden Vergleiche, die, so wie H. sie bei Mallarmé rühmt, nie ausgeführt, sondern rein metaphorisch sind, lassen sich ungemein häufig bei H. nachweisen, besonders in Kunstbetrachtungen jeglicher Gattung. Ich bringe hier zunächst einige Beispiele musikalischen Charakters, die zum allergrößten Teile aus der katholischen Zeit stammen und sich auf den Kirchengesang beziehen:

---

[3]) Vgl. die schon in meinem ersten H.-Aufsatze zitierte Diss. von H. Schöffler: *Die Stellung H.'s im französischen Roman,* Leipzig 1911.

„... une musique poivrée de cymbales et salée de cuivres", C 35/6; „un externat de demoiselles qui tricotait avec des voix cu aiguilles la laine fatiguée des cantiques", ER 66; les voix de ces enfants étaient en coton à repriser, ER 46; „c'était un ramas de gâte-sauces, d'enfants qui crachaient de la vinaigrette et de vieux chantres qui mitonnaient dans le fourneau de leur gorge une sorte de panade vocale, une vraie bouillie de sons", ER 66; „... les vœux épurent le corps et l'âme et l'odeur vocale [= la voix] qui s'en dégage", ER 79; „ses chantres y barattent une margarine de sons vraiment rances", ER 90; „... une voix asexuée, filtrée par les litanies, blutée par les oraisons, passée aux cribles des adorations et des pleurs," ER 71: „il faut l'entendre [le plain-chant] non pas vanné par des bouches ... de vierges," ER 143; „... ces voix en farine qui s'égrugent au moindre souffle", ER 388; „des voix retroussées d'actrices", ER 390; „des cabotines égaient ... par les éclats débraillés de leurs voix, l'office", ER 390; „le filet saumâtre de sa voix", O 22[4]).

Schon diese kleine Auslese von Beispielen zeigt, außer der Vorliebe für den sinnübertragenden Vergleich den Impressionismus und den Naturalismus von H.'s Stil. Diesem hatte er zwar mit „A Rebours" und „Là-Bas" in stofflicher Hinsicht abgeschworen und ließ von da an nur mehr gelten, was er „spiritualistischen Naturalismus"[5]) nannte, in dieser neuen Form jedoch und als Stilprinzip hat er ihn immer beibehalten. Wie sehr der Impressionismus in

---

[4]) Schon in SV lesen wir: „C'était un ténorino qui égouttait avec emphase l'eau saumâtre de sa voix", p. 138; „... roulant dans sa gorge de bois le gravier d'une chanson de soldat en marche", p. 265 und „un turlupin émiettait, dans une sauce rebattue de musique, du patriotisme et de l'amour", p. 308. Dieses frühe Auftauchen derselben Stileigentümlichkeit beweist, neben vielen andern noch zu behandelnden, daß man kaum von einer Entwicklung in H.'s Stil sprechen kann. Allerdings zeigen die naturalistischen Schriften noch nicht alles Charakteristische so voll ausgeprägt wie die Werke etwa von AR angefangen.

Hier noch eine Reihe verwandter Beispiele: Et, lentement les cloches tintèrent et *l'Angélus effeuilla,* sous les voûtes, *les pétales espacés de ses sons blancs,* ER 249; la cuscute ... qui lance les *antiennes de ses tiges* minces telles que des fils sur les autres plantes, LC 281; des glaces *se faisaient écho,* AR 13; les arbres *frottés de craie par la lune,* AR 33; une rue dont l'air est *plissé,* dès l'aube, *par l'onde des carillons,* LB 55; une cloche *sonna des volées lentes,* ER 243; La Sèvre dans les eaux de laquelle sautaient, ainsi que des dos de poissons, *des gouttes rebondies de lune,* LB 164; un *jour saumâtre ... coulait* des ouvertures ..., LB 164; le plafond *pleuvait de la nuit,* ER 250; des *rafales de soleil* et de pluie, ERa 16; le cygne les éclaboussait, dans un *clapotis de soleil,* ER 378; c'était une veritable *gerbe de douleurs,* dont *le lamentable parfum encensait* la Vierge, ER 115; Barthole ... exhalait de *naïves emanations,* ER 329; une *exhalaison blonde* et tirant sur le roux, SL 324. —

[5]) LB 6; er deckt sich ungefähr mit Dostojewskij's psychologischem Naturalismus.



der bildenden Kunst H. am Herzen lag, wie er als Kritiker rücksichtslose Kämpfe für ihn ausfocht, ist bekannt. Die impressionistische Seite seines sprachlichen Stils ist so wie seine Vorliebe für impressionistische Malerei durchaus in seiner ganzen körperlichen und seelischen Komplexion begründet und diese bringt ihn, wie Stéphane Mallarmé, dazu, *„à abolir l'énoncé de la comparaison“* und das sinnlich Wahrgenommene ohne den Umweg des Vergleichs, als unmittelbaren sinnlichen Eindruck sprachlich zu projizieren.

Es ist nun interessant, wie bei H. immer wieder bestimmte Empfindungen neben bestimmten Wahrnehmungskomplexen einhergehen, mit denen sie von Haus aus eigentlich nichts zu tun haben. Diese eigentümliche Art der Assoziation, die nach Schöffler[6]) mit H.'s sensorieller Hyperästhesie innig zusammenhängt, ist ja auch die Ursache des schon gekennzeichneten sinnübertragenden Vergleichs. Solche Assoziationen finden sich bei H. aber auch außerhalb der einfachen Übertragung der einen Sinnesempfindung auf die andere. So z. B. trifft man sehr oft die Paarung der sexuellen mit der Geschmacksempfindung[7]): „... elle ... baisa ses lèvres, *à petites lappées*“, M 46; il baisa *à gorgées lentes,* son cou“, M 49; „une fille ... lui *versait, à la régalade,* de gros baisers sur le cou“, EM 148; „Eugène ... s'en fut *boire, à la régalade, le cognac et l'amour* d'une charbonnière“, SV 49; „Vatard ... avait mis une *sourdine* aux *fringales* de ses *nuits*“, SV 32: hier begegnen sich sogar Gehörs-, Geschmacks- und Geschlechtsempfindung in den Worten *sourdine, fringales* und *nuits.* Diesen Beispielen aus der naturalistischen Periode gesellen sich verwandte aus der spiritualistisch-katholischen zu: „ça l'amuse de se fabriquer de petites aventures, d'entourer *d'apéritives salaisons* de vulgaires plats“, LB 185; „seules les filles savent à *cuisiner les petits plats des sens*“, LB 312; „... aucune d'elles ne savait apprêter d'aussi délicieuses immondices, conditionner d'aussi *terribles plats*“, ER 102[8]).

---

[6]) L. c. p. 44.

[7]) Letztere spielt bei H. überhaupt eine große Rolle; vgl. meinen Aufsatz H.'s *Charakterbild nach seinen Werken,* S. 28; ferner SV 49/50 und EM 258, wo beide Male Sinnlichkeit und Tafelfreuden in engstem Zusammenhange stehen.

[8]) Erotische und Geruchsempfindung: „ses mains tremblèrent et, fièvreusement, elles ouvrirent les abjectes et les délicieuses *cassolettes* de cette fille“, ER 73. — Hier eine Reihe z. T. anders gearteter, aber auch bemerkenswerter Stilbilder der sexuellen Sphäre: „deux autres le remplacèrent, se partagèrent en même temps *le bivac de ses grâces*“, SV 46; j'aurais, peut-être bien, moi aussi, *loué de la syncope* pour quelques heures, EM 171; se frotter *à de la femme,* SV 178; un certain amour propre de vieux barbon sollicitant *de la fille,* UD 309 (vgl. hierzu LB 201: „quel est le père de cet enfant, *du démon* qui a copulé avec la mère ou *de l'homme*

Vergleicht man diese beiden Gruppen von Beispielen, so findet man, daß die aus den naturalistischen Jugendwerken, entsprechend dem Alter und der Lebensanschauung des Verfassers, kräftiges geschlechtliches Empfinden derb zum Ausdruck bringen mit Worten wie *gorgées, verser, à la regalade, fringale,* die drei andern jedoch mehr erotisches Raffinement und ausgesprochene Dekadenz, mit den Worten *apéritives salaisons, cuisiner, apprêter, conditionner* und dem stets vorhandenen *plats,* ein Gegensatz, der für das psychopathische Moment in H.'s Laufbahn sehr bezeichnend ist.

Auch sonst sind im weitesten Sinne kulinarisch-gastronomische Stilbilder bei H. sehr beliebt, vor allem auch in der Kunstkritik[9]): Von den Schauspielern der Comédie française schreibt er einmal: „Ils ne sont bons qu'à enduire les portions qu'on leur apporte, de l'immuable sauce blanche, s'il s'agit d'une comédie, et de l'éternelle sauce rousse, s'il s'agit d'un drame. Ils sont incapables d'inventer une troisième sauce; d'ailleurs la tradition ne le permettrait pas", AV 213; von einem Maler heißt es: „Il apprêta des ragoûts de couleurs studieusement épicés. mit à de friandes sauces des nudités", C 45; auf einem Christusbilde „le Christ montrait, d'un air aimable, un cœur mal cuit, saignant dans des

---

dont la semence fut prise"); ... qui se contentait, alors que *les étables de ses sens* s'ouvraient, de mener *le dégoûtant troupeau de son péché* dans des *abattoirs* où les *bouchères d'amour* l'assommerent d'un coup, LB 134 (vgl. hierzu S. 131, ER 93, 250); après avoir *baratté* les ribaudes des camps, bientôt ce *ragoût* (vgl. oben S. 128) *de pollutions* enfantines lui parut tiède, LB 233 und ähnlich ER 263; une dernière coquetterie, une halte de scrupules, un *apéritif* avant le repos, LB 227 (vgl. oben S. 128); elle a probablement eu une *indigestion de soutaniers* (vgl. oben S. 128) et ... elle m'a requis pour faire un *intérim de bas noirs,* LB 311; *l'immondice en émoi* de l'homme (männliches Glied), LB 369; perdre son âme pour le plaisir de *projeter un peu de boue hors de soi,* car c'est cela, votre amour humain, ER 93; endlich die in EM ungemein häufige „crise juponnière", EM 132, 133, 141, 151, 176, 191 (la fièvre juponnière), 273.

[9]) Vgl. oben S. 127! — Ich füge hier einige z. T. anders geartete Bilder literarischer Kritik hinzu: Des livres qui faisaient, en peignoir de couleur, la retape pour 3 fr. 50 c., EM 201; ähnlich LB 325; ces retapes d'art, ER 389; d'autres [livres] ... délayèrent des cuillerées d'eau bénite dans le mucilage d'une gluante prose, AV 194; un volume un tantinet mucilagineux, O 35; ... ce style oléagineux, cher aux catholiques, O 41; une gelée d'onction vraiment ferme, ER 202; ... quelle colle d'onction, quelle bouillie de style, LC 113; ils [les Orléanistes] se bornaient à jeter dans les juleps de Feuillet les sels secs de Stendhal, LB 7; il [le naturalisme] n'a fouillé que des dessous de nombril et banalement divagué dès qu'il s'approchait des aines; c'est un herniaire (!) de sentiments, un bandagiste d'âme (!) et voilà tout, LB 2; quant au 18e siècle ..., ce siècle fut une époque de bedon et de bidet et, dès qu'il voulut toucher au culte. il fit d'un bénitier une cuvette, LC 375; ce que tout cet art de bidet et de chaise longue est peu!, DT 152.

Im ganzen sind hier zwei Gruppen von Bildern zu unterscheiden, solche mit der Leitvorstellung *„schleimig, klebrig"* (vgl. „salbungsvoll") und solche mit der Leitvorstellung *„Unterleib"!*

ruisseaux de sauce jaune", LC 265. Hierher gehört auch eines der Lieblingsepitheta H.'s, *faisandé,* das den Geruch nicht mehr frischen Wildfleisches bezeichnet, das von H. aber als Farbenbezeichnung gebraucht wird: „les ciels faisandés, AV 203, „une face faisandée, LB 367[10]).

Die zur Charakterisierung von Speisen und Lebensmitteln selbst aufgewendeten Bilder sind ungemein zahlreich und mannigfaltig und ich erwähne hier nur folgende in den Zusammenhang gehörige: „ . . . le dîner est prêt. — Et il embaume, s'écria Durtal, humant l'odeur d'un pétulant pot-au-feu qu'*éperonnait* une pointe de céleri affiliée aux parfums des autres légumes", LB 81; des plats parfumés, acides, *talonnant* dans l'estomac, comme des *éperons* à boire", LB 167: beide Male löst die Vorstellung der Empfindung scharfen Geschmacks das Bild von Sporen aus[11]). Oder: „la *concision* des repas", ER 337, „l'existence *sommaire* des trappes", ER 340, „en dépit du *laconisme* de ses repas", LC 50, „la nourriture *brève*", B 87; überall handelt es sich um die Knappheit der Mahlzeiten.[12]).

Ganz bestimmte, immer wiederkehrende Vorstellungsgruppen auch verknüpfen sich bei H. mit den Begriffskomplexen „Laster, Ausschweifung", „Seele, kranke Seele, Seelenstimmung" und „innere Reinigung, Beichte". Die hierher gehörigen Bilder sind weniger abnorm impressionistisch, wie die sinnübertragenden Vergleiche, sondern eher abnorm naturalistisch und großenteils ungemein geschmacklos.

„Laster, Ausschweifung": „Je suis las et *les latrines* de mon âme sont pleines", EM 298; „le paysan s'étanche sur de sains *fumiers* de chairs", C 188; „il pataugea dans le

10) Vgl. Céard, *La Saignée* (In *Les Soirées de Médan*): „Un fumet de femme mûre se dégage et de chair amoureuse délicieusement faisandée". — Vgl. ferner: „ . . . en somme, tous ses conseils se réduisent à celui-ci: *cuisez dans votre jus* et attendez", ER 98.

11) Vgl. „Ces mets subtils et *réveillés* d'épices", M 82.

12) Vgl. hierzu auch: „Une jeune mère, effilée, droite, aux traits *laconiques*", C 44 und „restreindre la *faconde* de la maternité, en la ramenant au *laconisme* des vierges, à l'élégante *concision* des attraits neufs", TP 96: Dieselbe Erscheinung mit Bezug auf die körperliche Gestalt. Dagegen: Les *lignes* trop *loquaces* sous la robe mondaine s'étaient *tues,* ER 160. — Andere *kulinarische Stilbilder*: Elle mangeait avec appétit, lui, ne bougeait, l'écoutant faire sonner *le doux carillon des mâchoires,* M 49; *l'urinaire avarie* de ce fromage bleu, ERa 100; il *s'escrima contre du veau fade et du pain dur,* ERa 152; *l'éponge enflée* d'une robuste soupe, B 49; après avoir *torché* la sauce d'un immense rata, B 50; le *torchon* mol et rose d'un rosbif, B 50; la *pénitentielle filasse* d'un veau tiède, DT 166; les *quartiers récalcitrants* de la bête, O 293. — Hierher gehört auch: Ne pouvant arrêter le *bal de son estomac,* elle l'accompagne, en musique, de hoquets et de points d'orgue, SV 49; *l'obsédante panique* de leurs ventres enflés, FL 59; les *paniques* du ventre, O 80.

souvenir de ses vieux *cloaques*", AR 136; il songeait à *la voirie* des ses sens", ER 38; „après que mes *porcheries* sont satisfaites", ER 93; Père, j'ai chassé les *pourceaux* de mon être, mais ils m'ont piétiné et couvert de *purin* et *l'étable* même est en ruine... faites miséricorde, Seigneur, au *porcher* sans place!" ER 250.

„Seele, kranke Seele, Seelenstimmung": ... un Novembre[13]) de corps, ... une *Toussaint d'âme*", LB 135; nicht ganz dasselbe bedeuten, aber eng verwandt sind folgende Beispiele: „... elle [la vérité] semait indifféremment la conviction dans la *Mésopotamie* des âmes élevées et dans *la Sologne spirituelle* des idiots", ERa 267; „il est tantôt sur les cimes, tantôt dans les bas-fonds, jamais dans la plaine parcourue, dans *les pampas* de l'âme", LB 313; „il essaya de regarder un peu en lui-même; mais il ne découvrit qu'une *Beauce* d'âme", LC 101; l'on aperçoit en lui de larges *clairières*, de vastes *abats* d'âme", LC 341. Eine weitere hierher gehörige Gruppe bilden: „cette *chorée* d'âme", LB 186; une sorte de *dyspepsie* d'âme", ER 98; „toute sœur discole pourrirait le troupeau, donnerait la *clavelée* aux âmes", ER 168; on ne voit plus, on a *le mal de mer* de l'âme", FL 172: „l'on se figure aisément la *carie* de cette âme", TP 83; prenez pitié des âmes *rachitiques*", LC 351[14]).

„Innere Reinigung, Beichte": „La seule œuvre propre de ma vie serait justement de *faire un paquet de mon passé* et de l'apporter, pour le *désinfecter*, dans un cloître", ER 180; „chacun apportait *le paquet de ses maux* et l'ouvrait", LC 359; „s'il n'y avait parmi les pénitents que des hommes, la *lessive* aurait lieu encore assez vite, car les *lavandiers* expédient d'habitude, après un rinçage sommaire, les hommes; mais il y a des femmes! — et, celles-là veulent qu'après les avoir *amidonnées*, on les *repasse*; — alors pour peu que cha-

---

13) Vgl. AR 189: „la psychologie morbide de l'esprit qui a atteint *l'octobre* de ses sensations".

14) Andere interessante Stilbilder in Bezug auf die Seele: *se natter* l'âme de regrets et d'effroi, ER 38; l'abbé Gèvresin est un habile *horloger d'âme*, ER 98; les âmes *mansardées*, ER 116; un *Dieu tapi dans* une âme, ER 108; quelle *chatte caressante* d'âme, ER 109; l'âme *lutée* par la cire des péchés, ER 204; l'âme *en vrague*, LC 358; le côté de bazar religieux et de caque sentant l'âme et le linge *aigrelets* des bigotes, DT 15; Jésus saisit l'âme pour la *liquéfier* dans la forge de l'Amour et la *verser*, alors qu'elle entre en *fusion*, dans le moule nuptial de sa croix, SL 92; dès qu'elle lui eut *sevré* l'âme, la Madone la descendit de ses bras par terre, SL 92; l'âme, *phosphorée* par les prières, prenait feu, O 35; aura-t-il *les reins* d'âme suffisants pour supporter l'exil, O 351; on peut s'apprêter à *manger de la vache enragée* d'âme (!), conclut Mme Bavoil, en soupirant, O 409; cette grotte, elle est le *hangar* des âmes en transe du monde, FL 47; un peintre qui aurait *projeté* un peu d'âme sur une toile, DT 152; un *bandagiste* d'âme, LB 2; *puisatier* d'âme, LB 6. Das Gemeinsame aller dieser „Seelenbilder" ist die Verknüpfung eines ganz realen, mitunter betont naturalistischen oder auch technologischen Vorstellungsinhaltes mit dem Begriff „Seele".

cune apporte à *savonner* toutes les petites affaires de son ménage et que le *blanchisseur* y prenne intérêt, il y en a pour des heures", FL 219; „les premiers arrivés sont des hommes; ils sont là, têtes basses, qui se *pelurent* la conscience; ils auront vite fait de déposer leur *paquet d'épluchures* aux pieds du prêtre", FL 219; *épousseter les salles intérieures*", FL 220; „je *vide ma hotte* dans les ouïes d'un excellent homme", FL 221; l'on pouvait *se pouiller* l'âme, ER 5; „tous se récolaient, *s'épuçaient,* silencieux, l'âme, ER 372[15]).

Die in der Gruppe „Laster, Ausschweifung", die wegen des Beispieles C 188 etwas auszudehnen wäre, zugrundeliegende Hauptvorstellung ist „Schmutz" und daraus ergeben sich ohne weiteres Bilder wie „latrines, fumiers, cloaques, voirie, porcheries, pourceaux, étable, purin", endlich „porcher". Die unbedenkliche Kühnheit dieser Bilder ist nicht minder typisch für H. wie ihr krasser Naturalismus.

Nicht so einheitlich ist die folgende Gruppe, die ich „Seele, kranke Seele, Seelenstimmung" genannt habe. „Une Toussaint d'âme" bietet zwar keine Schwierigkeiten und gibt ein bei H. selten poetisches Bild; letzteres kann man freilich von chorée, dyspepsie, clavelée, mal de mer und carie, mit der Seele in Zusammenhang gebracht, nicht eben behaupten, doch bildet ihre Geschmacklosigkeit kein Hindernis für ihre Verständlichkeit. Anders steht es mit jenen Bildern dieser Gruppe, deren Gemeinsames der Begriff „weite Ebene" ist, auf eine bestimmte Art von Geistes- oder Seelenzustand angewendet. Der Gegensatz zwischen „la Mésopotamie des âmes élevées" und „la Sologne spirituelle des idiots" ist verständlich: es ist der zwischen dem fruchtbaren Boden gehobener, d. h. für Hohes empfänglicher Seelen, und dem sumpfigen, also unfruchtbaren geistigen Terrain der Idioten. In dem Beispiele „une Beauce d'âme", das man unwillkürlich mit dem früheren auf eine Stufe stellen möchte, soll aber nicht der Gedanke „Fruchtbarkeit, Empfänglichkeit" zum Ausdruck gebracht werden, denn es heißt „*mais* il *ne* découvrit *qu'*une Beauce d'âme", er wird also bei dem Blick in sein Inneres enttäuscht. Daher handelt es sich hier vermutlich nur um die Vorstellung der abwechslungslos, reizlos sich dahindehnenden Weite, an die ihn die Erstorbenheit seines Innern gemahnt, im Grunde also um dasselbe wie in „Toussaint d'âme" und „octobre de sensations"[16]). Da aber „Beauce" in erster Linie die Vorstellung „Fruchtbarkeit" er-

[15]) Vgl. auch (aus einem andern Zusammenhang): „Chacun *déballe* devant Elle le pauvre *paquet* des souffrances corporelles et des tortures morales qu'il apporta", FL 37.

[16]) Vgl. auch: „La Beauce était *si monotone et si plate* qu'aucun incident de site ne pouvait se produire", LC 209.



weckt, ist das Bild als mißlungen zu bezeichnen. — In dem Beispiel „l'on aperçoit en lui de larges clairières, de vastes abats d'âme" herrscht deutlich die Vorstellung „unbewachsene, d. h. der Bekehrung unzugängliche Gebiete des Seelenlebens" vor. Endlich „il est tantôt sur les cimes, tantôt dans les bas-fonds, jamais dans la plaine parcourue, das les *pampas* de l'âme"! Frei übersetzt: „Er war bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt, niemals aber in gesunder Durchschnittsstimmung, in Seelenruhe." Auch dieses Bild ist nicht sehr gelungen.

Recht klar wieder liegen die Dinge in der dritten Gruppe: „Innere Reinigung, Beichte". Sie bildet zwar nicht ganz streng, aber doch in gewissem Sinne das Gegenstück zur ersten, „Laster, Ausschweifung", deren Grundidee „Schmutz" steht hier als Kerngedanke „Reinigung" gegenüber: désinfecter, pelurer, épluchures, épousseter, épucer dienen als Ausdrücke, wieder lauter Bilder naturalistischesten Gepräges. Ein echter Huysmans ist die pedantische Durchführung des Bildes von der Frauenbeichte in Lourdes, wo zum Waschen auch noch das Stärken und Plätten kommt[17]).

Die gekennzeichneten Parallelismen in der inneren Anschauungsweise finden sich natürlich auch auf anderen Gebieten und ich stelle hier noch einige solcher Gruppen zusammen.

Das Zola'sche *„violenter le ciel"* (Lourdes): Pendant ce temps, des béliers d'oraisons, des catapultes de prières ébranlent les remparts de la Cité divine, LC 261: des missionnaires ou des prêtres qui dirigent, de même que des catapultes, les prières des foules contre les vantaux du ciel, FL 41.

Gebet: a) c'est une véritable colonne de prières que ce jeune homme, ER 294; la chère Mme Bavoil est une colonne de prières, LC 47; b) la fatigue des prières absorbées à doses massives, O 294; [les Saintes Espèces] prises à de hautes doses, ER 95.

---

[17]) In diesem Zusammenhang läßt sich noch folgendes Beispiel anführen, wo es sich um eine Beschreibung der brennenden Kerzen in der Marien-Grotte zu Lourdes handelt: il mouche *le pistil* en coton des *ces fleurs*, il *émonde les tiges, échenille les vers blancs* (echt H.'scher Anklang!) des couleurs, *déterre les racines* qui s'éteignent, FL 44: ebenfalls wegen der konsequenten Durchführung des einmal gewählten Bildes charakteristisch; vgl. auch z. B.: „les plaies de ses mains sont des bourses toujours vides et il les tend pour que chacun les emplisse avec la menue monnaie de ses souffrances et de ses pleurs", SL 315; elle [la tour de la cathédrale d'Amiens] est aussi un crayon non taillé, rond du bout, qui ne peut inscrire dans l'au-delà les oraisons de la terre, LC 150; verwandt, aber poetischer: les grands moulins à vent bénissaient, avec la croix de leurs ailes, la ville, SL 334. Man wird in diesem bei H. sehr oft sich vorfindenden „Im Bilde bleiben" einen Einfluß der kirchlichen Symbolik mit ihren minutiösen Ausdeutungen sehen dürfen.

Die Jungfrau Maria: Quelle Bacchante de l'amour divin, quelle Ménade de pureté, ER 109: elle réservait pour Lui ses furies de ménade amoureuse ... elle remplissait sa mission de goule sainte et triste, O 355/6; cette salutaire Euménide, O 448.

Alte Kirchen: Presque toutes [les basiliques] chevauchent sur deux, sur trois, sur quatre espaces de cent ans chaque, LC 151; elle [l'église Saint-Séverin] chevauche, ainsi que ses grandes sœurs, les cathédrales, sur plusieurs siècles, B 115.

Kirchlicher „Betriebsschluß“: Le clergé couche Jésus aussitôt que la nuit tombe, ER 89; pressé de se coucher, le clergé avait, dès sept heures, bouclé la Vierge, LC 219.

Höchster Glaubenseifer: Elle eut la concupiscence des douleurs physiques, la gloutonnerie des plaies, ER 60; cette vorace de l'immolation, SL 65 (vgl. oben: „Die Jungfrau Maria“).

Aufgehen des Lichtes am Himmel: Le soleil se décidait à mûrir, SV 14; ce silencieux accouchement de la lumière, sortant peu à peu de la matrice élargie d'un ciel, C 192 (vgl. auch „l'ovaire des pensées“, ER 223).

Dunkles Flußwasser: Cette croix d'eau dont le ciel bleuissait le jus de chique, ER 443; aussitôt le rappel d'une rivière, semblable à celle-là, avec sa décoction de brou de noix ... vous obsédait, LC 207; au-dessus de cette purée de jus de nèfles que roulait l'Eure, LC 207 (vgl. S. 136).

Jämmerliche Musik: Un orgue qui crachera en de longs hoquets les mélodies dont son ventre est plein, CP 86; le cambrousier d'église qui tient l'ophicléide en tire des meuglements de vache éperdue, de pieux et de profonds rots, FL 185.

Minderwertiger Gesang: L'on y embrenait avec des fredons libertins la pauvreté des voix, ER 46; ... avoir aboli le plain-chant et embrené nos oreilles, O 407/8.

Endlich lasse ich einige Gruppen von Beispielen folgen, wo die mehr oder minder **gemeinsame Grundvorstellung** zwar meist nicht durch gleiche oder verwandte Stilbilder zum Ausdruck kommt, sondern sich verschieden sprachlich äußert, dies aber auf eine ganz ungewöhnliche Art und Weise:

Weibliche Formen, Busen: une bombance (eigentlich „Wohlleben, Gasterei“, hier für „bombement“) de chairs mal retenues par les douves d'un corset, SV 16; découvrant, dans le va-et-vient de ses bras, la cage de ses côtes, SV 39; une croix de Jeannette qui pantelait sous le va-et-vient d'une océanique gorge, UD 315 (man beachte in diesen Beispielen immerhin: douve, cage, va-et-vient!); les pains de graisse, modelés en façon de femmes, SV 78 (gemeint sind „femmes

colosses"); la jatte du corsage, DT 165; les bols de son corsage, DT 169; de fortes hanches et d'impétueuses croupes, FL 118; une paysanne maigre et coxalgique, poussant devant elle un somptueux ventre très peuplé, ERa 216.

Haare: un amas de vieilles drogues sur les crânes à clairière desquelles courent des chevilles de cheveux blancs, B 95; . . . des Parques avec des faces grimées, des cheveux en brioche sur la tête, B 60; une tête dont la chevelure laissait tomber des pleurs de fils blonds, O 108; sur ses genoux, en de longs fils noirs, cette pluie tomba, ER 158.

Wangen: les joues sillonnées de vermicelles roses, ER 257; des joues de percaline rose, B 95.

Augenlider: les paupières battant du lilas dans des faces hâves, EM 172; elle se déshabille derrière le rideau baissé de mes yeux, ER 101.

Nase, Mund, Lippen, Zunge: des bouts de langues qui badigeonnaient de temps en temps le coin crotté des bouches, SV 13; torchant l'éternelle gouttière de son nez, SV 28; . . . qui avaient encore des stalagmites vineuses aux moustaches, SV 58; son nez effilé aux narines pochetées, semblables à des bouts de pinces à sucre, O 235; une lèvre de fond d'omnibus, de train de jument, TP 62; la langue tuméfiée qui précède le paysan de Coutances, FL 85.

Blick: le regard naufragé, EM 93; des yeux incertains et trébuchants de myope, LB 149; mes yeux ramonent, en se fermant, des sables durs, DT 175.

Musik, Instrumente: deux tristes vieillards sans cheveux, qui chatouillaient la panse des violoncelles, M 53; un flageolet qui brandit son cri aigre sur l'explosion des cuivres et l'effondrement de la mailloche sur la caisse, SV 76; des basses solidement bétonnées, ER 41; pendant que graillonnait l'âge avancé des basses, ER 46; les chantres alternaient et jetaient, l'un après l'autre, des pelletées de versets, ER 36; le chemin de fer russe des voix, O 48.

Eisenbahn: [la locomotive] . . . faisant onduler sur le zigzag d'un rail . . . la jupe de son tender, SV 118; l'enfantin chemin de fer qui joue de la toupie entre Paris et Sceaux, AR 33.

Maschinelles: des clysopompes veufs de leurs tuyaux et de leurs becs, SV 294; vois les machines, le jeu des pistons dans les cylindres: ce sont dans des Juliette en fonte des Roméo d'acier, LB 276.

Rosenkranz: Sans dévider le tournebroche des chapelets, ER 125; il . . . s'astreignit à épeler ses grains, ER 302; le rosaire . . . ne paraît être qu'une toupie de sons, ER 434.

Verschiedenes: Il [ein Bischof, in den alle Betschwestern von Lourdes verliebt sind] . . . leur tend à sucer son bonbon d'améthyste, FL 134; eux [die Maler der Kölner

Schule] furent des saccharifères, des fabricants de bonbons pieux, TP 41; ... en pianotant, du bout des doigts, leurs faux cheveux, AR 230; ses pieds envahis par un potager d'oignons, UD 288; il [Gilles de Rais] avoua s'être vautré dans les élastiques tiédeurs des intestins, LB 352; on brassait à nouveau les cartes, M 125 (dasselbe Bild SV 27 bei „une potée de dominos"); d'aussi rugissants secrets, LB 112; les piliers se dédoublent et couchent sur le sol de longs pans de nuit, ER 114; six pins maigres balayaient l'air, ER 160; des milliers de cédilles de feu dont le vent qui soufflait activait les lueurs, ER 439; elles [les graines] lèvent dans la douceur contemplative des automnes, fleurissent enfin dans la vie unitive des étés, LC 410; les vitrines bondées de bouteilles aux goulots engorgés de glandes montrent les stigmates des maux qu'elles renferment. Elles sont les scrofules de la verrerie, l'anémie des litres, B 47/8; les revenants des vieux forfaits ... ne parvenaient pas à se coaguler, à prendre corps, LC 41/2; lorsque celles-ci [les foules] ne s'y coagulent pas, l'on peut s'isoler dans la pénombre d'un coin, FL 215; il [le verrat] sonna joyeusement du groin, ER 336.

Manches eigentlich auch in eine der vorangehenden Gruppen Einzureihende wird in anderen Zusammenhängen genannt.

Eine gewisse Pedanterie ist dem Stile H.'s eigentümlich in der übertriebenen Exaktheit in der Wiedergabe von Farbenabstufungen: „... une maison barbouillée d'une couleur *grumeleuse et rosâtre*, quelque chose comme *un écrasement de fraises dans du fromage blanc, de lie de vin dans du plâtre*", M 146; „de blanches poires aux queues couleur de *rouille*, de *chocolat*, de *framboise* ou de *mauve*", EM 245/6 — es handelt sich hier um eine Beschreibung von Busen —; „des faces de *panaris mûrs*", FL 142, also „Gesichter von der Farbe reifer Nagelgeschwüre". Die Zahl der Beispiele ist ungeheuer und der exakte Realismus der Farbenbezeichnung hängt zweifellos mit H.'s Tätigkeit als Kunstkritiker und mit seinem übersensiblen Sehen zusammen[18]).

Pedantisch ist H. auch im Wechsel des Ausdruckes, der sich bei ihm sogar auf Partikeln erstreckt; eine Reminiszenz an seine Schulzeit z. B. lautet: „Pas de compliments, *quand* j'étais premier, un air rogue, *lorsque* j'étais troisième — méprisant et furieux, *si* j'étais onzième", EM 50. Das Einschlagen des Blitzes wird an einer Stelle in LC (75/6) mit folgenden verschiedenen Ausdrücken wiedergegeben: le ton-

---

18) Vgl. z. B. noch: Une ceinture de zouave, d'un azur à laver le linge, des laines de teinte purée de pois ou ardoise, FL 53; des épidermes d'ancien buis ..., des peaux de pelure d'oignons, des yeux lapis ou vert de mer, FL 53; les robes raisin-sec, FL 118; le ton de motte à brûler, FL 141; marbre couleur de rillettes, FL 102, B 115.



nerre *tombe* sur ...", „la foudre *croule* sur . . .", „le tonnerre la *bat*", „celle-ci fut *calcinée ... par la foudre*". Besonders reichhaltig in dieser Hinsicht sind LC und SL, denn die Einförmigkeit des Stoffes brachte es dort mit sich, daß H. wenigstens sprachlich die Reize der Abwechslung aufsuchte, vor allem, wenn er mit oft seitenlangen aufzählungsartigen Darstellungen zu tun hatte. LC 179—181 z. B. werden die Farben auf dem „Couronnement de la Vierge" des Fra Angelico im Louvre kirchensymbolisch ausgedeutet und dabei nicht weniger als 20 verschiedene Bezeichnungen des Sinnes von „bedeuten" gebraucht: symbole, annoncer, rendre, traduire, indiquer, marque, désigner, seing, image, synonyme, symptôme, signe, indice, stigmate, se signaler, pouvoir être pris dans un sens, dans une acception, manifester, témoigner, noter. Diese Zahl könnte allein aus LC noch stark vermehrt werden, sowohl mit Wörtern derselben Bedeutung als auch solchen des verwandten Sinnes „anwenden, sich beziehen auf"[19]).

In SL 294ff. werden die Nachfolgerinnen der hl. Lydwina aufgezählt und am Schluß immer das Datum ihres Todes angegeben; dabei finden sich folgende Ausdrücke für „starb": mourut, décéda, trépassa, naquit au ciel, succomba, expira, acheva sa misson, termina son sacrifice, sa vie fut un livre de douleur; il se ferma en 1648, son décès eut lieu, sa mission piaculaire prit fin, succomba à la peine, se termina, elle supplia le Seigneur de la déliver de la vie; sa requête fut accueillie, est morte, son holocauste prit fin, sa mort eut lieu, est décédée.

In FL 21ff. ist von der unbefleckten Empfängnis die Rede mit folgenden Bezeichnungen: l'Immaculée Conception, l'intémérabilité de la naissance, la Conception sans tache, l'immunité d'origine, la dispense d'impureté de sa Conception, la prérogative de sa naissance[20]).

Alle die bisher gegebenen Beispiele, die letzten wie auch die der früher gekennzeichneten Zusammenhänge, zeigten uns schon das eigentlichste Wesen des H.'schen Stiles: unbe-

---

[19]) Translater, ébaucher, sanctionner, alléguer, dénoter, certifier, enseigner, attribut, retracer, impliquer, augurer, stipuler, avérer, proclamer; s'adapter, appliquer, associer, octroyer, se référer, réverbérer, concentrer, promulguer, évoquer. — Vgl. ferner LC 298ff. die Masse der Ausdrücke für „Rosenkranzbeten"!

[20]) Vgl. auch O 123 mit 14 Ausdrücken für den Gedanken „zog sich als Klausner zurück" und SL 57/8 mit deren 7; ferner O 327ff.: zweiteiliger Bart: „la barbe bifide, la barbe tombant en deux énormes coulées sur la poitrine, la barbe divisée sous le menton en deux touffes timorées, la barbe en fourche"; endlich B 54: „La portion *coûte deux sous;* joignez-y *deux sous* de pain et une canette de bière fabriquée avec Dieu sait quoi! et qui *vaut,* elle aussi, *dix centimes,* et l'on peut pour six *sols* se procurer l'illusion d'être nourri".

dingte Originalität, ungezügelten Subjektivismus, rücksichtslosen Impressionismus um jeden Preis, selbstverständlich auch um den des guten Geschmackes. H. ist sehr oft auch Stil-Künsteler, nicht nur Stil-Künstler, und seine Schreibweise sehr oft verstandesmäßige oder wenigstens aus raffiniertem Fühlen sich ergebende Manier, nicht nur aus starkem Impressionismus fließender Stil. Allerdings zeigen uns die gegebenen Beispiele auch noch etwas anderes: eine ganz ungewöhnliche Sprachgewalt. Doch auch diese Gewalt über sein Instrument ist nicht immer die des begnadeten Künstlers, sondern sehr oft die des blendenden Virtuosen, des routinierten Kunst-Technikers.

Nichts zeigt uns dies deutlicher als ein Vergleich zweier inhaltlich verwandter Stellen aus H.'s SV (p. 14) und Anatole France's „Le Crime de Sylvestre Bonnard" (p. 270). Hier wie dort könnte man das gegebene Bild „Sonnenlicht im Alltag" nennen:

H.: „La lumière sauta, jaillit, éclaboussa de plus larges gouttes le plancher et les tables, alluma d'un point tremblant le col d'une carafe et la panse d'un seau, incendia de sa braise rouge le cœur d'une pivoine qui s'épanouit, frémissante, dans son pot d'eau trouble, creva enfin en une large ondée d'or sur les piles des papiers qui éclatèrent avec leur blancheur crue sur la suie des murs".

A. France: „Une magnifique lumière, la lumière d'un beau jour verse ses ondes incorruptibles dans ce lieu sordide ... Au dehors, elle répand sa splendeur sur toutes les misères d'un quartier populeux.

Qu'elle est douce, cette lumière dont mes yeux s'emplissent depuis si longtemps, et dont je ne jouirai bientôt plus!"

Auf der einen Seite: größere Anschaulichkeit, naturalistisch detaillierende Gegenständlichkeit, impressionistische Vergleiche, peinliche Genauigkeit der Farbenwiedergabe, subjektivstes Sehen — auf der andern: Klarheit, Objektivität, Einfachheit und schließlich eine subjektive Wendung, die aber auf einem durchaus normalen Fühlen beruht! —

Im folgenden schließe ich noch einige Gruppen von Beispielen an, welche den starken Impressionismus, aber wohl auch die bewußte Originalität des H.'schen Stiles im engeren Sinne erweisen sollen.

Das Französische verwendet bekanntlich mit großer Vorliebe ein mit einer Präposition verbundenes Substantiv in der Funktion des Adjektivs: une agonie sans fin LB 13, un crucifix sans valeur LB 328. Bei H. geht diese Vorliebe weit übers Gewöhnliche hinaus und bedient sich jener Fügung oft und oft mit viel größerer Bildhaftigkeit als der eines simplen Adjektivs: une femme sans chemise (für das

banale nue) posée sur un dos de poisson, B 55; des aperçus sans nouveauté, DT 31. Gleich hier kann man feststellen, wie sich so, durch den Gebrauch gewisser Präpositionen mit gewissen Substantiven, eine eigene H.'sche Wortschatztradition herausbildet, die wir auch sonst noch werden beobachten können. „Sans gloire" z. B. nimmt so allmählich die Bedeutung „nichtssagend, fade" an: „elle servait des viandes invariées dans des sauces sans gloire", LC 110; „sa façade est sans gloire", B 48; „l'aspect sans gloire d'un cachet de pain", SL 323[21]). „En ignition" wird zum Vertreter von „en flammes, en feu"[22]), die zwar auch die Rolle von „ardent, flambant, enflammé" u. dergl. spielen, aber für H. schon zu stark verblaßt sind: „les torrents en ignition d'un sol", ERa 119; „une missive (= lettre) en ignition", LB 413; „sa chevelure en ignition", DT 296. Besonders die Präposition en, vor allem dort, wo ihre ursprünglich lokale Bedeutung zurückgetreten ist, verhilft H. auf diese Weise zu schier unbegrenzter Möglichkeit in der Variierung der adjektivischen Funktion: „ce corps en charpie", SL 89; „je me sens débilité, l'estomac en charpie", O 293[23]); „la chair en cordes à violon d'un vieux bélier", O 292; „elle sommeillait, bouche en o, jambes en i, torse au vent et gorge au diable", M 46; „des yeux en laitance de poisson cuit, des yeux en croûte de bondon gras", FL 83; „un nez en as de trèfle", FL 133, LC 249, DT 37; des nez en pied de marmite, LC 363, O 225.

Viel weiter ausgebildet, als es sonst in der modernen Sprache der Fall ist, erscheint bei H. auch ein anderes Stilmittel zur Bezeichnung der Eigenschaft: Das Verbum drückt eine Eigenschaft (fast immer die Form) des von ihm abhängigen Akkusativ-Objektes aus: „un tas de trognons de choux et d'épluchures de scaroles, qui *bossuaient* de vert le pavé de la rue", M 75; d'interminables reptiles, qui *dardaient* des langues noires en fourche", SV 35; „c'était un pauvre être qui boitait et *allumait* de grands yeux dolents dans une face souffreteuse et pâle", SV 119; „elle *arrondit* des yeux énormes", SV 249; „il ne doutait point ... que ... la bonne n'*allongeât* une mine bourrue et un nez pincé", EM 217; „l'autre ... *voûtait* un dos dont l'échine saillait", EM 241; „ce vieillard *pompait* un nez montueux sur des pommettes roses", C 55; „elles *bombent* des joues de percaline rose", B 95; „il ... *hérisse* une dure moustache", B 102 usw.[24]).

---

21) Vgl. auch: „deux cabarets sans éclat", B 55; „la chapelle est sans faste", DT 109; „un vieillard sans grâce", B 66.

22) Vgl. Elle ... a ... filé le lin en flammes des prières", FL 192.

23) Vgl. „Un pauvre vieil homme qui avait tant bu, dans sa jeunesse, qu'il avait l'estomac en meringue", SV 19.

24) Dieses *Vorausnehmen der Eigenschaft* zeigt sich auch, wenn das Adjektivum des zweiten von zwei genetivisch verknüpften Substantiven

Es ist bezeichnend, daß sich auch noch einige weitere Stileigentümlichkeiten H.'s gerade mit dem Ausdruck der Eigenschaft verknüpfen, denn hier stand seinem Impressionismus und seinem Streben nach Originalität am meisten Einförmigkeit in den sonst üblichen sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten gegenüber: H. sucht also nicht bloß die Fesseln der herkömmlichen Adjektiva zu sprengen, indem er ungewöhnliche Eigenschaftswörter sucht, sondern er macht sich auch frei von den „adjectifs placés à la queue leu-leu"[25]), indem er ihre Setzung ganz umgeht, sei es durch metonymischen Ausdruck, sei es durch Präp. + Subst. oder durch das Verbum. Wo er aber doch genötigt ist, sich mehrerer Adjektiva zugleich zu bedienen, da weicht er auf andere Weise dem gewöhnlichen Sprachgebrauch aus.

Hierher gehört zunächst jene bei H. ungemein häufige Erscheinung, die ich als divergierende Adjektiva bezeichnen möchte. Sie besteht darin, daß zu einem Substantiv ein, mitunter auch zwei Paare von Adjektiven attributiv oder prädikativ in Beziehung gesetzt und paarweise durch *et* verbunden werden, obwohl oder vielleicht weil sie ihrem Sinne nach gar keine Verwandtschaft aufweisen. Der Effekt ist zweifellos die Überraschung des Lesers, ein und dasselbe Ding oder Wesen von zwei gänzlich verschiedenen Seiten aus, durch die zwei stärksten Eindrücke, gleichzeitig beleuchtet zu sehen; wieder ein durchaus impressionistisches Stilmittel:

C'était au demeurant une fille *vaillante et bête,* SV 32; une matronne *impudente et grave,* SV 84; une vache *puissante et pacifique,* EM 303; [un] relent *résineux et brusque,* ERa 36; un chapelet d'idées aux grains *diligents et divers*, ERa 47; elles sont ... *indigentes et exquises,* les voix au sexe indécis ou fondu de ces pauvres nonnes, ER 79; le ventre est entouré d'une cordelière à nœuds *lâche et précieuse,* LC 250; là, c'est une blonde, ramassée, *trapue et debout,* nous tournant également le dos, C 24; un fleur *clérical et intime*, *antique et doux,* DT 33; le fait est qu'elle [Notre-Dame de Paris] est *sombre et énorme,* DT 74; les traits d'une forte Hollandaise, *avenante et commune,* d'une virago *énergique et hagarde,* SL 33; on la jugerait, dans une exposition de Paris, *courte et savonneuse,* FL 105.

Weniger auffallend ist folgendes Beispiel: l'air *bon enfant et narquois, gourmand et pingre,* DT 38: hier handelt es sich

---

zum ersten gezogen wird: le deuil remué des eaux, ER 281; la vision rouge du Cardinal, ER 80; l'aspect ballant d'une tête, LC 159; le rôle veiné des marbres, LC 195; la foule gladiée des vitres, LC 390. Beide Eigentümlichkeiten sind charakteristisch für H.'s *impressionistischen Stil:* der vorherrschende stärkste Eindruck wird zuerst sprachlich ausgedrückt (vgl. S. 158 ff.).

[25]) AR 261.

nicht, wie in den eben angeführten Beispielen, um die Paarung von Eigenschaften, die zwar nichts miteinander zu tun haben, aber immerhin gleichzeitig vorhanden sein können, sondern um Eigenschaften, die sich für gewöhnlich sogar gegenseitig ausschließen und deren Bezeichnungen sonst durch et . . . et verbunden oder durch nachfolgendes „à la fois" zusammengeschlossen werden. In anderen Beispielen findet man bei näherem Zusehen Eigenschaftsbegriffe vereinigt, zwischen denen, wenigstens nach der subjektiven Auffassung H.'s, eine gewisse Verwandtschaft besteht, teilweise auch objektiv, wie etwa in diesen: Les cauchemars de Jacques étaient *patibulaires et désolants,* ERa 268; cachant sous son calme d'emprunt on ne sait quoi de *félin et d'étrange,* DT 216. Für H. subjektiv verwandte Begriffe vereinigen: Tous ces hôtels qui s'alignent, *prétentieux et rigides, neufs et bêtes,* DT 120 [26]); les *pieuses et bébêtes* chromos d'un Bouasse, O 314 [27]); la fleur *éclatante et terrible* de son art, TP 49 und als typisches Gegenstück hierzu: une effigie *placide et atone* de Vierge, FL 16.

In „l'homme à l'œil et à la moustache de chat est *un robuste et un bienfaisant reître*", DT 233, bewirkt die Wiederholung von *un* dasselbe wie sonst ein hinzugefügtes *„à la fois"* (siehe oben).

Das gerade Gegenteil der eben gekennzeichneten Erscheinung bildet die häufige Verbindung verwandter oder nahezu gleichbedeutender Eigenschaftsbegriffe durch et . . . et: La nouvelle (sc. chapelle) *est et* [28]) *trop claire et trop blanche,* DT 308; il en vint à douter de la mission des successeurs de saint Pierre; il n'arrive pas à les concevoir *et si humains et si faibles,* SL 39/40; une pauvre fille malade que tout le monde sait être *et pieuse et charitable,* SL 212; un chrétien *et serviable et pieux,* O 19; leurs débris *et redorés et repeints,* O 221; ses petites villes . . . *et si placides et si recueillies,* O 344; en comparaison de ces clameurs et de ces outrances, tout le reste paraît *et aphone et fade,* TP 41.

In „. . . la réception à la Trappe avait été *taciturne et austère* . . ., l'accueil à Solesmes . . . avait été *et disert et clément*", O 2, soll et . . . et ausdrücken, daß der Empfang in Solesmes in *beiden* Beziehungen das Gegenteil desjenigen im Trappistenkloster war. Für „Aussi ce panneau était-il *et maniéré et charmant, et bizarre et froid*", O 228, gilt das oben zu *„bon enfant et narquois, gourmand et pingre"* Gesagte.

Auch bei Substantiven und Verben verwandten

---

26) Vgl. Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit., XLVII, S. 18.

27) Vgl. Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit., XLVII, S. 30.

28) Kakophonien finden sich auch sonst: „la *crasse grasse* de la pierre", FL 134/5, la *place grasse* des bouches", FL 253.

Begriffsinhaltes findet sich dieses *et* . . . *et*: La voilette qui lui couvrait *et les yeux et le nez,* EM 327: ce peuple dont il avait *et mâché et craché* le cœur, LB 438; et combien y en a-t-il maintenant de peintres *et qui peinent et qui ragent et qui souffrent* sur leurs œuvres?, C 13; le peuple gît effaré *et par ce qu'il apprend et par ce qu'il voit,* SL 39; elle avait besoin pour croître *et de silence et d'ombre,* O 432; tous ces pères qu'il avait *et fréquentés et aimés,* O 432.

Am allerdeutlichsten wird die barocke Eigenwilligkeit des H.'schen Stiles im Wortschatz offenbar. Wo immer es nur angeht, macht er einen weiten Bogen um die übliche Ausdrucksweise.

Ständige Redensarten sucht er irgendwie abzuändern, indem er sie auseinanderreißt, wie z. B. *„de bric et de broc“:* Ce cloître idéal, fabriqué *de bric* de réalité *et de broc* de rêve“, LC 230; oder umdreht: *„clopant-clopin“*, SV 31, „une femme qu'il n'avait jamais *ni connue, ni vue*“, AR 127; oder endlich, indem er ihnen überhaupt eine andere Form gibt: „braillant *à tue-gorge*“, SV 89 (für „à tue-tête“, nach „à gorge déployée, à pleine gorge“); „il se pourrait que ton mari n'eût pas *croqué le magot*“, EM 97 (für „croquer le marmot“).

Anstatt „quitter le lit“ sagt er „évacuer le lit“ (SL 180), anstatt „mourir“ „s'inanimer (SL 46), für „frapper à la porte“ heißt es „tocquer à la porte“ (EM 91), für „aller chercher les voitures“ „aller quérir les voitures“ (FL 147), statt „on ne sait pas comment“ „on ne connaît pas comment (O 338), les crevés opulents“ (ER 25) für „les riches morts“, er spricht von der „sapience de Dieu“ (LC 180, 329, O 319/20), um „sagesse“ zu vermeiden, er spricht von einem „roi des Germains“ (O 154), um nicht „Allemands“ sagen zu müssen, er nennt Cicero „le Pois Chiche“, die Kichererbse, (AR 38) und sagt „parafoudre“ für „paratonnere“ (O 389)!

Diese und eine große Anzahl verwandter Beispiele zeigen H.'s stilistische Absonderlichkeit allerdings nur in Einzelfällen, „sapience de Dieu“ ausgenommen. Eine bedeutende Menge solcher eigenwilliger Wortanwendungen wiederholt sich jedoch in gleicher Bedeutung und bildet so eine eigene H.'sche Wortschatztradition aus (vergl. S. 39).

Mit besonderer Vorliebe verwendet H. z. B. das Verbum arborer in der Bedeutung „aufweisen, an den Tag legen“. In Beispielen wie „ces *képis* à la conquête d'Afrique qu'*arborent* maintenant les collégiens et les officiers“, LB 418, und *„arborer* des *rubans* blancs“, O 324, ist die eigentliche Bedeutung *„aufpflanzen, aufrichten, hissen“* noch am ehesten festgehalten; ähnlich dort, wo von der Kleidung die Rede ist: „Ils avaient arboré des costumes de dimanche“, SV 29; „il arbore la redingote ancestrale, la redingote verte du

portier", DT 38; un nombreux clergé qui arborait des chapes de velours", DT 14; „tout le luxe de toilette qu'arborèrent les riches Flamandes". DT 228; „ils n'arboraient pas . . . l'uniforme dont vous parlez", O 144; „presque toutes arborent la mantille et jouent de l'éventail", FL 118. Daran sind Beispiele anzuschließen, die sich allgemeiner fassen und von „port" oder „allure" reden, beim Menschen, dann aber auch bei Unbelebtem: „L'autre arborait peut-être un *port* moins imposant", EM 40; „la rue qui arborait une *allure* de bourgade lointaine". EM 122; „les insolentes loges de concierge arborent des *allures* de salons bourgeois", AV 218. Endlich findet man Beispiele, wo die Bedeutung von arborer sich mehr und mehr verallgemeinert: „la rue arbore *d'anciens hôtels*". B 8; d'indifférentes boutiques aptes à arborer *le comptoir d'un marchand de vins*". B 36; „la rue des Prêtres-Saint-Séverin dont les ruisseaux lavés par des eaux de teinture arborent des *pavés* d'un noir d'encre ou d'un violet de gros vin", B 132; „le conopée du tabernacle . . . arbore *le ton* de la deuxième partie", O 324; „elles arboraient . . . des *couleurs* horribles", O 338; „les magasins arborent des *articles* d'un clinquant furieux", TP 58.

Zu den ständigen Ausdrücken H.'s gehört auch a î t r e, „terrain libre servant de cimetière autour d'une église; cour, parvis"[29]); es wird im Plural meist für *âme* verwendet, im Singular für *être,* nicht t r o t z, sondern w e g e n des Gleichklanges: „il ne parvenait même pas à se figurer *les aîtres* si adhésifs et si dociles de cet homme", ER 338; une prière jaillie de *ses aîtres,* O 111; comment remédier au désarroi de *mes pauvres aîtres,* O 113; descendre *dans ses aîtres,* FL 180; il sourdait du fond de *son aître* un torrent d'affection qui noyait tout, O 45.

R u, Berieselungsgraben, kleiner Bach, verbindet sich gerne mit „pensées": *le ru* de ses pensées ERa 70; son chat . . . dériva *le ru* de ses pensées, LB 168, im Sinne von „Gang, Lauf".

H a r a s, Gestüt, Pferdezuchtanstalt, findet sich oft in der ganz allgemeinen Bedeutung „Zuchtort, Pflanzstätte": „la femme est un *haras de chagrins et d'ennuis,* LB 126; l'Église, elle est *le haras divin* et le dispensaire céleste *des âmes*; Je me rappelle avoir visité ses restes devenus *une école professionnelle et un haras,* O 311. Der Sprung von der ganz konkreten Grundbedeutung zu dem rein geistigen Sinne des Wortes in diesen Beispielen ist noch kühner als der in Bedeutungsverschiebungen, um nicht zu sagen Bedeutungvergewaltigungen, die wir bei *aître* und *ru* antrafen. Näherliegend sind Beispiele wie „ses vêtements sont des pacages de vermines et

---

[29]) *Dictionnaire général* von Hatzfeld-Darmesteter-Thomas.

ses cheveux et sa barbe sont des *haras à poux*“, SL 21, oder „dormir la nuit dans *les haras de puces* des aubergers“, LC 12.

Zur Bezeichnung des unterbrochenen, unruhigen Schlafes dient häufig das sonst nur im materiellen Sinne[30]) vorkommende *concasser:* Les cauchemars des nuits mauvaises, aux *sommeils concassés,* C 40; so auch LC 342, DT 177, O 421; näher liegt: Le *corps concassé* par les cauchemars de la nuit, ER 270.

Zum traditionellen Wortschatz H.'s gehören auch gewisse Gruppen von Verben, die sich an gewisse Vorstellungsgruppen knüpfen. Sie sind zwar H. nicht ausschließlich eigen, was die damit geschaffenen Stilbilder anbelangt, kommen aber darin so oft bei ihm vor, daß auch sie zu H.'s traditionellen Stilmitteln gerechnet werden müssen.

In Verbindung mit den Begriffen „Licht, Tag, Sonne“ stellen sich sehr oft *tamiser, bluter, vanner* neben dem hier viel gebräuchlicheren *filtrer* ein: „Un *jour* saumâtre[31]), qui semblait *tamisé* par des lames de corne“, LB 164: „*le soleil se tamisait* dans le *crible* remué des feuilles; et le *jour*, ainsi *bluté* ...“, ER 258; „le *soleil* ... *blute* sa poudre d'or au travers des carafes“, SD 124; „les chairs se coloraient doucement aux *lumières* apprêtées que *blutait* l'étoffe“, AR 13; ces voûtes épaisses qui *blutaient* un *jour* dépouillé d'or et *filtraient* seulement une *lumière* violette“, ERa 58; „il semble que le *soleil vanne* du bien-être et *blute* de la joie sur la vallée“, FL 52[32]).

Das Verfließen und das Verbringen der Zeit wird mit *couler, écouler, égoutter, égrapper* ausgedrückt, die *alle* objektiv (transitiv) gebraucht werden: des lénitives heures qu'il y avait *coulées,* ER 445; il *écoula* ainsi l'été, AV 201; puis c'étaient des moments délicieux qu'il y *écoulait,* ER 38; la semaine *s'égouttait* encore, mais c'était le dimanche qui lui pesait, AV 216: *l'égouttement* des heures, ERa 106; ces paysages où il avait *égoutté* de si clémentes et de si cruelles heures, ER 418; quelle étrange existence j'ai moi-même *égouttée* dans ce cloître, ER 444; les heures quiètes *égouttées* dans ce couvent, LC 211. Mit *égoutter,* welches das langsame, gleichsam tropfenweise erfolgende Nacheinander der Stunden[33]) bezeichnet, ist *égrapper* in der vorliegenden Einzelbedeutung verwandt: La journée *s'égrappait* encore facilement jusqu'à quatre heures, AV 221 (vgl. das in demselben Werke

---

30) Concasser le poivre. Vgl. dagegen: „ces couples *pilaient du poivre* sur de dures banquettes, pendant des heures“, DT 167.

31) Vgl. S. 127, O 22 u. SV 138.

32) Echt H.'sches Spielen mit schillernden Bedeutungsverschränkungen und Wortanklängen liegt vor in: „l'espace qui trépidait dans *la poudre bleutée du jour*“, ERa 283.

33) Man denke an die Wasseruhr!



einige Seiten vorher sich vorfindende Beispiel mit s'egoutter und demselben bezeichnenden encore: AV 216); man ist daher auch nicht überrascht, wenn man liest: „le dolent grénelis des *chapelets* qu'elles *égouttaient* dans l'ombre", ER 114, „la sonnerie des *heures* qui *s'égrenaient,* une a une...", LC 111.

Zu *Augen, Nase* und *Mund* wird oft, mit Bezug auf das *Gesicht, trouer, percer, crever* als Prädikat gesellt; „ton Gille goguenard dont le blanc *visage* s'allume de prunelles inquiètes et *se troue* d'une *bouche* arrondie comme un O rouge[34]) dans l'ovale laiteux des chairs", CP 67; une *tête* de cheval, *trouée* de deux *yeux* vides, C 105; des *figures* sébacées *trouées d'yeux* qui serpentent sous des lunettes, FL 133; ... d'autres créatures, déhanchées comme elle et *trouant,* avec des *nez* en pied de marmite, les vessies de graisse blanche qui leur servaient de *face,* LC 363; la *bouche crevant* d'un *trou* rouge le masque blême, CP 21; ce *nez* qui *perçait* ... la croûte flasque et comme morte des joues, M 132[35]).

Zeigen die genannten Verbalgruppen immerhin Berührungspunkte mit der gebräuchlichen literarischen Ausdrucksform, so steht H. wieder ziemlich allein, wenn er *il sied* und *il convient* zum völlig gleichbedeutenden *Ersatz von il faut* werden läßt. An Beispielen wie „d'abord, *il convient* de s'humilier ... ensuite, *il faut* ne pas se fâcher et s'inquiéter ... enfin, *il sied* de ne pas discuter", LC 106, oder „*il faut* d'abord attendre ... puis *il sied* de connaître ...", O 294, wird klar, daß es sich zunächst wieder um die Bedachtnahme auf den Ausdruckswechsel für H. handelt. Dann aber treten il sied und il convient auch dort für il faut ein, wo jene keine Rolle spielen kann: „l'on ne sait plus auquel de ces maîtres *il sied* d'obéir", DT 292; *il sied* que je les envisage, ER 179; *il sied* seulement *que* cette leçon me *serve,* ER 306; il *siérait* de se procurer le volume de Joseph de Loignac, LC 148; il *convient* surtout de ne pas s'appesantir sur ces maux, ER 188; l'abbé expliqua deux pièges qu'*il convenait* de tendre, ER 270; il *convient* de toujours imaginer des causes honorables, O 207, usw.

Sowie in diesen Beispielen H.'s pedantisches Abgehen vom Herkömmlichen sich auf formelhafte Wendungen sogar erstreckt, von denen Form und Farbe des Satzes nur schwach oder gar nicht berührt wird, so geht er auch noch zu Partikeln weiter, die ihm zu verblaßt und darum ersatzbedürftig scheinen[36]). *Comme* wird durch *ainsi que, tel que,*

---

34) Vgl. S. 89, M 46. — Molière, Bourg. gent., II, 6: „L'ouverture de la bouche fait justement comme un petit rond qui représente un O."

35) Vgl. auch: „les yeux, ouverts en *boutonnière*", TP 96.

36) Vgl. S. 36.

de même que, à l'égal de nahezu verdrängt, mindestens in seiner Verwendung stark eingeschränkt: un gorgerin lui serre *de même qu'*un corselet la taille; et, *ainsi qu'*une agrafe superbe . . ., AR 77: cette âme qu'ils considèrent *ainsi qu'*une fonction d'un système nerveux, C 82; des ouvriers . . . qui les „mettent en humeur", *ainsi qu'*ils disent, B 14; Jésus, enchaîné à une colonne, se tordant *tel qu'*un ver ER 207; . . . sale *de même qu'*un fond de cheminée, ER 336; la chère Mme Bavoil, *ainsi que* l'appelle l'abbé Gévresin, LC 134; ces terribles péchés qu'elle attire, *telle que* la pointe aimantée le tonnerre, pour les résoudre, O 122; je suis *tel qu'*un homme que la tentation lamine, TP 104; madame Swetchine . . . qu'il révérait *à l'égal* d'une sainte AR 199, usw.

Andere ständig wiederkehrende Ausdrücke in H.'s Wortschatz sind r e m â c h e r, r u m i n e r für penser, songer, réfléchir, méditer usw. („Durtal se *remâchait* des bribes de réflexions sur les monastères. Il n'y a pas à dire, *ruminait*-il . . .", ER 154); c l a m e r für crier, s'écrier („Ah! bien merci! c l â m a i e n t les filles", SV 19); (se) g r e f f e r, e n t e r für „hinzukommen, hinzufügen" („. . . *enter* sur la joie rassurante du Nouveau-Né, la crainte salutaire du Juge", O 182; „elle *greffait,* les unes sur les autres, toutes les douleurs des parentèles", O 287); é m o n d e r, é p l u c h e r für „purifier, délivrer (abstrakt)" („. . . l'*émonda* de toutes les pensées qui pouvaient lui déplaire", SL 72, vgl. auch S. 132); e x q u i s als Lieblings-Epitheton ornans gegenüber *furieux, atroce* als Bezeichnung des äußersten Grades der Ablehnung; r é s o l u, r é s o l u m e n t fast ausnahmslos für *absolu, absolument;* q u e l c o n q u e sehr häufig für *insignifiant* („Durtal la jugea insignifiante, à peine jolie, vraiment *quelconque*", ER 156; il en est de même des faces; quand elles ne sont pas transfigurées par la prière, elles sont *quelconques,* ER 403: un bleu de ciel magnifique et un bleu vil, un blanc *quelconque,* un rouge éclatant, LC 178; le 16 où vécut Racine est *quelconque,* DT 80; quant au reste de l'édifice . . . il était *quelconque,* O 102); a u t h e n t i q u e für *vrai* („sans convoitises authentiques", LB 136); à r e b o u r s, a d j e k t i v i s c h für *rebours, e* („M. Félicien Rops, avec une âme de Primitif *à rebours*", C 92; „ses hideuses lèvres susurrent des Rogations *à rebours*", C 102) und auch s u b s t a n t i v i s c h („Il a transporté la furie des prières dans le territoire *des à Rebours*", LB 73; „ici, c'est *l'à-rebours* de la Pentecôte", FL 43); les é b a t s (charnels, des couples), la v o i r i e (des chairs) für „Die Sünden des Fleisches", vgl. auch S. 130/1 („le gîte même des *ébats* avoués", ER 123); les l i m b e s, sonst selten, für „*incertain*" u. dergl. („des tentations demeurées dans *les limbes*", C 42; „. . . transportaient sur des véhicules magiques dans des temps irrévolus, dans des *limbes*", C 67); m o n t r e für devanture, étalage, d é i c o l e s, c é l i c o l e s,

christicoles, um moines, religieuses, auch martyrs, zu vermeiden, u. v. a. m.

Eine bedeutende Rolle in H.'s Wortschatz spielen, wie aus manchen Beispielen schon zu ersehen war, die Archaismen. Nur einige besonders auffallende Belege sollen hier gebracht werden:

Oyez, dit Ginginet, et il lut au milieu de l'attention générale, le sonnet suivant, M 3. Une casquette argentée sur le chef, SV 64, häufig: SV 165, CP 65, UD 272, 288, ER X, 403, SL 107, TP 34. Anonchalie et comme réduite, EM 94; vgl. auch SV 85, ER 196. La vanité, la concupiscence sourdent de la voix mondaine, ER 79; ferner AR 173, ER 9, LC 248, O 45. Le Dauphin fait *assassiner* le duc de Bourgogne qui a lui-même fait occire le duc d'Orléans, SL 23, wo wieder der Ausdruckswechsel beteiligt ist; doch vgl. auch LB 322, LC 335, 463. Elle ... pâtissait de ces emprunts, LB 156; ferner ER 100, 352, 366, LC 143, SL 90. Elle fut très marrie, SL 241; auch ER 13, O 194. Des maîtres en l'art d'orer, LC 483; auch ER 406, LC 9, 401, SL 329, O 220. Les architectes gothiques muent à l'infini leurs œuvres, LC 151; häufig. Elle semble placée devant l'huis du Seigneur, LC 250. Dès lors, que ces instruments datent d'hier ou d'aujourd'hui, peu me chaut! LC 296. Les mires et les apothicaires de cette époque, SL 74; auch LC 469. Elle n'a pas eu l'heur de souffrir, SL 222.

Groß ist, bei weitem größer als bei andern Naturalisten, auch die Zahl wissenschaftlicher und technischer Wörter; besonders medizinische und pharmazeutische Ausdrücke wendet H. reichlich an, wohl nicht nur, um seinem Originalitätsbedürfnis zu genügen. Auch hier beschränke ich mich auf eine Auswahl:

D'*émollientes* promenades, ER 162; ce ne serait peut-être pas mauvais d'absorber, là-bas, quelques gouttes de ce *looch*, ER 203 (Brust-Latwerge; gemeint ist der Quietismus); une sorte de panacée très faible, de *sédatif* bénin, très doux, ER 443; je ne me rappellerai plus que des *témulences* intérieures à la chapelle, ER 444 (hier „Freudetrunkenheit"); *exinanition*, LC 43, ziemlich häufig; les *vésanies* et les délires, LC 51; des *sutures* à opérer, des boutons à coudre, LC 51 (für couture!); cet état de *comateuse* doléance, LC 105; une église douée d'une apparence de *motilité*, LC 158; ces travaux sur le sens allégorique des Écritures sont, en effet, *médullaires* et saisissants, O 160; le *ténesme*(!) d'une attente, O 359; une telle *pléthore* de bassesse, une telle *hémorrhagie* de mauvais goût, FL 101; un siècle que je *malaxe* et pervertis à ma guise, FL 107 (aus einer Rede des Teufels); ebenso: j'*obnubilerai* à un tel point l'entendement de vos évêques, FL 107, von obnubilation gebildet; les *lénitives* histoires, les douces *mal-*

vacées de l'auteur anglais [Dickens] se défeuillèrent et les impitoyables *révulsifs,* les douloureux *rubéfiants* d'Edgar Poë, surgirent, AR 177.

„... bien qu'il *taraude* les couches les plus profondes de l'âme et atteigne là où jamais la *tarière* humaine n'a pénétré", ER 134; le *déclic* avait lieu, avec une acuité douloureuse extraordinaire, dans un spasme de détente inouïe, ER 251; déclic bedeutet hier Pollution; anders O 422: „le *déclic* était *parti,* la mécanique de l'imagination se déroulait à toute vapeur"; hier bedeutet es „innerer Anstoß, Anlaß"; endlich: „vous ne serez plus, lorsqu'il touchera votre *déclic,* qu'une machine tournant sur ses propres aîtres[37]), FL 211; wie im vorigen Beispiele bleibt H. auch hier im Bilde, wenn er von einer Maschine (früher von einem Mechanismus) redet, springt aber für den Normalleser umso ungeheuerlicher heraus, indem er eine Maschine „sur ses propres aîtres" sich drehen läßt.

Viele der bisher erbrachten Wortschatzbelege, in welchem Zusammenhange immer sie stehen mochten, zeigten schon irgendwie eine Veränderung in der offiziellen Bedeutung, und zwar meistens eine mehr oder minder gewaltsame, eine Bedeutungsänderung also, die bei dem betreffenden Ausdruck nicht oder nur schwach im Keim vorhanden ist und deren Entwicklung nicht immer zum gelungenen Stilmittel führt; man denke etwa an aître, ru in ihrem bei H. abstrakten Sinn, gegenüber haras, concasser, bei denen die entwickelte Bedeutungsänderung immerhin näher lag.

Wenn man nun H.'s Wortschatz hinsichtlich der vorhandenen Bedeutungsänderungen genauer untersucht, so kommt man auf eine solche Unmasse von mehr oder minder starken, impressionistischen und oft auch willkürlichen Abweichungen von der normalen Bedeutung, daß diesen allen nur ein ganzes Spezialwörterbuch gerecht werden könnte. Ich muß mich daher auch hier, wie schon öfters, mit der Hervorhebung des Charakteristischen begnügen.

Es wurde schon einmal darauf hingewiesen, wie sehr es H. liebt, die Bedeutung eines Wortes schillern oder im Dunkeln zu lassen. Wenn er sagt „la poudre *bleutée* du jour", ERa 283, schwebte ihm gewiß das ihm bei der Vorstellung „Licht" geläufige Verbum „*bluter*" vor, indem er zugleich die Farbe der Lichtvorstellung bezeichnete. Handelt es sich hier um eine gleichzeitige Vermischung von Form und Inhalt zweier Wörter, so findet man eine Vereinigung verschiedener Bedeutungen eines und desselben Wortes in folgendem Satze: „elle (l'église Saint-Séverin) est volontairement humble, en accord avec le misérable quartier qu'elle *assiste*", ER 45, wo assister absichtlich im etymologischen und im übertragenen

---

[37]) Vgl. S. 143.



Sinne zugleich gebraucht wird[88]. In „Pour parer à ces *évents* (gemeint sind Mißbräuche, die sich in der Führung des Klausnerlebens einstellten), l'Église décida que ...", O 124, kann évent „Abstehen, Schalwerden" bedeuten, jedoch auch ein Latinismus aus eventus sein, also „Ereignis, Vorkommnis" bedeuten, denn H. bildet öfters solche neue Latinismen (vgl. S. 154).

Die etymologische Bedeutung sucht H. öfters zu neuem Leben zu erwecken oder wenigstens mit ihr zu liebäugeln. Wenn er sagt: „*pêcher* des repentirs dans le *vivier* de ces consciences *mortes*", FL 24, wendet er das hier ganz geschmacklose *vivier* nicht weniger wegen *pêcher* als wegen des Gegensatzes zu *mortes* an! In „Une *barbacole* était une honte pour une église", DT 279, bedeutet barbacole keineswegs „Dorfschulmeisterin, Pedantin", sondern die bärtige Statue einer Heiligen! In „loin de son *charnier,* loin de son corps", ER 256, ist charnier völlig gleichbedeutend mit corps, das H. notgedrungen nachfolgen ließ, weil eben nicht jeder gute Katholik weiß, daß charnier mit caro carnis zusammenhängt. In „*dilapider* les Esprits du Mal", LB 394, denkt er an die Vertreibung der bösen Geister durch Steinwürfe. Wenn er sagt „la maison Débonnaire et Cie., une *passoire* (Seihtuch, Seihblech), disait le contre-maître", SV 15, schwebt ihm *passer* vor, also eine Stelle, wo man nicht lange bleibt, ein Durchgangsposten, vgl. „La passoire Débonnaire ne se *bouchait* pas et comme un *ruisseau* tout sale, tout son personnel de femelles et de mâles *clapotait* et *fuyait* par le *trou* des portes", SV 18. Vgl. auch „elle [la *rue*] était *accessible* aux *rêveries*", ER 67, und „la *mêlée* des ... étoiles", FL 191.

Andererseits liebt es H., der etymologischen Bedeutung ein Schnippchen zu schlagen und einen ihm wohlbewußten Gegensatz zwischen dieser und der Umgebung des betreffenden Wortes herzustellen: „il [le *chat!*] ... fit des efforts *surhumains*", ERa 298; une *paillasse* piquée de *crins,* ER 82; des portes *scellées* de puissants *verrous,* ER 68; ähnlich „... sa *tête,* comme *décapitée*", ER 81, wo décapitée natürlich unlogisch ist.

Dem Wortanklang zuliebe wird die Bedeutung modifiziert in „... cette désagréable *maritorne* aux lèvres gonflées, *qui marivaude ... une robe* d'un vert somptueux", TP 23, wo marivauder offenbar „sich geziert in den Kleidern bewegen" heißt[89]) und nur wegen maritorne gesetzt wurde.

Sehr groß ist die Zahl der Beispiele, wo H., um dem sich

---

88) Vgl. „il *assiste* la grandeur de chacun des actes qu'il se propose d'accomplir", B 71.

89) Ähnliche Bedeutungserweiterungen liegen vor in: „Des femmes qui *ginginaient* des *hanches*", SV 159; Jeanne, dont les hauts *talons clignaient* EM 212; une *voix clignotante,* LB 378.



natürlich darbietenden Ausdruck aus dem Wege zu gehen, die eigentliche Bedeutung eines Wortes biegt oder bricht. Nur wo letzteres der Fall ist, will ich noch an einigen Belegen dartun, denn jenes gehört ganz allgemein zu den gelungensten Stilmitteln, dieses aber nur selten, und die mehr oder minder große Gewaltsamkeit dieses gesteigert subjektiven Stilvorganges ist eben eines der charakteristischen Merkmale in dem Einzelfalle H.:

La femme Teston *enfourna* de vieilles *savates,* SV 39; [la reine de Saba] . . . venue de si loin pour poser des énigmes et *fermenter* dans le lit d'un roi, LC 331 (geschlechtliche Ausschweifungen); les croisées[40]) . . . *bambochent,* B 10, die Fenster sind überfüllt; vielleicht denkt auch hier H. wieder an das Etymon, ital. bamboccio; vom Verbum bambocher, ein ausschweifendes Leben führen, ist es übrigens auch nicht allzuschwierig, zur vorliegenden Bedeutung zu gelangen. Ferner: „C'est l'irrésistible entrée d'une *velléité* étrangére en soi", ER 194, hier gewaltsam für *volonté.* Oder „. . . ce que leurs traits, à elles aussi, se transforment et s'effacent sous l'*épreinte* divine", LC 185, wo épreinte scheinbar ganz sinnwidrig für *empreinte* gesetzt wird; ebenso: „tous ses camarades subissent les mêmes tentations, les mêmes *épreintes*", LC 226; elle la marqua de son *épreinte,* O 358. In „Le mouvement de *trémie* si douloureux des trains", FL 250, bringt H. wieder eines der beliebten technologischen Wörter (Mühltrichter, Aichmaß usw.); wahrscheinlich schwebt ihm tremere vor, obwohl es mit trémie nichts zu tun hat. Wiederholt trifft man bei H. in gänzlich abgeänderter Bedeutung das Wort *emprise* an, das vom Dictionnaire général als „entreprise, spécialement entreprise militaire, prouesse" für früher und als „action de prendre des terrains par expropriation" für heutzutage gebucht wird. H. jedoch gebraucht es im Sinne von „ausgeübter Zwang, Druck", geht also wahrscheinlich von der modernen Bedeutung aus: fuir les *emprises* de la chair, ER 53: sous l'*emprise* divine, ER 328 (vgl. oben „sous l'épreinte divine"), ähnlich „l'*emprise céleste* se manifeste chez elle à l'état muet", LC 381; elle vécut sous l'*emprise* de l'idée fixe", TP 101.

Es ist von vornherein zu erwarten, daß ein so sprachgewaltiger Schriftsteller wie H., dem es vor allem darum zu tun ist, den vorhandenen sprachlichen Ausdrucksmitteln immer wieder neue Möglichkeiten abzugewinnen, nicht auf das Stilmittel der Neubildung von Wörtern verzichtet. In der Tat finden sich Wörter eigener Prägung bei H. ungemein

---

[40]) H. gebraucht es fast ausnahmslos für fenêtre: SV 114, CP 85, EM 10, AR 4, FL 159 usw.



zahlreich, ohne daß man sie immer als originell bezeichnen könnte, denn ihrer großen Mehrzahl nach ist ihre Bildung naheliegend.

Postnominale Bildungen von Verben wie encharbonner (O 220), s'empurer (EM 3), empoicrer, empouacrer (SV 13, CP 69, ERa 88, B 27, DT 69) von pouacre, colimaçonner (B 12), poêlonner (kochen C 188), jambonner (räuchern, LB 252, FL 261), ogiver (ER 392), friturer (SV 140), toiturer (LC 71), portraiturer LC 159), teinturer (LC 405), chapelurer (DT 189), érotiser, aphrodisier (C 84), léthargiser (ER 110), séraphiser (ER 141), névralgiser (ER 213), sataniser (ER 441), filiser (LC 166, 480, TP 96), portraitiser (LC 414), déodoriser (B 40), insensibiliser (SL 279), hystériser (O 448) u. a. m. zeigen im allgemeinen nichts Auffälliges und sind wenigstens teilweise auch bei andern Schriftstellern sicherlich zu belegen. Bildungen, wie etwa boissonner (M 95), mamourer (SV 56), vésuver („tu as un nourrisseur qui te vésuve des jaunets quand tu lui dis: „Mon prince“, SV 196), poulotter („poulotte-le, mon ange, dorlote-le, cherche-lui ses puces“, SV 196) sind Argot, das im Wortschatze H.'s überhaupt, nicht nur in der rein naturalistischen Zeit, einen ansehnlichen Platz einnimmt. Wo H. das neue Wort gewagt vorkommt, entschuldigt er sich gerne mit einem „si l'on peut dire“, so bei *sulpicier,* eine Kirche geschmacklos ausstatten, nach dem Vorbilde der ihm verhaßten St. Sulpice-Kirche [41]): „l'on a, si l'on peut dire, sulpicié ses murs en les recouvrant avec les banales images de . . .“, O 415; so auch bei *se patriciser* von patricien: „son nez . . . s'anoblissait, se patricisait, si l'on peut dire, en s'effilant“, O 226. Wenn er ein *éployer* für déployer bildet, kommt er einem Wunsche Littrés entgegen, der unter dem nur heraldisch gebräuchlichen Partizip éployé sagt: „Le verbe éployer n'est pas usité; il pourrait l'être sans peine, et l'on dirait très bien: Un aigle qui éploie ses ailes.“ Bei H. findet man das Wort in vollster, allgemeinster Bedeutung: „Elle rit, gorge éployée“, M 41; „. . . le Christ . . . qui étreignait ces caux, les éployait contre lui, en les bénissant“, ER 378; „un corps . . . qui s'éploie tout d'un côté et s'incline“, LC 159. In *messoyer,* die Messe hören („le matin, il pouvait messoyer chez les Bénédictines“, LC 222) ist der gute alte Verbalausgang *-oyer* vielleicht nicht ohne jene echt H.'sche Vorliebe für Anklänge wegen *ouïr* genommen worden. Dem Wechsel des Ausdrucks zuliebe bildet er nach dem Muster transsubstantier und transélémentation ein *transélémenter:* „Le calice . . . transélémentait l'être humain dont le nom en sortait en un véritable démon; c'était la *transsubstantiation* opérée par la voix d'un Conclave“, TP 76.

---

[41]) Vgl. S. 17 dieses Bandes.



Außer solchen postnominalen Bildungen von Verben kommen bei H. auch praefixale und suffixale Modifizierungen vorhandener Verba vor, z. B. „André s'était vivement *désassis*", EM 80; „cette messe ne parvenait pas à le *déravir*", O 214 (voraus geht: „il avait beau la connaître par cœur"), also für ennuyer, ne plus ravir. Privatives dé(s)- und in- findet sich öfters (décraqueler EM 101, désaffiner LB 155, désincarner ER 353, LC 254, dégurgiter ER 388, désempâter LC 45, désalourdir O 444; inoser EM 116, s'inachever ERa 214, illimiter [3. sing.] C 72, *in*révéler LB 287, inétonner LC 244 usw., vielfach, wie begreiflich, nur im Partizip des Perfektums). Bildungen mit re- sind naturgemäß besonders zahlreich (réimbiber ER 371, réengouffrer DT 169, réopiner O 92, réagenouiller O 93 usw.). Auffallender ist ein *compisser* („les linges empesés par le guano et compissés par des éclats de pluie", ERa 274). Suffixale Bildungen wie dormasser (M 9, EM 169), fouillonner (M 63; vgl. la serviette posée en fouillon sur la nappe, EM 319), lichotter (M 137), traînailler (SV 51), râloter (EM 304), brandouiller (für brandiller, FL 74) sind auch meist naheliegend, z. T. auch Argot.

Konjugationswechsel sogar findet sich: „les braises *accouvies* dans les cendres", LB 370, von accouver, mit Anklang an assouvir oder assoupir; „cette requête sublime ... lui *tressailla* le cœur", ER 8, in der Bedeutung „fit tressaillir son cœur"; „il s'*assotit* complètement", ER 301, von s'assoter.

Beim Substantivum stößt man zunächst auf postverbale Neubildungen wie *surgie* (d'âme ER 9, O 313, d'amour LC 97), ferner *fane* (sans f. possible, LC 201), *préfigure* (de Jésus, LC 320, les pr., les prophéties LC 372), vielleicht auch von figure.

Dann finden sich praefixale Bildungen mit privativem in-: le sens de l'*indroit,* EM 253; l'*indésir* de l'Eucharistie, ER 376, l'indésir de souffrances, LC 38 (nach indésiré, indésireux naheliegend); *insens,* LC 84 (insensé); *inintérêt,* O 256, *inindulgence,* O 390; la laideur, l'atechnie, l'*inart* ... deviennent fatalement ... un sacrilège, FL 109; M. Degas suscite encore dans chacun de ses tableaux la sensation de l'étrange exact, de l'*inon* si juste, C 27 (von *on*: das Unpersönliche?)

Die zahlreichsten sind die Neubildungen mit Suffixen:

-ier: pédaliers (d'armure, Fußteile der Rüstung, C 222); soutanier ER 296, FL 111, Pfaffe; étolier ER 384, Fabrikant kirchlicher Geräte (verächtlich), théâtrier O 256, Theaterleute (verächtlich).

-ard: viandard LB 407, Fleischesser; père-fouettard O 45, für frère-fouetteur.



-on (auch diminutiv): fumignon O 435, nach lumignon und gleichbedeutend; curaton O 315, verächtlich für curé; cloîtrion DT 115, O 221.

-ette: une *religionnette* de femme riche ER 56; dévotionnette LC 352, O 390; processionnette FL 266.

-aille: gargotaille SD 125; bedeaudaille ER 23, LC 306.

-ouille: „... ces peinturiers s'éprirent de la *rondouille* et de la lèche", TP 41.

-erie: pieusarderie LC 379, DT 15, 192, O 390, gleichbedeutend mit dem bei H. noch häufigeren bondieusarderie (Argot); la *goujaterie* de ce sot temps ER 119.

-isme: Neben reinen Argotismen wie gâtisme (AR 285), bégueulisme (C 90, LC 307), bondieusardisme (ER 132), rastaquouérisme (O 314) finden sich gelehrte Bildungen wie *famélisme* (C 17), *paludisme* (ce p. de l'âme, FL 213) [42].

-oison: il se plaignait de *tournoisons* dans la cervelle ERa 231.

-ation: *lévitation* („pensez-vous donc ... que la lévitation, que l'*envolée* dans les airs *du corps* ... ne soit pas des plus rares?" ER 325), eine nicht weiter auffallende Bildung, der Terminologie des Spiritismus entnommen.

-is: un *dégoulinis* d'eau, EM 175; un *écrasis* de rouge, de bleu et de jaune, C 199; un *brouillis* absolu de rose et de terre de sienne brûlée, C 201; le dolent *grénelis* des chapelets, ER 114; je reboirais mon *vomis* à pleine bouche, ER 187; un *friselis* ondulant d'eau, LC 255.

-age: les eaux-fortes de Goya sont d'une alerte incroyable, d'un *sabrage* fou, C 200; les *déculottages* mystiques de feu Gounod, ER 388; la maladie si fréquente dans les *reclusages* de l'austère observance, l'hydropisie, s'annonce, LC 145; il ne s'agit plus d'*emmurage*, O 128.

-ité: chauvinité, O 230, für chauvinisme.

Aus peinturlureur und Wörtern wie iconographe, hagiographe bildet H. ein *peinturlographe* (C 220), aus compte-gouttes und stilligante ein *stilligoutte* (C 176).

Beim Adjektivum sind zunächst wieder Bildungen mit privativem in- zu erwähnen: inquittable (C 115), inégalable (ER 154, 356, LC 41, 138), indévissable (LC 41), inenviable (B 83), incompréhensif (O 248), inintime (FL 170).

Suffixale Neubildungen sind hier weniger zahlreich als beim Substantiv: une belle drôlesse, grassouillette et *fosselue*, UD 274 (Argot?); suicidaire SL 158; démentiel ER 303; mais laissons ces turlutaines *patriotardes*, TP 90; la cour ... est *latrinière* et informe, B 65; alléluiatique O 255.

---

42) Vgl. S. 132/3.



Hier muß auch noch darauf hingewiesen werden, daß H., abgesehen von dem bei ihm ohnehin schon sehr reichlichen Gebrauch vorhandener Fremdwörter, auch neue Latinismen und Graezismen prägt: adorner LC 256, expumer (à pleine gueule) LC 423, grunnir („le vieux grunnit tel qu'un pourceau", ER 334), übrigens schon afrz.; scélérer FL 230 (vielleicht auch nach scélérat usw.). „Les *barathres* vertigineux du Mal", DT 300; les barathres des enfers SL 37, v. griech. βάραϑρον, Abgrund bei Athen, in den die zum Tode Verurteilten gestürzt wurden[43]); „les *gémonies* du passé, du présent, de l'avenir, se fondirent", SL 107, nach den Gemonien, der in Rom zum Tiber hinabführenden Treppe, wohin man die Leichen der Hingerichteten schleppte, bei H. öfters für calvaire, golgotha; contumélie LC 94, élation LC 102, sacerdote LC 310, volucre LC 413, déréliction SL 265, intémérabilité FL 22; „qui sait si l'*acédia* des geôles monastiques ne vous terrasse point", LC 345, aus griech. ἀκηδία, hier etwa: taedium, lethargia; désuet ER 55, LC 380 (vielleicht auch nach désuétude), insane ER 178, LC 215, mordace FL 214, asome ER 100, nach griech. ἀσώματος; peccamineux AR 109, ER 415, LC 10, 181, O 118, FL 194; infantile AR 190, DT 138.

Zweifellos hängt die Einführung solcher neuer Fremdwörter mit H.'s umfangreicher Lektüre älterer und neuerer kirchlicher Literatur zusammen, deren Einfluß sich am stärksten in LC, dann auch in ER, SL äußert[44]).

Ich komme schließlich zu dem für H.'s Stil besonders charakteristischen Problem seiner Wortstellung. Der allgemeine Eindruck, den der Leser hier zuerst empfängt, ist der der allergrößten Unregelmäßigkeit im grammatischen Sinne des Wortes: Herrschender Grundsatz scheint Zertrennung, Zerstückelung alles logisch Zusammengehörigen zu sein.

Festgefügte Formeln z. B., wie mettre sous les yeux, mettre en scène, mettre en branle, venir en aide, appeler à son aide, tenir école, tenir en haleine, rendre réponse, rendre facile usw., deren verbaler Teil schon fast zur bloßen Kopula verblaßt und deren nominaler Teil fast allein noch Sinnträger ist, werden durch das Dazwischentreten des Akk.-Obj. oder adverbialer Bestimmungen auseinandergerissen: en lui *mettant* la constante image *sous les yeux* d'un pays de brume et de boue, AR 169; il désire qu'on ne le *mette*, ni lui, ni les siens, *en scène*, ER XI; les effluves diaboliques . . . *mettent* l'essaim hurlant des mauvais anges *en branle*, LC 312; . . . que

---

43) Im aprov. Boëci, 239, liest man: ven lo diables, qui guarda l baratro.

44) Im allgemeinen muß man natürlich mit der Feststellung von „Neubildungen" vorsichtig sein, denn das Nichtbelegtsein eines Wortes in den Wörterbüchern ist ja noch lange kein Beweis für einen Neologismus.

le frère Simon leur *vienne,* par la vertu de ses puissantes oraisons, *en aide,* ER VI; il *appela* l'Intendante des allégeances, la Médiatrice des pardons *à son aide,* ER 363; elles *tiennent,* pour les enfants du quartier, *école,* ER 78; en *tenant,* ainsi qu'un chien de garde, l'attention du troupeau des fidèles, *en haleine,* B 71; je vous *rendrai,* pour la communion de demain, *réponse* après l'office, ER 295; vous m'avez *rendu* mon rôle de surveillant *facile,* ER 447.

Durch Unterlassung der Inversion werden Subjekt und Prädikat auseinandergerissen in Fällen wie den folgenden: c'était à lui-même que *cette voix* aussi mystérieuse qu'une incantation, *parlait,* AR 143; ... se rendait compte qu'entre croire et pratiquer *l'abîme* le plus difficile à franchir *existe,* ER 50; sur des rangées de chaises, en face du chœur, *des formes humaines,* noyées dans des flots de mousseline blanche, *étaient posées,* ER 70; ... comme *les femmes* affiliées aux confréries du mois de Mai, en *chantent,* ER 24[45]). Umgekehrt trifft man die Inversion, wo man sie nicht erwarten müßte: voilà donc le dessein que *mûrissait,* avec son air de n'y pas toucher, *ce prêtre,* ER 176; le plus parfait chef-d'œuvre qu'*ait puisé,* dans ses répertoires de plains-chants, l'*Église,* ER 408.

Das Akkusativ-Objekt wird vom Verbum getrennt, indem adverbiale Bestimmungen, seltener das Subjekt, manchmal beide sich dazwischen schieben: il se recula et *couvrit* d'un coup d'œil l'*amas,* AR 124; on *sentait* comme une tiède moelle, comme une caresse veloutée, *descendre,* AR 235; *bénissant* d'une longue main tordue, telle qu'une patte de crabe, les *assistants,* ER 81; c'est dégoûtant de venir *souiller* par de monstrueuses visions *l'église,* ER 102; il y aurait réellement intérêt à *sauver* de la ruine qui le menace *ce châtelet,* B 30; elle n'a aucune des qualités *que,* dans les œuvres de sainte Thérèse et de saint Jean de la Croix, l'on *aime,* ER 135; cet admirable Magnificat Royal *qu'*à Paris l'on *chante,* ER 393; la brutalité des traits *que* maintenant cette détente gâteuse de la bouche *accuse,* TP 16.

Der attributive Genetiv wird durch dazwischentretende andere Attribute von seinem Substantiv losgerissen: l'*empreinte* marquée sur ses pages, *de la Sainte Face,* ER 296; les *autres églises,* sans intérêt, du reste, *de la ville,* DT 200; ce n'est plus *le Jésus brut,* à peine dégrossi, le bandit décomposé dont la face soudain s'illumine *de Grünewald,* DT 231.

---

45) Vgl. auch: cet instinct de justice si inné en chacun de nous que même les plus humbles des bêtes l'ont, ER 356; ... où l'un des bras demeurés presque libres de la Bièvre paraît, B 6; hier bleiben zwar Subj. und Präd. beisammen, aber die nach der Regel zu erwartende Inversion wird ebenfalls unterlassen.



Alle diese Beispiele und noch viele andere gleicher Eigenart zeigen einen Bau, der *crescendo-decrescendo* verläuft: Das logisch Satzwichtigste steht nicht, wie sonst üblich, am Satzende, sondern in der Mitte und wird vom weniger Wichtigen eingekreist.

Zunächst wäre man versucht, in dieser Erscheinung wieder nichts anderes zu sehen, als eine jener vielen künstelnden Eigenbrödelein, jener Oppositionen gegen das sprachlich Gewöhnliche, denen wir im Stil H.'s schon öfters begegneten, und in dieser Meinung könnte man bestärkt werden, wenn man sich erinnert, wie er zuweilen absichtlich dunkel und verhüllend zu schreiben sucht; denn es begegnen einem bei ihm Sätze, wo auch die Wortstellung zur Mißverständlichkeit führt, z. B.: elle [une rue] est même probablement à Paris unique, ER 68; ces états surhumains m'effrayent et je ne tiens pas, par expérience, à les connaître, ER 134 (par expérience gehört zu connaître); il n'existe pas dans les livres de médecine de planches sur les maladies de la peau plus infâmes, TP 36 (infâmes gehört zu planches). Jedenfalls steht für uns schon jetzt fest, daß H.'s Wortstellung oft im höchsten Grade unlogisch und unsozial ist, im schärfsten Gegensatze steht zu jenen Typen der Wortstellung, die Lerch[46]) als logisch und als sozial bezeichnet hat und die beide noch immer den guten Durchschnitt in der neueren Prosa darstellen.

Bevor wir aber weitergehen, müssen wir uns noch die Stellung des attributiven Adjektivs bei H. ansehen, die, wie zu erwarten, auch manches Absonderliche aufweist.

Zunächst ist eine gewisse Vorliebe für die Voranstellung auffallend in Fällen, wo man das attr. Adj. gewöhnlich hinter seinem Subst. erwartet: un cocasse et maigre clown, AR 140; cet imaginaire arome, AR 149; sous de vertes bannes ou sous de rougeâtres parasols, AR 116; les doigts de profonds artistes, AR 118; d'immenses et blancs pierrots, AR 129; au pâle avoué, à l'exsangue clown, au blême lord, s'était substitué une vision non moins horrible, CP 149.

Zuweilen finden sich sogar Beispiele, wo in anscheinend parallel gebauten Wortgruppen das attr. Adj. das eine Mal vor-, das andere Mal nachgestellt ist: ... rumina ... sur *les peccadilles libertines,* sur *les salaces apprêts* que l'Église désapprouve, AR 136; ils ne s'attendaient pas à un *retentissant succès,* à une *vente populaire,* AV 195; il fallait paver l'encre dure du sol de *briques vertes et jaunes* ou de *blanches et noires dalles,* LB 165.

[46]) „Typen der Wortstellung", in *Idealistische Neuphilologie* (Festschrift für Karl Voßler), S. 85—106.



Andere Fälle wieder zeigen eine Nachstellung, die für den Leser, mißverständlich sein kann: une stratégiste remarquable d'âme, ER 432; une température d'âme étonnante, FL 131 (étonnante zu température, remarquable zu stratégiste gehörig); des fenêtres de voitures cellulaires, DT 51 (cellulaires zu fenêtres).

Ferner finden wir Doppel-Nachstellungen: un sourire sardonique atroce, C 102; une vie purgative atroce, ER 271; une fatigue cérébrale immense, ER 419; une Jérusalem céleste naine, LC 246; un âge mûr ignoble, ER 263; une cité industrielle ignoble, DT 73; une turne industrielle ignoble, B 30; une acuité douloureuse extraordinaire, ER 251.

Schließlich füge ich noch eine Gruppe von Beispielen an, wo man ein an das Satzende gestelltes Adj. findet, dem allem Anscheine nach die Aufgabe zukommt, vorangegangene Aussagen potenzierend zusammenzufassen, ohne daß dieses Adj., wie es sonst oft vorkommt, durch „en un mot" oder „enfin" eingeführt würde: il se sentait une lourdeur d'estomac et une pesanteur, par tout le corps, *extrêmes,* AR 182; c'était un amas de blanches immondices, une vidange d'oiseaux carnivores, *ignoble,* ERa 274; elle [la rue du Chat-qui-pêche] est bancroche et humide. noire et déserte, *charmante,* B 46; il la trouvait énigmatique et variée, *charmante,* LB 179[46]); cette aquarelle ... n'est plus du tout ce qu'elle fut, grâce à la salauderie de nos marchands de couleurs, *modernes,* B 25; ce chapitre ... menait une existence frivole et dévote, *étrange,* LC 140; il se révéla tenace et hargneux, *atroce,* ER 399; se recueillir, à l'abri des regards, sans témoin, *seul,* O 5. Ähnlich: un hôtel de dernier ordre, *pieux,* LC 265; il avait désormais vécu ... bienfaisant et rageur, *très retiré,* O 304.

Was lehren nun alle diese Beispiele, die scheinbar in verschiedene Kategorien einzureihen sind? Sie sind alle einheitlich aufzufassen, insgesamt Belege einer und derselben Erscheinung und bestätigen vollinhaltlich die meiner Ansicht nach grundlegenden Beobachtungen Lerchs über die von ihm sogenannte impressionistische Wortstellung[47]).

Der Impressionismus in H.'s Stil ist uns ja schon oft genug begegnet und H. ist, wie wir sehen konnten, sozusagen ein Überimpressionist gewesen, viel mehr Impressionist als es seine Zeit- und Literaturgenossen waren (etwa der neben ihm geradezu robust anmutende Maupassant, dem Lerch die Mehr-

---

[46]) In diesen beiden Fällen gibt charmante die subjektive Auffassung H.'s wieder.

[47]) A. a. O., aber vor allem im *Archiv f. d. Stud. d. n. Spr.,* Bd. 139, S. 242 ff. (bei Besprechung von K. Arnholdt: *Die Stellung d. attr. Adj. im Ital. u. Span.*).

zahl seiner Beispiele dankt, von den Goncourts vielleicht abgesehen). Seine nicht nur feineren, sondern ausgesprochen kranken Nerven haben in ihm den Impressionismus bis zur Dekadenz ausreifen lassen, bis zur „Süßigkeit der Frucht, die faulen will", wie Bernard Shaw einmal von der modernen englischen Gesellschaft gesagt hat.

Es ist selbstverständlich, daß solcher Hyperimpressionismus, medizinisch gesprochen, solche Hyperästhesie, die wir, um nur einiges zu nennen, z. B. in den sinnübertragenden Vergleichen und in der uns pedantisch dünkenden Exaktheit der Farbenbezeichnungen bei H. sich auswirken sahen, nicht spurlos an der Wortstellung vorübergehen kann; daß diese bei H. sehr oft sich vom logischen und vom sozialen oder pädagogischen, auf den Hörer, also auf Klarheit und Verständlichkeit eingestellten Typus entfernen muß, den das 17. Jahrhundert zur höchsten Ausbildung gebracht hatte und der im allgemeinen heute noch der herrschende ist.

Wenn H. die logisch zusammengehörigen Satzglieder auseinanderreißt und z. B. sagt: „... d'exprimer ses pensées, de les *exposer* dans des livres, sur des porches de cathédrales, dans des retables, *aux masses,* O 349, so kann man hier, trotz der impressionistischen Wortstellung, die die einzelnen Vorstellungen nach der Reihenfolge ihres Ablaufens zwischen die zusammengehörigen Glieder exposer und aux masses einschiebt, immer noch einen jener Fälle sehen, wo die impressionistische Wortstellung mit der sozialen ein Kompromiß eingeht, indem das Wichtigste, aux masses, stark betont an den Schluß tritt und damit die Aufmerksamkeit des Hörenden oder Lesenden stärker fesselt, als wenn es rein logisch hinter exposer stünde [48]). Solcher Beispiele wird man in der gegebenen Auswahl noch mehr finden können.

Rein impressionistisch aber ist z. B.: Et soudain par la porte ouverte, dans la rotonde même, *le grand moine,* qui conduisait, la veille, l'office, *parut,* ER 257, denn das nachhinkende parut ist nahezu entbehrlich und könnte durch ein Rufzeichen ersetzt werden (vgl. S. 155, Fußnote 45, B 6); ähnlich: sur des rangées de chaises, en face du chœur, *des formes humaines,* noyées dans des flots de mousseline blanche, *étaint posées,* ER 70. u. a. m., wo überall das Satzwichtigste *nicht* am Ende erscheint. Dort steht eben nur die letzte Vorstellung der Reihe, in die die Gesamtvorstellung für die sprachliche Projektion zerlegt werden mußte [49]); dieses letzte Glied kann, muß aber nicht das stärkst betonte sein.

---

48) Vgl. das von Lerch besonders hervorgehobene Beispiel aus Maupassant (IX, 266): et il *aperçut,* décrivant dans le ciel une courbe de météore, et accroché à l'un de ses hameçons, *un magnifique chapeau.*

49) Vgl. Lerch, *Archiv* 139, p. 244 ff.



H. hat den impressionistischen Wortstellungstypus noch bedeutend weiter ausgebildet, als ihn Lerch a. a. O. bei Maupassant feststellt, und es ist kaum zu leugnen, daß er bei ihm oft zur bewußten Manier wird. In den rein naturalistischen Schriften Marthe, Les Sœurs Vatard, En Ménage findet er sich noch ziemlich vereinzelt vor und wird erst in denen der dekadenten und katholischen Zeit immer häufiger. Dort finden sich jene zweifellos unangenehm wirkenden, lang hingestreckten, durch einen Überfluß an Beistrichen zerhackten impressionistischen Ketten wie etwa solche: et ces cris de la troisième strophe lui revenaient, ceux, où suppliant, désespéré, du fond de l'abîme, son Sauveur, l'homme, maintenant qu'il se sait écouté, hésite, honteux, ne sachant plus que dire, ER 8; quand je cherche à m'expliquer comment, la veille, incrédule, je suis devenu, sans le savoir, en une nuit, croyant, ER 28: ce ne serait même plus le martyr du Golgotha, consommé, sur une éminence, la tête haute, au jour, en plein air, au moins, ER 281; l'homme ... ne devait pas, en effet, tarder à persécuter, de la façon la plus atroce, la sainte, SL 130.

Rein impressionistisch ist bei H. auch die Stellung des attr. Adjektivs: Die ihn beherrschende Hauptvorstellung wird eben zuerst sprachlich formuliert. Sehr lehrreich sind da jene Fälle, wo Vor- und Nachstellung scheinbar einander widersprechend nebeneinander stehen: il fallait paver l'encre dure du sol de briques vertes et jaunes ou de blanches et noires dalles, LB 165. Der Vorstellungsverlauf ist hier folgender: „Man sollte den Boden pflastern, mit Ziegeln, die grün und solchen, die gelb sind", die Farbenvorstellung ist die herrschende und daher drängt sich von der nun zu erwägenden andern Alternative die einen Gegensatz bildende zweite Farbenvorstellung in den Vordergrund: „oder mit weißen und mit schwarzen Fliesen". Ebenso zieht in „les peccadilles libertines, ... les salaces apprêts que l'Église désapprouve, AR 136, das nachgestellte libertin das ihm sinnverwandte salace (ausschweifend—schlüpfrig) vor sein zugehöriges Substantiv. Umgekehrt ruft in „un retentissant succès, ... une vente populaire", AV 195, die Vorstellung „Erfolg" als nächste „Verkauf, Absatz" hervor [50]).

Fälle wie „une stratégiste remarquable d'âme", ER 432, une température d'âme étonnante, FL 131, usw. stehen ganz auf derselben Stufe wie „un sourire sardonique atroce", C 102, une Jérusalem céleste naine, LC 246, usw., denn d'âme und andere solche durch de angeknüpfte Substantive haben rein ad-

50) Vgl. noch „[des] floraisons *normales* plantées dans de la *naturelle* terre" AR 189; ses caresses *instinctives,* ses *naturelles* poses, AR 243.



jektivische Geltung: Zu „une stratégiste remarquable“ tritt als später apperzipierte Vorstellung „d'âme“ hinzu, ebenso wie zu „une température d'âme“ sich als zweites Epitheton „étonnante“ gesellt und zu „Jérusalem céleste“ naine nachgetragen wird, oder „atroce“ zu „un sourire sardonique“; es könnte ganz gut ein Komma zwischen den beiden Attributen stehen, wie wir es denn auch in Beispielen wie „nos marchands de couleurs, modernes“ oder „un hôtel de dernier ordre, pieux“ wirklich antreffen.

Auch der von Lerch als impulsiv bezeichnete Wortstellungstypus findet sich bei H., allerdings bei weitem nicht so zahlreich vertreten wie der rein impressionistische: Auch sonst üblichen Fällen des impulsiv vorangestellten Prädikats wie „plus guinde, plus contraint, plus grave, était l'apologiste chéri de l'Église“, AR 201/2 oder „autre était son voisin, Daniel“, O 329, „meilleur est le renom du cerf“, LC 425, stehen seltenere gegenüber wie: „Décemment, à Chartres, il était impossible d'assister à la grand'messe“, LC 223; si faillite de la science, il y a, c'est bien par la psychothérapie ... qu'elle commence, FL 209. Interessant ist folgender „Chiasmus“: Le vieillard est saint Benoît, et saint Quentin le jeune homme, C 221.

Rhythmischen Typus zeigt vereinzelt: un cirque s'ouvrait de montagnes sans fin, LC 14.

H.'s Stil ist mit Recht viel gelobt und viel getadelt worden. Wenn Zola ihm vorwirft: „un abus de mots rares qui enlèvent par moments à ses meilleures analyses leur air vécu“ [51]), so kann man ihm ebensowenig unrecht geben wie Petit de Julleville, der seinen Stil „tourmenté, empâté, surchargé, charlatanesque“ nennt [52]). Aber man muß sich auch an Urteile wie das Morfs halten: „Er ist wohl der raffinierteste Wortmaler, den Frankreich besitzt, der Literat mit den sensibelsten Augen“ [53]). Damit ist alles gesagt, was zu einer gerechten Beurteilung nötig ist: Was so oft des Lesers unwillkürliche Opposition erregt, die Manieriertheit, die oft unerträgliche Künstelei, das Raffinement, das ist nur die natürliche Folge der Tatsache, daß H. die „sensibelsten Augen“ hat, daß sein Impressionismus auf krankhaft gesteigerten Impressionen beruht. „Das ‚*Wie* ich es sehe‘ des Künstlers bestimmt sein ‚Wie ich es *sage*‘“ [54]). Wenn man

[51]) Zitiert nach der genannten Diss. von Schöffler, p. 75.

[52]) Bd. VIII, p. 222.

[53]) *Die roman. Lit.*, p. 394.

[54]) L. Spitzer in *Inszenierende Adverbialbestimmungen im neueren Französich* (*Die neueren Sprachen*, Bd. 28, p. 29). — Auf diese von Spitzer auch bei H. („Croquis Parisiens“) nachgewiesene Erscheinung des sprachlichen Impressionismus einzugehen, erübrigte sich, da sie, wie Spitzer zeigt, weitverbreitet ist.

das bei H. richtig versteht, dann wird man ihm viel, wenn nicht alles, verzeihen. Denn uneingeschränkt gelten für ihn die Worte Ruysbroecks, die H. seinem merkwürdigsten Buche, „A Rebours“, als Motto voranstellt: „Il faut que je me réjouisse au-dessus du temps . . ., quoique le monde ait horreur de ma joie, et que sa grossièreté ne sache pas ce que je veux dire“.

Wien. GUSTAV RIEDER.

E. Frey's Aufsatz *La langue de J.-K. Huysmans* in den *Mélanges de philologie offerts à Ferdinand Brunot,* Paris 1904, S. 163—188, geht ebensowenig wie der vorliegende darauf aus, eine lückenlose Feststellung aller der Sprache Huysmans' eigentümlichen Einzeltatsachen zu liefern, und beschränkt sich hinsichtlich des untersuchten Materials auf „A Rebours“, „Certains“, „En Rade“, „En Route“, „Là-Bas“, „La Cathédrale“, „L'Art Moderne“ und „Sainte Lydwine“. Der Unterschied zwischen Frey's und meiner Untersuchung liegt hauptsächlich darin, daß das rein lexikalische Moment (Popularismen, Termini technici, Archaismen und besonders Neologismen) dort ausführlicher und systematischer behandelt wird, während der syntaktische und vor allem der rein stilistische Teil, wie mir scheint, bei Frey viel zu kurz kommt. Mir ist es nicht darum zu tun, lange Belegreihen abnormaler Ausdrucksweisen zu geben — Material für solche wäre mir noch reichlicher zur Verfügung gestanden und bis zu einem gewisssn Grade habe auch ich sie nicht vermeiden können — und mich auf den Standpunkt des ankreidenden Merkers zu stellen, sondern darum, zu zeigen, wie nahezu alles Auffallende in H.'s Sprache notwendig bedingt ist durch dessen kranke und überimpressionierte Persönlichkeit. Von dem Impressionismus in H.'s Stile redet aber Frey überhaupt nicht und daher wird auch eines der interessantesten Phänomene, H.'s Wortstellung, kaum gestreift (p. 179 ff.). Für Frey ist nämlich das Agens im Stile H.'s bewußtes Andersseinwollen, womit er ja teilweise recht hat. Aber eben nur teilweise: denn H. hat nicht nur oft anders sein wollen als die andern, sondern mindestens ebensooft nicht anders sein können, als er eben war. Alles in allem: Frey ist mir in seinem Aufsatz, wenn ich eine Antithese Oswald Spenglers hierher übertragen darf, zu viel Systematiker und zu wenig Physiognomiker.

Der Dichter Bledri-Bleheri-Breri.

Der Bledri-Frage kommt nach meiner Ansicht eine große Bedeutung zu; denn m. E. sollte Bledri in der altfranzösischen Literaturgeschichte eine mindestens ebenso wichtige Stellung eingeräumt werden wie dem jüngeren Chrétien de Troyes. Er ist nämlich für uns kein bloßes Schemen, sind doch noch große Teile seines *œuvre,* wenn auch nicht im Original, so doch in Bearbeitungen erhalten, die z. T. (speziell Gauchers verwässernde, aber glücklicherweise meistens sklavische Bearbeitung) die Schönheiten des Originals noch klar erkennen lassen (vgl. z. B. Brandelis) und einen Dichter ersten Ranges, dem eine bedeutende Gestaltungskraft und poetische Tiefe eigneten, offenbaren.

J. Loth (*Contributions à l'étude des romans de la Table Ronde* S. 34 f.) glaubt, daß Thomas und Gaucher, welche Bledri als Gewährsmann nennen, nicht direkt durch ihn inspiriert wurden, sondern einfach ihre Werke *sous le patronage de la meilleure autorité indigène* stellen wollten. Daß mittelalterliche Dichter, wenn sie von ihren Quellen reden, nicht immer die Wahrheit sagen, ist bekannt. Die Ansicht Loths ist also als Möglichkeit *a priori* zuzulassen. Hat man aber im vorliegenden Fall irgend einen besonderen Grund zum Mißtrauen? Gauchers Angabe, daß Bleheri aus Wales stamme, hat sich als wahr erwiesen; denn nicht nur ist der Name kymrisch, sondern es ist auch ein in der betr. Epoche lebender berühmter kymrischer Dichter (*famosus ille fabulator*), Namens Bledhericus, durch Giraldus Cambrensis als historische Person bezeugt. Und zu welchem Zweck hätte Gaucher erfinden sollen, daß sein Gewährsmann für *le conte de Poitiers* dichtete?[1]). Wenn aber diese Angaben zuverlässig sind,

---

1) Als Gaucher schrieb, waren die Könige von England Grafen von Poitiers. Ein König von England wäre aber niemals einfach als Graf von Poitiers bezeichnet worden. Gaucher kann folglich die Angaben nicht erfunden haben, sondern muß sie aus seiner Quelle übernommen haben; und aus demselben Grund muß diese Quelle vor 1155 verfaßt worden sein, da 1154 der Graf von Poitiers König von England wurde. Wer seine Quellenangabe erfand, mußte doch etwas darauf sehen, daß eine Erfindung seinen Zeitgenossen plausibel erscheinen könnte. Wäre es da einem Franzosen eingefallen, die kymrische Autorität mit einem kontinental-französchen Grafen in Verbindung zu bringen? Die Ungewöhnlichkeit dieser Verbindung ist ein starkes Argument für die Echtheit derselben.

warum soll es die Angabe, daß Bleheri der Verfasser der von Gaucher benutzten Gauvainkompilation war, nicht auch sein? Jene Angaben sprechen sehr dafür, daß Gaucher dem Bledri nahe gestanden hat, sei es daß er ihn persönlich kannte, sei es daß er sie in einem seiner Werke fand. Außer Gaucher beruft sich auch der Verfasser der sog. *Elucidation* des Perceval, dessen Quelle eine Version der von Gaucher bearbeiteten Gauvainkompilation war (vgl. J. L. Weston, *Sir Perceval I*), auf Bledri, den er *maistre Blihis* (zu korrigieren in *Bliheris*, unter Weglassung des im betr. Vers überflüssigen ersten Wortes (*Car*)[2]) nennt. Außer Gaucher müßten also auch der Redaktor der Elucidation und Thomas in gleichem Sinn gelogen haben. Aber ihre Angaben dürfen nicht einfach deshalb als falsch bezeichnet werden, weil sie zu gewissen Hypothesen nicht stimmen; dies wäre *petitio principii*. Warum sollte der Roman, den Bledri nach Gauchers vertrauenswürdigem Zeugnis für den Grafen von Poitiers dichtete, nicht Gauchers Quelle gewesen sein können? Gar nichts spricht dagegen. Loth macht allerdings geltend (vgl. auch zweite Ausgabe seiner Mabinogionübersetzung I S. 72 ff.), daß Gauchers Quelle französisch gewesen sein müsse, und nimmt sodann als selbstverständlich an, daß der Kymre Bledri nicht französisch dichtete. Ich habe aber in dieser Zs. 31 [2] p. 150-60, wo ich schon ausführlich über die Bledrifrage handelte, gezeigt, daß ein *conte*, der für einen Grafen von Poitiers gedichtet wurde, ein französischer Roman gewesen sein muß und daß ein Kymre als Autor eines solchen nichts Sonderbares ist[3]). Loth nimmt Bezug auf J. L. Weston's Romania-

---

[2]) Die einem Apostroph ähnliche über der Zeile geschriebene *er*-Abbreviatur wurde vom Redaktor übersehen. Vgl. z. B. auch *Mingardis* für *Ermingardis* (Romania XII 525), *Ysaune de Kahais* (statt *Kaherais* oder *Karehais*) in Gral v. 10679 (vgl. 11673: *Ysaune de Carahais*). Im Bliocadran-Prolog des Gralromans (v. 55) heißt es von Percevals Mutter: *Kammuelles ert bone dame.* Die ursprüngliche Lesart war zweifellos: *Kam'uelles* (= *K'a mervelles*); das *er*-Sigel wurde als *m*-Sigel gedeutet, sei es vom Kopisten, sei es vom Herausgeber. Umgekehrt wurden auch etwa Kleckse oder Schnörkel als *er*-Sigel angesehen, so in der Hs. des *Lai del Cor* v. 433-4: *mainers: Kadoiners*, offenbar für *mains: Kado[a]ins.* In Wilhelm von Malmesbury's *De antiquitate ecclesiae Glastoniensis* findet sich der Name *Deruvianus* (vgl. Newell in *Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America* 18 S. 470). Giraldus Cambrensis, welcher ein älteres Ms. von *De Antiquitate* benutzte, hat *Duvianus* (Newell S. 474), ebenso Galfred von Monmouth. Ohne daß man andere Dokumente oder die Etymologie des Namens kennt, kann man nicht unterscheiden, welche Form die ursprünglichere ist; auf das Alter der Mss. kommt es nicht an, wenn diese einander koordiniert sind.

[3]) Ich möchte hier noch hinzufügen, daß ein noch so berühmter kymrischer Autor, der nicht französisch schrieb, von einem französischen Romandichter seinem Publikum niemals als Autorität serviert worden wäre. Dieses weltliche Publikum anerkannte auf dem Gebiet des Romans nur französische Autoritäten, nicht *des autorités indigènes:* Chrétien von Troyes,



artikel über Bledri, nach welchem der Graf von Poitiers Wilhelm VIII [4]) († 1137) sein soll. Er scheint nichts davon zu wissen, daß die genannte Gelehrte in einer späteren Schrift (Sir Perceval I) für entweder Wilhelm den Großen (990-1029) oder Wilhelm VII, den Troubadour (1086-1126), eingetreten ist. Noch später sympathisierte sie mit der Bledri-Hypothese Edward Owens (*Sir Perceval* II S. 250, 251 [5]), und *Revue Celtique* 1911 S. 8, 12 f.), die aber der Identifikation des Grafen von Poitiers mit Wilhelm dem Großen aus chronologischen Gründen widerspricht und ihr nur noch diejenige mit Wilhelm VII übrig läßt. Ich habe (l. c.) gegen alle diese Identifikationen triftige Einwendungen erhoben und den Grafen von Poitiers mit Heinrich von Anjou (1152-54) identifiziert und habe mit guten Gründen diese Hypothese gestützt, durch welche auch die chronologische Differenz zwischen Giraldus' Bledhericus einerseits und Gaucher und Thomas anderseits, an der Loth Anstoß zu nehmen scheint, sehr gering wird, zumal wenn man einmal die landläufige Datierung Gauchers (vgl. darüber diese Zs. 36² S. 45-53) aufgibt (cf. l. c.) [6]). Loth scheint meine Ausführungen nicht gelesen zu haben.

Ebensowenig wird von ihm des Bledri-Briefs von Edward Owen und des Bledri-Artikels von Gruffydd, die doch in der von Loth herausgegebenen *Revue Celtique* (1911, 1912) erschienen sind, Erwähnung getan und zu der Hypothese dieser kymrischen Gelehrten, der sich dann auch J. L. Weston anschloß, Stellung genommen.

E. Owen möchte in dem Bledhericus Girauds und dem Bleheri-Breri, auf den sich Gaucher und Thomas berufen, eine historische Persönlichkeit Namens *Bledri ap Cadivor* wieder erkennen. Er verweist auch auf Egerton Phillimore's Anmerkungen zu Henry Owen's *Pembrokeshire* und auf einen historischen Artikel J. E. Llyod's. Diese mir nicht leicht zu-

Robert von Borron, Walter Map (den Kymren, weil er französisch schrieb und dichtete!) etc. Nicht einmal den lateinisch schreibenden Galfrid von Monmouth, dem die französischen Romandichter doch so viel verdankten (allerdings wohl nur indirekt) nennen sie als Autorität; sie berufen sich nur auf dessen französische Übersetzer, *Gasse* (vgl. *Gasse le Blond*) oder Martin von Rochester, die sie für die Autoren der Bruts halten. Galfrid ist dafür die große Autorität der lateinisch schreibenden Kleriker. J. L. Weston, die in *Sir Perceval* I S. 296, als sie unsern Bledri noch mit Bischof Bledri von Llandaff identifizierte, geneigt war, ihn seine *tales* lateinisch schreiben zu lassen, tritt später (Sir Perceval II S. 303), da sie ihn nun mit einem Bledri, der auch französisch verstand, identifizierte, dafür ein, daß er seine *tales* französisch erzählte.

[4]) Druckfehler bei Loth: Wilhelm III.

[5]) wo meine Ansicht betr. Bledri falsch wiedergegeben wird; vgl. meine Entgegnung in dieser Zs. 36² S. 58.

[6]) Bruce hielt meine Datierung Gauchers für wahrscheinlich (*Rom. Review* IX S. 368 A.).



gänglichen Schriften, die hauptsächlich oder ausschließlich sich mit Bledri ap Cadivor als historischer Persönlichkeit zu beschäftigen scheinen, zu lesen hielt ich nicht für nötig, da E. Owen alle ihre Resultate erwähnt zu haben scheint (er sagt: *I have done little more than unite the work of those two scholars*) [7]). *Bledri ap Cadivor* (*Kedivor*, *Cydifor*) war ein *Seigneur* in Süd-Wales, dessen Vater 1089 starb, der 1113 als Alliierter normannischer Ritter und 1116 als Verwalter eines normannischen Schlosses bei Carmarthen erwähnt wird (nach Lloyd *Hist. of W.* l. c.). Aus Urkunden des dritten und vierten Dezenniums des 12. Jahrhunderts scheint hervorzugehen, daß jener Bledri (einmal *Bleheric Walensis* genannt) auch *Bledri Latimerius* (richtiger wohl *Latinierius*), d. h. Dolmetsch genannt wurde [8]). J. L. Weston geht über E. Owen und dessen Gewährsmänner hinaus, indem sie auch die Zeit der Geburt und des Todes dieses Bledri zu bestimmen sucht; aber ihre Arithmetik ist nicht einwandfrei; 1147 (*Sir Perceval* II 251) oder 1150 (RC. 1911 S. 8) braucht nicht terminus ad quem zu sein. E. Owen hält auch dafür, daß dieser Bledri der Verfasser desjenigen Teils der kymrischen Chronik *Brut y Tywysogion,* welcher den Jahren 1100-1120 gewidmet ist, war, weil dieser Teil Parteilichkeit des Verfassers für die Normannen bekunden solle. *This can, of course, be no more than a suggestion.* Die *suggestion* steht auf den denkbar schwächsten Füßen.

Die drei Tatsachen: 1. daß ein Bledri in Wales in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebte, 2. daß derselbe zur normannischen, also nicht nationalen Partei gehörte, 3. daß er als Latinarius jedenfalls französisch verstand und sprach, genügen E. Owen und seinen Anhängern, um ihn mit dem Autor Bledri zu identifizieren. Zugegeben sei, daß diese Identifikation namentlich auch in chronologischer Beziehung weniger anstößig ist als diejenige des Bischofs von Llandaff und des Autors des Tristan und Gauvain.

Nun war aber Bledri in Wales ein ganz gewöhnlicher Name [9]). E. Owen selbst teilt uns mit (S. 3): *I came* [bei

---

7) Der Historiker J. L. Lloyd erwähnt das über Bledri ap Cadivor Bekannte auch in seiner *History of Wales* vol. II (1912) S. 428, und diese Notiz habe ich gelesen.

8) *as though it were his special duty to convey the royal commands to his fellow-countrymen* (Llyod l. c.). Nach einer Urkunde wurde ein Kymre mit seinen Brüdern wegen der Vergewaltigung von Bledri's Tochter gebüßt. Sollte diese Vergewaltigung ein Racheakt gewesen sein wegen Bledris normannischer Gesinnung?

9) Aus früherer Zeit kennen wir den Bischof Bledri von Llandaff, den J. L. Weston ehemals zum Gewährsmann des Thomas und Gaucher gemacht hat. Aus noch viel früherer Zeit stammt der von Galfrid erwähnte *Bledericus,* Herzog von Cornwall. In Cornwall wurde auch eine Ortschaft *Tre-Bleri* (= Dorf des Bleri) nachgewiesen (von F. Lot, Romania 28 p. 336). Der

meinen Studien] *across several Bledris, each of whom possessed the merit of requiring but slight adjustment to permit him to stand for the protagonist of Giraldus;* somit scheinen alle diese Bledris im 12. Jahrhundert gelebt zu haben[10]). In mehreren französischen Arthurromanen (Meriaduec, Caradoc, Eilharts Tristan, Merlinfortsetzung) gibt es je eine Person, die diesen Namen führt (vgl. diese Zs. 31² S. 154). Da es sich um einen gewöhnlichen Namen handelt, beweist die Übereinstimmung in Bezug auf den Namen noch nicht die Berechtigung jener Identifikation. Die Kenntnis der französischen Sprache anderseits mußte im 12. Jahrhundert in einem Land, welches die mannigfachsten Beziehungen zu den Anglonormannen hatte, und auf dessen Gebiet sich sehr viele von diesen niedergelassen hatten, und dessen Litteratur sich durch Übersetzungen aus dem Französischen bereicherte, gar nichts Ungewöhnliches sein; und da der Anschluß an die normannischen Herren zweifellos mit großen materiellen Vorteilen verbunden war, so wird es viele Kymren, zumal auch auf Gaben angewiesene Dichter und Schriftsteller, gegeben haben, die mit den Normannen auf gutem Fuße zu leben suchten. Männer wie Galfrid von Monmouth und Walter Map waren vollständig normannisiert, und Giraldus, der Sohn eines normannischen Vaters und einer kymrischen Mutter, ließ sich, bei all seinem kymrischen Patriotismus, doch von König Heinrich II. zu dessen Kaplan ernennen. Den kymrisch-französischen Autor Bledri mit dem Latinarius Bledri ap Cadivor zu identifizieren, hat in der Tat nicht mehr Berechtigung, als wenn man heute alle englisch sprechenden und fühlenden Kymren Namens Owen, von denen man zufällig hören möchte, für identisch hielte. Daß Bledri ap Cadivor auch Chronist, also Schriftsteller war, ist nach dem Geständnis des Urhebers dieser Hypothese *no more than a suggestion* und

---

Name Bledri begegnet auch in den altkymrischen Genealogien, welche Anscombe im Archiv für celtische Lexikographie I-III herausgegeben hat (Bd. III p. 65 Nr. 842, p. 87 Nr. 1095). In dem *Registrum vulgariter nuncupatum The Record of Caernarvon* 1838, das mir zufällig zugänglich war, fand ich urkundlich belegt einen *Bletheris ap Hona* (S. 51) oder *Bledris (Bledrys) ap Hova* (S. 246-7), einen *Bleithris ap Issaph* (p. 30), einen *Bletherus* (für *Bletherys?*) *ap Gorndur* (p. 59). Im *Liber Landavensis* begegnet neben dem Bischof *Bledri-Blethery* noch ein *laicus Bledris* (S. 185). Man beachte auch, wie sehr ein Teil der belegten Formen der französischen Form *Bleheri*(*s*) sich nähert. Unter den Belegen des Bledri ap Cadivor finden sich die Formen *Blederícus, Bleheric, Bleheri* (*pro filia Bleheri*) (nach Lloyd Hist. of Wales l. c.): In dem sehr reichen Urkundenschatz der Bretagne ist der Name nicht zu belegen, und die Vulgata-Merlinfortsetzung die einen Ritter *Blaaris-Bleoris* zum *filleul au roi Bohort de Gannes* (= Vannes) macht (vgl. Sommer's Index zu *The Vulgate Version*) ist keine große Autorität; doch vgl. unten *Blioblieris de Gannes.*

[10]) Trotzdem will Gruffydd (R. C. 35 S. 180) es haben, daß der Name *rather uncommon* sei.



darf als solche nicht zu den Argumenten gerechnet werden. Die *suggestion* wurde offenbar durch den Wunsch inspiriert, den Bledri ap Cadivor dem andern Bledri anzupassen (*a slight adjustment*). Wie E. Owen selbst gesteht, könnten noch *several Bledris*, denen er begegnete, durch solche *adjustments*, mit dem Dichter Bledri identifiziert werden. Identifikationen dieser Art sind aber bloßes *guess-work*. Trotz der schwachen Grundlage von E. Owens Hypothese wurde diese von J. L. Weston fast wie eine bewiesene Tatsache aufgefaßt (vgl. *Sir Perceval* II S. 251: *that the Interpreter" is one with the „Fabulator", there can, I think, be no reasonable doubt;* dieselben Worte S. 303; in ihren Anmerkungen zu E. Owens Brief in *Rev. Celt.* 1911 drückt sie sich aber mehr reserviert aus, ebenso in ihrer letzten größern Arbeit, *From Ritual to Romance*, Cambridge 1920, letztes Kapitel).

Nichts anderes als eine unveränderte neue Auflage von E. Owens Brief ist der ein Jahr später in derselben *Revue Celtique* erschienene Artikel W. J. Gruffydd's [die Redaktion der Zeitschrift macht selbst darauf aufmerksam; warum nahm sie ihn denn auf?]. Nur ist Gruffydd seiner Sache noch viel sicherer als der immerhin relativ vorsichtige Owen. Interessant, aber nicht vom wissenschaftlichen Standpunkt aus, ist nun der Schlußsatz: *if further confirmation of our theory be forthcoming* (wenn das Wörtchen „wenn" nicht wär'!), *the last nail will have been driven into the coffin of Prof. Foerster's arrogant theories"*. Mir scheint es, er dürfte erst abwarten, ob die *confirmation* seiner Theorie überhaupt erfolge, ehe er sie den letzten Nagel im Sarge anderer Theorien nennt. Die „Arroganz" scheint mir ganz auf seiner Seite zu sein. Ich zweifle übrigens sehr, ob dieser Herr je schon ein Buch Foersters in der Hand gehabt hat; ich glaube vielmehr, daß er seine Kenntnis der *arrogant theories* nur der Lektüre von J. L. Weston's *Sir Perceval* (einem der wenigen Bücher, die ihm bekannt sind) verdankt. Ich bin nicht Anhänger von allen Theorien Foersters; auf welche Gruffydd es speziell abgesehen hat, weiß ich nicht. Nur sollte es nach dem Gesagten jedermann klar sein, daß die Owen-Gruffydd'sche Hypothese nicht geeignet ist, irgend eine andere Theorie zu stürzen. Sie könnte höchstens als Möglichkeit zugelassen werden. Nach meiner Ansicht verdient sie aber nicht einmal so viel; denn sie läßt sich mit dem, was uns von dem Autor Bledri überliefert ist, nicht vereinigen.

Schon der in Giraud's Munde offenbar verächtliche Ausdruck *famosus ille fabulator* wäre kaum auf einen geachteten kymrischen *Grand Seigneur* angewendet worden. Es ist auch sehr unwahrscheinlich, daß ein solcher, der nach den historischen Zeugnissen zu schließen, meistens oder stets in seinem Vaterland gelebt zu haben scheint, französische Romane (solche

müssen die Quellen von Thomas und Gaucher-Elucidation sein) verfaßt hat, und daß er zu einem kontinentalfranzösischen Grafen engere litterarische Beziehungen hatte. Von einem *Grand Seigneur* hätte man auch gewiß nie sagen können, daß er einem Grafen *contoit le conte.* So sprach man nur von niedrig stehenden Klerikern und *Menestrels,* die im Auftrage eines *Grand Seigneur* und um Lohn dichteten; ein *Seigneur* wie Bledri ap Cadivor hätte für sich und nicht für andere gedichtet. In der Elucidation wird Bliheris ausdrücklich *maistre* (*magister*) genannt; ein *Seigneur* wurde wohl niemals so bezeichnet, auch wenn er etwas gelehrte Kenntnisse besaß. Der Autor Bledri war also ein Kleriker wie *maistre Wace,* der Verfasser des *Brut* und des *roman de Rou,* wie *maistre Martin de Rocester*, ebenfalls Verfasser eines *Brut* (vgl. diese Zs. 30 S. 182f.), wie *maistre Benëeit de Sainte More,* Verfasser einer Normannenchronik und des *Roman de Troie,* wie *maistre Richart,* Verfasser der *Prophesies Merlin,* wie *maistre Gautier Map,* Bledri's Landsmann, Verfasser der *Nugae Curialium* und eines französischen Lancelotromans (vgl. diese Zs. 29 S. 90ff.). Dies ist die Gesellschaft, in die *maistre Bleheri* gehört, und Thomas selbst, der ihn als Autorität verehrt, war vielleicht vom selben Stande [11]). Alle diese Kleriker waren übrigens von durchaus weltlicher Gesinnung [12]), und ihre Werke sind denjenigen *matieres* entnommen, welche den höfischen Romanen zugrunde liegen, oder sind selbst solche Romane. Wace und Benëeit dichteten im Auftrag des Königs Heinrich II. von England, Benëeit auch im Auftrag von dessen Gemahlin. Für jenen dichtete auch die ebenfalls gelehrte Marie de France, das weibliche Pendant zu den *maistres,* ihre *lais curteis* aus der *matière de Bretagne.* Der Verfasser des Palamedes, der sich *Helie* (*de Borron*) nennt, erwähnt als Verfasser von Romanen der Tafelrunde und als seine Vorgänger u. a. *messires Gasse li blons qui parenz* (offenbar ein Fehler; man erwartet eine Anstellung wie *clers*) *fu le roi Henri* und *maistre Gautiers Map qui fu clers au roy Henry* (vgl. G. Paris, *Merlin* I S. XXIII f.). Nach dem sog. Vulgata- oder Pseudo-Map-Zyklus wurde der *livre del saint Gral* (d. h. hier Lancelot + Queste + Mort Artur) von *maistre Gautier Map* geschrieben *por l'amor del roi Henri son signor qui fist l'estoire translater du latin en franchois* (Sommer, *Vulgate Version* vol. VI 199, 203). Auch der Tristandichter Thomas, der sich

---

11) Novati hat gute Gründe dafür angeführt, daß Thomas ein *clerc* war, und wenn Gottfried von Straßburg über ihn sagt: *Der aventiure meister was,* so mochte er doch auch an den wahrscheinlich dem Thomas gebührenden Titel *maistre* gedacht haben. Auch Gottfried selbst war *meister* (vgl. die Einleitung des Hgb. Bechstein, S. XVIII, XXII f.).

12) Man bedenke, daß der Verfasser des Codex der höfischen Liebe, Andreas, Kaplan des Königs von Frankreich war!

auf Breri beruft, dichtete in England unter König Heinrich II., vielleicht für ihn. Dieser König Heinrich, mit dem jene *maistres*, Verfasser von *romans bretons*, *romans courtois* u. dgl. in Beziehung stehen, von dem sie *dons* aller Art (Pfründen u. dgl.) erhielten, war nach meiner l. c. begründeten Ansicht auch der Gönner des Autors Bledri und zwar schon zu einer Zeit, als er noch nicht König von England, sondern erst Graf von Poitiers (und Anjou) war. Wir werden uns den Dichter Bledri am ehesten als einen Mann vorstellen dürfen, der wie Galfrid von Monmouth und Walter Map in Wales geboren wurde, aber eine ganz normannisch-französische klösterliche Erziehung genoß, dessen geläufigste Sprachen also Französisch und Latein waren; er mochte auch wie seine Landsleute Map und Giraldus in Paris studiert haben; wahrscheinlich aber war er kein großer Gelehrter, sondern verlegte sich mehr auf's „Fabulieren“, was in sozialer Hinsicht eine Erniedrigung bedeutete (*clerc déclassé*). Als *fabulator* mußte er wohl wie ein Menestrel an den Höfen der Großen sich aufhalten. Er mag sehr wohl längere Zeit am Hof Heinrichs von Poitiers verbracht haben; denn dieser hatte als Enkel König Heinrichs I. und unter König Stephan als „der kommende Mann“ die intimsten Beziehungen zum normannischen England. Wenn Bledri vollständig franzisiert war, so beweist seine kymrische Abstammung wenig oder nichts bei der Frage nach der Herkunft der Stoffe seiner Romane[13]). Den *magister Bledri* wird man vermutlich in den historischen Dokumenten von Wales, vor allem in Urkunden, vergeblich suchen. Was wir von denjenigen *maistres*, die sich nicht als Gelehrte oder Geistliche auszeichneten, wissen, stammt ja zumeist nicht aus Geschichtswerken oder Urkunden; Giraldus macht eine Ausnahme; denn er war mehr Klatschbase und Anekdotenjäger als seriöser Historiker und nennt denn auch den Bledhericus nur in Verbindung mit einer Anekdote.

J. L. Weston identifizierte mit dem Dichter Bleheris den in der Elucidation erwähnten *chevalier-conteur Blihos Bleheris*. Mit diesem naiven Schnitzer hatte sie merkwürdigerweise Erfolg. Meine Wiederlegung (in dieser Zs. 31² S. 154) hat

[13]) J. L. Westons Folgerung aus der kymrischen Nationalität Bledris (vgl. speziell das letzte Kapitel von *From Ritual to Romance*), daß die Stoffe, die Bledri behandelte (z. B. die Gralerzählung) kymrische Nationalsagen waren, ist daher nicht berechtigt. In der an die Bretagne grenzenden Grafschaft Poitiers wurde vielleicht von einem Dichter eher die Behandlung bretonischer Stoffe gewünscht, die aber vermutlich schon in französischer Sprache zugänglich waren. Vom Grafen von Poitiers kann man gerade so gut auf die Bretagne schließen, wie von dem *Galois* Bledri auf Wales. Die Wahl der Stoffe bestimmte vielleicht eher der Auftraggeber als der Dichter (vgl. die Quellenangaben Chrétiens im Karrenritter und Gral!).



noch nichts gefruchtet. Die Gelehrten, die J. L. Weston beipflichteten, scheinen allerdings meine Ausführungen nicht gelesen zu haben; aber auch J. L. Weston beharrt immer noch auf ihrer seltsamen Ansicht. Ich will es hier nochmals unternehmen, die absolute Haltlosigkeit derselben nachzuweisen, in der Hoffnung, daß diejenigen, die dann immer noch an ihr festhalten wollen, sich wenigstens dazu verstehen. sich mit meinen Argumenten auseinanderzusetzen; sonst müßte ich an ihrer *bona fides* zweifeln.

E. Windisch (*Das keltische Britannien bis zu Kaiser Arthur*, Leipzig 1912), der (S. 229-30. 264) sowohl J. L. Westons frühere Identifikation des *fabulator Bledri* mit dem Bischof Bledri als auch die von Owen und Gruffydd vorgebrachte, von J. Weston angenommene Identifikation mit dem *Grand Seigneur* Bledri ab Kadivor kurz ablehnte, dagegen J. L. Westons Identifikation des Grafen von Poitiers mit Wilhelm dem Großen (990-1019) zustimmte, ohne sie durch neue Argumente zu stützen[14]), hat sich über die Identifikation des Bleheris mit Blihos Bleheris gar nicht ausgesprochen.

Eigentümlich aber ist das Verhalten S. Singers. In einem an J. L. Weston gerichteten Brief, aus welchem letztere in ihrem Buch *From Ritual to Romance* 1920 (S. 189) Mitteilungen macht, äußert S. Singer die Ansicht, daß Bleheris absichtlich sowohl im Tristan als im Gauvainroman sich selbst in untergeordnete Rollen als Augenzeuge und mithandelnde Person eingeführt habe, im Tristan als Ritter an Marcs Hofe (Eilharts *Pleherin*), im Gauvain (Elucidation) als Ritter an Arthurs Hof (*Blihos Bliheris*). *Professor Singer instances the case of Dares in the De excidio Trojae, and Bishop Pilgrim of Passau in the lost Nibelungias of his secretary Konrad as illustrations of the theory*[15]). Alfred Nutt, dem Singers Brief

---

[14]) Ihre Hauptstütze war aber gerade die von Windisch abgelehnte Identifikation Bledris mit dem Bischof dieses Namens, dem Zeitgenossen jenes Grafen; schon die einfachste chronologische Rücksicht und die Unvereinbarkeit mit dem *paulo* des Giraldus hätten Windisch von seiner Ansicht abbringen sollen.

[15]) In seiner Abhandlung „Arabische und europäische Poesie im Mittelalter" (erschienen 1918 in den Abhandlungen der preußischen Akademie der Wissenschaften, während sein Brief nach J. L. Weston's Angaben kurz nach der Veröffentlichung ihres Perceval vol. II, also 1909, geschrieben wurde) behauptet S. Singer (10): „Wir wissen, daß der Verfasser der ältesten Tristandichtung, der Walliser Bledhericus, mit dem Grafen Guillaume von Poitou in urkundlich bezeugter Beziehung gestanden hat". Abgesehen davon, daß wir keineswegs wissen, ob Bleheris Tristandichtung die älteste war, die existierte, ist von den Beziehungen zwischen Bleheri zum Grafen von Poitiers nur in einer Stelle von Gauchers Gralfortsetzung die Rede, und dies ist keine Urkunde; und auch dieses Dokument sagt nicht, daß es sich um einen Grafen Wilhelm handelt. Es ist bedauerlich, daß eine bloße Hypothese als urkundlich bezeugte Tatsache verkündet wird, zumal in einer Abhandlung, welche von vielen gelesen werden wird, die nicht wohl in der

vorgelegt wurde, sympathisierte mit dieser Hypothese und verglich damit (in einem Brief, von J. L. Weston mitgeteilt l. c. S. 190) den kymrischen *Llywarch Hen cycle* und die irische *Finn (Ossian) saga. In both cases, the fact that the descriptive poems are put in the mouth, in Wales of Llywarch, in Ireland largely of Oisin, led to the ascription at an early date of the whole literature to Llywarch and Oisin.* Unter dem Einfluß dieser Zyklen, meint er, könnte Bledri sich selbst in seine Romane eingeführt haben. J. L. Weston ist natürlich glücklich über die Zustimmung von *two such competent authorities,* welche *knew what they were talking about.* Auf mich macht dies keinen Eindruck. Ob eine Hypothese nur von einem *homo novus* oder von noch so vielen „Autoritäten" vorgebracht wurde, ist mir einerlei. „Autoritäten" in diesem Sinn gibt es für mich nicht[16]). Ich sehe nur auf die Sache, auf den Wert der Argumente, nicht auf die Personen. Singers und Nutts Bemerkungen scheinen auf J. L. Weston einen solchen Eindruck gemacht zu haben, daß sie sogar an der Identifikation des Dichters Bledri mit Bledri ap Cadivor nicht mehr unter allen Umständen festzuhalten scheint (l. c. S. 191), trotzdem diese Identifikation ihr früher gesichert zu sein schien.

Wohl gibt es in der altfranzösischen Litteratur auffallende Analoga zu den oben erwähnten lateinischen und keltischen Werken (aus der kymrischen Litteratur hätten noch die Myrddin und Taliessin zugeschriebenen Dichtungen erwähnt werden können, und diese hätten von Singer und Nutt als näher liegende und daher wichtigere Fälle namhaft gemacht werden sollen). In Maries *Lai del Chievrefoil,* dessen eine Hauptperson Tristan ist, heißt es von Tristan selbst, daß er über das von der Dichterin erzählte Ereignis *aveit fet un nuvel lai* (v. 113). Dies war der (lyrische) Lai, zu dem Marie den *cunte* dichtete (welch letzterer gewissermaßen der epische Kommentar zu dem lyrischen Lai war, und zu berichten hatte, unter welchen Umständen und bei welchem Anlaß letzterer komponiert wurde[17]), wie etwa *mutatis mutandis* die irisch-

---

Lage sind, die Behauptung zu kontrollieren. Für Singer ist Graf Wilhelm der 7. seines Namens (1086-1126), der bekannte Troubadour, den schon J. L. Weston neben dem noch ältern Wilhelm dem Großen als möglichen Gönner Bledris zuließ. Was Singer als Analoga in den Liedern des Troubadours und dem Tristanroman anführt, ist in Wirklichkeit nicht so frappant, wie man nach Singer meinen könnte. Nach meiner Ansicht, für deren Begründung ich auf diese Zs. 31² S. 150 ff. verweise, kommt Wilhelm der Troubadour aus chronologischen Gründen (vor allem wegen des *paulo* bei Giraldus, der seinen Bledhericus-Passus ca. 1192 schrieb (nach E. Owen l. c. S. 2 resp. nach dem Herausgeber) kaum in Betracht.

16) Daß auch solche Autoritäten sich sehr irren können, vgl. oben Anmerkung 15 (Fall Singer).

17) *Coment fu fez* [scil. *li lais*], *de qui e dunt* Chievrefoil v. 4).

lateinischen Prosa-Kommentare im *Liber Hymnorum*)[18]). Von dem sog. *Lai del Cor* (es ist dies ein unechter Lai, eigentlich nur ein herausgerissenes Romanfragment, vgl. diese Zs. 20 S. 140 ff.), dessen Held Caradoc Arthurs Zeitgenosse ist, sagt der wirkliche Autor, Robert Biket: *Seingnours, cest lai* [hier bereits in der jüngeren Bedeutung des Wortes] *trova Garadue* [= Caradoc] *ki fe(s)t l'a.* Biket will also das Gedicht des Caradoc nur aus dem Keltischen ev. Lateinischen übersetzt haben. Wahrscheinlich im Anschluß an den *Chievrefoil* wurden dann andere (lyrische) Lais Tristan und andern Personen der Tristandichtung zugeschrieben und in den Prosa-Tristan aufgenommen resp. von dessen Redaktor *ad hoc* gedichtet, und später (bei Jean Maugin) sogar durch Sonette u. dgl. ersetzt und vermehrt. Im Perceforest wurde der *lay de la rose* einer *persona dramatis*, dem *menestrel* Pauston zugeschrieben (vgl. G. Paris' Ausgabe in *Romania* 23, S. 88). Wir haben also bei Tristan und Caradoc genau den gleichen Fall wie bei Oisin, Llywarch, Myrddin, Taliessin. Der älteste Gralzyklus, derjenige Roberts von Borron, wird vom Verfasser ausgegeben als ein Auszug aus dem Werke einer Hauptperson des Romans, nämlich Merlins, der es seinem Amanuensis Blaise diktierte: Die in den Branches Merlin, Perceval und Mort Artur erzählten Geschehnisse ließ Merlin *au fur et à mesure* aufzeichnen, während er das vor seiner Geburt geschehene (den Inhalt der Branche Joseph und der von Robert angeblich ausgelassenen Branches Alain, Petrus, Moyses, Bron) kraft seines übernatürlichen Wissens kannte; das letztere Stück war außerdem von Joseph von Arimathia, der Hauptperson der Joseph-branche aufgezeichnet worden (vgl. hierüber den Abschnitt I von *L'Enserrement Merlin* in dieser Zs. 29, besonders S. 61 ff., 82-84, wo ich, beiläufig bemerkt, irrtümlich gesagt habe, daß Blaises Buch schon am Schluß der Perceval-branche abgeschlossen wurde). Die Merlinfortsetzer hielten an dieser Fiktion fest, und einer derselben, Meister Richart, der Verfasser der *Prophesies Merlin*, ließ neben Blaise noch andere *clercs* als Merlins Amanuenses amten. Die hauptsächlich romantischen Branches der großen Gralzyklen, Lancelot, Gralqueste, Merlin etc. entstanden nach den Angaben ihres Autors, der nur Kompilator und Uebersetzer sein wollte, aus Aufzeichnungen, die König Arthur, also eine Hauptperson dieser Romane, durch vier *clercs* ausführen ließ. *Cil quatre me(s)toient en escrit quanque li compaignon le roi faisoient d'armes:* Lancelot (vgl. diese Zs. 29 S. 87 und jetzt auch Sommers Lancelot-Ausgabe I S. 429); ein entsprechender Passus in der Merlinfortsetzung (Carnegie-Ausgabe S. 321/47 ff.) und in der Queste (Carnegie-Ausgabe

---

[18]) Durch einen naheliegenden Irrtum wurde dann das Wort *lai* auch in der Bedeutung *cunte d'un lai* verwendet.

S. 119); aufbewahrt und der Nachwelt überliefert wurden diese Schriften *en l'abeïe de Salesbieres* (ibid.). In diesen Prosaromanen, also den Fällen Merlin und Arthur, hätten wir insofern eine Parallele zu dem Fall Pilgrim von Passau, als auch dieser durch einen Sekretär die Geschehnisse aufzeichnen ließ, an denen er einen gewissen Anteil hatte.

Der Fall Bledri ist aber weder zu den Fällen Dares, Oisin etc., noch zu dem Fall Pilgrim eine Parallele. Wie jedermann weiß, waren Dares, Oisin, Llywarch, Myrddin, Taliessin, Tristan, Caradoc, Pauston, Merlin, Arthur nicht die Autoren der Werke, welche sie nach den Angaben der überlieferten Texte verfaßt haben sollen, und welche von Geschehnissen berichten, an denen sie persönlich teilgenommen haben sollen; in allen diesen Fällen haben die wirklichen Autoren oder Redaktoren eine handelnde Person herausgegriffen und dieselbe zum Autor gestempelt[19]). Wäre der Fall Bleheris eine Parallele, so wären der Ritter Bleheris (Tristan) und der Ritter Blihos Bleheris (Gauvainroman), also rein romanhafte Figuren, das *prius* gegenüber Bleheris, dem Autor; Bleheris der Autor wäre nur eine aus dem Roman abgeleitete Fiktion; jede Beziehung zu dem historischen *fabulator Bledhericus* des Giraldus würde damit abgebrochen. Aber an der Identität des Dichters Bleheris aus Wales mit dem kymrischen *fabulator Bledhericus* kann heute niemand mehr zweifeln: folglich muß der Dichter Bleheris als historische Person das *prius* sein gegenüber allen handelnden Personen seiner Werke; dann sind aber die oben genannten Fälle keine Analoga zum Fall Bledri, wie sich dieser nach Ansicht der genannten drei Gelehrten präsentieren würde.

Bleibt noch der Fall Pilgrim von Passau. Wenn die Auffassung Singers, der diesen Fall anführte, über denselben zu Recht besteht, so ist derselbe ein wirkliches Analogon; denn Pilgrim (resp. sein Sekretär Konrad) ist nach Singer nicht der angebliche, sondern der wirkliche Verfasser der Nibelungias, und hat sich, bewußt fälschend, als handelnde Person in sein Poem eingeführt, trotzdem dieses von Ereignissen aus einer damals weit zurückliegenden Zeit handelte. Hier ist also der Autor das *prius* gegenüber der *persona dramatis,* wie dies ja auch bei Bleheri nach Weston, Singer und Nutt der Fall wäre. Es ist nur unbegreiflich, wie Singer

[19]) Der Grund, warum das geschah, ist klar. Es handelt sich darum, die bei Lesern oder Hörern etwa aufsteigenden Zweifel an der Authentizität des Erzählten zum voraus zu zerstreuen, indem man erklärte, wie es möglich war, daß man das vor vielen Jahrhunderten Geschehene noch wußte; *et par ce le savons nous encore,* ist eine stehende Redensart in der pseudohistorischen Merlinfortsetzung (vgl. Zs. 33 S. 148). Dieses Bedürfnis, ein etwas skeptisches Publikum, das den erzählenden Dichtern gerne den Vorwurf des Lügens machte, zu beruhigen, war so natürlich, daß hier keine literarische Manier vorzuliegen braucht.

den Bischof Pilgrim in einem Atemzuge mit Dares erwähnen kann, da er doch unmöglich den Trojaner Dares für den wirklichen Autor von *De excidio Trojae* halten kann, Dares vielmehr den Oisin etc. beizuordnen ist. Sehen wir uns aber den Fall Pilgrim etwas näher an! Die Nibelungias, deren Autor nach Singer Pilgrim (resp. sein Sekretär Konrad) war, hat noch niemand gesehen. Nur ein so ganz unzuverlässiger Text wie die „Klage" (Fortsetzung des deutschen Nibelungenliedes) behauptet, daß Bischof Pilgrim von Passau († 991) (der also mehr als zwei Jahrhunderte vor dem Verfasser der Klage lebte!) die Erzählung vom Untergang der Nibelungen lateinisch (und zwar jedenfalls in Prosa; denn alle Dichtung galt im Mittelalter als Erdichtung, mindestens nicht als reine Wahrheit; vgl. hierüber diese Zs. 29 S. 75-76, A.) aufzeichnen ließ, andeutend, daß die deutsche Dichtung über denselben Stoff, also unser Nibelungenlied und die Klage selbst, auf dieser lateinischen Fassung beruhen (Der Passus ist zitiert z. B. bei Wilhelm Grimm, Deutsche Heldensage, 2. A. S. 108). Allgemein hat man bisher diese Angaben für eine „Fabelei" gehalten, für eine Antwort auf die Vorwürfe gelehrter Dichter, z. B. des Dichters der Kaiserchronik, daß die deutschen Nationalepen Lügenerzählungen seien, und auf die Aufforderung, das Buch zu nennen, aus dem sie schöpften. Erst Singer hat in neuerer Zeit, der heutigen Mode, für alle volkssprachlichen Erzählungen lateinische Quellen zu postulieren, die dann natürlich Nachahmungen der antiken Litteratur waren (als ob ohne die Existenz letzterer nirgends auf der Welt eine Litteratur hätte entstehen können), folgend, eine Rettung dieser Nibelungias versucht; aber dies ist eine bloße Hypothese, m. E. sogar eine höchst unplausible. In unserm Nibelungenlied nun spielt Pilgrim von Passau eine episodische Rolle als Bruder der Königin Uote und Bewirter der nach Etzels Hofe ziehenden Burgunden. Es ist dies der roheste unter den Anachronismen, die das Nibelungenlied aufweist; denn Pilgrim lebte ja ein halbes Jahrtausend nach dem Untergang der Burgunden. Wenn eine lateinische Nibelungias des 10. Jahrhunderts existierte, so läßt sich von ihr nicht beweisen, daß sie diesen Anachronismus auch schon enthielt. Hätte Pilgrim von Passau wirklich eine Nibelungias schreiben lassen, so hätte gerade er unmöglich in einen Stoff, von dem man doch damals allgemein wissen mußte, daß er nicht zeitgenössische Geschichte enthielt, sondern von längst vergangenen Ereignissen handelte, sich selbst als mithandelnde Person einführen können. Es ist evident, daß die Rolle des Bischofs Pilgrim erst zu einer Zeit interpoliert werden konnte, als auch er bereits einer fernen Vergangenheit angehörte, die man von der noch fernern Vergangenheit des Untergangs der Burgunden nicht mehr unterschied; die Figur des Bischofs

Pilgrim im Nibelungenlied muß also zu den allerjüngsten Bestandteilen dieses Epos gehören. Wir können demnach nur sagen, daß entweder die Existenz einer lateinischen Nibelungias selbst eine Fiktion ist, oder daß, wenn wirklich ein solches Werk existiert haben sollte, es sicherlich die Rolle des Bischofs Pilgrim noch nicht enthielt. Zu alledem ist aber noch zu bemerken, daß wir bei der Behandlung der Bledrifrage uns nicht auf bloße Hypothesen stützen dürfen, und daß schon aus diesem Grunde die angebliche Nibelungias des Bischofs Pilgrim aus dem Spiele bleiben muß[20]).

Tatsächlich konnten also aus der ganzen Weltlitteratur keine wirklichen Analoga zu dem Fall Bleheri, wie sich dieser nach Weston, Nutt und Singer präsentieren würde, namhaft gemacht werden. Doch scheint Nutt der Ansicht gewesen zu sein, daß hier eine Art *analogie inverse* vorliege. Bledri hätte also kymrische oder irische Dichtungen gekannt, in welchen sowohl der Autor als auch eine der handelnden Personen Llywarch resp. Oisin hieß, und hätte dann in seinen eigenen Dichtungen dieselbe Situation herstellen wollen. Das hätte er natürlich nur tun können, indem er auf eine der handelnden Personen seinen Namen übertrug. Das wirkliche Verhältnis, daß nämlich in seinen angeblichen Mustern die handelnde Person das *prius* war, hätte er allerdings kaum erkannt; zu seiner Zeit dürften Llywarch und Oisin wirklich als die Autoren der Dichtungen gegolten haben. Aber wenn Bledri den Glauben hatte, daß jene die wirklichen Autoren der Gedichte waren, dann mußte er konsequenter Weise ebenfalls glauben, daß sie sich nicht willkürlich in geschichtliche Handlungen eingeführt hatten, an denen sie in Wirklichkeit keinen Anteil hatten und die sogar Jahrhunderte hinter ihrer Zeit zurücklagen, und daß sie als Augenzeugen berichteten, weil sie wirklich Augenzeugen waren. Wenn er einer handelnden Person seinen Namen verlieh, so mußte er sich also vollständig bewußt sein, daß er etwas ganz anderes tat, als was jene nach seiner Ansicht getan hatten. Von einer Nachahmung könnte da nicht gesprochen werden, höchstens von einer Art Anregung, die aber psychologisch nicht plausibel wäre. Es scheint mir absurd, anzunehmen, daß ein Autor des 12. Jahrhunderts sich selbst als handelnde Person und Augenzeugen in einen Stoff einführte, von dem alle seine Zeitgenossen bestimmt wußten, daß er von längst vergangenen

[20]) Höchst wahrscheinlich liegt in Wirklichkeit bei der Attribution von Nibelungenlied-Klage derselbe Fall vor wie bei Dares, Oisin, Merlin, Arthur etc., daß nämlich eine *persona dramatis* (mag diese selbst nun eine historische oder eine fiktive Person gewesen sein), von der man annehmen konnte, daß sie imstande war, zu dichten oder aufzuzeichnen oder aufzeichnen zu lassen, als Autor des betr. Werkes (resp. von dessen Vorlage) bezeichnet wurde.

Begebenheiten handelte. Wer die Autorität Galfred kannte, wußte, daß Arthur im 6. Jahrhundert lebte. Soll sich aber wirklich ein Dichter das kindische Vergnügen geleistet haben, handelnden Personen seinen eigenen Namen zu geben, nur um sich auf diese Weise zu verewigen, etwa wie wenn Schiller einen der Landsknechte im Wallenstein oder einen der Rütlimannen im Tell Friedrich Schiller getauft hätte? Oder sollte es ihn, was ein Schiller allerdings nicht hätte erwarten dürfen, gelüstet haben, die Nachwelt zu täuschen, die dann hätte glauben sollen, er, der Dichter Bledri, wäre wirklich Arthurs und Tristans Zeitgenosse gewesen? Ich lehne solche Vermutungen als zu absurd ab. Dem Dichter mußte doch gewiß viel eher an dem Urteil seiner Mitwelt, z. B. seines Gönners, des Grafen von Poitiers, liegen; die Mitwelt aber konnte er nicht täuschen; diesen gegenüber hätte er sich einfach lächerlich gemacht, wenn er sich als Arthurs oder Tristans Zeitgenossen ausgegeben hätte. Etwas derartiges ist in der Weltlitteratur noch nie vorgekommen.

Hätte aber Bledri wirklich als einziger sich dieses kindische Vergnügen gemacht, und sogar zweimal, im Tristan und im Gauvain, warum gab er denn der Mit- und Nachwelt nicht deutlich zu erkennen, daß er mit den *personae dramatis* seines Namens identisch sei, daß er also wirklich als Augenzeuge berichtete? Warum verfuhr er so, daß dieser Zweck verhüllt wurde und unmöglich zu erkennen war und ist? Dares, Oisin, Tristan, Caradoc, Merlin etc., diese Pseudo-Autoren und (z. T.) angeblichen Vorbilder Bledris ließen samt und sonders keinen Zweifel darüber bestehen, daß sie mit den handelnden Personen ihres Namens identisch sind. Im Gegensatz dazu haben die *personae dramatis* in Bledris Romanen Rollen, z. T. auch Namen, die alles eher als eine Identität mit dem Dichter erwarten lassen. Soll im Tristan der Dichter wirklich bewußt und mit Absicht sich mit einer Person identifiziert haben, die eine unsympathische Rolle hat? Bei Eilhart bekommt man wenigstens den Eindruck, daß Pleherin, der Höfling des König Marc, ein Feind, Neider und Verleumder des Helden Tristan war. Bei Ulrich von Türheim und namentlich bei Heinrich von Freiberg, welche die betr. Episode auch bieten, ist über die Häßlichkeit der Rolle kein Zweifel gelassen: Ulrichs *Pleherin* sowohl (Maßmann 566/21 ff.) als auch Heinrichs *Pfelerin* (Bechstein v. 5498 ff.), *der valsche* genannt, empfangen denn auch von der Hand des Titelhelden den verdienten Todesstreich, und dasselbe Los trifft bei Thomas die Parallelfigur zu Bleheri, Cariado, dessen Verleumderrolle auch klar ist. Übrigens findet sich die Berufung auf Breri weder bei Eilhart noch in einer andern Fassung der Vulgata-Redaktion, und es ist nicht ohne weiteres gesagt, daß die dem Breri zugeschriebene Vorlage des Thomas die

Quelle der Vulgata, also der französische Ur-Tristan, war; denn zwischen dem Ur-Tristan und Thomas kann man theoretisch beliebig viele Zwischenstufen ansetzen, und bei der starken Abweichung der Thomasredaktion vom Ur-Tristan wäre die Annahme wenigstens einer Zwischenstufe auch praktisch durchaus plausibel. Unter allen Umständen ist zu sagen, daß, wenn die Bleheri-Episode ursprünglich ist, ihr bei Thomas die Cariado-Episode entsprechen muß (vgl. hierüber Bédier, *Tristan* I 342 n., 270, 272-4); entweder ist dann der Name Cariado oder der Name Bleheri unursprünglich; der letztere mag es ebenso gut sein wie der erstere, und könnte in diesem Fall nicht von Breri stammen. Übrigens kann es ganz gut ein Spiel des Zufalls sein, wenn in einem Werk eines Bleheri auch eine handelnde Person diesen Namen trägt, wie z. B. ein Schriftsteller, der Hans zum Vornamen hat, wohl auch ohne jede Absicht einer handelnden Person eben diesen Namen beilegen mag. Der Höfling des Königs Marc scheint eine ganz untraditionelle Nebenperson zu sein; Bledri mag ihm seinen Namen gegeben haben, da ihm dieser zunächst lag und da er wußte, daß dieser Name in Wales und Cornwall verbreitet war.

Der Ritter *Blihos Bliheris* in der Elucidation anderseits kann ebensowenig wie Eilharts *Pleherin* darauf Anspruch erheben, daß der Dichter Bleheris ihn eingeführt habe, um sich selbst zum Augenzeugen zu machen. Denn er hat ja nicht einmal denselben Namen wie der Dichter. Wohl hätte nach mittelalterlichem Brauch ein Blihos Bliheris auch einfach abgekürzt Blihos oder Bliheris genannt werden können; aber das Umgekehrte war unmöglich. Dieses Umgekehrte aber müßte hier postuliert werden, wenn Nutt, Singer und J. L. Weston Recht hätten. Denn da der Dichter als historische Persönlichkeit gegenüber dem *ex hypothesi* von ihm geschaffenen Ritter das *prius* ist, so ist Bliheris das *prius* gegenüber Blihos Bliheris. Daß der Dichter aber den einfachen Namen führte, kann angesichts der Zeugnisse nicht bezweifelt werden. Der Dichter wird ja einmal bei Thomas, zweimal bei Gaucher und einmal in der Elucidation erwähnt; dazu kommt noch das gewichtige Zeugnis des Giraldus Cambrensis, welches als ein historisches gelten muß; in allen 5 Stellen findet sich aber nur der einfache Name. An der ersten Gaucher-Stelle nennen allerdings drei Hss. den Autor *Bleobleheris* anstatt *Bleheris* (nach J. L. Weston, *Perceval* I S. 288); aber J. L. Weston hat kein Recht, dazu zu bemerken: *clearly showing that these names are identical*[21]). Sie selbst gibt doch den übrigen Hss., welche *Bleheris* haben, Recht; folglich hat nur

[21]) Auch Seiffert identifiziert mit Unrecht die beiden Namen in seinem Namenbuch.



der Kopist der gemeinsamen Vorlage jener 3 Hss. (die sehr nahe miteinander verwandt sind, nach Westons eigener Gruppierung l. c. S. 54) g e g l a u b t, die beiden Namen seien identisch oder vielmehr *Bleheris* sei eine Abkürzung von *Blihobleheris*, welchen Namen er zwar nicht aus der Elucidation (denn gerade jene 3 Hss. enthalten diese nicht), aber aus zahlreichen andern Romanen, z. B. aus dem allgemein bekannten Erec kennen mochte. Die Meinung eines Kopisten kann aber für uns nicht maßgebend sein [22]). Es ist also ganz undenkbar, daß ein Autor Namens Bleheris, der eine *persona dramatis* Blihos Bliheris nennt, damit sich selbst meinte, oder gar seinem Publikum zutraute, es sollte diese Auffassung haben. Und wie könnte er sich selbst *maistre* nennen, während er die *persona dramatis* als Ritter ausgab [23]), und müßte er nicht von Sinnen gewesen sein, wenn er sich selbst mit dem Sohn einer Fee (*pucele du pui*) (das war Blihos Bliheris) identifiziert hätte!

Wenn der Caradoc-Roman, der uns als Interpolation in Gauchers Gralfortsetzung erhalten ist, auch schon in Bleheris Kompilation enthalten war (was bei dem heutigen Stand der Forschung weder bejaht noch verneint werden kann [24]), so möchte der in diesem Roman erwähnte Turnierritter *Bleheris* ebenso gut als eine Erscheinungsform des Dichters angesehen werden wie der *Blihos Bliheris* der Elucidation und der *Pleherin* Eilharts [25]), allerdings auch mit ebensowenig Recht, aus gleichen Gründen. Eher wäre es möglich, daß der Turnierritter Bleheris ein Tafelrunder war (vgl. die Bemerkung bei Wisse-Colin 80/45 ff.; die deutsche Übersetzung bietet nämlich einen bessern Text als die von Potvin herausgegebene Hs. Montpellier) und dann mit dem bekannten Tafelrunder Bliobleheris (vgl. z. B. Erec v. 1714) identisch war (Bliobleheris wäre in diesem Fall das *prius* gegenüber Bleheris), der aber gerade in Chrétiens Gral mit allen seinen Fortsetzungen (von der nur in wenigen Hss. überlieferten Elucidation abgesehen)

[22]) Ein anderer Gaucher-Kopist hat *Brandelis* für *Bleheris* eingesetzt, was doch auch nicht die Identität dieser beiden Namen beweist. Wie jener erstgenannte Kopist, so hat auch Malory den bei ihm häufig erwähnten Namen *Bleoberys* für den einmaligen Namen *Blaaris-Bleherris-Blarys-Bleoris* der pseudohistorischen Merlinfortsetzung eingesetzt, (vgl. Sommer's *Malory* III S. 56).

[23]) *Maistre* und *chevalier* sind geradezu unvereinbar. Ganz abgesehen davon, daß ein Ritter, der lesen konnte, deshalb noch nicht *clerc* war, waren nach den ältern Arthurromanen, die Ritter und sogar König Arthur selbst des Lesens nicht kundig.

[24]) Bledri's Kompilation war Gauvain nnd dessen Verwandten (Bruder, Sohn) gewidmet; Caradoc, der wie Gauvain Arthurs Neffe war, mochte auch zu Gauvains Verwandten gezählt werden.

[25]) Unsere drei Gelehrten scheinen diesen Bleheris nicht gekannt zu haben, sonst hätten sie ihn vielleicht auch mit dem Dichter identifiziert.

nie erwähnt wird. Doch dies läßt sich höchstens vermuten, nicht beweisen. Ich halte es einstweilen für wahrscheinlicher, daß der Bleheris des Caradoc-Romans nicht der Arthurritter Bliobleheris war, sondern von Haus aus zum König *Ris de Gales* (der sonst als Arthurs Feind bekannt ist) gehörte, auf dessen Seite er im Caradocturnier kämpft (vgl. Wisse-Colin 81/17 ff.), und dem er zugewiesen wurde, weil eben der Name Bleheris nach *Gales* wies.

J. L. Westons Ansicht, daß die beiden Komponenten von *Blihos Bliheris* eigentlich identisch seien, ist undiskutierbar (vgl. diese Zs. 31² S. 154). Es würde ihr auch nicht gelingen, hierfür die Zustimmung von *authorities* zu erlangen.

Ich möchte gern glauben, mit meinen Ausführungen die Ansicht J. L. Westons, S. Singers und A. Nutts *ad absurdum* geführt und ihr ein definitives Ende bereitet zu haben. Ich kann allerdings nicht verstehen, daß sie einem nicht schon auf den ersten Blick absurd vorkommt. Daß sie Anklang fand, kann ich mir nur daher erklären, daß J. L. Weston behauptete, der Ritter, den sie mit dem Dichter Bleheri identifizierte, trete in der Elucidation als *conteur* auf. Zum Beweis zitierte sie ein paar aus dem Zusammenhang herausgerissene Zeilen. Die zwei *authorities* dürften den Text selbst nicht nachgelesen haben.

Tatsache ist aber, daß der Ritter Blihos Bliheris nicht eher ein *conteur* ist, als einer, der einmal einen Brief geschrieben hat, deshalb ein Schriftsteller wäre. Nachdem der Verfasser der Elucidation, also ursprünglich der Dichter Bleheri mitgeteilt hat, wie es kam, daß das Königreich Logres (hier das Gralreich) *destruit* wurde (diese Erzählung ist die Vorgeschichte des Gralabenteuers), berichtet er, wie zur Zeit König Arthurs dessen Ritter versuchten, das zerstörte Reich zu erlösen und zwar durch Aufsuchen des Grals, und wie sie bei dieser Gralsuche im „zerstörten" Gebiet Jungfrauen und Ritter entdeckten, die in der Wildnis herumritten. Die Arthurritter hatten viele Kämpfe mit diesen seltsamen Rittern zu bestehen. Gauvain gelang es, einen der Waldritter gefangen zu nehmen, das war Blihos Bliheris. An Arthurs Hof hatte dieser selbstverständlich die große Neugierde der Anwesenden zu befriedigen und zu erzählen (*conter*), was es mit den Waldrittern und ihren Jungfrauen für eine Bewandtnis habe. Dieses selbstverständliche *conter,* das ganz und gar nicht litterarischer Art war, macht ihn nach J. L. Weston zum *conteur,* zum erzählenden Dichter! Die Waldritter und Jungfrauen waren die Abkömmlinge der von König Amangon und seinen Rittern vergewaltigten Graljungfrauen (diese Vergewaltigung hatte die „Zerstörung" des Reichs zur Folge gehabt); und Blihos Bliheris ist daher in der Lage, eben das zu erzählen, was der Dichter bereits erzählt hatte und was nun natürlich nicht

wiederholt wird. Hier finden sich dann die von J. L. Weston zitierten Verse: *Mais si tres bons contes savoit Que nus ne se pëust lasser De ses paroles escouter* (v. 170 ff.), die, aus dem Zusammenhang herausgerissen, einen falschen Eindruck hervorbringen können. Mit seiner Erzählung hat Blihos Bliheris seine Rolle schon ausgespielt. Offenbar diente seine Gefangennahme und seine ganze Rolle dazu, den vorausgehenden Bericht des Dichters zu beglaubigen. Ein skeptisches Publikum hätte den Dichter gefragt: Woher weißt du denn die Vorgeschichte des Grals? Die beruhigende Antwort lautete: Einer der Nachkommen der Graljungfrauen hat sie selbst dem König Arthur erzählt; dieser aber ließ ja alle Geschehnisse aufzeichnen, und die Aufzeichnungen sind in diesem oder jenem Kloster aufbewahrt worden. Ein naives Publikum hätte aber nicht das Bedürfnis gehabt, zu erfahren, woher der Dichter alles wisse, und in den ältern und altertümlichen Arthurromanen muß sich der Dichter gewöhnlich nicht auf diese Art rechtfertigen. Nun ist ja die Elucidation nur eine recht späte, und, wie man auf den ersten Blick erkennt, ganz besonders stark entstellte Überarbeitung von Bledris Text. Ich halte es daher für wohl möglich, daß diese ganze Beglaubigungsgeschichte, also die ganze Rolle des Blihos Bliheris nicht von Bledri selbst, sondern von einem Bearbeiter eingeführt wurde. Allerdings mußte ja von Anfang an erklärt werden, wie König Arthur und seine Ritter vom Gral Kenntnis erhielten und dazu kamen, die Gralsuche zu unternehmen. Aber es wird uns berichtet, daß sie diese Kenntnis schon vor der Gefangennahme des Blihos Bliheris besaßen: *quant il orent oï Les aventures reconter* (offenbar von den Bewohnern des Landes), *Si vorrent les puis* (die Gralhöhlen) *recovrer* (v. 122 ff.) und sich an den Nachkommen der an der „Zerstörung" des Landes schuldigen Personen rächen. Sie hatten also von den *puis*, den *coupes* und der Zerstörung des Landes, kurz von allem, was nachher Blihos Bliheris zu erzählen hatte, bereits gehört. Letztere Erzählung ist demnach nur eine für die Handlung überflüssige Dublette; sie brachte einen, nur für die skeptischen Zuhörer und Leser bestimmten authentischen Bericht, der die Sagen der Bewohner des Landes bestätigte. So verhält es sich mit dem sog. *conteur* Blihos Bliheris.

Unzählige Ritter und andere Personen der Arthurromane sind in diesem Sinne *conteurs*. Hier einige Beispiele. Bekannt ist, wie im Yvain der Ritter Calogrenant seine Erlebnisse im Walde Breceliande erzählen muß (*lor ot comancié un conte* v. 59); er braucht dazu 438 Verse; aber Odysseus brauchte ja noch viel mehr, wie er bei Homer den Phaeaken seine Abenteuer erzählte. In Gauchers Gralfortsetzung, die auf Bledri zurückgeht, erzählt Gauvain an Arthurs Hof das ganze Brande-Lis Abenteuer in 640 Versen (16 885-17 525). Im Caradoc-

Roman begeben sich die beiden Freunde Caradoc und Cador mit ihren *amies* zu einem Turnier an Arthurs Hof; unterwegs *Aventures vont recontant* (v. 13466). Ähnlich erzählt Yder dem *Rim* unterwegs seine *aventures Por tolir l'enui de la voie* (Yder v. 6241). Auf der Rückkehr Arthurs von der Jagd *Si chevalier s'en vout devant . . . racontant lor aventures* (Gaucher v. 12536 ff.). In der *Venjance Raguidel* erzählt die *dame del Gaut-destroit* ihrem Gaste Gauvain, warum sie ihr Fenster mit dem Fallbeil einrichten ließ, mit folgender Einleitung: *„Sire, se vos estoit contés Li contes por coi le fis faire, Molt vos poroit li contes plaire Por conter a la cort le roi". Il li a dit: „Contés le moi! Certes, gel conterai a cort* (v. 2214 ff.). Im *Atre Perillous* erzählt Cadrouain seine Abenteuer und der Dichter fügt hinzu: *Mais ce est traval et anui, De reconter vous tout le conte, Si con Cadrouain le reconte* (4498 ff.). Im Prosa-Lancelot wird berichtet, daß, als die *chevaliers errans* an Arthurs Hof zusammengekommen waren, der König nach dem Mittagessen sie um sich versammelte, um sie der Reihe nach ihre Abenteuer erzählen zu lassen, nachdem sie *sor sains* hatten schwören müssen, alles, auch das Unangenehmste, wahrheitsgetreu zu erzählen. *Lors apela* [sc. Artus] *ses clers qui metoient en escrit lez aventures de laiens et toutez lez aventures qui avenoient as chevaliers errans.* Lancelot mußte den Reigen eröffnen mit der Erzählung seiner zahlreichen Abenteuer, die hier alle kurz resümiert werden; sie wurden dann niedergeschrieben, und zwar für sich allein, *si que dez fais Lancelot trova l'en un grant livre en l'aumaire le roy Artu apres ce qu'il fu navrés a mort en la bataille de Salebieres* (Sommers Ausgabe III S. 190-1). In der pseudohistorischen Merlinfortsetzung (Carnegie Ausgabe S. 321) geloben die sog. „Ritter der Königin", nach ihrer Rückkehr von einer *queste* alle ihre Abenteuer, *ou boines ou malvaises,* nach einem Schwur *sor sains* ohne Vertuschung zu erzählen; und die Königin verspricht, 4 *clers* anzustellen, *qui ne s'entremetront d'autre chose fors de metre en escrit toutes les aventures qui avendront . . . si que apres nos mors soient amentëues les proëces des preudomes de chaiens*[26]). Daß besiegte und an Arthurs Hof geführte oder gesandte oder zurückkehrende Ritter wie Blihos Bliheris daselbst ihre Erlebnisse berichten müssen, ist in den Arthurromanen etwas ganz gewöhnliches und selbstverständliches. Im Rigomer versuchen nacheinander Ywain und Saigremor, sich mit einem Ritter zu messen, kehren besiegt an Arthurs Hof zurück, und erzählen ihr Erlebnis. Von Saigremors Erzählung heißt es: *Assés oïrent lonc et cort Le conte que il a conté* (v. 224 ff.). Ich erinnere auch an den *Rice*

---

26) Nach Chrétiens Rezept: *Car por neant fet la bonté Qui ne viaut qu'ele soit sëue* (Yvain v. 4280-1).

Soudoiier in Gauchers *Chastel-Orgueillous*-Abenteuer, für das gerade die Autorität des Bleheris angerufen wird und das in ganz engen Beziehungen zu dem Bericht der Elucidation steht (vgl. v. 16177 ff.); da heißt es von dem Herrn von *Chastel Orgeillous*, den Gauvain besiegt und an den Hof seines Königs geführt hat: *Li Sodoiers li raconta Con mesire Gauwains l'outra ... Toute l'uevre li a contee* (v. 19411 ff.).

Dies sind einige Beispiele statt vieler von Personen, die in ganz gleichem Sinn *conteurs* sind wie der Blihos Bliheris der Elucidation, in dem Sinn nämlich, in welchem jeder Mensch *conteur* war, ist oder sein wird; aber keine von allen den genannten Personen, auch nicht Blihos Bliheris, ist *conteur* im literarischen Sinn des Wortes, und darauf kommt es eben an. Die von J. L. Weston zitierten Verse über Blihos Bliheris sind also völlig belanglos, und ihre Erwähnung konnte nur eine Verwirrung des Verständnisses hervorbringen. Angesichts der angeführten Tatsachen sollte es jetzt klar sein, daß wir nicht, wie J. L. Weston meinte, Grund haben, anzunehmen, daß der Ritter Blihos Bliheris *represents a real personality*, identisch mit dem *famosus ille fabulator Bledhericus*.

Warum wurde wohl in der auf Bleheri zurückgehenden Elucidation der Bericht erstattende Ritter Blihos Bliheris genannt? Es dürfte, wenn der Passus alt ist[27]), ein Spiel des Zufalls sein (auch die oben für den Bleheri des Tristan gegebene Erklärung dürfte in Betracht kommen). Wenn aber der Passus eher einem Überarbeiter zuzuschreiben ist, so wird dieser den Namen Blihos Bliheris irgend einem der zahlreichen Arthurromane, die ihn enthalten resp. enthielten, entnommen haben. In der Regel figuriert dieser Ritter allerdings nur in Verzeichnissen der Tafelrunder (so z. B. im Erec). In einem Roman aber, der zu den ältern gehört, dem *Bel Desconëu*, spielt er eine Rolle als Raubritter und Gegner des Titelhelden; er wird von diesem besiegt und an Arthurs Hof geschickt; nach Analogie dürfen wir und durfte man schon im Mittelalter annehmen, daß er dann in die Tafelrunde aufgenommen wurde (in Renauts Roman wird es nicht ausdrücklich berichtet). In der Elucidation wurde nun für die Rolle des *chevalier „conteur"* gerade ein Ritter gebraucht, der, bevor er Tafelrunder war[28]), gegen einen Ritter Arthurs kämpfte,

---

27) In diesem Fall würde der Name *Blihos*, welcher, wie ich in einer andern Arbeit beweisen werde, „haarig" bedeutete, daraus zu erklären sein, daß der Ritter in der Wildnis aufgewachsen war.

28) Es wird zwar in der Elucidation nicht gesagt, daß Blihos Bliheris Tafelrunder wurde; aber mit Rücksicht auf den herzlichen Empfang, der ihm an Arthurs Hof zuteil wurde, und mit Rücksicht auf seine Zugehörigkeit zur Tafelrunde in so vielen Romanen, und nach Analogie ist jenes anzunehmen; die Elucidation ist ja sehr lückenhaft, fast nur als Resumee überliefert.

und als Besiegter von diesem an den Hof geführt oder geschickt wurde. Solche gab es nicht viele unter den Rittern, die in den ältesten Verzeichnissen der Tafelrunder figurierten. Blihos Bliheris aber erfüllte diese Bedingungen. So mochte denn die Wahl am ehesten auf ihn fallen. Wenn Bleheri selbst den Namen Blihos Bliheris einführte, so mag man annehmen, daß er ihn aus einer älteren Version des Bel Desconëu (Guiglain) entnahm. Eine solche ältere Version wird ja durch die englische Fassung postuliert. In der letztern fehlt allerdings der Name Bliobleris; aber diese Fassung ist durchaus nicht in jeder Beziehung die ursprünglichere. Bleheri hat nicht nur eine ältere Version des Guiglain gekannt, sondern sogar eine solche in seine Kompilation aufgenommen; ein paar Überreste davon hat uns ja Gaucher überliefert[29]).

Zu denjenigen, welche sich von J L. Westons Behauptung verführen ließen, gehört auch J. Loth, der in seinen *Contributions* S. 36 auch von *Blyoberis qui joue le rôle de Bleheris* spricht. Auch er hat natürlich die Elucidation nie gelesen, zeichnen sich doch seine arthurischen Abhandlungen u. a. dadurch aus, daß ihr Autor die französischen Texte teils nicht, teils nur aus zweiter Hand kennt. An die hier widerlegte Hypothese J. L. Westons knüpft er noch eine andere, die womöglich noch weniger zulässig ist. Er weist auf den Namen *Bledcuvrit-Blegabret* hin, den er einerseits bei einer romantischen Person in Galfreds *Historia*, anderseits bei einem Erzdiakon von Llandaff, der unter Howell Dda (10. Jahrh.) den bekannten Gesetzeskodex redigierte, endlich bei einem *laïcus* des 10. Jahrhunderts nachweist. Von Galfreds Blegabred sagt er zwar: *qui n'a rien à faire, quant au nom ni autrement avec Bledri;* aber indirekt scheint er doch zu einer Art Identifikation von *Blegabred* und *Bledri* zu gelangen. Denn einerseits behauptet er, daß **Blegobrit a pu en français donner Bleob(e)ris;* anderseits sagt er, im Einklang mit J. L. Weston, daß *Blyoberis joue le rôle de Bleheris.* Sind zwei Größen einer dritten gleich, so sind sie untereinander gleich. Nur bei einer Art von Identifikation von *Blegobrit* und *Bledri* wird der folgende Satz verständlich: *La remarque de Giraldus à propos de son Bledhericus (qui paulo tempora nostra praevenit) conviendrait parfaitement à ce personnage* (nach dem Kontext dürfte der *laïcus* Bledcobrit gemeint sein, während nach der ersten Ausgabe seiner Mabinogion-Über-

---

[29]) In Prosaromanen (z. B. Vulgata Mort Artu) ist Bliobleris ein Vetter Lancelots und hat wohl deshalb bisweilen das Attribut *de Gannes*, (vgl. Sommers Index zu *The Vulgate Version*), das zwei andern Vettern Lancelots, Lionel und Bohort, eigen ist. In der Vulgata-Merlinfortsetzung erscheint mit Weglassung des ersten Komponenten, *Blios* oder mit Kontraktion von *Bleo(ble)ris*, ein *Bleoris filleul au roi Bohort* de *Gannes* (vgl. oben A. 9).

setzung I S. 22 der Erzdiakon gemeint ist; Klarheit des Ausdrucks gehört nicht zu den Vorzügen Loths). Und nur bei Identifikation ist der Hinweis verständlich, daß, wie es bei Giraldus heiße: *famosus ille Bledhericus*, so in einer Urkunde von 960 jener *laïcus* eingeführt worden sei mit den Worten: *Tunc affuit famosissimus ille vir Bledcuirit* (lies eher *Bledcivrit*) *filius Enniaun.*

Die eine Prämisse, die zu Loths Folgerung führt, daß nämlich *Blyoberis joue le rôle de Bleheris*, wurde bereits als vollkommen aus der Luft gegriffen und unmöglich erwiesen; die andere, daß **Blegobrit a pu en français donner Bleob(e)ris*, kann der linguistischen Kritik nicht standhalten. Schon der Schwund von *g* und der Einschub von *e* wären unregelmäßig; vor allem aber ist zu bemerken — und Loth muß dies auch gewußt haben —, daß die Form *Bleoberis* oder vielmehr *Blioberis* nur in späten Texten oder späten Hss. zu finden ist[30]) und durch zwiefache Degeneration (Dissimilation und Kontraktion) aus der älteren Form *Blio(s) Bleeris* entstanden ist. Diese ältere Form aber läßt sich nicht aus **Blegobrit* gewinnen. Hiermit ist der ganzen Hypothese die Basis entzogen. Die Ansicht, daß des Giraldus Ausdruck *famosus* an das *famosissimus* einer Urkunde von 960 (wodurch jener *laïcus famosissimus* war, ist nicht bekannt) erinnern soll, daß also Giraldus, um die Berühmtheit des Dichters in dem einfachsten Ausdruck mitzuteilen, nach dem Vorbild einer über 200 Jahre älteren, sonst ganz belanglosen Urkunde greifen mußte, und daß mit dem *paulo* des Giraldus mehr als zwei Jahrhunderte gemeint sein können, ist wirklich unbegreiflich.

Auch die Hypothese J. Loths, daß auf Galfreds *Blegabred*, welcher ein König von Britannien war (vor Julius Caesars Zeit!) und von welchem er berichtet: *Hic omnes cantores quos praecedens aetas habuerat, et in modulis et in omnibus musicis instrumentis excedebat, ita ut deus ioculatorum videretur*, dieser Zug durch Konfusion mit einem *personnage relativement moderne* übertragen wurde, ist unhaltbar, wenn dieser *personnage* der Dichter Bledri sein soll; denn ganz abgesehen davon, daß die beiden Namen doch nicht so leicht zu verwechseln waren[31]), ist es unmöglich, daß Galfred eine alte Sagenfigur mit

---

[30]) Aus *Blioberis* entstand dann die Form *Bliomberis* (ähnlich wie *Guiglain* > *Guinglain*, *Dodinel* > *Dondinello*), und in dieser Form überschritt der Name die Schwelle des Mittelalters (vgl. z. B. die Elucidation im Percevaldruck von 1530). Dem Ritter *Bliomberis* wurde im 18. Jahrhundert noch die Ehre zu teil, der Titelheld eines Romans von Joh. Bapt. Alxinger zu werden, der Wielands Oberon nachzuahmen suchte.

[31]) Sie haben allerdings denselben ersten Komponenten [*ble(i)d* = Wolf]. Ebenso wie in *Bled-ri* und *Bled-cobrit* begegnet derselbe in kymrischen Namen wie *Bled-biu, Bled-gint, Bled-gur, Bled-ruis* (vgl. den Index des *Liber Landavensis*). Der zweite Komponent von *Bledri* ist keltisch *ri(g)* (kymrisch *rhi*) = König, Fürst.



Bledri, der nach dem Zeugnis des Giraldus ein (etwas jüngerer) Zeitgenosse Galfreds war, konfundierte. Es mag hier hinzugefügt werden, daß Loth in seiner Einleitung zur zweiten Ausgabe seiner Mabinogionübersetzung (I S. 73) obschon er noch Galfreds Blegabred in Verbindung mit Bledri erwähnt (um zu sagen, daß jener mit diesem nichts als den ersten Komponenten des Namens gemein habe; wozu also Blegabred erwähnen eher als z. B. *Bledbiu* oder *Bledgur*!), doch der oben besprochenen Hypothesen, die in der ersten Ausgabe (S. 22) figurierten, nicht mehr Erwähnung tut. Er scheint sie also fallen gelassen zu haben; aber offenbar fiel es ihm zu schwer, sie ausdrücklich zu revozieren.

Es ist unglaublich, wie viel Unkraut um die Figur des Bledri emporgeschossen ist. Sowohl Blihos Bliheris als auch Blegabred-Bledcobrit haben mit den Bledri-Problemen gar nichts zu tun.

E. Brugger.

P. S. Seit das Manuskript zu dieser Arbeit aus meinen Händen war, bezw. während der Drucklegung habe ich noch zwei neuere Arbeiten kennen gelernt, welche ebenfalls von der Bledrifrage handeln, nämlich 1. J. D. Bruce, *The Evolution of Arthurian Romance* 1923/24 (cf. vol. I 156f., 285f., 291f., 473, II 88f.): 2. R. Sh. Loomis, *Bleheris and the Tristram Story* in *Modern Language Notes* vol. 39 (1924) *June*. Ich muß mich mit der bloßen Erwähnung dieser Abhandlungen begnügen und möchte nur bemerken, daß ich einstweilen keinen Grund zu haben glaube, an meinen Ausführungen zu ändern.

Etwas vom Affen.

Das Vergnügen an fremden merkwürdigen Tieren ist sehr früh wirksam geworden. Kaum ein anderes Schautier ist früher und ausgedehnter bezeugt als der Affe. Lange ehe Salomons Schiff ihn aus Ophir brachte, bildeten die Ägypter ein hieroglyphisches Zeichen nach dem bei ihnen nicht heimischen Mantelpavian, haben diesen also eingeführt. Die Griechen kennen schon vor Aristoteles mehrere Arten. Seine Genügsamkeit mochte es erlauben, ihn auch auf uns sonst weniger bekannten Wegen als Geschenk mitzuführen. Der gemeingermanische Name ist eine der merkwürdigsten Beurkundungen zur Verkehrsgeschichte, ob die gallische Konjektur, vgl. die Artikel bei Schrader und Hoops, zutrifft oder nicht. Der lateinische Name, um die sprachlichen Zeugnisse vorweg zu nennen, ist erbwörtlich in Gallien und Italien, der Anlaut in *scimmia* bestimmt durch die Emporien Genua und Venedig; in Spanien fehlt er portugiesisch, kastilisch *simio* im Alexander (beide Hss.), *ximio,* wie später, Calila und Dimna, Juan Ruiz, Juan Manuel, trotz des frühen Auftretens nicht unverdächtig: im Ganzen aber, darf man sagen, ist die Bekanntschaft in Wort und Sache romanisch und germanisch seit dem Altertum ununterbrochen. Als Gattungsname tritt in Italien *monna,* in Spanien *mono* daneben, und zwar in Spanien seit Lebrija, also Ausgang des 15. Jh., als das Geläufige, nicht früher belegt und vielleicht nicht früher belegbar, darum vielleicht doch erheblich älter. Die Erhaltung des *n* im Portugiesischen beweist nur, daß es dort jünger ist als der kleinere Teil der Arabismen. Das italienische Wort mit Ableitungen ist viel schwächer, aber ganz vereinzelt erscheint *monnino* schon im 13. Jh. bei Brunetto Latini Patuffio 8, aus Italien oder Spanien kommt *monekin* (zu engl. *monkey*) um 1300 nach Flandern bei Jean de Condé, um dieselbe Zeit wird wohl mhd. *mundaffe* (woher „Maulaff") zu dem italienischen Wort zu ziehen sein, wie sicher späteres hd. *Munaff.* Der Identificierung mit *monna* = *madonna* gegenüber erscheint Übertragung nach Spanien sachlich nicht unbedenklich, man sollte eher das Umgekehrte erwarten, noch mehr das Genus bei Brunetto. Ganz aufzulassen aber ist die Herleitung von span. etc. *maimon,* Kr. Jhsb. VIII, 1, 202, da nirgends eine Spur von diesen

artunterscheidenden Sinn hervortritt, auch der Wortausgang abweicht. In Portugal hat sich *bugia, bogia* vorgedrängt, nach dem nordafrikanischen Hafen, der auch kastilisch im 14. Jh. als Affenheimat hervortritt. Italiens volkstümliches *bertuccia* scheint vor das 16. Jh. zurückzureichen, neigt übrigens zur Artbezeichnung, vgl. ital. *saltamartino,* franz. *bertran* als Affenarten bei Duez (1659) und Lafontaine.

Althochdeutsch *merekazzu sphinga* meint dasselbe wie Meerkatze, das Lemma steht bei Isidor für *sphingion* des Plinius. Die Wortschöpfung dürfte auf Anschauung beruhen, und nicht auf gelehrter Heranziehung der Sphinx oder auf allerdings nicht ganz fehlender Kenntnis der Sphinxfiguren im Bildwerk; das Mittelhochdeutsche weiß dauernd was gemeint ist. Von der Ahnlichkeit spricht auch Albertus Magnus B. 22: *quoddam* (sc. *genus*) *componi videtur ex simia et catto agresti, quod multum simile simie habet duabus nigris maculis in maxillis variatum*; *sed caudam valde longam habet grisei coloris et in extremo nigram: et hoc quidem spingam appellant.* Die Beschreibung ist nicht genau, nicht die Backen von cercopithecus sabaeus sind schwarz, sondern die Augenbrauen, der Schwanz ist grau, die Spitze aber auch; doch steht keine andere Art dieser selbständigen Zutat zu Plinius näher als die genannte. Unter den romanischen Namen des cercopithecus steht persisch-arabisch-türkisches *maimûn* voran. Es wird als ursprünglich persisch betrachtet, über seine Geschichte und über sein Verhältnis zu anderen Affennamen derselben Sprache, insbesondere zu *Kerd*, geben meine Hilfsmittel keine Auskunft, provenzalisch scheint es im 14. Jh. Gattungsname, aber Juan Manuel Cab. y Esc. 40 scheidet *maimon* scharf von *jimio,* wie Pulci 19, 42 *gattomammone* von *scimia. Mammones* spricht 1337 Wilhelm von Baldenzeel in Kairo. Altfranzösisch reicht *mainmonet* (nicht „*maimon*“) und ähnlich von Renard le nouvel, Ausgang des 13., bis zum 16. Jh., spanisch ist *gato maimon* schlecht bezeugt, seit Lebrija steht *gato paus.* — Mort Aimeri 2550, gegen die übliche Datierung spätestens ins dritte Viertel des 12. Jh. zu stellen, führen die verkleideten Franken im Prunkzug allerlei Getier mit sich, *oisiaus*, *cers et biches, ors et lions et marmotes et singes;* unter den guten Dingen, die im 13. Jh. in Paris für einen Heller zu haben sind, nennt der Dit de la maille: *Et si voit len jouer les singes, les ours, les chiens et les marmotes;* das *sain de marmote* ist ein geschätztes Heilmittel, immer von der Meerkatze, cercopithecus erklärt Robert Étienne, *een meercatte* Meunier usw., erst Cotgrave kennt die heutige Bedeutung, nachdem *marmotaine* bei Baïf vorausgegangen ist. Als Nebenform stellt sich Ausgang des 15. Jh. *marmot* ein, *un mot éthiopien* bei Paré. Alle anderen Verwendungen sind jung, *marmoter* gehört überhaupt nicht dazu, ist eine durch gleichbedeutendes und altes

barboter im 16. Jh. veranlaßte Variante von *marmoner*[1]) oder *marmouser*. Bei der Einheitlichkeit der Bedeutung sind Erklärungsversuche wie die aus *minimus* von selbst hinfällig, *maimon* (Rev. hisp. 1902, 18) steht lautlich zu fern. Es bleibt die Frage nach dem italienischen Homonym, das seit der 2. Hälfte des 14. Jh. (Sachetti, Dittamondo) belegt ist. Kluge hat festgestellt, daß das schon immer genannte, aber ohne nähere Besichtigung verworfene *mus montanus* mit *mus montis* einfach Latein ist, obwald. *murmont* also romanisch. Weiterentwickelung > **mermont* > **marmont* ist im zweiten Glied nicht toskanisch, aber dorthin kann das Wort eben erst verhältnismäßig spät vorgerückt sein: die Suffixangleichung geht vielleicht auf dissimiliertes **marmo(n)tina* zurück, entsprechend ahd. *murmentî(n)*, *marmottina* ist ital. schwach, aber in Piemont heimisch (daher vielleicht *marmotaine*). Das Murmeltier ist seit über 50 Jahren von Landstraßen und Märkten verschwunden, aber eben das Auftreten im Toskanischen zeigt, daß es schon mittelalterlich Schautier war, ein Ersatz für die teuren Affen; konnte es doch wie dieser schöne Künste, Männchen machen, tanzen, Äpfel aus den Vorderpfoten fressen: der Schwanz des Nagers ist etwas kurz, aber es mochte genügen, daß er überhaupt einen hat. Die gleiche Verwendung ließ in größerer Entfernung vom Ursprungsland Übertragung zu. Die Ähnlichkeit nach Gestalt und gewiß auch nach Größe ist geringer als bei *gattomammone* und *cynocephalus*, aber auch bei Kenntnis des Verglichenen geringer. Die Möglichkeit der Identität muß zugegeben werden, nicht mehr. — *Marmouset*, heute auf eine kleine brasilianische Art beschränkt, ist zunächst ein Bildwerk, der verspottete Bischof kann Schüsseln schnitzen, Messerstiele und *marmosez de fust* et his similia. Primas in Gött. gel. Nachr. 1907, 91, *duo marmoseti lapidei* 1280 als Wahrzeichen der Pariser rue des Marmousets, zitiert im Dict. gén., so z. B. 1426 Lydgate *„to worshipe a marmoset"*. Erst 1398 ist englisch *apys and marmusettes and popingayes* belegt, die Entwicklung die umgekehrte als bei *marmot*, Zusammenhang somit durchaus unwahrscheinlich. In Spanien ist *maimon* früh verschwunden, bei Lebrija erscheint dafür *gato paus*, das nach dem 17. Jh. auch nur mehr gelehrt und unsicher gekannt ist. Covarrubias nennt daneben *gato pablo*, beides etymologisch isoliert.

Auch babouin ist zunächst eine Groteske gewesen. Bei Godefroy so nur schwach vertreten neben der scheltwörtlichen (so auch einmal Flamenca) und der adjektivischen Bedeutung, aber von figurierten Tierchen Ausgang des 13. Jh. in London und Rom bezeugt, s. bei Ducange s. v. *Babewynus* und *Babugnia*. Doch erscheint es auch früh als Affenname, 1337 sieht der

[1]) Vgl. zu diesem *mormiler* und *murmillier* bei Godefroy.

Deutsche Wilhelm v. Baldenzeel (?) Hodoeporicon Hierosolimitanus[2]) in Kairo drei Elephanten und eine Giraffe, außerdem *Vidi plures baburnos* (l. *babuinos), coctos* (*edoctos?*), *mammones, psittacos mirabiliter instructos, gestibus suis homines mirabiliter ad deductionem (*l. *delectationem*) *provocantes.* Französisch zuerst bei Jean de Bourgogne (Mandeville) in Verbindung mit ganz unklaren Fremdnamen. Der Vicegraf Azzo in Mailand hielt nach Gualvanarius de la Flamma (Muratori SS. XII, 1011) vor 1342 neben einem großen Aviarium auch einen Strauß, in *diversis caveis* (Käfigen), *diversa genera animalium, scilicet leonem, ursos, simias, baboynos et multa alia.* Eine Nebenform scheint *babion* aus italienischem *babbione* = scioccone, bei Martin Lefranc nicht ganz deutlich, aber 1573 bei Dupuys-Nicot mit *cynocephalus* erklärt; während Lebrija mit dem lateinischen Wort nichts anzufangen weiß, Rob. Stephanus es wegläßt. El *mento aguzzo come un babbuino* im Dittamondo (14. Jh.) schließt mindestens eine Art mit behaartem Kinn aus. Die Entlehnungen bestätigten Gleichwertigkeit der Formvarianten, hd. *Pafyon* 1586 ist *babion,* ndl. *baviaen* (1598) scheint *baboain* + *babion.* Spanien hat das Wort erst ganz spät aufgenommen, dem Auftreten nach kann es sowohl aus Italien wie aus Frankreich stammen. Die Scheltworte *babbio, babbeo, babbione, babboccio, babbuasso* passen gut dazu, aber die Bildung bleibt unklar; formell stimmt altfrz. *baboe* „Grimasse", aber auch Schreckfigur bei Bouchet, *menace son enfant de la baboue et du marmot,* im 14. Jh. *l'ordre de la baboe,* Trinkerorden unter Karl VI., ungefähr in derselben Zeit in einer Hs. der Chron. de St. Denis: *Chacun avoit une babouniere cornue noire et horrible ressemblant diables. Babion* wäre dann eine rückimportierte Italianisierung, die für den Tierhandel bemerkenswert ist. Zu diesen und den bei Meyer-Lübke unter Stamm *bab* zusammengestellten schwerlich einheitlichen Worten ist auch an den lateinischen Beinamen *Babbius* zu erinnern.

Unter Übergehung späterer Exotismen mögen noch zwei französische Worte aus dem 16. Jh. Erwähnung finden. *Une guenon „cercopithecus minor"* bei Dupuys-Nicot 1573 (1505 Dict. gén.) ist wohl nicht 1. *genre de singes à longue queue,* 2. *femelle du singe,* sondern nach dem Genus von Anfang Weibchen der Meerkatze, das kleiner ist als das Männchen; abgesehen von der *guenuche* ohne erkennbare wortgeschichtliche Beziehung. *Magot,* 1517 Dict. gén., Rabelais, von den Wörterbüchern zunächst nicht aufgenommen und erst seit der zweiten Hälfte des 16. Jh. häufiger, kann historisch nicht etwa portugiesisches, angeblich vom Kongo stammendes, jedenfalls später *macaco* sein. Will man es mit dem Homonym

---

[2]) Die Ausgabe Grotefends liegt mir nicht vor.

Magoth für biblisches *Magog* bei Rabelais identifizieren, so muß man von der ältesten Erklärung ausgehen; Scaliger, zitiert bei Ménage: *genus illud simiarum maximum Galli vocant*, vgl. *m. un gros singe, simius major,* Trevoux. Gog und Magog galten als Riesen (die Figuren in der Londoner Guildhall sind freilich die einzigen Zeugen), übertragen vom Schausteller der Riese unter den Affen. Das müßte ein Pavian gewesen sein, und Duez übersetzt in der Tat *m.* mit *babbuino*. *Vous discourez plus grave qu'un magot* bei Voiture paßt auch auf den stets mißvergnügten Gesellen. Richelet von 1769 allerdings meint *cercopithecus, simius major*. Wir dürfen all das nicht zu genau und nicht zu sicher nehmen[3]), aber es scheint doch, daß erst Buffon die Benennung auf *inuus ecaudatus* übertragen hat, weil er für ihn einen Sondernamen brauchte, vielleicht durch den Anklang veranlaßt, weil jener für den gewöhnlichen Beschauer zu den Makaken gehört. Die übliche Bezeichnung für ihn war bis dahin einfach: *singe*.

Die Menschenaffen waren den Alten so gut wie unbekannt. Wenn aber *pithekos* und *simia* den *kerkopithekos* gegengesetzt wird, so ist klar, daß der eigentliche Affe ein schwanzloser ist. Der einzige, der in Betracht kommt, ist eben der von der heutigen Zoologie *Magot* getaufte, er war der „gemeine Affe“ und blieb das bis vor etwa zwei Menschenaltern. Der nördlichste unter allen, in Marokko, Algier, Tunis in Menge vorhanden (*in Mauretaniae sylvis, Bugiae et Constantinae montibus* sagt Leo Africanus) grenzte er unmittelbar an die Mittelmeerschiffahrt, war zugleich der klimatisch widerstandsfähigste, wie seine Ansiedelung in Gibraltar zeigt, und unter den erreichbaren der gelehrigste. Ruppell, der in den zwanziger Jahren das Niltal bereiste, berichtet, daß er in Menge aus den westlichen Oasen nach Alexandrien und Kairo exportiert wurde, Das hat, wie Brehm erzählt, aufgehört, in Ägypten wie auf unseren Tiermärkten, auf welchen er „zum Kummer aller herumziehenden Künstler“ zu den Seltenheiten gehört. Die Ursache kann nur Ausrottung in der Heimat sein, in Algier muß er wohl vom Ansiedler verdrängt werden, aber auch der englische wie der französische Jagdmörder wird dabei eine Rolle spielen. Die Meerkatzen kamen nach Ägypten aus Abessinien und den Ländern der Nilzuflüsse, als einer der häufigsten oder der häufigste der Grünaffe, c. *subaeus,* war aber gewiß nicht die einzige Varietät. Eben daher kamen die Paviane, in erster Linie der *cynocephalus babuin,* auch der Mantelaffe, *hamadryas*, wird nicht gefehlt haben. Der gemeine Affe kam nach Spanien besonders aus Bugia, nach den oben

3) Zwar kleiner als der Pavian, aber größer als die Meerkatze ist er immerhin, und die durchschnittliche Genauigkeit in naturwissenschaftlichen Dingen ist bei den Neuerern nicht größer als im Mittelalter.

angeführten Zeugnissen; nach den übrigen Mittelmeerländern zweifellos ganz überwiegend über Alexandrien, wenn auch spanische Vermittelung nicht ganz gefehlt haben wird. *Cointeraus li enchantere, un singe qui fu nez d'Espagne* im Roman de Renart V, 1047 ist immerhin bemerkenswert. Bei den Geschwänzten dürfen wir in der Sonderart der spanischen Wortüberlieferung ein Anzeichen der Vermittelung durch nordafrikanische Häfen bezw. durch das maurische Element erkennen.

Die Fremdtiere wurden ein nicht unerheblicher Handelsgegenstand, neben einzelnen Phantasiepreisen für besonders ausgezeichnete Stücke — *invenitur psittacus qui pro centum aureis non datur* sagt Wilhelm von Baldenzeele von den Kairoaner Liebhabern — bildeten sich feste Durchschnittswerte. Der Petit Thalamus zeigt in Montpellier den Affen mit dem doppelten Zoll des Papageis, dem halben des kostbaren Gerfalken belegt, bei Estienne Boileau II, 44 unter Ludwig IX muß ihn am Petit Pont in Paris der Händler vierfach so hoch als Stier oder Pferd lösen. Zwei Arten von Käufern kommen in Betracht, Herren und Spielleute. Der Mailänder Tiergarten des Azzo von Gonzaga ist oben erwähnt. Im 12. Jh. sprechen von vornehmen Besitzern zwei Anekdoten in Walter Mapes De natura rerum II, 128, auch der erwähnte Tierzug in Mort Aimeri gehört hierher. Desgleichen wenn in der Naissance du Chevalier au Cygne 410 im Pallas die *jogleor* singen, draußen auf dem Platz Kampfspiele der Knechte, Bärenhetzen und Affen das Volk belustigen, dürften die Affen so gut wie die Bären als Eigentum des Königs gedacht sein: wie es bei Walter Neckam heißt *duo simiae domesticae cum urso in multis spectaculis vulgo solatium conferebant.* Am Petit Pont: *se li singes est à home qui l'ait acheté por son deduit, si est quites.* Über den Affen des Spielmanns sind Anmerkungen von Herz, Spielleute 65 und Paul Meyer Rom. XI, 576 zusammenzufassen und zu ergänzen. Wie bei dem Provenzalen Guiraut Riquier an Alfonso X *Cels que fan jogar Cimis ni bavastels* finden wir bei dem Spanier Berceo, Alexandre 1798, *Otros* (sc. *jograres*) *que meneavan simios* ... Sehr lebendig erscheint uns der frierende Gefangene auf der Fahrt in der anglonormannischen Prosa De vino: *clair comme larme de singe qui pleure par la force du vent de bise, quand il est assis sur la croupe d'un sommier.* Als besondere Leistung der Dressur berichtet Walter Neckam l. c. von einem invaliden histrio, der zwei Affen abrichtete auf Hunden zu turnieren. Hierher, zum Affentheater, und nicht zum Kreis der Schildereien aus der verkehrten Welt dürfte die Darstellung eines Affenturniers aus dem 14. Jh. zu zählen sein, die Wright, Hist. of Carricature mitgeteilt hat. Daher finden wir im Livre de l'Épervier, vgl. Levy s. v. *Maimon,* den Affen nicht mit den Menagerietieren,

sondern mit den wilden Männern und Riesen zusammengestellt. Wie am Petit Pont der *jongleur* frei geht für den Vortrag einer Tirade, braucht der Affe des *joueur* an Stelle des Zolls nur seine Künste zu zeigen (*payer en monnaie de singe*) und darüber hinaus *pour son jeu doit estre quites de toute la chose qu'il achete a son usage.* Solche Befreiung ist nicht immer ein Hochschätzungszeichen: es begegnet z. B. der *pet* als Ersatz der Einzugsgebühr bei fahrenden Fräulein. Immerhin ist sie hier von einem gewissen Wohlwollen getragen. Freilich niemals in der Dichtung, ob Besitz des Herrn oder des Spielmanns, erscheint der Affe in Saal oder Kammer. Anders als sein Gegenstück unter den Gefangenen, der Papagei, blieb er eben doch ein Plebejer, *vulgo solatium.* Auch sein Meister nimmt eine niedere Stellung unter den Spielleuten ein, die sprachlich zum Ausdruck kommt, Estienne Boileau scheidet geflissentlich zwischen *jongleur* und *joueur.* Das ist nicht scharf durchgeführt, aber mit Unrecht ganz unbeachtet gelassen, auch bei Hertz und Faral: Wace, Brut 10 834 trennt ganz ebenso:

Mult ot a la cort jugleors
Chanteors, estrumenteors . . .
Assez i ot tresgiteors
Joeresses et joeors.

Baist †.

Studien zum höfischen Roman.
(Fortsetzung.)

Minnesang und Epos.

Die Entwicklung des Minnesanges und des Frauendienstes im Süden, seine Ausführung auf literarisch-höfischem Gebiete hatte dem Ritterstand des Nordens, als er die neuen Ideen von Frauendienst und Frauenliebe übernahm, schon einen in Ideen und Ausführung fertigen Bestand überliefert, der nun auch in die Epik übergeht. Diese Aufnahme des Minneproblems in das Epos bedeutet eine Bereicherung der Darstellungskunst, der Minnesang erweitert den Rahmen des nur auf Handlung bedachten epischen Liedes durch neue, bisher übergangene Probleme. Das Epos berücksichtigte bisher nur reale Situationen der äußeren Welt, das Minnelied dagegen verlegte sich auf die Versinnlichung innerlicher, abstrakter Probleme der Gedanken und Empfindungswelt. Hier haben sich die Dichter absichtlich von allen Erscheinungen des äußeren Lebens ferngehalten und nur der Darstellung ihrer Gefühle und Gedanken das Hauptaugenmerk zugewendet. Losgelöst von jedem Bezug auf die Umgebung kommen zunächst nur der Ideengehalt und die Probleme der Liebe in Betracht, sie machen den Zusatz aus, der mit der Lyrik in das Epos kam. Durch das Nebeneinandertreten dieser beiden Inhaltsgruppen wurden in das Epos neue Darstellungsmöglichkeiten hineingebracht, die nun sowohl für den alten Bestand als auch für den neuen Zuwachs zur Geltung kommen, da nun auch das übernommene Motiv durch die Einordnung in die Forderungen des Epos verändert wird. Es ist in die Faßlichkeit der epischen Umgebung gerückt, indem durch Handlung die Illustration zu diesen Ideen gegeben wird. Denn während das Minnelied infolge seines Verzichtes auf Realität Typen für Ideen und ihre Ausführungen schuf, ist teilweise im Epos durch den Bezug auf die Umwelt eine etwas realere Ausführung der Gedankentypen möglich geworden. Auf welchen Voraussetzungen der Minnesang seine Entwicklungen aufbaute und in welcher Weise das Epos als Vertreter der höfischen Gesellschaft diesen Bestand verarbeitete, sei daher vorerst im Nachstehenden kurz ausgeführt.

Im Mittelpunkt der Minnedichtung stand die Herrin; ihr galten der Preis, die Ehrung und das Lied des Sängers. Doch



war es nicht das Lied des glücklich Besitzenden, der seine Freude über die errungene Geliebte verkündet, ein anderer Ton spricht aus den Liedern der Frauensänger. Hier waren die geschichtliche Entwicklung und die Voraussetzungen des Minnesanges maßgebend gewesen, das Lied der Minne und der Herrin zu einem Trugbild zu gestalten. Die Liebe der Troubadours galt in erster Linie den verheirateten Frauen, den hohen Fürstinnen. Ihnen als Vertretern und Förderern dieser ständischen Kultur, galt in erster Linie die Verehrung der Zeit. Die edlen Frauen bringen den Grundzug dieser neuen Religion, den „joi“ durch ihre Schönheit, die cortezia durch ihr gesittetes Wesen und ihre Bildung, welche klassische Vorbilder erfaßt und diese zur Grundlage ihres Urteiles in Fragen des Geschmackes und der Bildung erwählt hatte, zur Steigerung; die Herrin wird inmitten dieser höfischen Gesellschaft, die ihr Ziel in veredelter Geselligkeit erblickt, durch ihre bevorzugte Stellung das Symbol der Schönheit und höfischen Vollkommenheit. Die Auffassung und zugleich die Ausführung der neuen Lebensanschauung als eines Privilegs und einer Pflicht der reichsten Gesellschaftklasse trugen dazu bei, das Bild der Herrin innerhalb der südfrz. Ritterschaft von Anfang an in höhere Sphären zu heben. Denn auch die rechtliche Stellung der Frau war im Süden eine ungleich festere als sonst in Frankreich, sie hatte das Recht, über ihren Besitz nach freiem Ermessen verfügen zu können, die Erbfolge der Frau wurde anerkannt und auch tatsächlich zugelassen. Dadurch war auch die politische Einflußnahme in Fragen der Zeit gegeben und die Geschichte nennt die Namen mancher Frauen, die in der Politik eine Rolle zu spielen wußten. Aus dieser Stellung der Frau ergab sich die Verehrung der Lehensherrin, die Unterwerfung unter ihre Anschauungen. Das weichere Empfinden der Frauenhöfe begünstigte die Entwicklung der cortezia und fördert edle Gesittung. Die Ästhetik einer ganzen Kulturperiode wird durch das Empfinden und die Anschauungen der Frau beeinflußt. Dieser Einfluß drückt sich auch in der Dichtung aus, und der Minnesang ist das Zeugnis für diese neue Wertung der Frau. Er galt der Herrin, nicht als Spenderin sinnlicher Lust und Freuden, er verherrlicht vielmehr die über diesen stehende, Sitte und Veredlung gewährende Frau, die als ebenbürtige und unentbehrliche Helferin bei der neuen höfischen Betätigung, jede edle und ritterliche Freude überall zur Geltung zu bringen, gepriesen wurde. Infolge dieser Auffassung, welche durch die tatsächlichen sozialen und rechtlichen Unterschiede zwischen Sänger und Herrin noch verstärkt wurde, war zugleich der Ansatz für die spätere Ausführung gegeben, die Frau als Ideal, als Gnadenbild hinzustellen, das durch den Besitz und Bestätigung der cortezia und ihrer

Tugenden hoch über dem dienenden Sänger stand. So war aus diesen Anfängen eine Idealisierung der Frau gegeben, und die weitere Entwicklung hat in diesem Sinne stattgefunden. Zu dieser Wertung der Frau hat der christliche Spiritualismus nicht wenig beigetragen. Er hob im Vereine mit der Mystik und Heiligenverehrung die Frauenminne und mit dieser die Herrin in das Gebiet des Geistigen, das keine Körperlichkeit kennen wollte. Auf diese Weise und nur auf Grund der Vollkommenheit der Herrin, bedingt durch „cortezia" und ihre Kraft „läuterte sich der Liebeswahn des Frauensängers zu einer Liebe von Seele zu Seele" (Wechssler 220). Der Minnesänger wertet die Tugenden, welche seine Herrin in so hohem Maße besitzt, und die durch die Liebe zu ihr auch auf ihn übergehen. Die Frau wird zum Ideal einer sittlichen Vollkommenheit, die nur auf die Seele des Sängers wirkt und den Gedanken eines sinnlichen Empfindens zumindest nach der Dogmatik der Theorie gänzlich ausschließen sollen. Aus diesem Mangel einer jeden Wirklichkeit, durch diese alleinige Betonung der Seelenliebe, welche ein sinnliches Ausleben nicht kennt noch kennen soll, erklärt sich der unwirkliche, jede reelle Befriedigung verneinende Gehalt des Minnesanges in seinen dogmatischen Hauptpunkten: Mangel jedes erotischen Inhaltes, Unerreichbarkeit der Herrin infolge ihrer sozialen Stellung, ihrer Vollkommenheit, ihre Verehrung als Heilige. Auf den Ideen, die zur Konzeption dieser Auffassung geführt hatten, beruht die Gedankenlyrik des provenzalischen Minnesängers, die weniger ein Ausdruck der Gefühle als ein Spiel von Gedanken, freilich hohen Fluges, ist. So steht im Mittelpunkt des Minnesanges die Herrin als erdenfernes Wesen, als ein durch Ideen konstruierter, stets gleicher Typus von unveränderlicher Schönheit und Vollkommenheit, die beide nur durch Abstrakta zu ihrer Wertung gekommen waren und niemals in Körperlichkeit erscheinen. Auf dieser Vergeistigung der Minne beruht die Resignation des Sängers, der die schöne Seele, die geistigen Werte der Veredlung, die ihm seine Herrin gewährte, bewundern und begehren, die Spenderin jedoch niemals besitzen kann, auf diesen Grundlagen erstand das Frauenlied des Minnesängers.

Im Norden waren diese Voraussetzungen wesentlich anders. Die Übernahme der südfranzösischen höfischen Bildung macht sich für das Epos gleichfalls im neuen Motiv der Minne geltend. Doch waren hier für die Ausführung weniger kulturellständische Entwicklung als vielmehr literarische Erwägungen ausschlaggebend. Der Ritter war nicht mehr durch den Unterschied seiner Stellung, seines Ranges von der Herrin getrennt, ihn schied nicht mehr der Mangel an cortezia von der Frau, er konnte seinen Bewerbungen einen ganz anderen Nachdruck

geben als der dienende Frauensänger im Süden, wo übrigens die Voraussetzungen des Epos tatsächlich schon früher in Wirklichkeit umgesetzt worden waren, wie dies die Ausfälle der dienenden Troubadours gegen dle reichen Herren beweisen, die nur Äußerlichkeiten, nicht aber die Gebote des Minnnesanges beobachten. Wenn wir daher trotzdem im Epos diese Verehrung der Frauen finden, so ist hierin teils literarische Abhängigkeit und Nachahmung des bereits abgeschlossenen Motives, teilweise aber ein Schein der höfischen Galanterie zu sehen, in welche der tatsächliche Frauendienst des dienenden Sängers im Norden von den Rittern verwandelt wurde. Denn literarisches Bild und tatsächliche Verhältnisse deckten sich im Norden nicht in dem Maße wie im Süden, was diesem harmonische Entwicklung und gegenseitige Voraussetzung war, gestaltete sich hier im Norden zu einem Trugbild. Die Übernahme der höfischen Bildung und ihrer Betätigung hatte, da eine abgeschlossene Entwicklung übernommen wurde, andere Ergebnisse gezeitigt. Der Troubadour fehlt dem Norden, der Ritter trat an seine Stelle. Das Bild des höfischen Galans wird festgelegt: Dieser konnte der Herrin ebenbürtig werden durch seine Ritterschaft, daher tritt neben die cortezia die eigene Betätigung des Ritters, die chevalerie. Wie nun im Süden die Herrin das Urteil fällte, so wurde auch hier die Beurteilung der chevalerie den Frauen überlassen, die Frau nimmt den besten Ritter in ihren Dienst. Daher die Wertung des Kampfes durch die Frauen, daraus die ethische Seite der Turniere, wo Frauen das Urteil über den Wert der Ritter sprechen. So kommt es dazu, Liebe und Tüchtigkeit in direkte Wechselwirkung treten zu lassen. Der Sänger hatte Veredelung seines Wesens aus der Liebe zur Herrin empfangen, dem Ritter bewirkt die Liebe eine Steigerung seiner Tüchtigkeit, der chevalerie, die ebenso die Möglichkeit gibt, der Herrin durch ritterliche Vollkommenheit ebenbürtig zu werden. Der Minnedienst bekam also einen anderen Inhalt, der Ritter kann sich seine Schöne erobern, Minne und Ritterschaft werden nun in Wechselwirkung zueinander gebracht. Das Ideal weiblicher Vollkommenheit erhält sein Gegenstück in der chevalerie des Ritters. Die Höhe, auf der die Herrin thront, ist ersteigbar durch die chevalerie, die den Ritter, ähnlich wie den Sänger die cortezia, emporhebt. Herrin und Diener — hier im Sinne des Minnedienests gesprochen — nähern sich so, der Minnedienst des Frauensängers, der seine Frau nur im Glanz ihrer Vollkommenheit sah, nimmt gleichfalls realere Ziele an. Der Frauendienst ist zwar auch für den Ritter eine Anerkennung der Frau, jedoch mit anderer Wertung als im Süden. Der Liebende erhebt infolge der Wertung seiner Ritterschaft aus den Abstrakten des Minnesanges Anspruch auf Ebenbürtigkeit, er erringt sich die Herrin durch seine Tüchtigkeit (chevalerie),

die Vereinigung von Herrin und Liebenden, die in den Minneliedern niemals offen angedeutet wurde, konnte nun erfolgen. Diese grundsätzlichen Verschiedenheiten bedingten nun in erster Linie für die literarische Ausführung eine andere Auffassung vom Wesen des Frauendienstes. Denn während im Süden, gefordert durch die Betonung des geistigen Wertes der Minne, die „höfische Askese" jeden Gedanken einer Verwirklichung verwehrte, war im Epos der Minnedienst auf Verwirklichung seiner Ansprüche gerichtet. Daraus ergab sich sofort eine andere Folgerung als sie die provenzalische Dichtung für ihre Voraussetzungen geschaffen. Im Süden galten die Huldigungen der verheirateten Frau, der Fürstin des Hofes, des Landes, da nur diese in der Lage war, in der Gesellschaft hervorzutreten. Auch im Epos kehrt diese Voraussetzung vereinzelt, aber nur zum Schaden des Liedes wieder, wir sehen sie im „Lanzelot" des Kristian v. Troyes mit der notwendigen Folgerung der Verherrlichung des Ehebruches, wir finden sie im „roman de la dame à la Lycorne", wo sie ganz nach den Vorschriften des Südens erfaßt ist. Der Ritter liebt nur die Seele seiner Herrin, die Gedankenliebe in ihrer reinsten Form kommt in seinen eigenen Worten zum Ausdruck, 8566 ff.:

Car qui d'amour bien vœt joir | Et qui ce visce bien esloigne
A tout pechie il doit fuir. | A boine fin vient sa besogne.

Sonst ist aber dieser Standpunkt im Epos nicht mehr vertreten, die Widersprüche in seiner Durchführung treten zu stark hervor und man kann die Worte, welche der Dichter des Athis seiner Heldin, der schönen Gaiete, in den Mund legt, als Absage für diese Auffassung des Minnedienstes im Epos anführen. Denn als sie den Rat erhält, für einen andern die Liebe zu ihrem Gatten zu vergessen, da sagt sie, wohl mit deutlichem Hinweis auf die provenzalische Minnetheorie, v. 11263:

Certes, de ceste corteisie
Ne vueil nul jor avoir envie ...

denn sie braucht nur die Liebe ihres Gemahls, v. 11269:

Mon seignor ai que je mout aim;
Plus ne demant ne plus n'en claim.

Daher umwirbt der Ritter die Jungfrau, deren Neigung und Besitz er offen begehren kann. Der Minnedienst bekommt hier also sofort einen anderen Inhalt, die Frau eine andere Stellung für seine Ausführung und Wertung. Wir sehen die Frau von ihrer Höhe in die Sphäre der Erreichbarkeit heruntersteigen, die Darstellung der Liebe betont zwar noch durch die Tradition die Abstrakta, für die Wertung der Frau innerhalb des Motives und der Gesellschaft gilt dies nicht mehr. Daher ist in den Epen überall ein anderer Abschluß, die Minne führt, nachdem der Dichter in der thematischen Aus-

führung streng den im Minnesang entwickelten spiritualistischen Gehalt zur Geltung gebracht, zur Befriedigung des gegenseitigen Begehrens, die Liebenden werden vereint. Während die Troubadours nur die Frau eines anderen als Herrin oder amie besingen, wird nun dieser Name der eigenen Frau zuerkannt. Clig. 6753 ff.:

De s'amie a feite sa fame | Que por ce ne pert ele mie
Mes il l'apele amie et dame | Que il ne l'aint come s'amie.

Diese Schwenkung ist in allen Minneromanen vollzogen, Herrin, Freundin, Geliebte und Gattin bezeichnen für das Motiv die Stufen der Ausführung. Im Sinne der ganzen Gattung können daher neben Chrestiens Worten die Verse aus Durmart die Auffassung des Nordens von Frauenkult und Frauenverehrung charakterisieren. Durmart 14995 ff.:

Li plusor blasment et rependent
Tos ceaz qui lor amies prendent;
Mais ne sont pas d'amors sopris.
Certes, n'en doit estre repris
Fins amans qui s'amie prent,
Je di, que cil qui l'en reprent
A le cuer felon et amer;
Car fins amans doit plus amer
La joie qui li est donee
Que celi que li est prestee
Cil est en perilleuz dangier
Il ne le vuet pas eslonger
Ains le prent por avoir todis,
Et si en vuet estre saisis
Et sa joie si affermer,
Qu'altre n'i puist nul droit clamer
Qui s'amie voit devant lui
Baisier et acoler autrui
Et faire trestos ses desduis
Ce li senble trop grans enuis,
S'il aime bien de cœur entier;
Dont doit fins amans convoitier,
Qui s'amie n'a a moillier;
Car nus autres li puet tolir
Et devant lui prendre et saisir
Et esposer devant ses iex.
Tot li sage ameroient miex,
C'uns beaz avoirs lor fust dones,
Qu'il lor fuist par dangier prestes.
Qui s'amie prent a moillier
Qu'il ait s'amie quitement
En sa baillie fermement
Certes fins amans n'est il mie
Qu'il renfuse a prendre s'amie,
N'a amie nel tient il pas,
Cant il ne li son solas
Ne vuet prendre sens departir
Il n'en a mie grant desir.

Die Ehe ist demnach immer der Abschluß des Liebesmotives. Der Frau ist dadurch eine realere Auffassung und Rolle zugeteilt, mit der Erreichbarkeit ihres Besitzes mußte auch die Unpersönlichkeit des Frauenbildes im Minnesang fallen. Dies wurde zudem noch durch die Forderungen des Epos bedingt; eine weltfremde, nur aus Ideen zusammengesetzte Frauengestalt wäre schon mit Rücksicht auf das Spiel im Epos unmöglich gewesen. Wenn wir zwar noch Verehrung der Frau durch Ideen und Voraussetzungen des Minnesanges treffen und das Bild der Herrin durch Logik und Deduktion aus Problemen zur alten Unfaßlichkeit emporgehoben wird, so ist doch schon die Schwenkung zur Wirklichkeit vollzogen, da das Ziel ein realeres geworden war. Als Ersatz dafür ist die Theorie der Minne in den entsprechenden Parallelen ihres Gedankengebäudes schärfer herausgearbeitet worden.

Der Spiritualismus, der also die Frau im Minnelied über ihre Umwelt zur Göttin der neuen höfischen Religion erhob, mußte den Forderungen des Epos weichen, der Gegensatz

zwischen der alten Auffassung und der jüngeren Theorie ist den Dichtern des höfischen Epos nicht entgangen und sie haben sich danach gerichtet, die Gegensätze in ihrer Dichtung zu vermeiden. Daher wird das Ideenbild des Minnesängers zu einer Individualität, der Held widmet seine Liebe einer Geliebten, die er erringen kann, die ihm mit gleichem Leben entgegentritt. Demnach fühlt und liebt die Herrin des Epos, sie ist schon dadurch der Wirklichkeit näher gekommen, daß auch sie die menschlichen Schwächen und Begehren im Leiden und Genießen der Liebe teilt. Die Worte der Chastelaine de Vergi, unmöglich und ungesprochen im Provenzalischen, mögen hier für ungezählte Wiederholungen eintreten, v. 746 ff.:

Douz Dieus! et je l'amoie tant.
Comme riens peust autre amer,
Qu' aillors ne pooie penser
Nes une eure ne jor ne nuit!
Quar c'ert ma joie et mon deduit,
C'ert mes delis, c'ert mes depors,
C'ert mes solaz, c'ert mes confors...
Quar vous estiiez ma richece
Et ma santez et ma leece. (779/80)

Daher das Hervortreten und die aktive Rolle der Frau, die nicht nur im spielmäßigen Teil, sondern auch in den theoretisch-gedanklichen Ausführungen als Partnerin des Mannes erscheint. Der Einseitigkeit des Minnesanges ist dadurch glücklich abgeholfen, die Gegenseitigkeit in Ideen und Spiel so hergestellt. Man kann annehmen, daß das Epos und vielleicht die Gesellschaft mit Absicht hier den Grundgedanken des Minnesanges ausgeführt und dadurch zu dieser abweichenden Wertung des Frauenbildes gekommen ist, des Gedankens, der Frau freie Entscheidung über ihre Liebe zuzugestehen. Denn während im Provenzalischen dieser Gedanke nur Theorie bleiben durfte, war hier die Verwirklichung wenigstens im Epos möglich gewesen und die Diskussion der Theorie zur Auslösung gebracht. Daher sehen wir in der Tat die Frauen über ihre Liebe frei verfügen und den Ehebruch im Hinweis auf dieses Recht und die Auffassung der Liebe verteidigen (Eracle, Joufrois). Damit ist zugleich der Weg angedeutet, auf dem die Dichter zur vollständigen Preisgabe der im Minnesang gegebenen Vorlage kamen. Im Anfang des Epos nach dem Vorbilde der Herrin des Minnesanges eine überirdische, durch Schönheit, Vorzüge und Wertung unerreichbare Erscheinung, nähert sich die Frau durch Verzicht auf die Ideen, welche im Minnesang ihre Verehrung bedingten, langsam einer realen Beurteilung, die schließlich die Frau zur liebesfreudigen, allerdings höfischen Amie des Ritters werden läßt, der zwar den Spiritualismus und andere Ideenwertungen der Minne übernimmt, die Frau jedoch nicht mehr mit diesen identifiziert. Mit der Möglichkeit vor Augen, die Geliebte zu besitzen, fällt die Anschauung des Minnesanges, die Herrin nur durch den veredelnden Einfluß ihrer cortezia zum Gnadenbild inner-

halb des Standes zu erheben, die Frau wird nun für den Ritter, was der Minnesang durch Vergeistigung seiner Lebensanschauung anders erstrebt hatte, die Verwirklichung der „joie del siecle"[1]).

Übereinstimmungen mit dem Volksepos.

Trotz aller Bestrebungen der höfischen Dichter, ihre verfeinerte Technik streng von dem gröberen Gehalt des Volksepos fernzuhalten, hat das höfische Epos nicht alle Beziehungen zur älteren Kunst abbrechen und deren Ergebnisse überflüssig machen können. Denn ungeachtet der neuen Voraussetzungen ist mancher Stein aus dem Gefüge des alten Epos in den neuen Bau übernommen, um hier am gleichen Platz und in derselben Verwendung eingesetzt zu werden. Es sind durchwegs Ergänzungen, die von sekundärer Wichtigkeit sind und infolge ihrer leichten, bequemen Handhabung — im Volksepos lagen sie bereits erprobt und abgeschlossen vor — auch hier bei ähnlichen Voraussetzungen in die veränderte Umgebung eingepaßt werden konnten. Gewöhnlich ist jedoch Umfang und Ausführung stark verändert. Die Verwendung dieser Züge berücksichtigt nur kurze Episoden, sie erreicht selten größeren Umfang, nur das Verratsmotiv ist ausführlicher gehalten. Der Großteil ist aus dem Gefüge des Kampfmotivs genommen, das ja an und für sich durch die Art seiner Ausführung Parallelen mit dem Heldenlied aufwies. Dazu kommt dann die Übereinstimmung in Einordnung und Verwendueg der zeitgenössischen Fabeleien, pseudogelehrter Herkunft mit verschiedenem Inhalte durch die Absicht, den Inhalt zu variieren, der Einseitigkeit vorzubeugen. Im Nachstehenden sind, ohne den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, nur die Gruppen hervorgehoben, die für die Beurteilung in Betracht kommen.

In technischer Hinsicht ist die Anlage um einen bestimmten Mittelpunkt vom Volksepos übernommen, der Hof des Königs bildet in beiden Gruppen den festen Ausgang der Handlung, die Tafelrunde mit Artus entspricht den 12 pairs mit Karl an der Spitze, die Rolle des Königs und seines Hofes ist ebenfalls eine Weiterführung der im Kampfepos schon gegebenen Ansätze.

Wie dort leitet die Hofhaltung und zwar gewöhnlich an hohen Festen [2]) mit ähnlichen Eingangsformeln die epischen

---

[1]) Ein 2. Teil soll später die auf die Minnetheorie bezügl. Textstellen bringen.

[2]) Als Parallele zum Volksepos kann für einen ähnlichen Anlaß Erec v. 2035 ff. herangezogen werden; Kr. zählt hier anläßlich der Hochzeit Erecs die Versammlung der Menestrel und ihre Künste auf, ein in den ch. de g. beliebter Vorgang.

Ereignisse ein, Erec 27 ff. Im Zusammenhange damit steht die Hoffahrt der Helden, um den Ritterschlag zu erhalten. Der Held geht an den Hof des Königs, der gleich Karl alle andern übertrifft. Sein Wunsch ist (Cliges 107 ff.):

Veoir le roi et les barons
De cui si granz est li renons
De cortesie et de proesce

(vgl. noch Cliges 113 ff. Ille 158/60.)

Wie das Volksepos die Versammlungen seiner Helden unter dem Vorsitz des Königs und Kaisers eingehend schildert, so verweilt auch das höfische Lied gerne bei den Beratungen der Ritter, der Barone der höfischen Gemeinschaft (Tafelrunde bei ähnlichen Anlässen wie früher, und zwar vor Kämpfen, Unternehmungen, Gesandtschaften, vgl. Erec 311.) Hierbei sei auch auf die Übereinstimmung hingewiesen, die im Verhalten des Königs Artus und des Kaisers Karl anläßlich solcher Versammlungen hervortritt. Beide sind als unselbständige, oft schwächliche jedoch eigenisnnige Herrscher im Rate ihrer Ritter gezeichnet, die fremden Einflüssen nachgeben und vor dem Willen ihrer Barone oft zurückweichen. Daher tritt im Volksepos gewöhnlich Roland, im höfischen Gawain als Führer der Versammlungen neben den Herrscher hervor. Vgl. Erec 59 ff. Li rois respont: Ce sai je bien, Mes por ce n'an leirai je rien. Ja ne doit estre contredite Parole, puisque rois l'a dite. Kurz nachher bittet Artus jedoch ratlos 308/9: Biaus niés Gauvains! conselliez m'an Sauve m'enor et ma droiture! Die Beratung der Barone 311 ff. mit den genauen Angaben über die einzelnen Teilnehmer findet im Heldenlied zahlreiche Entsprechungen. Nur weicht Kr. insofern ab, daß er auf die Wiedergabe der Reden verzichtet und kurz das Ergebnis mitteilt, ferner der Königin eine entscheidende Stimme gibt.

Am zahlreichsten sind die Beiträge, die dem Gefüge des alten Kampfmotives angehören. Sie sind, da sie bei denselben Anlässen verwendet werden, in der gleichen Ausführung von dort übernommen. So erinnern an das Heldenlied in diesem Zusammenhang die Beschreibungen der Schlösser, ihrer festen Lage und Wehrhaftigkeit (Perc. 2521 ff.), ihrer Rolle im Kampfe (das Schloß des Verräters in Cliges). Dann lesen wir mitunter eingehende Beschreibungen von Waffen (vgl. Erec 2633 ff.), vgl. die Geschichte des Wunderschildes und seiner Kräfte in Perc. 31 825 ff., ebenso Fergus 3820, Veng. Rag. 5052 ff. Ihre Geschichte, Herkunft und Abstammung bieten Anlaß zu verschiedenen Exkursen und ihre wunderbaren Eigenschaften kommen ausführlich zur Sprache. Wie im Volksepos Wieland, so sind es hier fremde Schmiede, die hervorragende Waffen verfertigen: vgl. Perc. 39 729 ff.,

Salomon wird erwähnt, Blanc. 4095/6. Der Wunderbalsam heilt Verletzungen, Erec 4219, nur ist die Unwahrscheinlichkeit ähnlicher Berichte des Heldenliedes insofern gemildert, daß die Heilung längere Zeit in Anspruch nimmt.

Das Volksepos hatte im Kampfmotiv beim Auftreten seiner Helden eine lange Einführung gegeben, ihre Herkunft aus fremden, wunderbaren Ländern erzählt, besonders in den Sarazenenepen sind diese Berichte von den Heiden. ihren Völkern und den einzelnen Kämpfern gebräuchlich[3]). Das höfische Epos hat manche Anklänge daran erhalten, auch Chretiens beobachtet im Erec noch dieses Verfahren, Erec 1947ff., wo er von der Glasinsel erzählt:

An cele isle n'ot l'an tonoirre
Ne n'i chiet foudre ne tanpeste,
Ne boz ne serpanz n'i areste,
N'il n'i fet trop chaut ne n'iverne.

Es ist die Umkehrung der im Volksepos so beliebten Schilderungen unbekannter Länder mit ihrem Schrecken. Die Berichte des Volksepos über absonderliche Völker und deren seltsames Aussehen kehren auch im höfischen Lied wieder. Chretiens bringt noch die Beschreibung der Zwerge, Erec 1993ff. die Erwähnung der Alten, Erec 1985, und Rigomer erinnert in der eingehendsten Aufzählung seiner Wundervölker an die Sage vom Herzog Ernst (11040ff., 13669ff.).

Riesen sind im höfischen Epos zu Menschenfressern und Ungeheuern geworden, deren Zerstörungswut und Haß gegen alles Menschenwerk typisch ist. Sie sind mit Keulen bewaffnet, ihre Größe und ihr Aussehen, ihre Abstammung, böse Gesinnung ist die gleiche wie dort; vgl. außer Yvain etwa Crist. Cl. 763ff. Dame Lyc. 8110ff. ferner die Riesin im Fergus (nach Flohart u. a. gezeichnet). Auch sie ist mit

---

[3]) Die Einführung Erecs, v. 84ff., die genaue Beschreibung seiner Kleidung ist ganz im Stile der ch. de g. gehalten. Als Reminiszenz mag auch die Szene 709ff. gelten, in der Enide Erec die Rüstung anlegt. Die Worte: La pucele meismes l'arme N'i ot fet charaie ne charme können wohl als Ironie gegen die in den Sarazenenepen häufig vorkommenden adoubements (Wilhelm, Orable) aufgefaßt werden. Endlich sei noch erwähnt, daß sich Kr. in der genauen Wiedergabe der einzelnen Kampfhandlungen noch an die Vorlage der Heldenlieder anschließt und sogar einzelne Phrasen übernimmt vgl. 941ff. L'espee contre val desçant, L'escu jusqu'a la bocle fant, Et del hanberc lez le costé Li a plus d'un espan osté. Bien dut iluec estre afolez: Jusqu'a la char li est colez Sor la hanche li aciers froiz. Deus le gari a cele foiz! Se li cos ne tornast defors, Tranchié l'eust parmi le cors, ferner 2189: Tant con hanste li dure. 2147ff.: Illuec vit an le jor lacier Maint hiaume a or et maint d'acier, Tant vert, tant jaune, tant vermoil, Reluire contre le soloil, Tant blazon et tant haubere blanc, Tante espee a senestre flanc, Tanz buenz escuz fres et noviaus, D'arjant et de sinople biaus, Et tant d'azur a bocles d'or, Tant buen cheval bauçant et sor, Fauves et blans et noirs et bes: Tuit s'antrevienent a eslés. D'armes est toz coverz li chans.

einer Sichel bewaffnet, 3842 ff., und bewacht eine Brücke (Fierabras).

Die Gesandten und Boten waren im Volksepos der Motivierung des Kampfes wegen immer stolz und herausfordernd aufgetreten. Manchmal finden sich auch hier Spuren davon. So Eracle 5565 ff., ferner das herausfordernde Auftreten des Boten in der Karre 50 ff. Ähnlich auch das unhöfische Verhalten der Gesandten in Claris 5775. Zuweilen kommt die Figur des groben Pförtners, der im Kampflied durchgehend im Mittelpunkt einer eigenen Episode stand, zum Vorschein. So in Fergus, wo ein häßlicher Zwerg diese Rolle spielt und entsprechend gezüchtigt wird. 2820 ff.

Weitaus umfangreicher und häufiger ist das Verratsmotiv im höfischen Epos zur Darstellung gekommen. Allerdings ist es im Vergleich zu früher bedeutend verkürzt und nur als Episodenmotiv verwendet. Der Umfang, den das Motiv im Volksepos hatte, ist im höfischen Epos nicht beibehalten, die Anlage des Motives beschränkt sich jetzt bloß darauf, die Begründung eines Gegensatzes aus dem Verrate zu geben. Das ganze Zugehör des Volksepos, Charakterschilderung in Handlung und Sprache fällt weg oder ist zumindest stark eingeschränkt. Sonst sind dagegen die Voraussetzungen als solche, wenn auch nicht mit den Ausführungen übernommen. So haßt Gott die Verräter (Clig. 1707 ff. Manekine 4531). Denn sie sind ihrer Gesinnung nach grausam und böse (Meraug. 4066 / 69), finden Gefallen an ihren Missetaten (Karre 3614) und stehen unter dem Schutze des Teufels (Blanc. 5305 ff.). Kristian hat im Yvain die Rolle des Verräters, wie sie für das Volksepos typisch ist, in die Erzählung gebracht. Es ist der Seneschall[4]), der Luneten verleumdet und dafür dann am Scheiterhaufen seines Opfers bestraft wird, Yvain 3667 ff., 4327 ff.

In Übereinstimmung mit der alten Fassung ist der Verräter ein tapferer, schwer besiegbarer Gegner, vgl. Karre 3175 und Cliges 1917 ff. Seine Niederlage ist ein Sieg des Rechtes. Cliges 1928 / 29:

> Mais ce que li cuens avoit tort
> Le grieve formant et anpire,

Die Zusammenstellung: Fürst und Verräter, wie sie das Volksepos immer brachte, ist beibehalten, vgl. Cliges, wo der Verräter seinen Herrn täuscht. Nur hat Chrestiens den Fehler der jongleurs vermieden, den Verrat durch Leichtgläubigkeit und blindes Vertrauen auf Kosten der Würde des Kaisers zu

[4]) Vielleicht hat die Figur des verräterischen Seneschall aus dem Volksepos die Zeichnung Keus beeinflußt, der schon im Erec v. 3959 ff., nicht ganz entsprechend handelt, und im Yvain, vorher noch in der Karre, ein wenig sympathischer Held ist.



ermöglichen, vgl. Cliges 1067 ff. Diese Einsicht hat beispielsweise der Dichter des Escoufle nicht mehr. Esc. 2660:

Et l'emperere i a ja mis
Entor lui noviax conseilliers,
Les traitors, les losengers
Qui jadis li fisent tans maus.

Hierher gehört auch die Fassung des Motives, die den Verrat von der bösen Mutter des Königs ausgehen läßt. Es ist das Motiv der von der bösen Königinmutter verratenen und vertriebenen Frau. So in der Manekine 1802 mit der gleichen Charakeristik des Volksepos:

La mere au roi leur cuer connut.
Dix maldie son cors et ame.
U monde n'ot si male dame
Ne de mal si escïenteuse.

Die Tätigkeit der Verräter äußert sich in Worten und Handlungen analog dem Vorgang im Volksepos. Wir sehen die Verräter bei der Verschwörung, Cliges 1648/9, dann bei der Ausführung ihrer Pläne, wobei die Technik des Volksepos maßgebend war, die Verräter als Verleumder und Neider vorzuführen, vgl. Esc. 2696 ff.

Der Grund des Verrates, resp. des Eingreifens des Verräters ist entweder die traditionelle Mißgunst, der Neid dem Nächsten gegenüber, wie etwa im Escoufle, Guillaume de Dole oder das neue Motiv der Liebe, indem der verschmähte Freier aus Rache über seine Abweisung die Anschläge verübt. Außer Ille 947 ff. vergleiche die Rolle des Seneschall im Blanc 4598 ff., Robert le Diable, Chev. du Perroquet, Joufr. 185 ff., die alle aus Rache über ihre vergeblichen Bewerbungen zu Verleumdern werden.

Neben diesen Übereinstimmungen fallen in die gleiche Gruppe noch eine Anzahl von Zügen, die in erhöhtem Maße Unterhaltung und Belebung des Ganzen bezwecken. Sie verstärken den „belletristischen" Gehalt des höfischen Liedes durch ihr Stoffgebiet, sie berücksichtigen in erster Linie das Motiv des Wunderbaren in seinen verschiedenen Variationen. In dieser Hinsicht kann man von einem Anschluß an das Heldenlied sprechen, das schon früher dieses Motiv, wenn auch in kleinerem Umfange, verwendet hat, wobei es sich anfangs nur auf Züge legendarischen Inhaltes beschränkte und erst später die Fabeleien der Zeit in Anspruch nahm. Das höfische Epos erweitert den Umfang, daß es außerdem noch das weite unerschöpfliche Gebiet der Phantastik heranzieht.

Die Herkunft dieses ganzen Komplexes ist schon nach obiger Einteilung ersichtlich. Kirche und Religion haben leicht erkennbare Zusätze beigesteuert, das Verwendungsgebiet ist aber kein großes, da ja kirchliche und religiöse Ideen im höfischen Epos überhaupt nicht zur Sprache kommen. Der

Zusammenhang mit der Erzählung ist daher ein ganz anderer, eine tiefere Idee, wie sie etwa das Volksepos im Rolandslied an die Person Karls und seine Stellung zu Kirche und Religion knüpfte, fehlt durchaus: Es sind Berichte über Wunder von Reliquien (Balsam der Marien, Karre 3-374), Engels- und Teufelserscheinungen, letztere in weitaus größerer Zahl, wie überhaupt gerade bei der dankbaren Verwendungsmöglichkeit der Teufel viel stärker hervortritt (vergl. Robert le Diable) und sogar die Auswüchse des an seine Gestalt gebundenen Aberglaubens (Sukkuben und Inkuben) im Epos zur Sprache kommen (Atre perillieux, wo sich die gefangene „pucelle“ als putain des Teufels bezeichnet, v. 1274 Certes, fait ele, moult me poise, Que onques fu vostre putain, ferner Claris, Cristal). Selten werden Kirchen- und Heiligenlegenden verwertet. — Größeren Umfang haben die Ausführungen folkloristischen und fabulösen Inhaltes, welche meistens auf gelehrte Herkunft hinweisen und sich aus den literarischen Quellen der Zeit belegen lassen. Sie bilden die Fortsetzung und Steigerung der entsprechenden Partien des Volksepos, das gerade diesen Bestand aus ähnlichen Gründen wie hier ausgeführt hatte.

Inhaltlich bringt dieser Abschnitt die bekannten Erzählungen über die Kräfte und Wirkungen der Pflanzen, die das Äußere verändern (Blanc. 2249 ff., Jeh. Bl., 3533 ff.), gegen Gift wirken (Yder 5880 ff.), Tote erwecken (Lai v. Eliduc). Der Lebensbaum sei in diesem Zusammenhang gleichfalls erwähnt (Blanc. 595/6). Ähnlich lauten die Berichte über die Wunder der Steine, wofür ja die Lapidarien hinreichende Vorlagen boten. Sie wachsen unsichtbar (Yv. 1026 ff., Cristal 8862 ff.), schützen gegen Zauber (Karre 2-347 ff.), Gefahren (Guill. Pal. 7734), selbst vor Tod (Blanc. 3595). Alle diese Kräfte sind von Gott in die Steine gelegt (Eracle 1121/22).

Träume bereiten als Boten kommender Ereignisse nach Art des Volksepos die Zuhörer auf Wendungen vor (Blanc. 5580). Tiere treten auf und zeigen durch ihr Verhalten den späteren Ausgang an (Guill. Pal. 4720 ff.). Der Traum bedarf Kundiger zu seiner Deutung. Wie im Volksepos wurden die Träume durchweg für wahr und glaubhaft gehalten (dagegen Wilhelm v. England v. 2601/2).

Kosmographien und Reisebeschreibungen berichten die Wunder ferner Länder, der Abenteuerroman greift sie auf und erzählt vom irdischen Paradies (Cristal 1847 ff.), vom Lande der Riesen und andern seltsamen Gegenden (Blanc. 2678 ff., Escan. 16072 ff.). Dort und in den dichten Wäldern leben Ungeheuer, Greife, Drachen, Schlangen, welche Schätze, Burgen und Geheimnisse bewachen (Chev. Perroquet, Gavain et l'echiquier). Auch andere Wundertiere werden geschildert (Athis 6857 ff., Escan. 16072 ff.).

Zauberei und Phantastik treiben ihr Spiel. Feen er-



scheinen und betätigen ihre Kunst (Rig. 10627), sie begaben Neugeborene mit guten oder bösen Wünschen (Cristal 6005/10). Sie wohnen im Walde, gewöhnlich an einer Quelle (Brun M. 48 ff.). Wie diese Frauen verstehen auch andere Sterbliche die Kunst der nigremance (Thessala). Der große Zauberer des Mittelalters, Virgil, hat diese Kunst in seinen Werken überliefert (Dame Syc. 3882 ff., Escan. 15921 ff.). Sie wird in Toledo vom Teufel gelehrt (Wistasse 11 ff.). Diese Zauberkunst (encantement) belebt das Epos mit seltsamen Figuren, Menschen und Ungetüme darstellend, die bestimmte Verrichtungen zu erfüllen haben (Perc. 13353). Plötzliche Lösungen werden so durch diese Künste erleichtert, die Wunderwelt des höfischen Epos ist nun für alle Voraussetzungen geschaffen. Wenn auch Wirklichkeit und Unwirklichkeit durcheinandergehen und letztere klar als solche erkannt und als contre nature (Rom. Dame Syc. 6455) bezeichnet wird, das Empfinden der Zeit nahm daran keinen Anstoß. Die Bedeutung dieses ganzen Komplexes, der gewöhnlich mit dem bretonischen Sagenkreis in Zusammenhang gebracht wird, beruht darin, daß er als Gegengewicht zu dem Druck der Wirklichkeit erscheint, die durch die konkreten Vorlagen des Epos gegeben war. In der rückhaltslosen Anerkennung und der Zulassung der ganzen Materie ist der Schwerpunkt auf literarischem Gebiete zu suchen. Denn der Abschluß der ersten Periode des Volksepos um 1150 hatte mit Fehlen dieser Voraussetzung wohl gezeigt, daß die absolute Verneinung jeder poetischen Unwirklichkeit zur Erstarrung und inhaltlichen Leere der Heldenlieder führte. Vom Standpunkt dieser Darstellung aus ist daher nicht die Frage der Herkunft zu betonen, denn die Materie lag im Schoße der Zeit und die Ansätze finden sich ja vereinzelt schon im Volkslied, sondern vielmehr die Tatsache, daß die freie Verwertung der Phantastik als poetisches Recht anerkannt und als wesentlicher Bestand der Dichtung verlangt wurde. Und hierin treffen wir wieder die Tendenzen, welche den Anstoß gegeben hatten zum Entstehen des höfischen Epos: War doch auch dieses nichts anderes als die poetische Verklärung und Steigerung der in Wirklichkeit nicht erfüllbaren Aspirationen der höfischen Ritterschaft.

Schlußwort.

Das höfische Epos ist in literarischer und kulturhistorischer Bedeutung ein Denkmal seiner Zeit und des Standes, für den es geschrieben wird. Hervorgegangen aus dem bewußten Streben, in Inhalt und Ausführung den Forderungen der Gesellschaft entgegenzukommen, in der Poesie ein Bild der Gegenwart zu zeichnen, wie sie bloß erstrebt, aber nie verwirklicht werden konnte, bringt das Epos alles zur Darstellung, was an Ideen und konkreten Errungenschaften faßbar vorlag.

Das höfische Epos erneuert so mit größerem und dauernderem Erfolg den Versuch des Volksepos, die Ideen der Zeit, den Gehalt seines Standes zum Vorbild und Inhalt der Dichtung zu nehmen. Nur schloß sich das Heldenlied infolge seiner literarischen Entwicklung von jeder weiteren Fühlungnahme mit der aufsteigenden Gesellschaft ab, es wird schon nach kurzer Zeit im Konkreten und Abstrakten als überholt und nicht mehr zeitgemäß empfunden. Hier ist jedoch während der ganzen Periode des Bestandes der Bezug auf die Gegenwart als stets belebendes Moment in jeder Hinsicht aufrecht geblieben, erst mit dem Niedergang des Standes ist auch das höfische Lied zur Tradition geworden. Während seiner Blütezeit ist aber Großes und Dauerndes geschaffen worden. Auf literarischem Gebiete liegt die Bedeutung des Liedes in der Begründung einer neuen Erzählungskunst, was Form und Inhalt betrifft, und in der Erschließung neuer Stoffgebiete. Das ganze Gebiet ständischen Lebens war nun für die Dichtung zur Vorlage geworden, der Gesellschaftsroman so das erste Mal geschrieben. Denn wir sehen die Ritterschaft mit ihrem Programm den Inhalt der Dichtung erfüllen, die Prinzipienfragen der Gesellschaft kehren auch in der Dichtung wieder. Diese ist universell geworden, zur Darstellung der äußeren Welt tritt die Verdeutlichung psychischer Probleme, die Kunst der Analyse und Selbstbeobachtung. Der Kreis ist damit geschlossen, der moderne Roman auf beiden Gebieten zum Abschluß gebracht. So erklärt sich die Bedeutung, den die 2 Jahrhunderte höfischer Ependichtung für die Literatur von ganz Europa gewannen. Wenn aber für die Literaturgeschichte die Einzelfragen, welche innerhalb des höfischen Epos die Herkunft der Stoffkreise, die Entwicklung der einzelnen Lieder betreffen, zunächst in Betracht kommen, so darf man nicht übersehen, daß für die ganze Gattung die Bedeutung noch weiter liegt. Denn wo ritterlicher Geist und Stand sich entwickelt hatten, dorthin drangen die höfischen Lieder als Bahnbrecher für Ideen und Zustände, wie sie in Frankreich festgelegt waren und in der Dichtung vor Augen geführt wurden, dadurch hat das höfische Epos, das als Standeskodex zuerst für die französische Ritterschaft geschrieben erscheint, diese Funktion überall dort ausgeübt, wo Rittertum und Adelsbewußtsein sich entwickelt hatten. Die Ritterschaft aller Länder blieb durch die Epen, die aus Frankreich kamen, in dauernder Fühlung untereinander und konnte im Abstrakten und Konkreten sich nach den hier niedergelegten Andeutungen richten, das Lied stand nun im Dienste einer Kulturpropaganda. Es war das erste Mal, daß Zeit und Ort auf profanem Gebiete durch das geschriebene Wort verbunden wurden, daß sich Ideen durch die Literatur geltend machten und behaupteten. Hierin liegt die Bedeutung des höfischen Epos. Stephan Hofer.

Referate und Rezensionen.

Sainéan, L.: *La langue de Rabelais.* Tome premier: *Civilisation de la Renaissance.* XII u. 508 S. Paris, E. de Boccard (anciennes maisons Thorin et Fontemoing) 1922. — Tome deuxième: *Langue et vocabulaire.* 579 S. ib. 1923.

Sainéans zweibändiges Werk löst nach der ganzen Art seiner Anlage und der Methode seiner Durchführung von vornherein ein hohes grundsätzliches Interesse aus. Sainéan geht, um die Sprache zu erfassen, von der Umwelt, in der Rabelais lebte, aus; er entwickelt im ersten Band ein ausführliches Kulturbild der Renaissance und fügt in dieses seine Darstellung der Sprachkunst Rabelais' ein. Von den Sachen dringt er zu den Wörtern vor, und was sich nicht fügt, wird — wenigstens im ersten Band — ignoriert oder zur Seite gestoßen, sodaß das wichtige Kapitel von Rabelais' Syntax und Stil im ganzen Werk zu kurz kommt und eigentlich nur Rabelais' Wortschatz sein Recht findet. Der von Sainéan gewählte Weg, den Wortschatz in den Rahmen der Kultur einzufügen („*d'envisager les faits d'ordre linguistique dans leurs rapports avec le milieu social*" I S. 51) ist nicht mehr neu und hat auch in der Rabelaisforschung zu wichtigen Ergebnissen geführt, bei denen auch Sainéan bereits früher (zuletzt in seiner dickleibigen *Histoire naturelle et les branches connexes dans l'œuvre de Rabelais* Paris 1920) mitgearbeitet hat, aber dieser Weg ist hier im ersten Bande mit einer Konsequenz zu Ende gegangen, die engherzig werden könnte, wenn dieser Weg nicht an sich so breit und abwechslungsreich wäre. Sainéan stellt Rabelais überall in den Strudel seiner Zeit hinein, zeigt, wie er das Leben in seinen stets wechselnden Formen auf sich hat wirken lassen, wie er Städte und Häfen, Krankenhäuser und Schulen, Einrichtungen und Menschen gesehen, wie er Matrosen und Kaufleuten, Volksgesängen und Kinderspielen gelauscht, und alles, was er erlebt und in sich aufgenommen, zu dem Ganzen seiner Sprache verarbeitet hat. Eine Grundtatsache, die heute im Mittelpunkt der Rabelaisforschung steht, wird bei dieser Art der Betrachtung ohne Weiteres klar, nämlich daß sich Rabelais auf viel realerem Boden bewegt als man früher geglaubt hat. Auch seine

Sprache legt davon Zeugnis ab, und es ist Sainéans großes Verdienst, daß er dieses Ergebnis klar zur Erkenntnis gebracht hat.

Erst im zweiten Band löst sich Sainéan von der engen Bindung an seine Kultur- und Milieumethode und legt Gesichtspunkte zugrunde, die aus der Sprache selbst geschöpft sind und Rabelais' geistige Einstellung zu den Dingen in ihrer sprachlichen Ausmünzung mit voller Deutlichkeit hervortreten lassen. Er geht in dem ersten Abschnitt den *éléments linguistiques* nach und betrachtet das Baskische, Türkische, die germanischen und orientalischen Sprachen und sodann die *langues de la Renaissance,* d. h. Griechisch, Lateinisch sowie Italienisch und Spanisch als Quellen des Rabelaisschen Wortschatzes. Der zweite Abschnitt ist dem Französischen gewidmet und geht den vielartigen Einflüssen nach, welche Alt- und Mittelfranzösisch, Rosenroman und Villon, geübt haben, prüft Archaïsmen und Neologismen. Besonders wertvoll erweisen sich die folgenden Ausführungen über die *mots de terroir,* welche die mundartlichen Quellen, aus denen Rabelais seinen Wortschatz ergänzt hat, aufdecken. Die Zuverlässigkeit der Ergebnisse wird auch in diesem Kapitel nicht berührt durch Ergänzungen und Korrekturen, zu denen einzelnes herausfordert, wie II S. 159 die Angabe der lokalen Verbreitung von *seille* und *seilleau,* die sich in Wirklichkeit anders darstellt (vgl. diese *Zs.* S. 128 Anm. und Sprachatlas Nr. 1208). Im dritten Abschnitt werden die *éléments psychologiques* behandelt und namentlich die Rabelaissche Bildersprache in ihrer Reichhaltigkeit entwickelt. Die beiden folgenden Abschnitte sind den *éléments imaginatifs* gewidmet, d. h. den Wortbildungen, die Rabelais selbst geprägt, und den sprachlichen Mitteln, die er für die Zwecke seines Romans ausgebeutet hat (Phantasiesprachen, Küchenlatein, makaronisches Latein, Wortspiele, Namengebung).

Das von der rührigen Rabelaisforschung zusammengetragene Material wird von Sainéan bald einfach übernommen, bald nachgeprüft und ergänzt. Ist die Notiz „*sens berrichon*" (II S. 178) gelegentlich *chevau fondu* nichtssagend im Vergleich zu dem, was in der Anmerkung zu der betreffenden Stelle (I 22) in Lefrancs kritischer Ausgabe steckt, und vermißt man II S. 289 bei *mâchefoin* die Angabe der Bedeutung, um die es sich handelt (= *insatiables*), so sind andererseits für *mentule* (II S. 295), *couillaud* (II S. 298), *par Saincte Mannye* (II S. 362), die an den betreffenden Stellen der Lefrancschen Ausgabe ohne Erklärungen geblieben waren, nun solche nachgetragen worden. *Entonner* wird von Sainéan II S. 256 jetzt anders gedeutet als in der betreffenden Stelle der kritischen Ausgabe Lefrancs, ebenso *coupeau d'oignon* II S. 129; *enrimer* (= *enrhumer*) wird nunmehr II S. 150 als ein auf der Pariser Aussprache fußendes

Wortspiel aufgefaßt, nachdem die Erläuterung des Ausdrucks in der Lefrancschen Ausgabe im Gegenteil auf provinzielle Lautgebung hingewiesen hatte. Die Fassung, die Sainéan II S. 257 der Erklärung von *boire à tire-larigot* gibt (vgl. auch *Revue des études rabelaisiennes* VII S. 353 ff.), ist genauer als diejenige, welche er zu der entsprechenden Stelle der kritischen Ausgabe beigesteuert hatte, desgleichen diejenige von *fouetter un verre* (II S. 256). In seiner jetzigen Deutung von *alouette* (II S. 290) ist er vorsichtiger geworden.

Schon diese wenigen Andeutungen werden genügen, um erkennen zu lassen, daß Sainéan auch im Kleinen und Einzelnen viele neue Aufschlüsse bringt. Ich gestehe gern ein, daß es mir erst durch ihn klar geworden ist, was unter *la grand nauf Françoyse qui est au port de Grace en Normandie* (II 4) eigentlich zu verstehen ist (I S. 93, 94, vgl. S. 112), was *pain et vin* (III 4, vgl. I S. 172) bedeutet, wie *Jarus* (II S. 149) und *moine botté* aufzufassen ist, daß *solfré* (I 17) sich als Druckfehler entpuppt (II S. 210, 211). Der Kommentar der Ausgabe Lefrancs schrieb hier noch *folfré = affolé* und fügte hinzu: „*La finale fré s'explique difficilement.*" Stecken nicht vielleicht Druckfehler auch in den Wörtern, die Sainéan II S. 230 und 231 bespricht? Die Ausführungen II S. 216 ff. stellen noch manche andere falsche Deutungen richtig. (Übrigens gewinnt man aus ihnen eine große Achtung vor der Reichhaltigkeit des Cotgraveschen Wörterbuches.) Auch sonst bringt Sainéan Klarheit in Stellen, die sich einer Deutung nicht fügen wollten. Hier sei hingewiesen auf den Ausdruck *baiser la terre;* noch Paul Stapfer in seinem 1889 erschienenen Rabelaisbuch S. 460 tappte hier völlig im Dunkeln, Plattard führte in der *Revue des étutes rabelaisiennes* VII S. 450 auf den richtigen Weg, aber erst Sainéan *Revue des études rabelaisiennes* X S. 258 ff. und jetzt in seinem Rabelaisbuch I S. 293 ff. blieb es vorbehalten, diesen Weg zu Ende zu gehen und völligen Aufschluß zu bringen. In anderen Fällen indessen bin ich aus Sainéan nicht klüger geworden, so gleich an zwei Stellen, die er II S. 245 anführt, gelegentlich *Esparviers de Montaigu,* wo erst durch die Erläuterung der betreffenden Stelle bei Lefranc Klarheit zu gewinnen ist, und gelegentlich *peigne de Almain,* wo auch Lefranc nicht deutlich genug ist. Ich tröste mich, indem ich diese Fälle zu denjenigen rechne, welche Sainéan im Auge hat, wenn er zwischendurch II S. 229 selbst versichert, daß nicht alles restlos aufzuklären ist. Aber mit diesem vorsichtigen Urteil verträgt sich schlecht die treffsichere Art, mit der er sonst zu Werke geht. Daß, wie II S. 288, 289 angenommen wird, *abîme, apanage, manne, reine* u. a. zum ersten Mal bei Rabelais metaphorisch verwertet erscheinen, möchte ich nicht so steif und fest behaupten; bei *ascendant* und *d'arrache-pied* trifft es schon eher zu (s. *Dict.*

Gén.). Wenn II S. 60 so auszulegen sein soll, daß *sympathie* von Ronsard herrührt, so ist zu bemerken, daß das *Dict. Gén.* gerade hier auf eine Stelle bei Rabelais als frühesten Beleg hinweist (vgl. auch God. s. v.). Auch in dem, was Sainéan II S. 64 gelegentlich der Sprache des *Ecolier limousin* ausführt, und auch noch nach Barbiers Studie in der *Revue des études rabelaisiennes* III S. 280 ff und 387 ff. einer Feststellung wert ist, laufen Ungenauigkeiten mit unter: *extase* und *crépuscule* begegnen schon vor Rabelais (s. *Dict. Gén.*), während für *indigène* und *patriotique* in der Tat Sainéans Bemerkung zuzutreffen scheint. In der etymologischen Deutung von *escoutille* II S. 109 dürfte Sainéan gegenüber dem *Dict. Gen.* auf dem richtigen Wege sein. Mit mir wäre wohl mancher neugierig zu erfahren, worauf sich Sainéan stützt, wenn er I S. 126 kategorisch behauptet: „C'est après son troisième voyage en Italie, dans le Piémont où il séjourna de 1539 à 1542, qu'il insère ses néologismes techniques dans ses Tiers et Quart livres.“ Es ist an sich gewagt, wie dies II S. 111 geschieht, mit großer Bestimmtheit zu scheiden zwischen Wörtern, die Rabelais eigen sind, und anderen, die sich auch sonst noch finden: *navigaige* ist, wie man aus Sainéan selbst ersehen kann, gleich auszunehmen, und was *dormard* und *rouart* betrifft, von denen dasselbe gilt, so wäre auf God. und *Rom. Forsch.* XXVII S. 953 und 974 zu verweisen. Ein ähnliches gilt von den Bildern bei Rabelais S. 233 ff. Und ebenso gehört eine ziemliche Sicherheit dazu, um zwischen *archaïsmes proprement dits* und *archaïsmes d'apparence* zu scheiden, wie das Sainéan II S. 116 ff. unternimmt. Einen Versuch in dieser Richtung, der recht dankenswert ist, kann man natürlich unternehmen, aber es darf sich auch nur um einen Versuch handeln und man darf nicht so tun, als ob alle Einzelheiten auf guten Glauben hingenommen werden müßten. Sainéans eigener Satz: „*La question de l'archaïsme est chez Rabelais assez complexe*“ mahnt nachträglich zur Vorsicht und klingt bedenklich in der sonst so siegesgewissen Stimmung des Buchs.

An mehreren Stellen wäre eine größere Zuverlässigkeit zu gewinnen gewesen, wenn Sainéan die deutsche Forschung herangezogen hätte. Man kann ihm sicherlich nicht den Vorwurf machen, daß er, wie das seit neuestem in Frankreich vorkommt, an den wissenschaftlichen Leistungen der deutschen Romanistik verständnislos vorübergeht, aber er steht ihnen auch nicht immer objektiv und kritisch genug gegenüber und hätte II S. 247 getrost eine so miserable Arbeit wie die von Mensch unerwähnt lassen, dafür aber sein wegwerfendes Urteil (*Revue des études rabelaisiennes* X S. 281 Anm.) über Leo Spitzers Studie längst zurücknehmen und auch noch andere Arbeiten, aus denen Zuverlässiges und Brauchbares zu gewinnen ist, nicht übersehen dürfen. Zu den letzteren gehört

Rotzler *Die Benennungen der Milchstraße im Französischen. Rom. Forsch.* 33 (1915) S. 794-850, wo S. 802 ff. Einschlägiges zu I S. 234 geboten wird, ferner R. Riegler, *Das Tier im Spiegel der Sprache* 1907 anläßlich I S. 19 ff., Rudolf Spitzer, *Beiträge zur Geschichte des Spiels in Alt-Frankreich* Heidelberg Diss 1891 zu I S. 142 ff., R. Zöckler, *Die Beteuerungsformeln im Französischen* 1905 zu I S. 144 ff. nnd II S. 348 ff., K. Dammeier, *Die Vertauschuny von er und ar im Wortschatz der heutigen französischen Schriftsprache* Berlin Diss. 1903 zu II S. 146 ff., W. Heymann, *Französische Dialektwörter bei Lexikographen des 16. bis 18. Jahrhunderts* Gießen Diss. 1903 zu II S. 154 ff. und an den Stellen, wo er Bouchet heranzieht, K. Henkel, *Syntaktische Untersuchungen zu Guillaume Bouchets Serées* Marburg Diss. 1908.

Bei aller Anerkennung der Tüchtigkeit der Leistung und der Reichhaltigkeit des beigebrachten Materials bleiben, wenn man genau zusieht, doch mancherlei Zweifel bestehen. Sie zu heben wird die Aufgabe der ferneren Sprachforschung über Rabelais sein, die in Zukunft an Sainéans Werk wird anknüpfen müssen.

Marburg i. H. KURT GLASER.

Folque de Candie von Herbert le Duc de Danmartin. Nach den festländischen Handschriften zum ersten Mal vollständig herausgegeben von O. Schultz-Gora. Bd. II. Dresden 1915. Gedruckt für die Gesellschaft für romanische Literatur. Max Niemeyer, Halle a. S. XXI und 450 S.

Dieser zweite Band bringt Vorwort, Inhaltsangabe (Vs. 9883-14916), den Text nach der Hs. P^1 bis Vs. 11464, nach P^2 bis 12407, nach S bis 12472; folgt kurze Lücke; nach P^3 bis zum Schluß. Hs. P^1 enthält den Schluß also nicht, ebenso fehlte in Band I ein tüchtiges Stück: Vs. 4795-6168; hier ist P^2 eingesetzt und mit einem Vers: 6167 auch Hs. B. — Auf den Text von Bd. II folgen 3 Anlagen zu Sonderversen der Hss. B, 2 zu P^3, 5 zu L, 2 zu P^2; davon liefern B, L, besonders aber P^3 große Stücke. Die von H. Suchier in den St. lett. ded. a Pio Rajna 1911, S. 657-66 veröffentlichten Stücke aus der Cheltenhamer Hs. hat der Hg. bei der Textausgabe nicht berücksichtigt; sie sind aber für die Bewertung der Hss., für die von P^3 vor allem, wichtig. — Die vorliegende Ausgabe der 14916 Verse des Folque ist keine rein kritische und will es nicht sein. Der Hg. hat mit aller denkbaren Genauigkeit daran gearbeitet, einen verständlichen, möglichst vollständigen und getreuen Text zu liefern. Da große Lücken in den Hss. vorliegen, druckt er die Hs. ab, die ihm von den vorhandenen den besten Text liefert; er

druckt sie in ihrer jeweiligen Dialektfärbung ab, verbessert einzig Versehen und Fehler; die hsl. Lesarten selbst zeigt er vor dem Variantenapparat in besonderer Rubrik an. Auch die größeren Varianten und Einschübe in den Anlagen hat er in gleicher Weise dieser genauen Durchsicht unterzogen und viele gute Verbesserungen vorgeschlagen. Der nächste dritte Band soll die Begründung dieses Verfahrens, die Anmerkungen, das Handschriftenverhältnis, Glossar, Eigennamenverzeichnis, Besprechung der literarhistorischen, metrischen und linguistischen Fragen bringen. Wir sehen ihm mit größtem Interesse entgegen und wollen nur hoffen, daß seine Drucklegung nicht allzulange auf sich warten lassen wird. Die Ausbeute des Textes ist in hsl., epischer, besonders sprachlicher Hinsicht von größtem Wert und wird uns unter so kundiger Führung reichsten Ertrag liefern. Jedenfalls haben wir aber schon jetzt Grund genug, dem Hg. wie auch dem Verlag unseren Dank dafür auszusprechen, daß uns der ganze Folquetext nunmehr verliegt.

Die Inhaltsangabe ist wieder ausgezeichnet knapp und treffend geschrieben. — 10498 ist unter *cil de Florivile* doch wohl Folque selbst gemeint, nicht dessen Vater, der m. W. sonst nicht mehr vorkommt. 12537 bedeutet *la tour d'Arrabloi,* nicht den Turm der Veste Arrabloi, sondern diese Veste selbst, die Tibaut ebenso wie Candie 12536 zurückerobern will. Vgl. Stellen aus derselben Hs. P^3, Anlage III b, 464 *la tour de Baudart*, 863 *la tour de Candie,* und aus P^1 8726 *Arrabloi, dont la tor est assise,* und aus *Cov. Vivian,* 1722, *en Palerne, la tor* u. a. Tibaut ist also nicht mehr in der Veste und deren Turm nicht in anderer Hand, sondern Tibaut nähert sich Arrabloi mit seinem Hilfsheer und lagert *a Nondinois, vers la roche Alory, lez Tabrïe,* P^3 4321-24 und 12568 f. Der Vers 12537 steht nicht in den Hss. BS und widerspricht 12519, wo Tibaut sich tatsächlich in Arrabloi befindet, auch P^3 schreibt: *il iert en Arrabloi el palais seigneuri.* P^3 hat darum 12568 erst eingeführt in Rücksicht auf die voraufgehende Erzählung der Anlage und auf die folgende in 12568 (in allen Hss.). Die Unordnung im Text erklärt sich aus der Überarbeitung zweier Fassungen. Mit 12473 beginnt ganz klar ein Abschnitt des Epos: *Ce fu el mois de may* . . . vgl. 13183, 14432 und die Bemerkung Suchiers, a. a. O., S. 660. Der Verfasser dieses Liedes ist nicht mehr Herbert. Das neue Lied hat andere inhaltliche Voraussetzungen als P^1 und andere Hss. sie bis 12472 bieten: An die Eroberung von Candie schließt sich die Ankunft eines Hilfsheeres nach vier Monaten für Ludwig wie auch für Tibaut, der sich in Arrabloi befindet. Tibaut scheint auch P^3, Anlage, 458 f., 1203 selbst in Bagdad gewesen zu sein und Povre-vëu adoubiert, ja mit sich genommen zu haben; Pouvre-vëu ist daher nicht mit Salaazin

nachgekommen (P[1], 10330). P[3] setzt diese Liedfassung nach 10428 des P[1] Textes ein. B und L kennen sie ebenfalls, folgen aber dem P[1] Text viel weiter bis 11923, bezw. 11677, leiten die beiden Fassungen aber jeder selbständig ineinander über, und B ist in der Auswahl der Stücke besonders eigenmächtig. Es sei hier noch vermerkt, daß der erste Kampf der eingeschobenen P[3] Fassung (auch in L!) dem ersten Kampf der P[1] Fassung im 2. Bd. entspricht. In P[1] folgt das Friedensangebot Ludwigs, in P[3] L die Ankunft der großen Hilfsmacht des Corsuble; während vor dem Kampf in P[1] der junge Ritter Povre-vëu aus Bagdad und seine Hilfsmacht, in P[3] L das Hilfskorps der Franken und auf feindlicher Seite das Cordans eintrafen. — Den P[1] Text des Bandes II eröffnet eine Laisse, die Tibauts Tapferkeit und Charakter höchstes Lob zollt. Dieselbe Laisse im gleichen Wortlaut steht als Laisse 2 des neuen Liedes 12494f., nachdem die voraufgehende Laisse die Übersicht über das bisher Geschehene gegeben hat. Tibaut ist hier wie dort in Arrabloi; d. h. wir befinden uns mit dem Beginn des Textes der Fassung P[3] L an einem Ruhepunkt der Erzählung; beide Parteien ziehen Verstärkungen heran; der Gedanke an Versöhnung wird wach, aber die Versöhnung tritt erst ein, nachdem erneute harte Kämpfe stattgefunden haben, die in zwei voneinander stark abweichenden Fassungen bis 12497 geschildert werden. Dieser Erzählungseinschub der beiden Fassungen wird fast durchgängig in Alexandrinerlaissen gegeben, doch finden sich auch 10-Silber in beiden Fassungen.

Über die Bewertung der Hss. habe ich in der Besprechung des ersten Bandes, *diese Zeitschr. XLII,* 42f., einiges gesagt. P[1] verdient durchaus den ersten Platz. Alle anderen Hss. bilden eine Gruppe, und zwar stehen wiederum P[2] B in näherer Verwandtschaft (9977, 9981, 12637 und viele andere), P[2] B und S in einer Gruppe gegen P[3] Cheltenham; P[3] hat vielfach geändert, s. unten zu 13195-14444/5; vgl. Laisse 767 u. a. m. Dasselbe gilt für die von P[3] überprüfte erste Fassung. Von der Gruppe P[2] BS vertritt doch wohl S den besseren Text trotz seiner dialektischen Färbung und mancher Umänderungen vornehmlich aus diesem Grunde. Die Laissen der Anlage IIa, b in S sind kein Einschub von S, sondern gehören der Gruppe aller Hss., ausgenommen P[1], an, und in P[3], wo sie sich auch finden, sind sie außerdem überarbeitet und um eine erste Laisse bereichert worden, die selbständig an den P[1] Text anschließt. Auch am Schluß des Folque-Textes können wir klar ersehen, daß S den getreuen Text und P[3] selbständig veränderte Lesarten aufweist; s. unten die Anmerkung zu den einzelnen Textstellen. — P[2] hat viel am Texte zu bessern versucht, gekürzt, zugesetzt, Lesarten modernisiert; ihr Text ist durch SBL sicher zu verbessern. — Die

Hss. L und B haben den Text am willkürlichsten bearbeitet. Wie L vorgeht, beweisen Vs. 773-793 u. 805: 1122-23 der betreffenden Anlagen für L und P³: Der Tibaut-Folque-Kampf ist in den Tibaut-Povre-vëu-Kampf eingefügt (vgl. Normaltext 11487-11314) und — Bruiants Hilfsmacht taucht 811, 822 auf, wie 11431 f. im Normaltext! und nicht die des Corsubles, wie in P³. Gleichwohl aber steht schon 847 wieder Corsubles, und dieser fällt denn auch 872, und wie der Hg. versichert, folgt nunmehr L genauestens diesem durch P³ vertretenen Text der zweiten Folque-Fassung. — Corsubles' Tod steht in offenbarer Parallele zu Desrames Tod der Normalfassung. — L hat die beiden Fassungen selbständig verschweißt und nach Gutdünken bearbeitet. Auch der folgende Text leidet an demselben Verfahren. Vgl. besonders 11645-77 zu Anlage IV, d 21-57. Vgl. L mit P³ in den Versen 184 f.: 60 f.; 190-99: 66-76; 200 f.: 458 f. u. a. m. Daß L trotzdem aber einen bessern Text als den P³ Text vor sich hatte, zeigen die Verse aus dem Vergleiche mit der Cheltenham-Hs. unten am Schluß. — Noch viel großzügiger und nicht bloß bei größeren Übergängen tiefer in den gesamten Text eingreifend, verfährt die Hs. B. Während P³ die zweite Fassung bereits nach Vs. 10428 aufnimmt und ihr bis zum Schluß folgt, andererseits L diese Fassung erst nach den überarbeiteten Versen 11677 mit Vers 83 f. der Anlage IV d beginnt (= Anlage III, Vs. 4 in P³ = 11683 der Normalfassung) geht B wieder anders vor.

Die Hs. schiebt die Ankunft der Ganite gemäß der zweiten Fassung in den N-Text ein — die Naht ist 11391-11472 —; folgt dann diesem N-Texte bis 11923 wieder (11543-11754 fehlt) und führt von da ab an Stelle der Expedition nach Montire zu Quanete, d. i. Ganite, im N-Text die Ganite-Episode der zweiten Fassung bis 12494 fort, d. h. bis zum großen Lob Tibauts und der endgültigen Versöhnung zwischen Tibaut und Ludwig im neuen Lied. Die Bearbeitung ist sehr frei, stark gekürzt und lehnt sich gelegentlich an Ereignisse und Personen des N-Textes an: Der Erzbischof heißt Hernaus (Anlage I c, 156), im N-Text Hermant 12254, in P³ L aber Morant (360, bezw. 170). Vs. 479 zieht Povre-vëu tatsächlich auch nach Montire, aber mit der Braut, nicht um sie dort erst zu erwerben. Arrabloi ist im Besitz Tibauts und von den Franken genommen, Tibaut ist also nicht in Moncler, von wo er bei der Ankunft der Franken nach Sevilla flieht. Weder Moncler noch Montire sind der zweiten Fassung bekannt; Ganite kommt darin vielmehr nach Arrabloi und ihre Truppen kämpfen gegen die Franken; sie entweicht dann aus der Veste zu Povre-vëu und wird im fränkischen Lager von Arrabloi getauft (nicht in Montire). — Die Aufbietung und Ankunft eines neuen Frankenheeres erfolgt in Hs. B vor Beginn der Erzählung des

zweiten Bandes. — Die Kombinationsweise der Hs. läßt sich am Folquetext also ausgezeichnet studieren. Die Handschrift hat sowohl eine Quelle bei P² wie bei P³ verarbeitet; s. unten Vs. 14914/16, s. Besprechung zu Bd. I. Sie hat nach Gutdünken gekürzt, erweitert, überarbeitet, aber mit weitgehendster Heranziehung der Texte aus umgebenden und auch früheren Versen. So geben also Abweichungen in B Fingerzeige für die einzelnen Versionen nach Form und Inhalt. Die Hs. hat aber nicht wie die anderen Hss. zumeist, die einzelnen Textstücke ganz übernommen und sie mehr oder minder geschickt und anlehnend zu einander übergeleitet, sondern dauernd die Texte kontrolliert. Dieses selbe Verfahren läßt sich wie im Folque auch in anderen Epen nachweisen (s. m. Diss. *Handschriftenverhältnis des Cov. Vivian.* 1908, Halle). — Wegen der Überarbeitungen in allen für die Kritik des P¹ Textes wichtigen Hss. und Hss.-Gruppen, ist die vorzügliche Hs. P¹ schwer zu bessern. Es scheint, daß gewisse in P¹ B vorliegende Fehler einer Vorquelle von P¹ und allen Hss. zukommen. Schon in der Besprechung von Bd. I wies ich darauf hin. Hier erwähne ich noch 9996, 10957, 11141, 11384, 13813; s. auch unten. Eine einigermaßen sichere Verbesserung von P¹ erlaubt eine Übereinstimmung von einerseits B S (L) und P³; oder P¹ und P³, weniger sicher P¹ und BS. S verdient am meisten Vertrauen; und der ganze zweite Teil des Liedes hätte m. E. gewiß weiter nach der Fassung S, wenigstens nach Cheltenham gegeben werden müssen; aber der Hg. beklagt sich ja selbst bitter im Vorwort zu Bd. I und II über die Schwierigkeit, z. T. Unmöglichkeit der Beschaffung der Hss. und die Druckbeschränkung; er verweist für alle Einzelheiten auf den 4. Bd. — Zur Erleichterung der Lektüre hätte man gern alle Angaben über Lücke und Wiedereinsatz der Hss. schon unten im Variantenapparat gewünscht, ebenso zum schnellen Vergleich die Zahlen der Verse, die sich in Anlage und Normaltext entsprechen, die einen in Klammern neben den andern. —

Für den Text schlage ich folgende Verbesserungen vor: 9991 fehlt auch in P³. Die Lesart *au durement ferir* scheint außerdem B P² P³ zuzugehören; vgl. 10040, 10090. — 9996, vgl. *uair* in B und P³ 166 (L fehlt). *Li noirs vairs* in P¹ ist also alt. — 10126, wohl *de* statt *ie* urspr., vgl. Var. — 10427 *i auroie* auch in B S, also echt. — 10475 weshalb die Veränderung des P¹ Textes? Vgl. 10511. Sollte das dreimalige *e* im Anfang von 10475 und am Anfang und in Mitte von 10474 störend sein? — 10748 *traire* ist alt, steht auch in S (B. — 10767 hat P¹ möglicherweise *cointes* für *hardi* eingesetzt (vgl. S.) *hardi* vor *traire* in 10767 von P¹ mag so zu erklären sein. 10910-11 P¹ Lesart ist echt, da in S. — 10957 die Korrektur *Aubris li Tiois* für *Baudoïns d'Arbrois* steht gegen alle Hss. Der Hg. verspricht Anmerkung. —

11044 *chauz* in S wäre vorzuziehen. — 11106 Lesart P¹ ist echt, da auch in S. — 11141 ist *si cune* durch S und auch durch 11143 belegt. — 11201 *por* ist durch S gestützt. — 11224 die Korrektur befriedigt, ob sie aber die rechte ist, bleibt offen, da die Varianten das défini zeigen. — 11327 *que ensi fu menez* von S wird wohl echt sein. P¹ wie P² B haben geändert. — 11384 scheint ein Fehler der allen Hss. voraufgehenden Vorquelle zu sein, da *les naurez* für *le navré* außer in P¹ auch in BS vorliegt. — 11501 *de Lerin* ist alt, da in P² S, vgl. 11461. — 11537 *a* ist echt, da in P² S. — 11666-68, S L überliefern den Text in der richtigen Versfolge; d. h. 65, 67, 66, 68. P² hat den Vers *par devers le chastel* zuerst ausgelassen, dann nach zwei weiteren Versen nachgetragen. — 11916 *est* für *sont* ist nicht sicher, da B auch den Plural, allerdings im Kurzverse aufweist. Dasselbe gilt von *loe* statt *loent* 11972 in P² S trotz 11976, wo P² *loe* zeigt, S aber wieder *loent*. Ob in 11972 nicht wieder ein allen Hss. voraufliegender Fehler vorliegt? — 11968 ist *qui* auch in S belegt, also echt gegen verbessertes *qu'il*. 11969 wird S auch den Infinitiv richtig gegen P² *conquerra* vertreten. — 12630 *nous* in P³ S ist echt gegen *vous* P² B. — 13195 *vous* ist echt, s. Var. und Cheltenh. a. a. O. 13216 *diroit,* nicht *dira*, s. Var. und Cheltenh. 14440 *car il auoit ia pris,* nicht *car plus ot guerroié,* s. Var. und Cheltenh. 14440a, 1 Vers fehlt in P¹. 14441 *flote* in S und Cheltenh. ist echt gegen *route* in P³. 14442, der Wortlaut ist in P³ gänzlich geändert, nur 2 Worte sind alt. Ebenso sind Vs. 14448-50 in P³ geändert. Ebenso 14912. 14913 nicht ·111· , sondern ·11· . 14914-16 hat Hs. S die beste Lesart. B folgt ihr, und dann der Quelle von P³ Cheltenh. B. schreibt 14914 mit P³, aber hat das Reimwort *seiornerent* = S, gibt dann 16 und 15 in Zusatzversen, — ähnlich S, das damit das Gedicht abschließt —, holt nunmehr die 14 begonnene Lesart P³ Cheltenh. nach und bringt sie ein drittes Mal stark überarbeitet in ihren neuen Schlußversen zu 16, in denen B schließlich Wilhs.' und Guiborcs Tod anzeigt. B verarbeitet eine Lesart P³ Cheltenh. und eine ältere Quelle P² B. — Anlage IIIb, 496 wird auf Wilhs.' berühmte und gefürchtete Abstammung angespielt. *Poi conoissiez Guillaume et ceus dont il fu nez* ist zu vergleichen mit *Que fait Guillelme qui fu filz au Lombard,* Bd. I, 426. Folque für Wilh. zu setzen, ist sicher abzulehnen; vgl. 583f.-579 *vez vous appareillier*. Das *vez* steht offenbar für *venez* oder *allez,* vgl. 581, wodurch der Vers 1 erhalten würde. Die Hs. L hat frei überarbeitet und gibt nur in einigen wenigen Versen Anhalt für die Textgestalt, Anlage IVd, bes. 486f.-659. L gibt IVd 550-51 Aufschluß; hier stehen 2 Verse, der erstere richtig mit Fragepronomen, wie der Hg. vermutet. P² hat den Text entstellt. — 2221 weshalb ist *atrempee* der Hs. in

trespensee geändert, da doch *a* das voraufgehende *d'amours mourne* verstärkt? 3151 wenn auch *mult* besser ist, läßt sich *qui* doch verstehen.

Druckfehler liegen vor in 10670: Die Lesart gehört zu 10761 auf der folgenden Seite. — 12114 Lesart wohl zum folgenden Vers. — Anlage IVb: 10969 bis 11267, nicht 12262.

Eine Reihe Verse wurden hier nicht besprochen, da der Hg. selbst Anmerkungen dazu in Aussicht stellt.

Breslau. W. Schulz.

Loth, J., *Contributions à l'étude des romans de la Table Ronde.* Paris 1912.

Dieses Buch vereinigt 7 Aufsätze von ungleicher Länge, die alle vorher in der *Revue Celtique* erschienen sind (was Verf. denn doch irgendwo hätte erwähnen dürfen!)[1]. Fünf Aufsätze betreffen die Tristansage oder Tristandichtung. Da die letztere nur äußerlich und jedenfalls erst in relativ später Zeit mit der Arthursage oder den Arthurromanen verbunden wurde, so hat man das Recht, den Titel des Buches etwas eigentümlich zu finden. Für Loth ist aber der Tristan *un roman de la Table Ronde et le plus important de tous* (vgl. S. 111)[2].

Nr. I. *Le drame moral de Tristan et Iseut est-il d'origine celtique?*

Bédier hatte geschrieben: *Le conflit douloureux de l'amour et de la loi, c'est toute la légende,* und dann gezeigt, daß nach einem kymrischen Gesetzbuch des 10. Jahrhunderts die Gesetze in Wales betreffend Ehebruch sehr lax waren, und daraus gefolgert, daß die Konzeption der Tristandichtung, die viel strengere Anschauungen voraussetze, in Wales nicht möglich war. Auch Loth nimmt an, daß der Konflikt zwischen Gesetz und Liebe das Thema der Sage oder Dichtung ist; aber er bestreitet die Beweiskraft der von Bédier zitierten Gesetzesbestimmungen. Er behauptet, man habe im 10. Jahrhundert Geldbußen statt der Todesstrafe gerade deshalb ins Gesetz eingeführt, weil man damals zu gern von der Blutrache Gebrauch machte. Es ist allerdings richtig, daß, wie Loth sagt, *bien des usages abolis dans le* [oder allgemeiner *un*] *code n'en persistent pas moins dans la réalité.* Das weiß man, daß Gesetze die Verbrechen (oder was Gesetze als Verbrechen

---

[1]) In neuerer Zeit haben Fortsetzungen zu diesen *Contributions* in der *Revue Celtique* zu erscheinen begonnen.

[2]) Später scheint Loth seine Ansicht doch geändert zu haben. Wenigstens betont er in *Revue Celt.* 34 (1913) S. 379—81 gegenüber Windisch, daß die Verbindung Tristans mit Arthur *une déformation de la légende primitive* sei.

taxieren) nicht aus der Welt schaffen. Aber anderseits scheint es mir doch auch eine bekannte Tatsache, daß im allgemeinen die Gesetze den Sitten nicht vorausgehen, sondern nachhinken, daß sie nur sanktionieren, was schon längst Sitte geworden ist, und daß der Gesetzgeber, wenn er etwas erreichen will, sich den Anschauungen und Sitten der Mehrheit oder des maßgebenden Teils des Volkes anpassen muß. Wir dürfen doch wohl annehmen, daß in der Tat nicht nur vom 10. Jahrhundert an, sondern schon spätestens im 9. Jahrhundert, als die zu jenen Gesetzen führenden Sitten entstanden (wenn sie nicht sogar Überreste der prähistorischen Sittenlosigkeit waren), Wales nicht mehr der richtige Boden für die Konzeption der Tristandichtung war. Die Beispiele, welche Loth anführt, um das Gegenteil zu beweisen, sind nicht zahlreich und nicht beweiskräftig[3]). Daß der Feuertod als Strafe für Ehebruch einst bei den Kelten gebräuchlich war, ist wahrscheinlich (Beispiele schon bei O'Curry *Manners* I p. CCCXXII, CCCXXXIV; Joyce *Social History* I p. 212 f., G. Schoepperle, *Tristan and Isolt* p. 464 f. Aber wenn Loth schließlich, indem er vom Feuertod als Strafe für Ehebruch spricht, ausruft (S. 10): *D'ailleurs à quoi bon multiplier les exemples; Tristan et Iseut, convaincus d'adultère, ne sont-ils pas condamnés à périr dans les flammes?*, so begeht er den Fehler des *circulus viciosus*: er zitiert die Tristandichtung als Beweis, trotzdem gerade den kymrischen Ursprung derselben zu beweisen sein Ziel ist. Natürlich konnten übrigens romantische Stoffe,

---

[3]) Der Fall *Pwyll* ist eine Probe der Freundestreue (übrigens märchenhaften Charakters), keineswegs der Frauentreue, und geht uns somit nichts an. Dasselbe gilt vom Fall *Manawyddan,* nur mit dem Unterschied, daß hier die Frau weiß, daß der Mann, in dessen Obhut sie ist, nicht ihr Gatte, sondern dessen Freund ist. Bédier hat nie behauptet, daß kymrische Gesetze die Freundestreue ausschließen. Es ist sehr unlogisch von Loth, solche Beispiele zu zitieren. Im Fall *Math* begehen allerdings Gronw und Blodeuwedd, die Gattin des Lleu Llaw Gyffes, Ehebruch, und die Frage, *comment ils pourraient vivre réunis,* beantwortet jener: *Il n'y a qu'un moyen, il faut que tu cherches à savoir de lui comment on peut lui* (dem Gatten) *donner la mort, et cela sous couleur de sollicitude pour lui* (Loth *Mab.*[2] I S. 202). Die Episode wickelt sich ab, was Loth allerdings nicht erkannt hat, nach dem sehr verbreiteten Märchenthema „Der seelenlose Unhold“ (Aarne, Typus Nr. 302; vergl. dazu Bolte-Polivka. *Anmerkungen zu Grimms Märchen* III S. 434 ff. und F. Panzer, *Sigfrid* S. 253 ff.). Loth betont, daß die Ehebrecherin, wenn auch nicht von ihrem (durch Zauber wieder belebten) Gatten, so doch von Gwydyon mit Atimie bestraft wird, und der Gatte vom Ehebrecher keine *composition* annimmt, sondern seinen Tod verlangt; der wesentliche Umterschied gegenüber dem Tristan ist aber, daß hier nicht nur Ehebruch, sondern zugleich etwas viel wichtigeres. Mord, zu rächen war. Abgesehen davon, daß die Ehebrecherin Blodeuwedd kein irdisches, sondern ein durch Magie aus Blumen gemachtes Weib ist (Märchenmotiv; vergl. ähnliches bei Bolte-Polivka, III S. 53 ff.), darf eine ganz auf märchenhafter Grundlage basierende Situation nicht als kulturhistorisches Argument benutzt werden. Nach diesen 3 Beispielen findet es Loth *superflu de poursuivre cette démonstration!*

wie diejenigen des Mabinogi oder der Tristandichtung, auch wenn sie viel strengere Gesetze zur Voraussetzung haben, doch in Wales Aufnahme finden; gerade wie noch die heutigen Volksmärchen Strafen bewahren, die schon längst außer Gebrauch gekommen sind oder in den betreffenden Gegenden vielleicht überhaupt nie in Gebrauch waren[4]).

Zum Beweis seiner Behauptung, daß die Mannentreue auch in Wales sehr hoch gehalten wurde, glaubte Loth nur ein einziges Beispiel zitieren zu müssen. Ich will die Beweiskraft desselben nicht bezweifeln, muß aber doch sagen, daß die Mannentreue als litterarisches Motiv (und darauf kommt es an) in der kymrischen und überhaupt in der keltischen Sage und Dichtung gewiß eine sehr unwichtige Rolle spielt, gar nicht zu vergleichen mit der Rolle, die sie in der altgermanischen Epik (zu der ich auch die französische Nationalepik rechne) spielt.

Im Vergleich zur altgermanischen Ehemoral muß die keltische als eine bedeutend laxere angesehen werden (vgl. z. B. H. d'Arbois de Jubainville, *La famille celtique* S. 125, 179, 180. 196 und namentlich auch Joyce, *A social history of Ancient Ireland* II S. 3 ff., besonders S. 9, 12, welches Werk durchaus nicht, wie man nach Loth meinen könnte, zugunsten seiner Behauptungen spricht.

Die negative Seite von Bédiers Argumentation scheint mir auch noch nach Loth's Ausführungen beachtenswert zu sein, wenn gleich nicht in dem Maße entscheidend, wie Bédier meinte. Unsere kulturhistorischen Informationen sind eben doch zu dürftig.

Ich möchte hier nicht unterlassen, die Lektüre der Abschnitte VI 3-7 in G. Schoepperles *Tristan and Isolt* zu empfehlen, wo die betreffenden Probleme mit mehr Sachkenntnis und Einsicht behandelt sind, als dies von seiten Bédiers und Loths geschehen ist. Ich bezweifle auch sehr, ob Bédier die Grundidee der Tristandichtung richtig erfaßt hat, indem er sagte: *Le conflit douloureux de l'amour et de la loi, c'est toute la légende,* welcher Satz von Loth ohne weiteres akzeptiert wurde. Immerhin ist so viel zuzugeben, daß in der zu postulierenden älteren Fassung des Tristan der Ehebruch an und für sich als eine Schuld aufgefaßt wurde.

---

[4]) Gerade der Feuertod findet sich oft als Strafe in den Märchen, und ist von hier aus gerne in die märchenhaften Romane eingedrungen. W. Foerster hält in seiner Abhandlung „Der Feuertod als Strafe in altfranz. erzählenden Dichtungen" (*Studien zur englischen Philologie* Bd. 50) Loth's Schluß, daß bei den alten Iren die Sitte herrschte, die ehebrecherische Frau zu verbrennen, für „zu gewagt" „bei dem völligen Schweigen der Gesetzbücher" und meint, daß der Feuertod in den Romanen auf die römische Sitte zurückgehen müsse (S. 182) (was ich bezweifle).

Nr. II. *Le bouclier de Tristan.*

Dieser glücklicherweise nur kurze Abschnitt ist wertlos, eine unnütze Verschwendung von Gelehrsamkeit. Tristan hat bei Gottfried von Straßburg und Heinrich von Freiberg (letzterer ist aber von Gottfried abhängig) einen Eber als Wappentier. Diesen soll die französische Quelle „sehr wahrscheinlich" keltischer Tradition verdanken[5]). Für die Widerlegung dieser Ansicht verweise ich auf das Referat Gertrude Schoepperles in *Romanic Review* III 433 f., wo sie nachweist, daß ein Eber als Wappentier in der französischen Literatur etwas gewöhnliches war. Es zeigt dieser Abschnitt II, auf wie unsichern Fundamenten Loth Hypothesen aufzubauen geneigt ist.

Nr. III. *Les noms de Tristan et Iseut.*

Loth hat hier einen Artikel erweitert, der vor langer Zeit in der *Romania* (XIX S. 455-8) unter dem Titel *Les noms Tristan et Iseut en gallois* erschien. Er polemisiert gegen H. Zimmers Hypothese vom piktischen Ursprung der Tristansage und sucht den kymrisch-kornischen Ursprung derselben zu erweisen. Neben altgaelischem **Drustagnos* soll eine altbritische Form **Drustanos* existiert haben. Abgesehen von dieser Differenz im „Suffix" soll der Name der ganzen keltischen Familie gemeinsam gewesen sein. Argumente dafür werden beigebracht, die aber der Kritik nicht standhalten können. Die kymrischen Formen des Namens wären also nach Loth unabhängig von den piktischen und sie sollen bei schriftlicher Vermittlung französisch *Tristan* ergeben haben[6]). Kymrisch *Tallwch,* Name des Vaters des Drystan nach der kymrischen Sage, soll mit dem piktischen Namen *Talorg* (*Talorc*) absolut nichts zu tun haben. Loth hat zwar in diesen Ausführungen geschickt manövriert, so daß speziell leichtgläubige Romanisten durch seine Argumentation bestochen werden können; aber der Wunsch des eifrigen Parteimanns war der Vater des Gedankens, nicht das unabhängige Forschen nach Wahrheit. Wer auch nur ein wenig seine Nase in die keltische Philologie gesteckt hat, erkennt unschwer unter der Mache die Blößen und das Falsche der Argumentation. Der Keltist Smirnov, der in *Romania* 43 S. 119 ff. Loths Buch besprach, sagt, daß Zimmers Theorie ihm *loin d'être définitivement éliminée* scheine, und sogar E. Windisch, der doch dieselbe Partei wie Loth vertritt, hält Loths Argumentation nicht für

---

[5]) Über den Eber bei den Kelten handelt Sal. Reinach nicht nur in dem von Loth zitierten Werk *Antiquités nationales,* sondern auch in dem Artikel *Celtica, I. Caledonium monstrum, Revue celt.* XXII.

[6]) In *Contribution Nr. V* (S. 95—6) scheint er der kornischen Herkunft den Vorzug zu geben.



stichhaltig (*Das keltische Britannien* S. 213 A 2). An der piktischen Herkunft des Namens Tristan kann für Unbefangene nach wie vor kein Zweifel bestehen.

Zur Erklärung des Namens *Iseut* geht Loth von dem kymrisch-kornischen Namen aus, der bald *Etthill* bald *Essylt* (kornisch *e* statt *i, y*) geschrieben wurde; die Orthographie *tth, ss* habe einen Laut repräsentiert, der verschwunden sei und eine Art Affricata *ts* gewesen sein müsse. Jener Name habe, wahrscheinlich bei angelsächsischer Vermittlung, französisch *Iselt* ergeben können. Bretonische Vermittlung hält er aus phonetischen Gründen für ausgeschlossen. Der Leser fühlt, daß Loth selbst bei der Erklärung dieses Namens seiner Sache nicht sicher ist; und in seinem *Romania*-Artikel hatte er von der jetzt befürworteten Hypothese gesagt, daß sie *n'est guère soutenable.* Auch Windisch scheint keines von den Argumenten Loths zu billigen, und hält immer noch die Form *Iselt-Isolt* für ursprünglicher als *Etthill-Essylt* (l. c. S. 216 A. 1).

Ich verzichte darauf, die einzelnen Argumente Loths zu besprechen, da dies hier zu weit führen würde, und da ich eine Arbeit über die Eigennamen der Tristandichtung in Vorbereitung habe.

Nr. IV. *Remarques diverses aux Mabinogion.*

Diese Nummer umfaßt drei unabhängige Abhandlungen.

1. *Le sens de mabinogi et mabinogion.*

Die inhaltlich zusammengehörigen kymrischen Erzählungen Pwyll, Branwen, Manawyddan, Math bilden zusammen ein Mabinogi oder das Mabinogi; keine andere kymrische Erzählung hat einen Anspruch auf den Namen; auch jene sollten nicht zusammen Mabinogion (Pluralis!) genannt werden. So viel war schon längst bekannt. Dagegen ist der Sinn des kymrischen Wortes noch immer zweifelhaft. Die darauf bezügliche Diskussion Loths hat nur für Keltisten Interesse, bringt übrigens nichts neues und vor allem nichts sicheres. Die bisher übliche Verwendung des Wortes Mabinogi-Mabinogion wird man wohl aus Bequemlichkeitsgründen nicht aufgeben wollen.

2. *Bledri (Breri) — Blegobred.*

Soll Bledri Autor eines Mabinogi oder überhaupt eines kymrischen Epos oder Romans gewesen sein, da er hier untergebracht wird? Uns ist nichts davon bekannt. Loth hält allerdings ohne weiteres Bledri den kymrischen *fabulator* für einen in kymrischer Sprache schreibenden Autor und betrachtet daher die Zuschreibung einer Gauvainkompilation und eines Tristanromans als unglaubwürdig, da die betreffenden

französischen Texte französische Vorlagen postulieren. Ich habe in dieser Zs. 31² S. 150 ff. dargetan, daß Bledri im Mittelalter als französisch schreibender Dichter galt und man daher keinen Grund hat, jene Zuschreibungen zu verdächtigen.

Die schon aus chronologischen Gründen ganz unmöglichen Hypothesen, daß Bledri mit Galfreds *Blegabred* und einem historischen *Bledcobrit* konfundiert worden sei, hat Loth schon in der ersten Ausgabe seiner Mabinogion-Übersetzung angeführt. Hier werden sie wiederholt.

Ich frage mich umsonst, warum wohl dieser nichts neues bringende wertlose Abschnitt geschrieben wurde.

3. *La date de la composition de Kulhwch et Olwen. — Sa place et son importance dans les „Mabinogion" et les „romans arthuriens".*

Diesen Abschnitt halte ich für einen der besten des Buches, wenn ich auch nicht alle darin enthaltenen Urteile unterschreiben kann. Argumente, die nicht so zwingend zu sein scheinen, wie Loth meint, führen ihn zu dem Ergebnis, daß die Redaktion des echten Mabinogi und der sog. Mabinogion nicht jünger als das erste Drittel des 13. Jahrhunderts sein kann. Das echte Mabinogi ist ein Werk derselben Art wie die altirischen Epen, und verschiedenes spricht dafür, daß es irischer Herkunft ist. Bei dem sog. Mabinogi Kulhwch wurde die Frage aufgeworfen, ob eine gewisse Ähnlichkeit, die es mit den französischen Arthurromanen hat, dem Einfluß der letzteren zuzuschreiben sei. Loth weist in Kulhwch ein charakteristisches Lehnwort französischer Herkunft nach (*gleif* = afz. *glaive*), ferner eine Erinnerung an den Bretonenherzog Alain Fergant (1088-1109). Daraus schließt er aber nur, daß der *terminus a quo* für Kulhwch die zweite Hälfte des 11. oder der Anfang des 12. Jahrhunderts sei. Den Einfluß französischer Romane hält er für ausgeschlossen. Aber seine Argumente haben keine volle Beweiskraft. Allerdings findet man in Kulhwch keine höfische Liebe und Raffinerie. Der Kymre brauchte aber nicht gleich alles nachzuahmen[7]; der höfische Geist mochte seinem Nationalismus nicht zusagen. Wenn der Verfasser, meint Loth, die französischen Romane gekannt hätte, so hätte er es nicht unterlassen, mit Rittern wie *Calogrenant, Sagremor, Mabonagrain* etc. Arthurs Hof zu zieren, und wäre Kei dem französischen Keu angeglichen worden. Aber da es sich bei Kulhwch nur um französischen Einfluß, der stärker oder schwächer sein mochte, handeln kann, niemals um eine Be-

[7]) Sagt doch Loth selbst (S. 31, 48) mit Bezug auf das eigentliche Mabinogi: dessen Redaktor habe sicher auch die arthurischen Traditionen, wie sie uns in Kulhwch erscheinen, gekannt, sich aber trotzdem nicht von ihnen beeinflussen lassen, weil er den traditionellen Charakter seines Stoffes nicht ändern wollte. Jeder Autor ahmte so viel nach, als ihm zusagte



arbeitung oder Übersetzung, so darf man nicht erwarten, daß Kulhwch ebenso französisch aussehe wie eine solche. Übrigens steht im kymrischen Owen für Chrétiens Calogrenant Kynon; Chrétiens Sagremor (in der Schneeszene des Gral) vertreten im kymrischen Peredur ungenannte Pagen; auch Chrétiens Mabonagrain entspricht im kymrischen Gereint eine Person ohne Namen. Loths Beispiele sind also sehr schlecht gewählt. Man kann aber leicht die Beobachtung machen, daß unter den Eigennamen von Chrétiens Romanen fast nur diejenigen in den entsprechenden kymrischen Romanen in gleicher oder ähnlicher Form vorkommen, die auch den Kymren nicht als fremd erscheinen konnten[8]); dagegen sind gerade Namen wie Mabonagrain und Calogrenant, die doch zweifellos keltischen Ursprungs sind (Sagremor kann griechisch sein), von den kymrischen Bearbeitern nicht aufgenommen worden, weil sie den Kymren fremd scheinen mußten. Owen, Peredur, Gereint sind nun aber eigentliche Bearbeitungen oder Übersetzungen französischer Romane, was heute selbst diejenigen zugeben müssen, die Chrétien nicht als Quelle gelten lassen[9]). Kann man da erwarten, daß der Verfasser des Kulhwch, der einen kymrischen Stoff behandelte, Arthurs Hof, auch wenn er französische Romane kannte, mit Rittern wie Calogrenant, Sagremor, Mabonagrain etc. zierte, wenn doch sogar Bearbeiter oder Übersetzer französischer Romane solche Namen abwiesen! Er würde zweifellos noch weniger als diese etwas eingeführt haben, was dem nationalen Charakter der Er-

---

[8]) Der einzige mir bekannte Fall, daß ein nicht-kymrischer Name aus der französischen Quelle in ein sog. Mabinogi aufgenommen wurde, ist *le roi Guivret le Petit,* der im kymrischen Gereint durch *Gwiffret Petit* wiedergegeben wird; aber da trägt der Verfasser Sorge zu sagen, daß der Name französisch ist: *les Francs et les Saxons* [mit *Saxons* können wohl nicht die Angelsachsen gemeint sein; vielmehr meinte der Autor mit *Francs* und *Saxons* Franzosen und Engländer, welch letztere dieselbe offizielle Sprache hatten wie die Franzosen; die Anglonormannen wurden damals auch schon Engländer genannt, und „Sachsen" heißen die Engländer noch heute bei allen Kelten Großbritanniens] *l'appellent Gwiffret Petit et les Kymry le Petit Roi.* Der Zusatz betr. die Kymry verfolgte wieder den Zweck, dem Publikum den Glauben beizubringen, daß trotz allem eine nationale Sage erzählt werde (die auch zu den *Francs* und *Saxons* übergegangen sei).

[9]) Loth drückt sich sehr gewunden aus (S. 49): *Les trois romans d'Owen et Lunet, Peredur, Gereint et Enid sont indépendants des romans de Chrétien, mais quoique l'origine première soit celtique, ils sont manifestement inspirés, parfois comme traduits, d'une source immédiate française rapprochée sur beaucoup de points de celle de Chrétien.* Deutlicher ist er in der zweiten Ausgabe seiner Mabinogion-Übersetzung: *Les trois romans d'Owen et Lunet, Peredur ab Evrawc, Gereint et Enid, nous transportent dans un monde différent: mœurs, culture, civilisation matérielle, armement, tout y porte la marque de la civilisation française du XIIe siècle* (S. 46). *Le tournoi dans Owen et Lunet suffirait à dénoncer une source française. C'est un sport inconnu des Gallois; le mot même (twrneiment) est emprunté.*

zählung zu widersprechen scheinen mochte. Was nun endlich die Zeit betrifft, so ist allerdings für diejenigen, welche nicht nur Loths Datierung des Kulhwch akzeptieren, sondern auch Foersters These, daß Chrétiens Romane die ältesten französischen Arthurromane seien, zustimmen, die Beeinflussung des Kulhwch durch französische Romane ausgeschlossen, nicht aber für diejenigen, welche (wie ich) Foersters Ansicht für unmöglich halten und dafür gute Gründe vorbringen können. Ich behaupte nun keineswegs, daß Kulhwch tatsächlich durch französische Romane beeinflußt wurde. Ich sage nur, die Frage, ob dies geschah oder nicht, sei noch offen zu lassen; doch dürfte Loths Beantwortung der Frage im allgemeinen richtig sein. Man hat Arthurs Stellung zu seinen Mannen resp. Baronen und Rittern, welche im Kulhwch ähnlich wie in den französischen Romanen ist, als eine Nachahmung der Stellung Charlemaignes zu seinen Pairs aufgefaßt, ihr damit also französischen Ursprung zugeschrieben. Es ist aber auch schon (zwar nicht von Loth) auf die Ähnlichkeit von Arthur Hof mit demjenigen König Conchobars in der altirischen Epik hingewiesen worden. Gwalchmeis Verwandtschaft mit Arthurs (Schwestersohn: Kulhwch S. 288) mag der Autor ebenso gut Galfreds Historia (deren Einfluß aber Loth auch leugnet) wie den französischen Romanen verdanken. Der nationalkymrischen Gwalchmai-Tradition ist diese Verwandtschaft unbekannt; die kymrische Übersetzung der Historia und die ganz junge und unursprüngliche *Ystoria Trystan* sind neben Kulhwch die einzigen kymrischen Texte, die sie erwähnen. Die kurze Kulhwchstelle könnte auch als spätere Interpolation aufgefaßt werden. Aber auch der Kei des Kulhwch hat ein paar Züge mit dem Keu der französischen Romane gemeinsam. Er ist nicht nur „Krieger", wie die übrigen Mannen Arthurs, deren Namen mit dem seinen angeführt werden; er ist auch der unvergleichliche *serviteur* und *officier* des Herrschers (Kulhwch S. 275); man denkt an den Seneschall bei Galfred und in den französischen Romanen; die unabhängigen kymrischen Texte wissen nichts davon. Namentlich aber ist folgendes bemerkenswert: Als die Ankunft des Helden gemeldet wird, verlangt Arthur, daß derselbe, obschon das Gelage bereits begonnen hat, sofort hereingelassen und aufs beste empfangen werde; *c'est pitié de laisser sous la pluie et le vent un homme comme celui dont tu parles.* Nur Kei protestiert; *si on suivait mon conseil, on ne violerait pas les lois de la cour pour lui.* Worauf Arthur ihn mit den schönen Worten zurechtweist: *Tu es dans le faux, Kei; nous sommes des hommes de marque à proportion qu'on a recours à nous; plus grande sera notre générosité, plus grandes seront notre noblesse, notre gloire et notre considération* (S. 256-7). Hier lernen wir die hämische Pedanterie Kei's kennen, die

sehr viel Ähnlichkeit hat mit seiner Liebhaberei zu lästern in den französischen Romanen (nicht bei Galfred). Gerade wenn ein junger Held an Arthurs Hof kommt und Arthur und die übrigen Ritter ihn gut empfangen wollen, so pflegt Keu seine hämischen giftigen Glossen zu machen und muß deswegen vom König oder der Königin zurechtgewiesen werden. Daß gerade Kei *les lois de la cour* in Schutz nimmt, scheint wieder darauf hinzuweisen, daß er *ex officio* der Hüter derselben war, also ein Amt wie das eines Seneschalls inne hatte. Es ist also kaum richtig, wenn Loth (*Contributions* S. 43, Mab.[2] I S. 36) sagt: *Kei n'a rien du Keu de ces romans.* Sogar die Behauptung Loths (*Contrib.* S. 42, *Mab.*[2] I S. 35), daß an Arthurs Hof in Kulhwch u. a. *les manières raffinées* und *la bonne tenue* fehlen, *qui distinguent les chevaliers de la Table Ronde,* hat vielleicht nicht so ganz allgemeine Bedeutung, wird doch in Kulhwch Verschiedenes als nicht *convenable* erklärt, was Loth selbst zugeben muß (*Contributions* S. 44). Ohne auf Grund dieser Tatsachen behaupten zu wollen, daß der Kulhwch schon offenbar den Einfluß der französischen Romane zeige, möchte ich doch die Möglichkeit eines solchen Einflusses zulassen. Bei aller Verschiedenheit ist auch die Ähnlichkeit groß und auffallend; aber nicht jede Ähnlichkeit spricht wie die oben erwähnten Züge für Entlehnung.

Treffend ist Loths litterarische Bewertung des Kulhwch und der kymrischen Epik überhaupt; dagegen halte ich seine dem Folklore gewidmeten Reflexionen am Schluß des Abschnittes nicht für glücklich. Die Rolle und die wissenschaftliche Stellung des Folklore wird hier sehr unterschätzt, da Loth mit diesem Gebiete wenig vertraut zu sein scheint. Tatsächlich kann man auf dem *océan sans bornes du Folklore* ebenso sicher, wenn nicht sicherer, fahren als in der mittelalterlichen Litteraturgeschichte, wenn man ein gut equipiertes Schiff hat, d. h. wenn man die allgemeinen Prinzipien exakter Wissenschaft kennt und befolgt und die nötige Sachkenntnis besitzt.

V. Morgan Tut.

Dieser Artikel, mit leidenschaftlicher Parteilichkeit geschrieben, bietet für die Wissenschaft nichts von Wert. Auch er ist eine Erweiterung oder neue Redaktion einer früheren Arbeit oder vielmehr eines Abschnittes einer solchen (*Revue Celtique* XIII 496-7). Loths damals aufgestellte Hypothese, in welcher mit französisch *le fé* operiert wurde, dürfte bekannt sein; sie hat mehr Ablehnung (Paton, Edens, Zenker) als Zustimmung (F. Lot) gefunden. Aber nach Loth (*Contributions* S. 56) war sie schon *très près de la vérité.* Die volle Wahrheit bringt nun der neue Artikel. Die neue Erklärung unterscheidet sich von der früheren aber nur darin, daß das Wörtchen *tut* nicht mehr mit *démon*, sondern mit *magicien*

übersetzt wird. Erstere Erklärung stützte sich auf ein bretonisches *tuth*, letztere stützt sich auf ein irisches *tuath* (die Belege, wenn ich sie recht verstehe, scheinen mir aber *tuath* als Femininum zu erweisen); aber in der kymrischen Sprache, auf die es ankommt, wäre das Wort ein *hapax legomenon;* und dieses soll nun gerade der supponierte französische Übersetzer gekannt haben. Ganz abgesehen davon, daß die Erklärung von *tut* nach wie vor unsicher bleibt, ist auch der übrige, wesentlichere Teil von Loths Hypothese, der also nicht neu ist, sehr bedenklich. Loth allerdings ist seiner Sache ganz sicher, und meint, der Wissenschaft einen großen Dienst erwiesen zu haben; er hält es denn auch für nützlich (er schreibt zwar *inutile:* S. 59), *de souligner la grande importance de ce fait* (*fait,* Tatsache, nennt er seine Hypothese). Das Echo aber, das seine neue Hypothese bis jetzt gefunden hat, wird ihm kaum gefallen. Der Keltist Windisch (*Das keltische Britannien* S. 257, 280) lehnt sowohl die erste als auch die zweite Hypothese Loths ab (sie hätten „keine überzeugende Kraft"), obschon er zu denjenigen gehört, die mit Loth an die Priorität der kymrischen Erzählungen gegenüber den französischen glauben. Auch Smirnov (l. c.) wurde nicht überzeugt. Ob es auch Gelehrte gibt, die überzeugt wurden, ist mir nicht bekannt. Ich kann hier meine ablehnende Stellung gegenüber Loths Hypothese nicht weiter begründen, da eine Behandlung des ganzen Morgan-Tut-Problems wohl ein Eintreten in die komplizierte Mabinogionfrage bedingen würde, wozu hier nicht der Ort wäre.

VI. *Le Cornwall et le roman de Tristan.*

Dieses ist der umfangreichste und wichtigste Artikel der Serie. Es fällt angenehm auf, wie viel Mühe sich der Verfasser gegeben hat, seinem Problem bis in alle Einzelheiten nachzugehen (er hat sogar Cornwall bereist, vergl. S. 125) und alles möglichst gut zu dokumentieren. Das reichlich benützte urkundliche Material findet sich großenteils in schwer zugänglichen Werken, die sich leider auch der Kontrolle des Referenten entziehen[10]). Dieser Fleiß ist nicht unbelohnt geblieben: es sind dem Verfasser bemerkenswerte Entdeckungen gelungen. An erster Stelle ist die Erklärung von *Lancïen* zu erwähnen, welche Residenz König Marcs unter dem Namen *Lantien* in Cornwall urkundlich nachzu-

[10]) Die ältesten, echt kornischen Urkunden, die *Manumissions* (Freilassungsurkunden), in einer nach ihrer Herkunft und ihrem Hauptinhalt *The Bodmin Gospels* genannten Hs. überliefert, sind allerdings leicht zugänglich; Wh. Stokes hat sie in der *Revue Celtique* I unter dem Titel *The Manumissions in the Bodmin Gospels* veröffentlicht. Wie kommt es, daß Loth, so oft er diesen Titel erwähnt, unsinniges *on* für *in* setzt (S. 67, 86, 95, 100, 102, auch schon R. C. 18 S. 404)? Weiß er denn nicht, was *on* bedeutet?

weisen ist. Diese Erklärung bildet den Schlüssel zu den übrigen Identifikationen, die aber nicht alle ebenso ansprechend sind und zum Teil viel Voreingenommenheit verraten, da nun mit aller Gewalt alles kornisch sein soll.

Nach Loth wäre die Tristansage zwar in allen britischen Gebieten bekannt gewesen, doch wäre nur die kornische Fassung die Grundlage des französischen Archetypus gewesen, und in Cornwall selbst wäre dieser entstanden[11]). So wird denn geflissentlich der nordbrittisch-piktische und der bretonische Einfluß auf ein Minimum reduziert, zumal da H. Zimmer, Loths *bête noire,* dafür eingetreten war. Nach Loth bekäme man bei der Lektüre der Tristandichtung *nettement l'impression que Celtes, Anglais et Français y ont collaboré, à tel point que son berceau idéal serait un pays trilingue, où celtique, anglais, français, fussent couramment parlés. Ce pays existe: c'est le Cornwall* (S. 65). Ich bestreite die englische „Kollaboration" und halte Loths darauf bezügliche Argumente durchaus nicht für stichhaltig. Ich bestreite daher auch, daß die Heimat der Tristan-Dichtung ein dreisprachiges Gebiet, also Cornwall, gewesen sein muß[12]). Doch will ich hier nicht auf die Frage eintreten.

Ich möchte nun nur noch ein eklatantes Beispiel herausgreifen zur Begründung meines Vorwurfs der leidenschaftlichen Parteilichkeit, den Namen *Graelent.* Was hat dieser mit dem Tristauroman zu tun? Nichts. Loth hat ihn nur herangezogen, um gelegentlich Zimmers Theorie wieder einen Hieb zu versetzen. Er gibt dies ja ausdrücklich zu: *A propos des formes de noms brittoniques apparaissant dans les lais et romans arthuriens, il me semble utile de dire un mot de Graelent qui a grandement servi et n'est pas encore hors d'usage pour étayer la thèse armoricaine de Zimmer & Cie. Graelent a donné son nom à un lai célèbre* (S. 102). Loth fühlte, daß dieser Lai eine der starken Positionen von Zimmers Theorie war, und diese Position wollte er erschüttern. Er muß natürlich zugeben, daß dieser Name in der Bretagne vorkam, fährt dann aber fort: *On a conclu que Graelent* [der Lai] *ne pouvait être*

---

11) Loth wundert sich (S. 63), daß man bisher nur vom kymrischen oder bretonischen Ursprung der *légendes bretonnes* sprach, als ob Cornwall gar nicht existiert hätte. Ich möchte nur bemerken, daß vor Loth schon Muret besonders auf Cornwall hingewiesen hat (*Rom.* 20 [1891]) (mit Bezug auf Zimmers Abhandlung in den G. G. A.): *Ces noms propres qui ne sauraient être gallois et qui peuvent être bretons, ne pourraient-ils pas être aussi bien corniques, et les romans français ne nous auraient-ils pas conservé des traditions arthuriennes de la Cornouaille? D'autres indices feraient supposer que le Devonshire, où se sont de bonne heurs mêlés des Celtes, des Saxons et des Français a été le centre de propagation des légendes d'Arthur et de Tristan.*

12) Auch Smirnow hält englichen Einfluß und Cornwall als Heimat für nicht erwiesen.

que d'origine armoricaine. Or, c'est un nom très connu en Cornwall: on trouve en 1166 Gralan, en 1212 Grealant, à corriger en Graelant; au XIII[e] *siècle Grazelen. Ce sont deux descendants de Bretons.* Die Folgerung daraus zu ziehen, überläßt er den naiven Lesern; sie sollte natürlich lauten: Also ist offenbar die bretonische Herkunft des Lai ganz unsicher; er kann ebenso gut aus Cornwall stammen. Loth wußte aber sehr wohl, daß Zimmer dem *Lai Graelent* nicht bloß deshalb bretonische Herkunft zuschrieb, weil der Name Graelent in der Bretagne zu belegen ist (er kennt ja Zimmers Abhandlungen auswendig). Er wußte aus Zimmer (diese Zs. XIII), daß es im *Lai Graelent* heißt: *L'aventure du chevalier . . . Fu par tute Bretaigne oïe; Un lai en firent li Bretun; Graalent Mor l'apela un,* daß *mor* (*muer*) im Bretonischen „groß" bedeutet, daß im Kloster Landévennec in Finistère der Mönch Wrmonoc in seiner vor 884 geschriebenen *Vita S. Pauli Aureliani* u. a. auch den *Gradlonus, quem appellant Magnum* erwähnt, welcher *Britanniae tenebat sceptrum usque ad annum . . . Incarnationis octingentesimum octavum decimum,* und ihn auch *moderator Cornubiae* [Herrscher der bretonischen Provinz Cornouaille, eines Teils von Finistère] nannte, daß auch im *Cartulaire de Landévennec* (Hs. des 11. Jahrhunderts) in einer Liste der *comites Cornubiae Gradlon Mur* figuriert, daß dieser Gradlon bis heute als Sagenheld in der Bretagne fortlebt (Villemarqué: *Sous la Ligue on chantait encore le Graalenmor et l'on chante toujours: Ar roué Graalen zô enn Iz bez*); er wußte endlich aus Zimmer, daß nach dem Erec *Graelen muer* (*Graillemers*) Herrscher *de Fineposterne* war, wozu Zimmer den Beleg anführte: *in Britannia . . . in Finibus Terrarum* [Finistère] *quod vulgari nomine Fineposterne dicitur,* daß er also über Finistère herrschte. Alles dies wußte Loth, und wußte natürlich auch, daß seine Leser, um sich ein unparteiisches Urteil über die Herkunft des Lai Graelent bilden zu können, dies ebenfalls erfahren sollten und daß sie, wenn sie dies erführen, sich nicht anders als für die bretonische Herkunft entscheiden könnten. Aber gerade weil er dies wußte, diese Folgerung jedoch verhindern wollte, verschwieg er alles, und führte statt dessen Belege des Namens aus Cornwall an, um die Leser irre zu führen. Die Grundbesitzer in Cornwall, die Graelent hießen, waren natürlich, wie Loth ja selbst sagt, eingewanderte Bretonen resp. Nachkommen solcher. Da zahlreiche Bretonen sich in Cornwall ansiedelten, so konnte es nicht ausbleiben, daß seit der normannischen Eroberung (aber nicht früher) alle Namen, die in der Bretagne sehr verbreitet waren, auch in Cornwall anzutreffen sind. Das hier zitierte Beispiel, das nota bene keine andere Interpretation zuläßt, läßt tief in Loths kritische Methode blicken. Da haben „Zimmer & C[ie]" doch mit anständigern

Waffen gefochten! Es ist tief bedauerlich, daß ein Gelehrter von Rang sich so erniedrigt. Denn steht etwa das wissentliche und absichtliche Verschweigen oder Vertuschen wichtiger Tatsachen höher als das wissentliche Verdrehen und Fälschen von Tatsachen? Die Wirkung ist ja dieselbe und die Absicht dieselbe: die Täuschung des Lesers. Gaston Paris, auf den sich Loth so oft beruft und für dessen Nachfolger und Vollender er sich hält, lehrte, daß das Ziel der Wissenschaft nur die Erkenntnis der Wahrheit sein solle. Und Loth täuscht die Leser um einer Theorie willen!

Loths Artikel schließt mit einem *panégyrique* auf seine darin enthaltenen Leistungen, woraus ich nur den Satz zitieren will: *Pour la première fois le lieu d'origine d'un roman de la Table Ronde et du plus important de tous, est fixé avec précision.* Wir bezweifeln es sehr.

VII. Fragment d'un poème sur Tristan dans le Livre Noir de Carmarthen.

Ein Fragment einer kymrischen Tristandichtung, und zwar nach Ausweis der Metrik — darf man nicht ein Fragezeichen dazu setzen? — spätestens aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, also vielleicht vor der Komposition französischer Tristanromane! Welch großartige Entdeckung! Sie hat sogar auf W. Golther, der die übrigen kymrischen Tristanzeugnisse mit übertriebener Skepsis als unursprünglich abwies, einen Eindruck gemacht, so daß er in seiner Besprechung von Loths *Contributions (Literaturblatt* 1914 Sp. 117) meint, daß „der Zusammenhang [der Fragmente] mit der Tristansage durch die Namen Dristan und March und die Gestalt eines Zwerges außer Frage steht".

Näher betrachtet, erblaßt die glänzende Erscheinung. Das „Schwarze Buch von Carmarthen" wurde schon 1868 von F. Skene mit einer englischen Übersetzung herausgegeben. Skene, ein keltischer Historiker ersten Ranges, hatte aber nicht, wie Loth meint, selbst die Übersetzungen geliefert, sondern hatte sie anfertigen lassen durch *the most eminent living Welsh scholars,* und zwar diejenige des Schwarzen Buches durch Silvan Evans, den Verfasser des *English and Welsh Dictionary* (vergl. Skene, *Four Ancient Books of Wales* I S. 17). Loths Übersetzung ist jedenfalls die bessere. Immerhin scheint es mir interessant zu sein, die beiden Übersetzungen zu vergleichen; denn ich glaube, daß, was nicht besonders intensive philologische Kenntnisse erfordert, ein Gelehrter wie Evans auch richtig übersetzen konnte. Was in den beiden Übersetzungen abweicht, scheint mir zumeist unsicher zu sein[18]),

[18]) Da Skenes Werk wohl den meisten Lesern nicht zur Verfügung steht, halte ich eine Wiedergabe der Übersetzung für nützlich (Skene *F. A. B.* I S. 325-6):

und leider sind Abweichungen fast überall zu konstatieren. Wer Evans' Übersetzung las, konnte rein nichts finden, das auch nur im Geringsten an die Tristandichtung erinnerte. Was in Loths Übersetzung angeblich auf die Tristansage Bezug hat, ergab sich durch eine veränderte Übersetzung und Interpretation des Textes. Skene[14]) bekannte offen, daß ihm der Inhalt des Gedichtes unverständlich sei. Mir ist er auch in Loths Übersetzung unverständlich.

Das Gedicht besteht nach Loth aus zwei Fragmenten, einem von 3 Strophen mit 16 (6 + 6 + 4) Versen und einem von einer Strophe mit 6 kürzeren Versen. Der Name des Helden soll im ersten Vers des zweiten Fragments vorkommen, welcher lautet: *Fechid Diristan othiwod.* Evans übersetzte: *Mechydd*[15]) *is sad on account of thy coming,* Loth dagegen: *Drystan gronde de fureur à la pensée de ta venue*; für ihn ist *fechid* ein (sonst nicht sicher bezeugtes) Verbum, das *gronder* bedeuten soll (S. 119). Der Vers hat eine Silbe zu viel, was die Konjektur Dristan nahelegt. Loths Interpretation ist hier einleuchtender als die von Evans, aber dennoch nicht sicher. Nach dem unklaren zweiten Vers, welcher bedeuten soll: *il ne te recevra pas dans . . . .*, folgt als dritter Vers: *O'm parth guertheiss(e) March irod,* welchen Loth übersetzt: *Pour moi, de mon côté, j'ai vendu March,* während Evans übersetzte: *I sold a horse for thee.* March war bekanntlich auch Appellativ (Pferd) und mochte in dieser Bedeutung natürlich sehr häufig in Barden-

I. *Though I love the strand, I hate the sea.*
How the wave covered the stone of Camwr!
The brave, the magnanimous, the amiable, the generous and the energetic,
Are as stepping-stones to the bards of the world, and an advantageous shelter.
The fame of Heilyn proved a benefit to the solicitous.
To the day of judgment may his celebrity remain!

II. *Though I love the strand, I hate the wave.*
The wave has done violence, dismal the blow to the breast.
He will complain as long as he believes on its account.
It is a cheerful work to bathe on my bosom.
Though it (the water) fills the cavity, it does not disturb the heart.
And in the direction of Cyhaig did the wave arise.

III. *Sorry we are for his concerns.*
When Pebrwr from afar hastened to his death.
The brave and courageous multitude will affect us both;
As the water bearing the leaves shows it thee.

IV. *Mechydd is sad on account of thy coming.*
I will not receive thee to my receptacle.
From my part I sold a horse for thee.
Cyhaig will revenge for the delay of his enjoyment,
And for the sweet strains.
O dwarf! for thy anger to me there have been enemies.

[14]) oder Evans; ich kann dies zurzeit nicht kontrollieren.

[15]) Es sollte *Mechid,* Sohn des *Llywarch Hen* sein, der im vorausgehenden Gedichte in der Form *Mechit* vorkommt; *m* und *f* wechselten satzphonetisch.

gedichten vorkommen[16]). Ohne Evans' Übersetzung als sehr einleuchtend hinstellen zu wollen, finde ich doch auch diejenige Loths sehr seltsam. Hat jemand in der Tristandichtung March „verkauft"? Nach Loth muß *vendu* im Sinn von *trahi* genommen werden. Wenn man den Text oder die natürliche Interpretation ändert und dem, was man haben will, anpaßt, so kann man schließlich Übereinstimmungen erzwingen; aber diese scheinen mir unter solchen Umständen nicht viel wert zu sein. Es muß also einstweilen doch zweifelhaft sein, ob König March in dem Fragment genannt ist.

Ein einziger Eigenname ist in dem Gedicht absolut gesichert, nämlich *Kyheic;* er begegnet einmal im ersten und einmal im zweiten Fragment[17]). Gerade dieser Name ist uns aber aus der Tristandichtung sonst nicht bekannt. Loth allerdings identifiziert ihn mit Eilharts *Kehenis*[18]). Aber da diese angebliche Identität unsicher, sogar höchst unwahrscheinlich ist[19]), so kann sie nicht ihrerseits als Argument dafür, daß hier eine Person der Tristandichtung vorliegt, dienen.

Nun sollte man meinen, müßte doch der Inhalt der Fragmente die Frage, ob hier eine Tristandichtung vorliegt, aufklären. Das tut er aber nicht. Ein unbefangener Leser kann keine Ähnlichkeit mit unserer echten Tristanüberlieferung finden, oder wenigtens nicht mehr als mit irgend einer anderen umfangreichen Erzählung. Loths Interpretation ist, wie er einmal selbst sagt, *des plus hasardeuses* (S. 120). Er hat die Tristansage in die Fragmente hineingelesen, und wo es garnicht stimmen wollte, da wird einfach für die ältere Vorstufe ein anderer Zusammenhang vorausgesetzt. Zudem wirft Loth alle Ereignisse und Personen durcheinander.

Die in beiden Fragmenten gesprochenen Worte sollen

---

16) Ich kann das Facsimile der Hs. nicht benutzen; man sollte ermitteln, ob *march* wirklich mit einer Majuskel geschrieben ist. Allerdings wurden in mittelalterlichen Manuskripten auch Eigennamen sehr häufig klein geschrieben; anderseits wurde gerade bei *m* die Majuskel auch häufig verwendet, wo es sich nicht um Eigennamen handelt.

17) Der Name ist auch urkundlich belegt im *Liber Landavensis (Coheic, Ceheic)* (Loth S. 121).

18) Es ist dies das einzige Mal, daß er Eilhart, den *imitateur* Berols, benutzt (natürlich nur nach Bédiers Angaben).

19) Ein Kopist mochte auf dem zweiten *e* von *Keheic* eine vermeintliche Abbreviatur von *n* sehen (*Kehēic*) und daher *Kehenic* lesen können, meint Loth (S. 121). Ich bezweifle dies; denn in den zahlreichen altfranzösischen Hss., die ich gelesen habe, kam nie eine Abbreviatur für intervokalisches *n* vor, sondern nur für vorkonsonantisches oder finales *n*; dagegen wurde jene Art Abbreviatur in den Inkunabeln beliebt. Vor allem aber steht Eilharts Form *Kehenis* allein; während die übrigen Redaktionen übereinstimmen: *Caadin* in der Berner *Folie* (die Berol nahesteht), *Kahedin-Kehedin* im Prosa-Berol (Hs. B. N. 103) und in der Vulgata-Prosa, *Kaherdin* bei Thomas. Der französische Archetypus muß *Kahe(r)dins* gehabt haben; daraus entstand *Kehenis* durch Entstellung.

nach Loth der Brangain in den Mund gelegt worden sein. Nichts spricht dafür; nur lassen sie sich ebenso wenig oder noch weniger als von einer anderen *persona dramatis* gesprochen denken. Im zweiten Fragment heißt es (also angeblich Brangains Worte): *je voulais me venger de Kyheic à cause de ses paroles si douces. Hélas, nain, que ta colère m'a été funeste!* Nun meint Loth, der hier erwähnte Zwerg müsse dem Zwerg entsprechen, der nach dem französischen Tristanroman (letzter Teil) ein Schloßherr in Kleinbritannien war (Eilhart: *Nampetenis* = *nain Bedenis;* Prosa-Berol [d. h. die von der Vulgata-Prosa abweichenden Teile der Hs. B. N. 103[20])]: *Bedalis*, Thomas: *Tristan le Nain*) und mit dessen Frau *Kehenis* (der also dem *Kyheic* entspräche, vergl. oben) ein Verhältnis hatte. Bei einem Stelldichein, an welchem auch Tristan als Freund des Kehenis teilnahm, wurde letzterer von dem Zwerg getötet, während Tristan verwundet wurde. So nach Eilhart. Hier hätten wir zwar einen zornigen Zwerg, aber unter ganz anderen Verhältnissen. Aus dem kymrischen Text geht nicht hervor, was für Beziehungen der Zwerg zu Kyheic (Kehenis) hatte, ja ob er überhaupt Beziehungen zu ihm hatte. Es ist auch nur Eilharts Redaktion, die Kehenis in Beziehungen zu jenem Zwerg bringt. Nach dem Prosa-Berol ist nämlich nicht Kahedin (der Eilharts Kehenis entspricht) der Liebhaber der Gattin des Bedalis (= Zwerg), sondern sein Bruder Runalen (Löseth *Tristan* § 535 a). Bei Thomas hat der entsprechende Vorfall einen total verschiedenen Inhalt: Tristan hilft hier dem Zwerg, und der Zwerg findet seinen Tod; Kaherdin aber (der Eilharts Kehenis entspricht) ist an der Episode garnicht beteiligt. Die Eilhartversion steht also allein mit Kehenis als *amant* der Frau des Zwerges, und ihre Autorität ist daher hier zweifelhaft. Anderseits sagt uns die französische Tristandichtung nirgends, was Brangain (die nach Loth jene Worte gesprochen haben soll) jener ganze Vorfall anging; sie ist daran garnicht beteiligt (ja nach Eilharts Version [v. 7262 f.] war sie schon vor jenem Vorfall gestorben). Da baut nun Loths Phantasie die Brücke. Er fußt darauf, daß im französischen Roman Brangain früher (!) Beziehungen zu Kehenis hatte. Diese Beziehungen existieren aber nur in der Thomasredaktion (wovon Loth natürlich nichts sagt), wo jenem Vorfall etwas ganz anderes entspricht (vergl. oben), nicht bei Eilhart und in der Prosa. Loth kombiniert also die Redaktionen; den Namen Kehenis und den Inhalt der Zwergepisode entnimmt er Eilhart; die frühern Beziehungen zwischen Brangain und Kehenis (resp. Kaherdin) muß aber die Thomasredaktion liefern. *A priori* läßt sich gegen diese

---

[20]) Vgl. Bédier in *Romania* XV und Muret in der Ausgabe des Berol S. LXXV ff.

Kombination nichts einwenden, wohl aber *a posteriori*. Loth fällt es nicht ein, die Ursprünglichkeit der von ihm herausgegriffenen Züge zu erweisen. Wir haben aber einerseits oben gesehen, daß Eilharts Kehenis (angeblich = *Keheic)* nicht die ursprüngliche französische Namensform sein kann, und die Ursprünglichkeit der Beziehungen des Trägers dieses Namens zum Zwerg (Liebhaber von dessen Frau) zweifelhaft ist (nur von Eilhart bezeugt im Widerspruch zu Prosa-Berol und Thomas, die allerdings positiv auch nicht miteinander übereinstimmen); anderseits hat mit Bezug auf die früheren Beziehungen zwischen Kaherdin resp. Kehenis und Brangain Bédier nachgewiesen, daß hier die Thomasredaktion unursprünglich ist und durch Entstellung aus der Fassung der Eilhartredaktion entstanden sein muß (Tristan II S. 270ff.) (was Loth jedenfalls auch wußte, da er doch sein Wissen über Eilhart nur aus Bédier schöpfte). Nur bei Thomas bestand ein (früheres) Liebesverhältnis zwischen Brangain und Kaherdin, wobei allerdings Brangains Gleichgültigkeit auffällt: Brangain betrügt erst zwei Nächte lang den Kaherdin mit dem magischen Kissen, das ihn einschläferte und ihre Jungfernschaft beschützte, und gibt sich (nur auf Iseuts Bitten) dem Liebhaber in der dritten Nacht hin. Bei Eilhart dagegen fordert Iseut ihre Zofe, aber nicht Brangain, sondern Gymele (= Camille bei Prosa-Berol, wo aber diese Episode uns nicht überliefert ist[21]), auf, dem liebebedürftigen Kehenis eine Nacht Gesellschaft zu leisten, und gibt ihr ein magisches Kissen zur Sicherung ihrer Jungfernschaft. Das Charakteristikum dieser Liebschaft sowohl bei Eilhart wie bei Thomas ist die Kälte der Jungfrau, die sich also kaum über eine spätere Liebschaft des Kehenis so aufgeregt hätte, daß sie an ihm hätte tödliche Rache nehmen wollen. Das ist es aber, was sie nach Loths Phantasie ursprünglich getan hätte: *Elle aura appris les amours de Kyheic [Kehenis] avec la femme du nain, ce qui explique à la fois la colère du nain et son propre désir de vengeance. Elle aura aidé le nain dans ses projets, et peut-être amené ainsi la mort de Kyheic* [welchen Tod sie dennoch als *funeste* empfunden haben soll!] (S. 121-2), *ce qui explique aussi la haine de Tristan* (was für ein Haß ist gemeint?). Wenn man den französischen Text auf diese Weise mit ungebundener Phantasie umgestaltet und ergänzt, und dabei aus den verschiedenen Fassungen kritiklos das Zusagende herausgreift, so kann man schließlich eine gewisse, wenn auch immer noch schwache, Übereinstimmung herauspressen. Aber das ist doch keine wissenschaftliche Methode[22]).

---

21) Allerdings läßt Iseut dem Kehenis die Wahl zwischen Brangain und Gymele; Kehenis aber wählt die letztere.

22) *Ces scènes* [die Zwergepisode], sagt Loth zum Schluß (S. 122), *suivant toute vraisemblance, se passaient* [ursprünglich!] *non en Armorique,*

Auch wenn Brangain sagen soll: *J'ai vendu (trahi?) March pour toi* [die angeredete Person ist der Zwerg], so kann man in der französischen Tristandichtung nichts Entsprechendes finden. Wenn man die Brautunterschiebung als „Verrat“

---

mais en Cornwall. Loth fühlte jedenfalls, daß gerade die Kehenis-Bedenis-Episoden, deren Reflex Loth in den kymrischen Fragmenten erkennen will, *a priori* am ehesten als bretonische Zutaten angesehen werden dürften, die bei Ausschluß französischer Vermittlung, in einer kymrischen Fassung sich seltsam ausnehmen würden. Kehenis-Kahe(r)din ist der Bruder der bretonischen Iseut, der Sohn des *Hoel* [so im Prosaroman; Eilhart: *Havelin*, wahrscheinlich *Houelin*, Diminutiv von *Ho*(*u*)*el*], des Königs von *Petite Bretagne. Hoel-Houel* ist ein bekannter bretonischer Name, den zahlreiche bretonische Dynasten und Söhne von solchen führten (vgl. z. B. im Register der Ausgabe des *Cartulaire de Quimperlé: Hoel, Houel, Huel, comes, consul Cornubiae et comes, consul, dux, princeps Britanniae*). Loth zitiert in seinem 6. Artikel (S. 99) *Hoel* unter den Namen, welche *sont aussi corniques que bretons;* es gab in Cornwall Grundbesitzer dieses Namens (Nachkommen eingewanderter Bretonen); nach seinem oben bloßgelegten Tendenz-System sagt er aber nichts davon, daß in der Bretagne *Hoel* als dynastischer Name vorkommt, wohl wissend, daß das es ist, worauf es ankommt. Die Residenz des Königs ist *Karahes*, d. h. die Stadt Carhaix in der bretonischen Provinz Cornouaille (Finistère). Tristan unterstützt den König in seinem Krieg gegen den Grafen *Riole von Nantis* (so bei Eilhart; Gottfried, der hier Eilhart benutzt zu haben scheint; vgl. Bédier I S. 260, hat merkwürdigerweise *Rigolin von Nante*) resp. den Grafen *Urnoy de Nantes* (Prosa-Berol; anfangs *Agripes*, fiktiver Name: römisch *Agrippa*; Quellenmischung?) *Riol* ($>$ deutsch *Riole*) wird, trotz Gottfrieds *Rigolin*, kaum aus bretonisch *Riwalt* (* *Riwal ist* nicht belegt) oder *Riwilin* abgeleitet werden dürfen (G. Schoepperle, die in ihrer Analyse von Eilharts Tristan die etwas unangenehme Gewohnheit hatte, die Eigennamen zu modernisieren oder sonst zu ändern, schrieb zwar immer *Rivalin of Nantes*, welche Form nirgends existiert und als Ersatz für *Riole* rein willkürlich ist), eher schon aus bretonisch *Rioc-Rio* (häufig im *Cartulaire de Redon*) (durch falsche Rückbildung aus dem Nominativ *Rios?*) Am nächsten liegend ist offenbar der französische (fränkische) Name *Rio*(*u*)*l* (über dessen Etymologie vgl. Kalbow, *Die germ. Personennamen des altfrz. Heldenepos*, Halle 1913 S. 41). Belegt ist *Riol* auch in den kornischen *Manumissions* (R. C. I); doch ist ein kornischer Name unpassend für einen Grafen von Nantes. Vielleicht gab es auch einen bretonischen Namen *Riol*, der zufällig nicht zu belegen ist. *Urnoy* ist sicher graphisch entstellt aus *Uruoy* (zu lesen *Urvoy*) (vgl. auch Loth S. 111). Es ist ein sehr häufiger bretonischer (und, wie es scheint, ausschließlich bretonischer) Name. Die älteste Form lautet *Urmoet;* jüngere Formen sind *Uruodius, Urvoidus, Uruuoit, Urvoez*, heute *Urvoy* (*fort commun*, sagt Loth in seiner *Chrestomathie bretonne* S. 170, 236; *m* $>$ *v* ist regelmäßige Entwicklung im Bretonischen); man findet auch *Urvoi* in Urkunden von 1189, 1217, 1222, *Urvoius* 1237, *Urvoy* 1452 (*Cartulaire de Beauport* in *Revue Celtique* VII). Der Name ist graphisch entstellt zu *Irvoins* in einer Urkunde von Dol aus dem 12. Jahrhundert (nach Loth, *Les langues romane et bretonne en Armorique* in *R. C.* 1909 S. 15.) Was ist nun ursprünglicher, *Riol* oder *Urvoi?* Es könnten beide Namen ursprünglich sein, da ja die Feinde des Königs mehr als einen Anführer gehabt haben mochten (Gottfried nennt ja auch mehrere mit Namen). Da die beiden Namen aber einander etwas ähnlich sind, denkt man an Verwechslung und Namensubstitution. Der erstgenannte *Urvoi* des *Cartulaire de Beauport* z. B. ist *filius Riou* (jüngere Form für *Rio, Rioc*). So mochten Vater und Sohn verwechselt werden. Jener *Urvoi* ist übrigens identisch mit *Herveus filius Riou* im selben Cartulaire. *Herveus*

Brangains gegenüber Marc bezeichnen wollte, so könnte man doch nie sagen, daß sie es für einen der Zwerge tat: Sie tat es für Iseut.

Im ersten Fragment soll Brangain, die hier ihre Rede an

---

ist aber ein anderer Name als *Urvoi* (Substitution). Der Graf von Nantes hatte ursprünglich jedenfalls eher einen bretonischen als einen fränkischén Namen. Daher halte ich *Riol* für weniger ursprünglich als *Urvoi*. wenn jener Name fränkisch ist. Ein ziemlich bekannter *Riol* war Vizegraf des *Cotentin* und wurde von Rollos Sohn, dem Normannenherzog Wilhelm Langschwert (erste Hälfte des 10. Jahrhunderts), seiner Herrschaft beraubt (Bis dahin hatte das Cotentin [der *pagus Constantinus*] zur Bretagne gehört [vgl. Loth *R. C.* XIII 490]). Von ihm heißt es z. B. im *Roman de Rou* I v. 1373 ff.: *Riulf* [oder *Riuls? f* konnte auch im Obliquus abgeworfen werden] *fu uns Normanz, ki mult se fist duter . . . Quens fu de Cotentin entre Vire e la mer.* In einer *Chronique de Normandie* in Prosa heißt es: *En cel tans vint Rious, li quens dou Mans, et alia a soy mout des barons au duc et firent conjuration contre le duc* usw. (Andersens Ausgabe des *Roman de Rou* II S. 622). Nach Andersen (l. c.) wird Riol auch in den andern Chroniken *li quens dou Mans* genannt, so z. B. in der von F. Michel in *Histoire des ducs de Normandie,* Paris 1840, herausgegebenen, die ich benutzen konnte (S. 18, 20): *Riols del Mans, vicomte du Cotentin.* Dieser Riols scheint sogar in Sage und Lied fortgelebt zu haben; denn Wace (oder ein Jongleur als Interpolator: so nach Andersen l. c. II S. 621) bezeugt: *A juglëurs oï en m'effance chanter Que Willeame jadis fist Osmunt essorber E al cunte Riulf les dous oilz crever* (— 1): *. . . Ne sai nient de ceo, n'en puis nient truver, Quant ieo n'en ai garant, n'en voil nient cunter* (*Rou* I v. 1361 ff.; mir scheint dies echter Wace zu sein; derselbe nüchterne Skeptizismus wie im *Brecheliant*-Passus). *Del Mans* mochte mit *de Nantes* verwechselt worden sein und *Rious* mit *Uruois;* dazu kommt, daß nach der Darstellung der normannischen Chroniken Graf Riulf gegenüber dem Normannenherzog ebenso ein Verschwörer und Empörer war (vgl. das obige Zitat) wie der Graf von Nantes im Roman gegenüber dem Bretonenkönig.

Von Kleinbritannien aus begab sich Kehenis mit Tristan an Marcs Hof, wo er das „Liebes"-Abenteuer mit Camille resp. Brangain erlebte. Die Bedenis-Episode spielt in Kleinbritannien selbst. Der Zwerg Bedenis wohnte nach Eilhart *von Karahes nicht verre.* In Bedenis möchte ich den bretonischen Namen *Budinit-Budinet* (*Budinnet*) erkennen, den im *Cartulaire de Redon* drei Personen haben (in Urkunden des 9. Jahrhunderts): *u* wäre graphisch oder durch Angleichung an die folgende Silbe zu *e* geworden (vgl. oben *Urvois* > *Irvoins*); keltisch *ĭ* > französisch *e* (in schwächstbetonter Silbe) dürfte normal sein. Allerdings muß man bei dieser Etymologie vermutlich annehmen, daß Eilharts Quelle bereits den Übergang *z* > *s* kannte; doch ist dies statthaft; denn Eilharts Quelle muß ohnedies als pikardisch angesehen werden, und im Pikardischen ist jener Übergang früh eingetreten. Der Bruder des Kehedin, also auch Sohn Hoels, *Ruvalen* (Prosa-Berol), hat auch einen bretonischen Namen, der sich, sei es lautlich, sei es graphisch aus *Riwalen* entwickelt hat (vergl. auch Loth S. 98 n. 3, 100 n. 1). *Cadio* (*Cadiot*), der nach Prosa-Berol den Vermittler zwischen der ehebrecherischen Frau und ihrem Liebhaber Kehedin spielt (Löseth § 535 a, 540 a), hat einen rein bretonischen Namen (der natürlich wie jeder andere seit der Ansiedlung von Bretonen in Cornwall vielleicht auch hier gefunden werden mag, einstweilen aber noch nicht belegt ist). Ein *Cadioc* (dazu *Cadio* als jüngere Form; *Cadiot* durch graphischen Wechsel von *c* und *t*) war Bischof von Vannes zirka 1235-1254 (nach F. Lot, *Rom.* 28 S. 330 und *Cart. de Quimperlé*). Ein *Cadioc* figuriert im *Cartulaire de Quimper* (1236) (nach Loth *Chrestomathie* S. 195), mehrere *Cadiou* erscheinen in Urkunden des 11.-13. Jahrhunderts im *Cart. de Quimperlé.*

Kyheic zu richten scheint. sagen: ***Nous avons été tous les deux de vaillants collaborateurs là où l'eau entraîne les feuilles*** **(str. 3). Dies wäre nach Loth** ***une claire allusion au fameux épisode . . . des copeaux.*** **Daß ein Fluß Laub mit sich führt, ist etwas gewöhnliches, daß ein Fluß mit Wortzeichen beschriebene**

Speziell möchte ich einer Schenkungsurkunde des *Hoel Britannorum consul* vom Jahr 1069 (S. 188-9) Erwähnung tun, in welcher *Cadiou citharista* figuriert. Diese Urkunde veranlaßte Zimmer in *„Die keltischen Litteraturen“* S. 55 (*Kultur der Gegenwart*) zu schreiben: „Wir wissen ferner, daß der aus der Niederbretagne stammende Bretonenherzog Hoel (1066-1084) an seinem Hof in den Erblanden in Quimper einen *citharista* mit dem bretonischen Namen *Cadiou* hatte, und wenn er in Nantes weilte, einen *joculator* Namens *Pontellus:* er hatte also je nach seinem Aufenthalt im bretonischen oder französischen Sprachgebiet einen Barden in bretonischer oder romanischer Zunge. Jongleurs wurden gerne als Vermittler und Boten in Liebessachen verwendet. Sollte etwa Berol an Cadio, den *citharista* und seinen Herrn Hoel gedacht haben? War dieser Cadio berühmt, etwa ein bretonischer *Bledri?* Der Name *Cadiou* kommt auch heute noch in der Bretagne vor, z. B. in einem Märchen, betitelt *Cadiou le tailleur* (*Rev. des trad. pop.* 1887). Am Schluß der Bedalis-Episode berichtet Prosa-Berol (Löseth § 541 a), daß Bedalis und seine Leute aus Furcht vor Tristans Rache sich nach der Insel *Caussie* (die normannische Insel dieses Namens, Chausey, gegenüber dem Cotentin) begaben, wo sie *ulages* (d. h. Piraten = Wikinger, nordisch *utlagar* = *outlaws*) wurden; sie werden durch eine Flotte der Kaufleute des Cotentin usw. vernichtet. Das sind offenbar Reminiszenzen an die Wikingerzeit, die sich in einer Lokalsage des Cotentin erhalten haben werden. Berol wird diesen Schluß der Bedalis-Episode unter Benutzung dieser Lokalsage eingeführt haben. Und dies scheint mir Murets Ansicht zu bestätigen, daß Berol aus der Normandie stammt, die sich auf die Verse stützte (v. 2383-5): *Tel saut feïstes qu'il n'a home De Costentin entresqu'a Rome, Se il le vit, n'en ait hisdor* (Muret S. LXIII). Loth (S. 85) hält diese Folgerung für falsch. Nach seiner Ansicht handelt es sich um ein kornisches *Costentin. Comparer un pays à une ville a déjà quelque chose d'anormal. Coordonner,* nicht *comparer* sollte er sagen. Aber dann stimmt es nicht. Man sagt ja auch heute: *Paris-Lyon-Méditerranée,* vom Cap bis Kairo u. dergl. Im Mittelalter waren solche Koordinationen ganz gewöhnlich; z. B. *le plus hardi home Qui soit d'Illande jusqu'a Rome* (Trubert 1961-2); *De Constantinoble au Bretaingne* (Cligés 4325); *En Engleterre, en France n'en Constantinoble* (Hunbaut v. 94 f.); *Des Chiereborc* (= Cherbourg, welches auch zum Cotentin gehört) *dusqu'en Rossie* (Rußland) (Partonopeus v. 498); *De Bretaigne dusqu'a Rohes* (Gaucher: Waitz, Fortsetzungen von Chrétiens Perceval S. 47) (Wisse & Colin, Parzifal 45/42 = Potvin v. 12457); *Entre Bretaingne et Romme* (Escanor v. 547). Mittelalterliche Dichter liebten es, Heimatliches in ihre Dichtungen einzuflechten (vgl. z. B. Wolframs Parzival 230/13 bei der Beschreibung der Gralburg: *so groziu fiwer sit noch e sach niemen hie ze Wildenborc*). Allerdings mag es uns sonderbar vorkommen, daß der als in Cornwall lebend gedachte Einsiedler Ogrin sich so ausdrückt, wie wenn er der im Cotentin lebende Berol gewesen wäre. Aber bei mittelalterlichen Dichtern, zumal solchen vom Range der Spielleute kann man oft beobachten, daß sie in der direkten Rede ihrer *personae dramatis* vergessen, daß nicht mehr ihr eigener Standpunkt, sondern der der Sprechenden maßgebend sein sollte. Ähnlicher Art ist auch der Schwur des Königs Marc (in direkter Rede) *Par Saint André, que l'en vet querre Outre la mer, jusqu'en Escoce* (Berol 3136-7), woraus Muret auch die kontinentale Heimat des Autors erschloß, während Loth (S. 75) diese Folgerung abweist. Er sagt, man sei von Cornwall wahrscheinlich auf dem Seeweg nach Schottland gereist. Ich

Späne mit sich führt, etwas ungewöhnliches. Warum hat denn aber der Dichter von Laub (worauf keine Wortzeichen geschrieben werden konnten) gesprochen und nicht von Spänen? Mir scheint es also, daß hier keine Anspielung auf jene Tristanepisode vorliegen kann. Zudem hat in dem betreffenden Teil der Tristandichtung Kehenis (angeblich = Kyheic) noch keine Rolle (er tritt erst im Schlußteil auf) und konnte keine haben, wenn nicht die Handlung von Grund aus umgestaltet wurde; Brangain und Kehenis können also damals nicht *collaborateurs* gewesen sein. Loth scheint dann die beiden Zwerge der Tristandichtung, den verräterischen Zwerg an Marcs Hof (Melot heißt er bei Thomas) und den Zwerg Bedenis, Schloßherrn in der Bretagne, für ursprünglich identisch zu halten und anzunehmen, daß ursprünglich *le rôle de nain a été tout autre qu celui du nain de nos poèmes français.* So wird da weiter phantasiert in einer Weise, die für klar denkende Leser gar kein Interesse hat.

Tatsache ist, daß auch nicht ein einziger den Inhalt betreffender Zug zu finden ist, bei welchem man mit Sicherheit oder auch nur mit etwelcher Wahrscheinlichkeit eine Beziehung zwischen dem kymrischen Gedicht und dem französischen Roman erkennen kann [23]). Und wie zahlreich wären doch die Gelegenheiten zu greifbaren Anspielungen gewesen! Eine einzige klare Anspielung auf Tristans Kampf mit dem Drachen, auf den Liebestrank, auf die Brautunterschiebung, auf König Marc auf dem Baume sitzend, auf den Bettsprung, auf die beschriebenen Späne, auf das trennende Schwert, auf Tristans Verkleidungen, auf den gemeinsamen Liebestod etc. hätte als charakteristisch die nötige Beweiskraft gehabt. Aber im ganzen Gedicht ist nichts Greifbares zu entdecken. Trotz dem vielleicht relativ sicheren Namen *D(i)ristan* können wir

---

glaube trotzdem nicht, daß man in Großbritannien irgend ein Gebiet derselben Insel als *outre mer* bezeichnete. Aus Loths Heimat, der Bretagne, wird man wohl für eine Reise nach Bordeaux auch meistens den Seeweg benutzen, und doch kaum von Bordeaux als *outre mer* sprechen. Der Satz mit *que* war gewissermaßen eine Mitteilung des Autors innerhalb der Rede Marcs. Übrigens sind sowohl der *outre-mer-* wie auch der Cotentin-Passus offenbar nur Füllsel, die nicht in dieser Form auf das *poème primitif* oder auf die keltische Vorstufe zurückgehen können.

[23]) Ich möchte bemerken (obschon Loths Artikel zu dieser Bemerkung keinen Anlaß gibt), daß z. B. auch kein Grund vorliegt, in dem vermutlich auf Diristan zu beziehenden Satz: *jusqu'au jour du jugement durera sa folie* (Str. 1) an Tristans Wahnsinn zu denken. Nicht nur dauerte ja Tristans Wahnsinn nicht bis zum jüngsten Gericht; nicht nur war er überhaupt nur simuliert (außer in dem hier ganz unursprünglichen Prosaroman, Löseth § 80, 101, wo eine Nachahmung von Lancelots Wahnsinn vorliegt), sondern *folie* ist auch eine ganz unsichere Übersetzung des kymrischen *ertiwul* (vgl. Loth selbst S. 117; Evans übersetzte *celebrity*). Für Loth *l'„emprunt funeste", dont les effets se prolongeront „jusqu'au jour du jugement", semble être le „philtre d'amour"* (p. 122), eine Vermutung, die sich auf nichts Positives gründen kann.

nicht sagen, daß die Fragmente irgendwelche Beziehung zu der bekannten Tristandichtung haben, und infolgedessen sind sie einstweilen litteraturgeschichtlich wertlos, und die Wahrscheinlichkeit ist leider sehr groß, daß sie es bleiben werden.

Loth teilt uns mit, daß er schon G. Paris' Aufmerksamkeit auf das kymrische Gedicht gelenkt und die Gründe, die ihn zu seiner Hypothese veranlaßten, erwähnt habe; G. Paris habe ihn ermutigt, das Gedicht genauer zu studieren. Aber wenn G. Paris seiner Ansicht beigepflichtet hätte, so hätte Loth es sicher nicht unterlassen, dies mitzuteilen. G. Paris war ein zu klarer Kopf, um sich durch solche Phantasien blenden zu lassen. Windisch sagt merkwürdigerweise kein Wort über die Fragmente, trotzdem die Gelegenheit dazu sich ihm aufdrängte (speziell im Nachtrag, wo er die ganz junge kymrische *Ystoria Trystan* bespricht). Sein Schweigen ist bezeichnend, aber nicht in einem für Loth günstigen Sinn. Loth aber behandelt in einer späteren *Contribution (R. C.* 1913 S. 384) seine Hypothese einfach als erwiesene Tatsache, trotzdem er sie selbst als des *plus hasardeuses* (S. 120) bezeichnet hatte.

Ich bestreite keineswegs die Existenz einer kymrischen Tristansage, ja eines kymrischen Tristanromans, und ich lasse auch die Drystan-Triaden als echt kymrische Tristanzeugnisse gelten; aber die Fragmente von Carmarthen kann ich einstweilen nicht als zur Tristanlitteratur gehörig ansehen.

E. Brugger.

Die in Deutschland erschienenen franz. Synonymiken und ihre Verwendung in der Schule und auf der Universität.

Aus der Erkenntnis heraus, daß der die franz. Sprache studierende Deutsche aus den franz. Synonymiken eines Girard, Laveaux, Lafaye, Guizot, Roubaud, Sardou, Beauzée, Noter, Sommer, Littré (in seinem *Dictionnaire de la langue française)* verhältnismäßig wenig lernen kann, haben sich, besonders seit den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts, verschiedene deutsche Schulmänner mit mehr oder weniger Geschick der mühevollen Aufgabe unterzogen, französische Synonymiken für Deutsche zu verfassen. Ihre Aufgabe mußte darin bestehen, einerseits aus den von Franzosen geschriebenen synonymischen Wörterbüchern das für den Ausländer Unwichtige zu beseitigen und andererseits für ihn Wichtiges hinzuzufügen. Unwichtig mußte den deutschen Verfassern die Zusammenstellung solcher Wörter in franz. Synonymiken erscheinen, deren Entsprechungen im Deutschen, wenngleich in beiden Sprachen eine gewisse Beziehung in der Bedeutung vorhanden ist, sich doch so scharf voneinander abheben, daß der über den nötigen franz. Wortschatz verfügende Deutsche beim Übersetzen ins Französische keinen

Augenblick im Zweifel sein kann, welches franz. Wort er zu wählen hat. So können, um einige Beispiele aus Sardou anzuführen, folgende Zusammenstellungen in einer für Deutsche berechneten franz. Synonymik ganz oder teilweise unterbleiben: *faim, appétit; beau, joli; considérable, grand; étudier, apprendre, s'instruire; escalier, degré, marche; cœur, courage, valeur, bravoure, intrépidité; couler, rouler, glisser; espérer, attendre; constance, fidélité; conte, roman, fable; contre, malgré; encore, aussi; augmenter, agrandir, ajouter; incertitude, doute, irrésolution; aise, content, ravi; choisir, préférer; maison, habitation, séjour, demeure; amusement, divertissement, récréation; assemblée, compagnie, société; avertissement, avis, conseil; beaucoup, plusieurs; blanc, blanchâtre.* Unbedingt notwendig in einer franz. Synonymik für Deutsche war hingegen die Aufführung der zahlreichen Fälle, in denen sich mehrere franz. Wörter in die Wiedergabe der einzelnen Bedeutungen eines einzigen deutschen Wortes teilen. Hier rücken die franz. Entsprechungen für das deutsche Empfinden öfters in ein näheres Verhältnis, als der Franzose es ihnen zuspricht. Es können so, vom deutschen Standpunkt aus betrachtet, wirkliche Synonyma oder sogenannte Stümpersynonyma, die nur dem Anfänger synonym erscheinen, entstehen. Der Übergang zwischen beiden Gruppen ist fließend. Aus der Zahl der vielen Stümpersynonyma werden in einer guten Synonymik natürlich nur solche aufzuführen sein, deren Auseinanderhaltung erfahrungsgemäß dem Lernenden Schwierigkeiten bereitet. So begegnen uns in franz. Synonymiken, die von Deutschen geschrieben sind, u. a. folgende Zusammenstellungen: *allumer, incendier* = anzünden; *demeure, séjour, arrêt* = Aufenthalt; *excepté* (*sauf*), *outre* = außer; *plaindre, regretter* = bedauern; *noyau, pépin, amande* = Kern; *robe, habit, redingote, veste* (*veston*), *jupe* = Rock; *protection, faveur* = Schutz; *nager, flotter, naviguer* = schwimmen; *langue, langage, parole, parler* = Sprache; *thé, infusion* = Tee; *porte, portière* = Tür; *outrer, exagérer* = übertreiben; *délicat, tendre* = zart; *témoignage, certificat, bulletin* = Zeugnis; *musical, musicien* = musikalisch; *conquérir, prendre* = erobern; *mettre, habiller* = anziehen; *usage, jouissance* = Genuß; *bouillir, cuire, cuisiner* = kochen; *pays, terre, campagne* = Land; *leçon, doctrine* = Lehre; *léger, facile* = leicht; *emprunter, prêter* = leihen; *éteindre, effacer* = auslöschen; *parti, partie* = Partie; *droit, raison* = Recht; *écrit, écriture* = Schrift; *étoffe, matière* = Stoff; *gagner, mériter* = verdienen; *vin, vigne* = Wein u. a.

Synonymische Bemerkungen finden sich verstreut in den verschiedensten Werken. Um nur einige zu nennen, in: Ch. Bally, *Traité de stylistique française* (Heidelberg, Winter), E. Beckmann, *Anleitung zu franz. Stilübungen* (Progr. Altona 1885), W. Wächter, *Germanismen in franz. Schulaufsätzen*

(Progr. Magdeburg 1904/05), Sachs-Villatte, *Wörterbuch Franz.-Deutscher Teil,* Ch. Bigot, *Germanismes corrigés* (Stuttgart, Paul Neff, s. d.), Goedels *Neusprachliche Schultexte und Präparationen* (Hannover: Heft 2b, Prof. Micha, *Präparation zu Sandeau, Mlle de La Seiglière*). Neben solchen mehr gelegentlichen Bemerkungen über bedeutungsähnliche Wörter ist in Deutschland eine größere Anzahl systematischer Synonymiken entstanden. Die in Schulprogrammen veröffentlichten Arbeiten (z. B. Herm. Schulze, *Franz. Synonymen,* Zittau 1878/79; Karl Schiewelbein, *Die für die Schule wichtigen franz. Synonyma,* Königsberg 1890; L. Moeser, *Franz. Synonymik,* Herford 1891: Michael Waldmann, *Die wichtigsten franz. Synonyma,* Regensburg 1891; H. Fr. Haastert, *Die franz. Synonymik auf höheren Schulen,* Hagen 1891; Ellinger, *Franz. Synonymik,* Troppau 1895; Georg Wagner, *Die für den Gebrauch an höheren Schulen notwendigen franz. Synonyma,* Arnstadt 1902/03) waren von vornherein für einen begrenzten Kreis von Lernenden bestimmt und mußten bald der Vergessenheit anheimfallen, wenn sie nicht durch eine gesonderte Ausgabe der Allgemeinheit zugänglich gemacht wurden. Bei den Arbeiten von Schiewelbein und Haastert ist dies mit Recht geschehen (Velhagen & Klasing, 6. Aufl. 1922; Hannover, Carl Meyer [Gustav Prior], 9. Aufl. 1922); die weit umfangreichere Zusammenstellung von Waldmann hätte es ebenso sehr verdient. An verschiedenen deutschen Lehranstalten befindet sich das eine oder andere der genannten beiden Sonderheftchen in der Hand der Schüler und vermittelt vorzüglich die elementarsten Kenntnisse auf dem Gebiet der Synonymik. Die von Haastert gepflogene Einteilung der bedeutungsähnlichen Wörter nach Schulklassen hat allerdings etwas Künstliches, da letzten Endes doch Schulart, Klassenniveau und Lektüre entscheiden werden, welche und wieviele Synonyma der Lehrer behandeln kann. Man sollte den Schülern der Mittelklassen die Anschaffung der beiden Heftchen von Schiewelbein und Haastert zugleich empfehlen, da sie nicht immer das Gleiche bringen und sich daher gut ergänzen. Bei Anschaffung nur eines Heftchens sollte der Lehrer nicht versäumen, Nachträge aus dem anderen zu geben. Nicht schlecht ist auch Gustav Schmidt, *Recueil de synonymes français* (Heidelberg, Winter 1905). Da der Verfasser die Definitionen in franz. Sprache gibt, kann die Benutzung des Büchleins eigentlich nur auf der Oberstufe erfolgen. Der Umfang ist der gleiche wie bei den beiden vorgenannten Zusammenstellungen; die Einteilung ist nach Wortklassen geschehen.

Neben diesen kleinen Schulsynonymiken gibt es eine Reihe größerer Synonymiken, von denen wenigstens eine in der Hand des Neusprachlers sein muß. Ob man auch den Schülern der Oberklassen in heutiger Zeit die Anschaffung

einer größeren Synonymik zumuten soll, wage ich nicht zu entscheiden. Dies jedenfalls steht fest: An den meisten höheren Schulen ist bisher die Synonymik, obwohl schon öfters auf ihren großen Wert hingewiesen wurde, zu sehr vernachlässigt worden. Aber gerade synonymische Besprechungen sollten ein Hauptbildungsmittel in der Schule werden; sie fördern nicht nur die Sprachkenntnis, sondern entwickeln auch die Denkfähigkeit und den Geschmack des Schülers. Aus vollster Überzeugung pflichte ich K. Meurer (s. u.) bei, der den Satz aufgestellt hat: „Ohne Synonymik keine gediegene Kenntnis einer Sprache.“ Zugleich erfährt auch der Deutschunterricht durch solche synonymische Übungen eine nicht unwesentliche Unterstützung. Der Lehrende wird immer auf die feinen Unterschiede der deutschen Entsprechungen zurückgreifen müssen. Der Schüler lernt die verschiedenen Bedeutungen zahlreicher deutscher Wörter kennen, wenn er sieht, daß der Franzose sie oft durch ganz verschiedene Wörter wiedergibt. — Die erste bedeutende *franz. Synonymik für Deutsche* wurde von Bernh. Schmitz (Greifswald, L. Bamberg 1868) verfaßt; trotz einiger Weitschweifigkeiten ist sie für Lehrer immer noch ein brauchbares Buch. Die 3. sorgfältig überarbeitete Auflage wurde von A. Kesseler (Leipzig, C. A. Koch 1883) besorgt. Die *franz. Synonymik* von E. Koldewey (J. Zwißler, Wolfenbüttel, 4. Aufl. 1902) ist laut Mitteilung des Verlages vergriffen; der Termin einer Neuauflage unbestimmt. Die *kurzgefaßte franz. Synonymik* von H. Bretschneider (Leipzig, Renger 1892) ist gleichfalls vergriffen und erscheint nicht wieder. Für den Gebrauch in den Oberklassen höherer Schulen stehen heute folgende 2 Synonymiken, die gelegentlich auch in den praktischen Seminaren einzelner Universitäten Verwendung fanden, zur Verfügung: K. Meurer, *Franz. Synonymik* (Leipzig, H. Bredt, 6. Aufl. 1913) und Cl. Klöpper, *Franz. Synonymik für Höhere Schulen und Studierende* (Dresden und Leipzig, C. A. Koch [H. Ehlers], 5. Aufl. 1913). Bei systematischer Durcharbeitung dieser Bücher zieht der früher erworbene Wortschatz, nach einem bestimmten Gesichtspunkt geordnet, gleichsam noch einmal an dem fortgeschrittenen Sprachlernenden vorüber. Klöpper hat in seiner Synonymik auf die Berücksichtigung der Etymologie gänzlich verzichtet, Meurer gibt das Etymon in bestimmten Fällen. Über die Heranziehung der Etymologie in der Schule ist schon viel gehandelt worden; auch über ihre Verwertung speziell bei der Erklärung der Bedeutungsunterschiede franz. Wörter haben sich Verfasser von Synonymiken und ähnlichen Arbeiten geäußert. Bally (Traité I, § 155/56) und G. Krüger (im Vorwort zu seiner Synonymik, s. u.) verwerfen grundsätzlich den Hinweis auf die Etymologie in einer Synonymik, da ein solcher in den allermeisten Fällen nicht nur nichts nützt, sondern

den Lernenden geradezu verwirrt. Vielfach entspricht die heutige Bedeutung eines franz. Wortes überhaupt nicht mehr der des lat. oder germanischen Etymons, oder es hat sich im Laufe der Jahrhunderte ein kleiner Bedeutungsunterschied herausgebildet. Gerade in diesem letzteren Falle würde der Schüler durch den Hinweis auf das Grundwort irregeleitet werden. Wenn man die Lehre von der Wortableitung in der Schule berücksichtigen will. so muß dies nach Ballys und Krügers Ansicht von der Lehre von den sinnverwandten Wörtern getrennt geschehen. Ich möchte mich diesem Urteil anschließen. Bally und Krüger beweisen die Richtigkeit ihrer Forderung durch zahlreiche Beispiele, auf die hier verwiesen sei. Schmitz (s. o.), Meurer (s. o.) und Wagner (s. o.) verlangen die Heranziehung der Etymologie, aber nur dann, wenn das Etymon wissenschaftlich festgestellt ist, dem Lernenden eine Stütze sein kann und nicht zu längeren Erörterungen Anlaß gibt. Meurer hat dies in seiner Synonymik ziemlich genau befolgt, jedenfalls besser als die beiden anderen. Wagner gibt beispielsweise an: *travail* (wahrscheinlich von lat. *trabs* Balken), *se démettre de qch* (lat. *dimittere,* eigentlich „von sich schicken"), *trouver* (lat. *turbare* verwirren, durcheinanderbringen), *songer* (lat. *somniare* träumen). Wagner und Schmitz nennen auch dann die Quelle, wenn das Etymon nicht ein klassisch lat. Wort ist. Was weiß aber der Schüler vom Mittel- oder Spätlatein, vom Altfranzösischen oder Angelsächsischen?

Das wichtigste Werk für Deutsche auf dem Gebiet der franz. Synonymik ist zweifellos G. Krüger, *Franz. Synonymik nebst Beiträgen zum Wortgebrauch* (Dresden und Leipzig, C. A. Koch [H. Ehlers] 1922), ein 1144 Seiten starkes Handbuch, dem der durch seine bedeutenden Arbeiten auf dem Gebiet der englischen Philologie rühmlich bekannte Verfasser die letzten 20 Jahre seines arbeitsreichen Lebens gewidmet hat. Krügers Synonymik ist kein Lehrbuch, das man von Anfang bis zu Ende durcharbeiten soll, sondern ein Wörterbuch, in dem man sich vorzüglich über die oft mannigfaltigen Übersetzungsmöglichkeiten eines deutschen Wortes orientiert. Im Vorwort zu seiner Synonymik steht manches Beachtenswerte. Von grundsätzlicher Bedeutung scheint mir folgende Bemerkung zu sein: „Man hat den Inhalt der Wörter mit Kreisen verglichen, und dieser Vergleich ist treffend. Die Mehrzahl der sinnverwandten nun gleicht nicht Kreisen, welche sich nicht berühren, sondern solchen, die andere mehr oder weniger schneiden, d. h. in vielen Fällen kann für das eine Wort ein anderes sinnähnliches eintreten, wodurch dem, der die Sprache zu handhaben versteht, Gelegenheit zur Abwechslung gegeben wird. Das ist ein Mittel, Schönheit des Ausdrucks zu erzielen. In zahlreichen anderen Fällen freilich

erlaubt der Sprachgebrauch nur ein Wort, ...; ein Abweichen davon macht dann einen Fehler aus." Hier liegt auch meines Erachtens der Fehler in sämtlichen früheren, insbesondere den für Deutsche berechneten franz. Synonymiken. Die Verfasser haben sich bemüht, die zwischen den bedeutungsähnlichen Wörtern bestehenden Unterschiede herauszuarbeiten, sind aber stillschweigend über die Fälle, in denen man ohne Sinnänderung das eine Wort für das andere setzen kann, hinweggegangen. Mit anderen Worten: Man hat von den sich schneidenden Kreisen nur die auseinanderfallenden Teile einer Prüfung unterzogen, nicht aber das beiden gemeinsame Mittelstück. Infolgedessen werden in Synonymiken öfters da scharfe Unterschiede gemacht, wo es keine solchen gibt. Die Belehrung Suchenden werden durch diese unberechtigten Unterscheidungen irregeführt.

Wenden wir uns nun dem Krügerschen Werk selbst zu! Es hat unbedingt Anspruch auf eine ausführliche Besprechung. Krügers Synonymik hebt sich von den vielen anderen, von Deutschen verfaßten gleichnamigen Werken durch seinen Inhalt vorteilhaft ab; es berücksichtigt nicht nur die aus den früheren synonymischen Lehrbüchern sattsam bekannten Zusammenstellungen, sondern bringt auch eine Fülle neuer Beobachtungen. Wenn der Verfasser allerdings behauptet, er habe die sogen. Stümpersynonyma so gut wie nicht behandelt, so ist er diesem Grundsatz durchaus nicht immer treu geblieben. Oder liegen hier keine nur scheinbaren Synonyma vor: *adieu, retraite* = Abschied; *être (exister, subsister), consister* = bestehen; *sol (fond, fondement), cause (raison, sujet)* = Grund? Im Gegensatz zu früheren Synonymiken hat Krüger große Verbände geschaffen; er vereinigt z. B. unter einem deutschen Adjektiv als Stichwort nicht nur die entsprechenden franz. Eigenschaftswörter, sondern führt auch aus anderen Wortklassen Wörter an, die zum Stichwort in Beziehung stehen. Gegenteiliges bezeichnende Wörter werden gleichfalls aufgeführt. Dagegen läßt sich an und für sich nichts einwenden; nur muß sich das Gesagte dem Begriff „Synonymität" unterordnen lassen. Sonst gerät man aus dem Gebiet der Synonymik in das allgemeinere des Wortschatzes und ordnet lediglich nach Sinngruppen. So wundert man sich, unter „feucht" *arrosoir* (Gießkanne), unter „Feuer" *tisonnier* (Schüreisen), unter „Wetteifer" *jaloux, jalousie, jalouser* zu finden, ohne daß zu den genannten Wörtern Synonyma genannt werden. Manchmal scheint mir jeglicher Zusammenhang zu fehlen: Was soll *réverbère* = Straßenlaterne unter „Spiegel", *chenil* = Hundestall unter „Teil", *s'arranger avec qn, se débrouiller* = sich verständigen unter „Verstand"? Unter „Quartier" darf *quartier* = Stadtviertel nicht mit *cantonnement, logement* gleichgeordnet behandelt werden. Die in der Gruppe

„Abgrund" mitbehandelten *pente, penchant, versant, flanc, talus, berge, côte* wären besser unter einem besonderen Stichwort „Abhang", die unter „fliegen" genannten *aile, vantail, battant* unter „Flügel" aufgeführt worden. Wer andere Synonymiken studiert hat, wird im ersten Augenblick überrascht sein, z. B. unter „abnorm" nur ein einziges franz. Wort *(anormal)* zu finden. Unser „abnorm" hat zwei Bedeutungen: 1. regelwidrig, 2. krankhaft, die auch im Französischen nur durch ein Wort wiedergegeben werden. Das Gleiche gilt für „fördern = *promouvoir*, Sinn = *sens*, Unrecht = *tort*, Verwendung = *emploi*, Waffe = *arme*". Unverständlich aber bleibt die Anführung der Gruppen „Orgel = *orgue (m. od. f.)*, staubig = *poudreux*, wahrnehmen = *percevoir*, Weihnacht = *Noël* (*m. od. f.*)." Trotz des riesigen Umfangs der Krügerschen Synonymik wird man doch hier und da noch ein Wort vermissen; unter „abholen" das allgemeine *prendre qn*; unter „absetzen": *démettre;* unter „abziehen": *ôter;* unter „allerdings": *c'est vrai;* unter „bewegen": *agiter* (ein Beispiel steht fälschlich unter *agitation);* unter „drücken": *serrer;* unter „einschließen": *contenir;* unter „erobern": *prendre(un drapeau, un vaisseau, une ville);* bei „erreichen": *attraper;* bei „gerade": *aligné, direct, pair*; bei „Geschlecht": *sexe, génération*; bei „mieten": *arrêter.* Die Gruppe „Paar" führt nicht auf: *le couple;* „Probe": *épreuve;* „richten": *fixer;* „Rolle": *bobine;* „Scheibe": *tranche;* „Schrecken": *frayeur, épouvante;* „überschreiten": *surpasser;* „schwimmen": *naviguer, voguer;* „verbessern": *corriger;* „vollkommen"; *accompli, achevé*; „von": *de la part;* „vor": *devant* (Präp.); „Wunsch": *félicitation.* Wenn Krüger „Schwiegertochter" (*belle-fille, bru*) aufführt, so hätte er auch „Schwiegersohn" (*gendre, beau-fils*) aufnehmen sollen. Würde seine Synonymik durch die Aufnahme vorgenannter Wörter eine weitere Vergrößerung erfahren, so läßt sich andererseits ihr Umfang vorteilhaft verkürzen. Krügers Handbuch ist besonders dadurch so umfangreich ausgefallen, daß der Verfasser bei einem Wort, das in einer seiner Bedeutungen unter das Stichwort fällt, um Irrtümer zu vermeiden, auch die übrigen, nicht hergehörigen Bedeutungen aufzählt. Über die Notwendigkeit dieser Aufführung in einer Synonymik läßt sich streiten; jedenfalls sollten die Beispiele zu solchen Bedeutungen bei einer Neuauflage des Werkes gestrichen, die nicht hergehörigen Bedeutungen selbst der besseren Übersicht wegen in Klammern gesetzt werden. Große Freude empfindet man bei der Lektüre der von Krüger angeführten Beispielsätze, die in ihrer Güte und Lebendigkeit garnicht zu übertreffen sind. Nur müssen die zahlreichen Wiederholungen vermieden werden. Öfters erscheinen Beispielsätze versehentlich doppelt (z. B. unter „Befehl" = *commander;* drängen = *serrer;* errichten = *dresser;* fehlen = *manquer;* frieren = *geler;* gehen = *aller;* Gesellschaft = *compagnie;*

kurz = *court*; scheinen = *sembler;* See betreffend = *maritime;* werden = *devenir*"), oder es stimmen zwei oder mehrere Beispiele inhaltlich überein (z. B. unter „anhalten = *s'arrêter*; ablenken = *détourner;* Achtung = *respecter;* als = *en;* antworten = *riposter*; drängen = *serrer;* eindringen = *pénétrer;* gehen = *marcher*; Schmerz = *mal;* wollen = *vouloir*"). Unter demselben Stichwort wird versehentlich auch ein Wort zweimal behandelt („ausgenommen = *sauf que*; Ohnmacht = *défaillir;* verschieben = *s'attarder*"). Unter „gesund = *sain*" ist die Bedeutung „der Gesundheit zuträglich" doppelt genannt. Bei einer Neuauflage der Krügerschen Synonymik wäre auch öfters auf bessere Gruppierung innerhalb des Stichworts zu achten: unter „Absicht" ist *intentionnel* durch andere Wörter von *intention, intentionné,* unter „verlassen" *abandon* von *abandonner* getrennt. Der Bedeutung 1. entspricht keine Bedeutung 2. bei „Glaube = *foi*, Schale = *écaille,* staubig = *poudreux*". Hier und da ist ein Beispielsatz unter ein falsches Wort geraten: „anziehen = *vêtir,* beherrschen = *être maître de soi même;* bestellen = *commander;* ersetzen = *substituer;* ganz = *tout* (Adv.); halb = *moitié;* Nadel = *crochet;* sofort = *tout à l'heure*; stecken = *fourrer*". Ganz unverständlich ist die Aufführung eines Satzes bei „Süden = *midi,* hören = *écouter,* Tür = *guichet*". Manchmal wäre eine schärfere Definition wünschenswert gewesen. So steht z. B. unter „Schmutz": *bourbe* (Schlamm), *limon* (Schlamm); es fehlt die Scheidung: *bourbe* (Morast), *limon* (sich absetzender Flußschlamm). Unter „beleidigen" werden *injure, insulte, affront, outrage* sämtlich als „schwere, grobe, absichtliche Beleidigung, Beschimpfung" definiert. Eine genauere Fassung ist auch bei „Abscheu", „entfernt", „schneidend" (*secteur* allgem. Abschnitt, z. B. *secteur postal),* „schützen" und einigen anderen möglich. Falsch ist die Begriffsbestimmung von *tonne* und *tonneau* unter „Faß" (vergl. Larousse und Sachs-Villatte); das Umgekehrte ist richtig. *Se faire de la bile* unter „Galle" heißt nicht „sich ärgern", sondern „sich sorgen, ängstigen", *faire la popote* unter „essen" nicht „schmausen", sondern „kochen". In der Gruppe „eben" werden *plan* und *plane* getrennt angeführt; in Wirklichkeit handelt es sich nur um Maskulinum und Femininum. Unter „Würfel = *dé*" ist *dé à coudre* (Fingerhut) zu streichen, da dieses *dé* nicht auf lat. *datum* zurückgeht. Die in erheblicher Zahl stehengebliebenen Druckfehler nachzuweisen, kann hier nicht meine Aufgabe sein; sie sind bei dem geschwächten Augenlicht des Verfassers wohl zu entschuldigen. Von den behandelten Wörtern selbst sind verdruckt: „aufklären": *tirer qch au chair:* schreib *clair;* „entwerfen": *minute* (*m.*): schreib (*f.*); „Glanz": *élatant* schreib *éclatant;* „Kugel": *boulet* (*f.*) schreib (*m.*); „Stelle": position (*m.*); schreib (*f*); „verfassen": *tresser:* schreib *dresser;* „Wache": *garde 2.* (Wächter)

(*f.*): schreib (*m.*); „Wand“: *parvi:* statt *paroi;* „zuweilen“: *ça et là:* statt *çà et là;* „hebräisch“ (§ 172): *hébreux*: statt *hébreu.*

Die aufgewiesenen Mängel können den guten Gesamteindruck, den man beim Studium des Krügerschen Handbuches gewinnt, nicht wesentlich trüben. Das gewaltige Werk wird zweifellos großen Nutzen bringen. Es sollte in jeder Lehrerbibliothek aufgestellt werden und im Bücherschrank keines Neuphilologen fehlen.

Wenn nun eine genügende Anzahl von Synonymiken vorhanden ist und der Wert synonymischer Übungen, auf den schon oben hingewiesen wurde, auf der Hand liegt, so muß es Wunder nehmen, daß der Synonymik auf Schule und Universität noch immer nicht der Platz eingeräumt worden ist, der ihr gebührt. Ich glaube den Grund hierfür darin zu sehen, daß bisher kein Synonymiker seinem Lehrbuch ein Übungsbuch angegliedert hat. Wie zur Grammatik die deutschen Übungssätze gehören, so verlangt auch das synonymische Lehrbuch nach einem Übungsteil, der das theoretisch Gelernte praktisch verwerten lehrt. Erst dann wird das synonymische Studium seinen Zweck vollkommen erfüllen können. Solange wir ein solches synonymisches Übungsbuch nicht besitzen, muß es dem Lehrer überlassen bleiben, selbst deutsche Mustersätze zusammenzustellen. Ich verkenne nicht die Schwierigkeiten, die diese zeitraubende Arbeit mit sich bringt, aber die Arbeit wird sich lohnen. Es ist nicht einmal empfehlenswert, durchaus immer eigene Sätze bilden zu wollen, da dies eine so meisterhafte Beherrschung der Fremdsprache zur Voraussetzung hat, wie sie vom Nichtfranzosen kaum verlangt werden kann. Man wird gut tun, der Einfachheit halber aus der Klassenlektüre oder aus dem franz. Lese- und Übungsbuch geeignete deutsche Sätze (gegebenenfalls durch Retrovertierung) herauszugreifen.

In den Universitätsseminaren empfiehlt es sich dringend, die Synonymik systematisch durchzuarbeiten. Die Präparation der deutschen Übungssätze kann zu Hause erfolgen, am besten schriftlich, damit der Lektor ab und zu die Arbeiten in Ruhe nach der Sitzung korrigieren kann. Auf diese Weise lassen sich zugleich Fehler gegen die Grammatik, Orthographie usw., die auch dem Studierenden noch recht oft unterlaufen, ausmerzen. Man sollte aber gelegentlich Übungsstücke auch aus dem Stegreif übersetzen lassen; einige Studenten übersetzen auf Anhieb besser als zu Hause, wo öfters die ungeschickte Benutzung eines Wörterbuches oder langes Überlegen mehr Schaden als Nutzen stiftet. Die Studenten folgen synonymischen Übungen mit größtem Interesse, besonders wenn man ihre schriftlichen Leistungen auf diesem Gebiet durch Zensierung bewertet. Da die Studierenden auf der Schule bisher kaum Synonymik getrieben haben, empfinden

alle Teilnehmer an solchen Übungen lebhaft ihre mehr oder minder großen Lücken. Gerade jetzt, wo dem Deutschen vorerst das französisch sprechende Ausland meist verschlossen bleiben wird, kann intensives Studium der Synonymik garnicht genug empfohlen werden. In den Oberklassen höherer Lehranstalten wird man natürlich nicht in diesem Ausmaße Synonymik treiben können; das läßt schon die beschränkte Stundenzahl nicht zu. Aber doch sollte auch hier mehr als bisher geschehen. Es ist nicht einmal nötig, auf der Prima einige Wochen lang die Schüler systematisch in die Synonymik einzuführen, obwohl dies in jeglicher Hinsicht eine ganz vorzügliche Schulung wäre. Keinesfalls sollte aber der Neusprachler es versäumen, bei der Schriftstellerlektüre auf die wichtigsten Synonyma und Stümpersynonyma hinzuweisen. Es interessiert den Schüler, wie der Referent aus seiner eigenen Schultätigkeit weiß, sehr, wenn ihm z. B. beim Vorkommen von *naviguer* = schwimmen auch *nager* = schwimmen und *flotter* = schwimmen vorgeführt werden. Das auf dem Gebiet der Synonymik nach und nach in der Schule gemeinsam Erarbeitete wird zweckmäßig in gewissen Zeitabschnitten zusammengestellt und nun im Zusammenhang wiederholt. Damit das Gelernte zum dauernden geistigen Eigentum des Schülers wird, ist es unbedingt nötig, daß er es auch praktisch anwenden lernt. Das ist aber, soweit ich sehe, überhaupt noch nicht auf unseren Schulen geschehen.

Gießen. WALTER GOTTSCHALK.

Glossen zu Brüchs Besprechung meines Elementarbuchs in dieser Zeitschrift 1924, S. 114.

Systematik ist ledern. Aber sie gehört nun einmal leider an der Dinge Anfang wie verständnisvolle Rezensenten ans Ende. Brüch tadelt die Anordnung meines Vokalismus: Da ich jeden Tonvokal für sich betrachte, so risse ich Zusammengehöriges wie Diphthongierung, Palatalisierung auseinander: Gut. Das sind in der Tat Einheiten. Aber der einzelne Laut in gleicher Stellung zum Akzent ist auch eine Einheit, und zwar die psychologisch ursprüngliche. Und die reißt ja B.'s System auseinander. So ist eben das Schicksal aller Systematik! B.'s System hat ihn freilich zu einem wackeren Irrtum verführt, wozu unten S. 251 (E. B. 89) zu vergleichen:

Ich habe in meinem Buch eine Entwicklung der eigentlichen Einheit — und keine Chronik ihrer Störungen geben wollen; bin also nicht „hinter Behrens" gegangen, wie sich B. plastisch ausdrückt, sondern lediglich in begründeter Weise

meine Wege gegangen[1]). **Daß ich deswegen zu Konventionalstrafen verurteilt werden würde, wußte ich vorher.**

Aber nicht nur der Plan läßt B. die Stirn runzeln (S. 115): „Schlimmer ist, daß sich in der Lautlehre, weniger in der Formenlehre, viele direkt unrichtige Angaben finden. Diese Behauptung muß begründet werden." — Eine seltsame Begründung folgt: Die Meinungsverschiedenheiten, Mißverständnisse und — Irrtümer B.'s überwiegen schier, was mir sachlich leid tut; denn ich will gar nicht recht haben; ich will nur erkennen. Im einzelnen bemerke ich folgendes:

B. läßt S. 115, 116 das von mir nachgewiesene *puricellus* Gregors aus **pulicellus* entstehen, „weil Dissimilation viel wahrscheinlicher als Assimilation." Meinetwegen. Dann bleibt es mir B. schuldig, folgende deutliche Begriffsbeziehung aus dem Wege zu räumen: *puer* „Sklave" (Corp. Jur.), *puricellus* „Knecht" (Gregor), *pulcella* „Magd" (Eulalia). Und wenn er diese Beziehung forträumt, ist meine Anschauung immer noch „möglich" und nicht „direkt unrichtig". — Warum läßt B. das von mir fettgedruckte Fragezeichen nach *pūrus* (E. B. S. X) aus? Eine Frage ist doch keine Behauptung!

S. 116 (E. B. S. 22) meint B. weiter: Da in Spanien das auslautende *-s* heute noch lautet, ohne daß eine Zweikasus-Flexion besteht, — so kann das gallische Zweikasus-System nicht die Wirkung der gallischen Erhaltung des *-s* sein. — Man kann nicht unrichtiger denken: Sein Einwand ist l o g i s c h unhaltbar, denn eine Wirkung kann verschwinden und der sie verursachende Vorgang bestehen bleiben, genau wie ein Vater den Sohn überleben kann; — er ist p s y c h o l o g i s c h unhaltbar, denn der gleiche Lautvorgang kann in Gallien ganz andere syntaktische Wirkungen erzielen als in Spanien. In Gallien ist die Erhaltung der männl. 1. Dekl. (lat. 2. Dekl.) bedingt (das ist indiskutabel) durch die Erhaltung des *-s*, mit dessen Verstummen sie denn auch verfällt. Weiter hatte ich nichts sagen wollen.

S. 116 (E. B. S. 25) zitiert B.: „Präpositionen, Präfixe, Suffixe wurden germanisch"; ich hatte etwas ganz anderes, e i n s c h r ä n k e n d e s gesagt: „N u r e i n z e l n e W o r t e, a u c h Präpositionen . . . wurden germanisch." Das ist doch eine sonderbare Art zu zitieren! *Wurden germanisch* habe ich nun in der Tat schlecht ausgedrückt und statt *Präpositionen* hätte ich sagen sollen: *Präpositionen in germ. Zusammensetzungen* (*bî-, widar-, for-*).

B. behauptet S. 116 ich hätte *trover* von **tropare* „hergeleitet". Da hat nur er ungenau gelesen, denn ich sage S. 141 „*trobar* zeigt, daß ein *t r ǫ p a r e zugrunde lag oder

---

[1]) Die Begründung in: *Wo ist der Denkfehler im Schlagwort vom Bankrott der Lautlehre.* Arch. Rom. 1924, S. 124.



sich einmischte“ und das ist lautlich wohl begründet; ich sage zugleich, daß Schuchardt die Herleitung von tŭrbare „begrifflich sehr wahrscheinlich“ machte. Das Problem hat wie die Systematik oben zwei Seiten. B. sieht wiederum nur eine.

S. 117 (E. B. S. 42) streicht mir B. mit Recht *rossignol* als Beispiel der Dissimilation mit Hinweis auf REW 5180 „kann man nicht wohl als Dissimilation fassen“. Nur ist Meyer-Lübke im Ausdruck etwas vorsichtiger als er.

S. 117 (E. B. S. 52) bessert er, was mein Nachtrag schon tat: „Jud .. führt die romanischen Formen auf *vigínti, trigínta* . zurück,“ schrieb ich dort. Das kann doch also seiner These nicht mehr dienen. Weniger allerdings noch das Folgende:

Ich erklärte E. B. S. 56 *mentio*>*mento* durch Lautentwicklung. B. verweist die Erscheinung in die Formenlehre, was durchaus möglich ist. Auch Meyer-Lübke bleibt, wie er mir mitteilt, bei seiner alten Lehrmeinung unter Hinweis auf das verhältnismäßig hohe Alter von *menz;* B. aber begründet seine Lehrmeinung durch Hinweis auf „*nuntio, nuntiat,* Suffix-*antia, infantia*“ — *nuntio* ist aber meines Wissens in keiner romanischen Sprache als Erbwort erhalten, *infantia* und andere Abstrakta auf *-antia,* „Kindheit“, „Unwissenheit“ Begriffe gehobener Klassen, die also zur Beurteilung des Erbwortschatzes nicht dienen können. Einwürfe muß man sich doch überlegen.

S. 117 zitiert B. angeblich aus E. B. S. 56: „Ypsilon war den Römern fremd.“ Ich glaube nicht. daß man mir vorwerfen kann, daß ich mich so unphonetisch ausdrücke. Ich hatte denn auch geschrieben: „υ (Ypsilon) war den Römern fremd und es wurde ihm *u* substituiert.“ B. meint dazu: Das sei keine „Substitution“ gewesen, sondern „ziemlich genaue Wiedergabe“. Wo ist der Unterschied? Jede volkstümliche Aufnahme eines fremden Lautes ist „ungenaue Wiedergabe“ und „Annäherung an die mundartliche Lautung“. Das nennen wir *Substitution.* Ein Unterschied des Grades ändert die Sache nicht. Auch nicht die Vermittelung des Lautes durch Süditaliener.

E. B. S. 57 hatte ich geschrieben: „Im übrigen schlugen sich die fränkischen Längen zu den entsprechenden geschlossenen Vokalen, die Kürzen zu den offenen, frk. *ĭ* ergab *ẹ,* frk. *ŭ* ergab *o,* frk. *ō* und *ǫ* zusammenfallend *ɔ.*“ Das sind zwei allgemeine Regeln mit nachfolgenden Einschränkungen. Brüch versteht mich falsch und findet darin Widersprüche. Ist ein solcher Irrtum bei aufmerksamer Lektüre wirklich möglich? Wie ungenau Brüch liest, wird sich unten (E. B. S. 118) in belustigender Weise zeigen.

* * *

Da der Leser nun gesehen haben dürfte, daß B. sich nicht auf die Begründung seiner These beschränkt, so wird er mir von nun ab erlauben, mich nur mit solchen Einwänden zu befassen, die behaupteten Unrichtigkeiten meines Buchs gelten:

Da hält B. vorab meine Meinung, *mot* sei ein Buchwort gewesen (E. B. S. 83), für „unmöglich", weil es dem klassischen und Kirchenlatein nicht angehörte: Ich habe auch nur behauptet, daß es ein altfrz. Buchwort war und daher nicht zu **mout* wurde, sich also damals der normalen Lautentwickelung entzog.

Hat es ihm wohl hier an Aufmerksamkeit gefehlt, so beruht sein Einspruch gegen meine Parallele *vĕnio, ingęnium* (E. B. S. 89) mit Hinweis auf die Entwickelung von cēra *cire* und vēra *voire* auf einem groben lautlichen Versehen. Denn bei ε bewirkt vorhergehender Palatal keinen Unterschied des Diphthongs, wie ich E. B. S. 150 mit Hinweis auf *ciel, [giel]* begründete, wozu auch Schwan-Behrens § 50 zu vergleichen ist. Meyer-Lübke macht mich darauf aufmerksam, daß auch noch senior *sire* meiner Auffassung zugute kommt. — Wenn man B.'s Irrtum genau durchdenkt, so wird man finden, daß bei meinem System des Vokalismus die Möglichkeit eines solchen Irrtums sich verringert, ja daß man ihn sehr wohl aus seinem System verstehen kann.

Ich führe S. 143 *maneis* auf *mane-ĭpsum* zurück, was allerdings lautlich Schwierigkeiten macht; B. versteht es nach *anceis*, was begrifflich Schwierigkeiten macht, da „sofort" durch „früher" nicht deutlicher wird. Wir übersahen alle beide altmail. *a la manesca* (REW 5294, M. L.), das die Frage löst. Irren ist eben menschlich.

Das *ë* von *ëust, chëu* faßte ich (E. B. S. 115) als analogisch nach anderen *e*-Stämmen. B. begründet mit Hinweis auf Schwan-Behrens § 87, 2 Lautentwickelung. Nun zeigen aber die Formen von sabūcum „Hollunder" Neigung zur Bastardierung mit anderen Worten, wie dies ungeläufigem Wortmaterial eigen ist (REW 7561). Es kann also ebensowenig wie ein Ortsname (*Montëut* acūtum) zum Erkennen von Gesetzmäßigkeiten dienen. Denn unter *Lautgesetz* verstehen wir doch „gleichmäßige Entwickelung gleicher Laute in gleicher Stellung im alltäglichen Wortschatz einer Sprachgemeinschaft". Daher neigt denn auch ein vereinzeltes Wort eher zur Bastardierung als zur normalen, das ist ungestörten Lautentwickelung. Deshalb scheint mir das vereinzelte *mëur* nicht zu genügen, um für *ëust, chëu* als Maßstab zu dienen, zumal vortonige Hiatvokale, wie ich in dem Abschnitt zeigte, jeder Störung nachgeben. Aber das ist nur meine Lehrmeinung und Schwan-Behrens kann sehr wohl recht haben.

Dagegen hat B. sicher unrecht, wenn er E. B. S. 116

„Schrifteinfluß hält den Hiat in *fléau*“ durch *préau* zu entkräften sucht, denn hier hält der deutlich gefühlte Zusammenhang mit *pré* den Hiat! Seinen Hinweis auf *chéau* (Baïf) verstehe ich nicht, denn die normale Form *cheau* dient doch meiner These. Meine Meinung kam so zustande: Die Geläufigkeit von *fléau* verdanke ich selber ausschließlich Geschichtsunterricht und späterer Lektüre.

B. meint zu E. B. S. 116: „An Zusammenhang von *viaire* ‚Ansicht‘ mit *vëoir* kann doch niemand zweifeln“; — in meinem Index hätte er die ansprechende Spitzersche Herleitung arbitrarium *aviere* gefunden.

Um seine Begründung durch ein komisches Intermezzo zu erheitern, bekämpft B. S. 120 eine E. B. S. 118 deutlich als Gierachs Meinung bezeichnete Stelle als meine „eigene Ansicht“.

Gleich darauf verlangt B. — natürlich von mir: „Unvoreingenommene Prüfung und Schlüsse hieraus ist der Weg der Wissenschaft.“ Die Methode der *Deduction* vergaß er wohl: Sie ist, wenn das Material aus einem einzigen Worte besteht, durchaus zulässig. Lautentwickelung von wadium zu *gage* kann nur Glaubenssache sein, da bei der Vereinzelung von Wort und Lautvorgang der Maßstab fehlt. Dagegen ist nahe Begriffsverwandtschaft und häufige Paarung von *gage* und *plege* eine Tatsache. Da nun *plege* mit Sicherheit normal ist, erkläre ich mir *gage* nach *plege*, und denke, daß es, trotz zeitlicher Distanz der Entwickelung, wie radium *rai* usw. normal **guai* hätte geben müssen.

Meine Erklärung von *pasmé* spasm-atu auf Grund weicheren griech. *s* erklärt B. mit Hinweis auf *espasmer* geschmackvoll als „Gerede“. Nun im Afrz. ist *espa(s)me (Rég. du Corps)* eine gelegentliche gelehrte Form — volkstümlich ist nur *pâmer*. *Espasmer* und andere romanische *es*-Formen widerlegen meine Behauptung also nicht. Phonetisch begründet ist mein Urteil, weil lat. rom. *s* im Auslaut stets stimmlos und scharf ist, die altgriechische Lautgeschichte aber auf ein *s* mit geringer Zungenspannung schließen läßt. Mit besserem Recht hätte B. mir *Vereinzelung* vorgeworfen.

Die von mir E. B. S. 155 wegen ihrer lautlichen Vereinzelung und Disparatheit der Beispiele (*rogare, interrogare* „demander“ gehören gehobener Sprache an, *sŏcrum* „beau-frère“ war kaum Volkswort, *kukur* „Köcher“ ebenfalls nicht) bezweifelte Labialisierung von *-oga* zu *-ogva* besteht zu recht: Aber nicht weil sie B.'s Lehrmeinung war, sondern wegen dem von mir im *Prosaalexander* nachgewiesenen *suegre*, wie ich in meiner Besprechung dieses von Hilka herausgegebenen Textes in *Ztschrft. f. ro. Ph.* zu zeigen gedenke.

Und nun bitte ich Brüch, meine letzte Bemerkung wohl zu beachten:



Zu E. B. S. 167 pater > *pedre* bemerkt er: „*pedre* kommt von patrem. Ein böser Schnitzer!" Ich ersuche ihn, lautlich unter Hinweis auf senior *sire*, maior *maire*, funktionell auf die ganze, alltägliche Appellativklasse „Schwester", „Tante", „Großmutter", „Herr" usw., nachzuweisen, daß Subj. und Vok. *pedre* notwendigerweise von patrem kommen, widrigenfalls der „böse Schnitzer" samt Ausrufungszeichen und dem Vorwurf leichtfertiger und verletzender Kritik dazu auf ihn zurückfallen.

* * *

Brüchs Besprechung fehlt in Form und Sache das Maß: Ich verdanke ihm den Hinweis auf das schlechte Beispiel *rossignol,* eine bessere Erklärung des offnen *ǫ* in *noce*, *gorge* (E. B. S. 83), den Hinweis auf ungenügende Erklärung von *fait, ait* (E. B. S. 154), auf englisch *meddle,* das meinen Irrtum (*d* für *s* graphisch) S. 164[1] bessert, den Hinweis darauf, daß *natta* punischer Nebenform von *matta* entstammt (S. 174), die Besserung meiner irrigen Zurückführung von *metipse* auf *meta* (S. 220). Mehrfach regte er mich zu besserer und genauerer Fassung an.

Verglichen mit seinen eigenen Irrtümern ist das nicht genug: Auf 10 Seiten Kritik behauptet er, daß ein Lautvorgang dieselbe syntaktische Wirkung in Gallien wie in Spanien haben müsse, — daß sich *vĕnio, ingęnium* verhalten müßten wie *vēra, cēra,* — daß *mentio, sentio* nach dem Buchwort *nuntio* und dem Abstrakt *infantia* zu beurteilen seien, daß *fléau* (neben dem kein *flé* korrigierend steht) in *pré-au* sein Gegenstück habe — und daß *pedre* (das alltäglichste aller Appellativa!) von patrem stammen müsse.

Da stellt sich denn naturgemäß der Ton des doktrinären Examinators ein: „Ein böser Schnitzer — Kandidat fällt!"

Meyer-Lübke schrieb mir als mein Buch erschien: „Ich konnte ... nur blättern, habe aber den Eindruck, daß Sie auf dem Wege ... des verstandesmäßigen Erfassens ... einen großen Schritt vorwärts getan." Nun, da er schon Einzelheiten mit mir diskutierte, autorisierte er mich, das Urteil zu benutzen. Denn es ist eine undankbare Sache, um der Erkenntnis willen Autorität und Mode, den Zeitgötzen, zu trotzen. Darum muß man mit jeder wirklich autoritativen Anerkennung wuchern.

München. L. Jordan.

Bemerkungen zu Jordans Glossen.

Zur Anordnung des Stoffes in der Lautlehre bemerke ich folgendes: Die lautliche Entwicklung einer Sprache besteht aus einer größeren Zahl lautlicher Veränderungen, die man

nach verschiedenen Gesichtspunkten anordnen kann. Nach dem chronologischen hätte man zuerst den ältesten Lautwandel darzustellen, dann den zweitältesten, den drittältesten usw., gleichgültig, welcher Art diese Veränderungen sind und ob sie Vokale oder Konsonanten betrafen. Mann kann diesen Gesichtspunkt heute noch kaum durchführen, weil man das zeitliche Verhältnis der einzelnen Lautveränderungen zueinander noch zu wenig sicher kennt. So hat sich denn auch Meyer-Lübke in seiner historischen Grammatik der franz. Sprache I darauf beschränkt, am Schlusse eine kurze chronologische Übersicht über die Lautveränderungen zu geben. Zweitens könnte man die Lautveränderungen nach ihrer Wesensart anordnen und die Diphthongierungen, Monophthongierungen, Palatalisierungen, Velarisierungen jeweils gemeinsam vorführen, gleichgültig ob z. B. zwei Palatalisierungen zu verschiedenen Zeiten erfolgten, ob die eine einen Vokal, die andere einen Konsonanten betraf. Endlich kann man die Lautveränderungen nach ihren Objekten, den betroffenen Lauten anordnen. Jordan hat dieses Prinzip strenge durchgeführt, die einzelnen Vokale und Konsonanten hergenommen und die Veränderungen eines jeden verfolgt. Er hat z. B. Seite 68ff. die Wandlungen des freien *ę* zu *ei, ọi, ọ́e, oé, ué, uá* und *ę́* bis in das 16. Jh. dargestellt, unmittelbar darauf auf der Seite 71 den Übergang von *ẹ* + *i* zu *ei* durch *dreit* der Straßburger Eide belegt. Er geht somit vom 9. bis in das 16. Jh. und kehrt dann in das 9. zurück. Das ist die Verneinung des historischen Prinzips, das doch in einer Lautgeschichte wie in jeder Geschichte maßgebend sein soll. Den Sprachen entsprechen geographisch die Länder. Wer nun eine Geschichte Frankreichs schreiben will, wird doch nicht zuerst die Geschichte der Pikardie von der Zeit der Kelten bis in das 20. Jh. darstellen, dann die Geschichte der Normandie wieder von der Zeit der Kelten bis in die Gegenwart u. s. f. So könnte nur jemand verfahren, der bloß eine Geschichte der Pikardie als Monographie schreiben will. So wie Jordan könnte ein Dissertant verfahren, der eine Geschichte des lat. *ē* im Franz. schreiben will. Aber die Geschichte der franz. Sprache besteht nicht nur aus der Aneinanderreihung der Geschichten der einzelnen Laute. Behrens, Brunot und Meyer-Lübke, die zuerst die betonten Vokale, dann die unbetonten, dann die Konsonanten behandelt haben, somit auch in gewisser Hinsicht von den Lauten ausgegangen sind, haben doch dem historischen Prinzip Genüge getan, indem sie Perioden oder Epochen unterschieden haben. Jordan hat dies nicht getan. Er hat aber nicht nur das chronologische Prinzip mißachtet, sondern auch das pragmatische verletzt. Er hat, wie ich schon in meiner Besprechung sagte, Vorgänge getrennt, die offenbar zusammenhingen wie die Diphtongierung des offenen *e* und die

des offenen *o*, die beide in der Dissimilation des ersten Elementes des zweigipfligen Lautes gegen das zweite Element und zwar in einer Diss. zum entsprechenden Extremvokal ihren Grund haben. Seit langem folgt doch die neuere Geschichtsschreibung dem Grundsatze, die einzelnen Vorgänge nicht einfach nebeneinander darzustellen, sondern soweit als möglich die ursächlichen Zusammenhängen aufzudecken. Jordan gibt nun zu, Zusammengehöriges auseinandergerissen zu haben, rühmt sich aber, dafür die Einheit des Lautes bewahrt zu haben. Dies sei die psychologisch ursprüngliche Einheit. Diese Behauptung ist nicht richtig. In der wirklichen Sprache kommen nur die Sätze, allenfalls die Wörter vor, aber nicht die einzelnen Laute. Diese sind eine Abstraktion der Gelehrten. Dem Manne aus dem Volke ist der Begriff 'Laut' nicht geläufig; er kennt höchstens den Begriff 'Buchstabe'. Das Anordnungsprinzip Meyer-Lübkes, das ich empfohlen habe, das Jordan deshalb, mir zuviel Ehre erweisend, „Brüchs System" nennt, reißt somit keineswegs eine psychologische Einheit auseinander, wie Jordan meint. Über den angeblichen Irrtum, zu dem mich mein angebliches System verführt hat, werde ich unten sprechen. Ein historisch denkender Sprachforscher wird die Lautgeschichte einer Sprache nicht, wie Jordan tut, eine „Chronik der Störungen der eigentlichen Einheit" nennen. Der Ausdruck 'Störungen' erinnert heute an die weit zurückliegenden Zeiten, in denen die rom. Sprachen als „verdorbenes Latein" aufgefaßt wurden. Jordan ist eben „seine Wege gegangen" und von mir „deswegen zu einer Konventionalstrafe verurteilt" worden, weil er den alten Brauch der rückständigen Gelehrten verletzt hat. Da ich kein Gott, nicht einmal ein König bin, so habe ich über Jordans Anordnung nicht „die Stirne gerunzelt", sondern bloß als trockener Kritiker einen Mangel derselben hervorgehoben. Doch sehen wir nun, wie es mit meinen angeblichen Mißverständnissen und Irrtümern stehe, die nach Jordan meine richtigen Behauptungen „schier" — doch wohl nur 'schier'! — überwiegen.

Puricellus im Martinsleben Gregors von Tours IV 29 oder vielmehr *puericellus*, wie bei Migne gedruckt ist, muß durchaus nicht 'Knecht' bedeutet haben, wie Jordan jetzt angibt, kann vielmehr sehr wohl mit 'Junge, Bursche' übersetzt werden; ein Salzhändler sagt nämlich: *Domne Martine, me et puericellos quos habeo, et naviculam meam tibi commendo.* Jordan selbst hatte im Elementarbuch eine Bedeutung 'Kaufmannslehrling' oder 'Schiffsjunge' angenommen, hat aber jetzt eine Bedeutung 'Knecht' angesetzt, um eine begriffliche Beziehung zu *pulcella* 'Magd' herzustellen. Er übersetzt nämlich *pulcella* des Eulalialiedes mit 'Magd'. Diese Bedeutung ist ganz unwahrscheinlich, da Eulalia aus edlem Geschlechte stammte; auch kann *pulcela* im Alexiusliede 9a

nach der Stelle (*Fud la pulcela de mult halt parentet*) nur 'Mädchen', nicht 'Magd' bedeutet haben. Man könnte somit eine begriffliche Verwandtschaft zwischen *puer* 'Knabe', *puericellus* 'Bursche' und *pulcella* 'Mädchen' feststellen, nicht eine zwischen *puer* 'Sklave', *puericellus* 'Knecht' und *pulcella* 'Magd', wie Jordan meint. Er glaubt nun, ich sei verpflichtet, die begriffliche Verwandtschaft zwischen *puer, puericellus* einerseits, *pulcella* andererseits aus dem Wege zu räumen, um die Leugnung eines etymologischen Zusammenhanges aufrecht zu erhalten. Diese Ansicht ist unzutreffend. Wer sich intensiver mit Wortgeschichte befaßt hat, weiß, daß man öfter die Herleitung eines rom. Wortes aus einem lautlich ähnlichen lat. Worte gleicher Bedeutung verworfen hat, weil die Herleitung lautlich unmöglich war. Auch die Indogermanisten verneinen jeden etymologischen Zusammenhang zwischen lat. *deus* und griech. θεός. In unserem Falle liegt die Sache übrigens anders. Altfranz. *pulcele* 'Mädchen' geht auf **pullicella*, älteres **pullicula*, ein Diminativ von *pulla*, dem Femininum von *pullus* 'jung', zurück. Die begriffliche Verwandtschaft zwischen *puer* und *pulcele* hat in der etymologischen Verwandtschaft zwischen *puer* und *pullus* ihren Grund. Diese Verwandtschaft zweier lat. Wörter geht den Romanisten direkt nichts an. Er hat nur festzustellen, daß als Grundwort des altfranz. *pulcele* wegen dessen *l* hinter *u* nur *pulla*, nicht *puer* in Betracht kommt. Die Herleitung des altfranz. *pulcele* von *puer, puericellus* ist lautlich höchst unwahrscheinlich. Sie ist nur insofern möglich, als das Festhalten einer objektiv höchst unwahrscheinlichen Ansicht durch ihren Urheber subjektiv möglich ist. Zur Annahme, daß *pūrus* auf *pŭer* eingewirkt und ihm sein *ū* gegeben habe, hatte Jordan allerdings ein Fragezeichen gesetzt; er sagt nun, eine Frage sei doch keine Behauptung. Dafür hatte ich die Vermutung auch nicht ausgegeben. In meiner Besprechung habe ich gesagt: die „für möglich gehaltene Vermischung von *puer* und *pūrus* ist begrifflich unwahrscheinlich". Für möglich muß aber Jordan bei der Drucklegung seines Buches die Vermutung gehalten haben; denn wenn er sie schon damals für unmöglich gehalten hätte, so hätte er sie doch unterdrückt. Daß Jordan diese Vermutung als feste Behauptung vorgebracht habe, das habe ich nie gesagt.

Um die Ansicht Jordans, daß die Erhaltung des auslautenden *s* in Gallien zur Erhaltung des Unterschiedes zwischen Nominativ und Akkusativ im Typus *murs-mur* „geführt", d. h. sie verursacht habe, aufrecht zu erhalten, muß man Spaniens wegen annehmen, daß auch das Ursp. den Unterschied zwischen dem Nominativ Sing. **muros* und dem Akkusativ *muro* bewahrt habe, sowie es das auslautende *s* bewahrt hatte. Jordan meint, eine Wirkung könne verschwinden und der sie verursachende Vorgang bestehen bleiben. Auf den kon-

kreten Fall angewendet, heißt das: das Ursp. kann den Unterschied zwischen Nom. und Akk. aufgeben und doch das auslautende *s* bewahrt haben. Dann wäre zu erklären, warum im Ursp. die Bewahrung des auslautenden *s* einige Zeit den Unterschied zwischen Nom. und Akk. aufrecht hielt und dann nicht mehr. Daraus, daß das Sp. den Unterschied aufgab, obwohl es das *s* bewahrte, ergibt sich, daß die Bewahrung und die Beseitigung des formalen Unterschiedes von anderen Momenten abhing als der Erhaltung und dem Schwunde des auslautenden *s*. Man ersieht durch das Sp., daß die Bewahrung des lautlichen Unterschiedes zwischen *el *muros* und *el muro* allein nicht imstande war, die Erhaltung des formalen Unterschiedes zu bewirken. Dann kann man aber nicht mehr sagen, daß die Bewahrung des lautlichen Unterschiedes zu der des formalen „geführt“ habe. Jordan sagt noch, der gleiche Lautvorgang könne in Gallien ganz andere syntaktische Wirkungen erzielt haben als in Spanien. Da es sich nicht um einen Lautvorgang, sondern um die Bewahrung der alten Lautverhältnisse handelt, so hat sich Jordan schlecht ausgedrückt. Er hätte sagen sollen: bei dem gleichen Lautstande können sich in Gallien ganz andere syntaktische Verhältnisse entwickeln als in Spanien. — Damit ist aber die Wirkung des Lautstandes auf die syntaktischen Verhältnisse in unserem Falle geleugnet und Jordans Ansicht tatsächlich schon aufgegeben. Der Vergleich vom Vater, der den Sohn überlebt, beweist wie alle Vergleiche nichts, ebensowenig die großen Worte, mein Einwand sei „logisch unhaltbar“ und „psychologisch unhaltbar“.

Jordan hat im Elementarbuche, 25 gesagt: „Nur einzelne Worte, auch Präpositionen, Präfixe, Suffixe wurden germanisch.“ Da die germanische Herkunft einzelner franz. Worte, Subst. und Adj. feststeht, so hatte ich nur die Äußerung: „Präpositionen, Präfixe wurden germanisch“ beanstandet. Ich habe Jordan wörtlich zitiert; er nennt dies „eine sonderbare Art zu zitieren“. Ich habe nicht gesagt: „*die* Präposition und Präfixe wurden germanisch“, habe es somit nicht als Jordans Ansicht ausgegeben, daß alle Präpositionen und Präfixe germanisch seien. Ich habe gesagt: „Präpositionen und Präfixe wurden germanisch“, habe es also als Jordans Ansicht ausgegeben, daß einzelne Präpositionen und Präfixe germanisch wurden. Weniger kann Jordan mit seiner Bemerkung nicht gemeint haben. Jetzt schränkt er übrigens seine Ansicht auf die Behauptung ein, daß „Präpositionen in germanischen Zusammensetzungen (*bî* , *widar* , *for-*)“ ins Gallorom. übergegangen seien. Altfranz. *for-* aus fränk. *fir-* habe ich in meiner Besprechung, 116 erwähnt, während Jordan es im Elementarbuche, 25 nicht angeführt hatte. So bleiben *bi-* und *widar-*. Sie finden sich in *bîbôz, bîgot, biwache, widarlôn,* die norm. *bibö* ‘wilde Mohr-

rübe' altfranz. *bigot, bivac, gueredon* ergaben. Die germanischen Zusammensetzungen wurden als ganzes ins Fanz. übernommen. Vom Übergang der Präfixe *bî-* und *widar-* ins Franz. kann keine Rede sein.

Jordan, Elementarbuch, 141 sagte: „Es ist lautlich schwer anzunehmen, daß *trover* von *turbare* kommt, wegen *trueve*, das auf vlt-*ǫ* beruht, obgleich es durch Schuchardt begrifflich sehr wahrscheinlich gemacht wurde. Aber auch aprov. *trobar* zeigt, daß ein **trǫpare* zugrunde lag oder sich einmischte". Aus dieser Äußerung ergibt sich klar, daß Jordan die ihm begrifflich wahrscheinliche Herleitung des altfranz. *trover*, apr. *trobar* wegen des von ihm fett gedruckten *ue* von *trueve* und wegen des von ihm gleichfalls fett gedruckten *b* von *trobar* für lautlich unmöglich hält und ein **tropāre* zugrunde legt. Auf Grund seiner Äußerung habe ich in meiner Besprechung die „Herleitung von *trover* aus **tropare* auf Seite 141" erwähnt. Jordan sagt nun, ich hätte ungenau gelesen. Das ist eine sehr starke Behauptung. Der Satz: „X. sagt, daß dem Verbum *trover* ein **tropare* zugrunde liegt" und der Satz: „X. leitet *trover* von **tropāre* her" haben doch genau dieselbe Bedeutung. Ich habe in meiner Besprechung die Herleitung aus **tropare* als haltlos bezeichnet, solange **tropāre* nicht aus lat. oder griech. Wortmaterial irgendwie erklärt werde. Die von Jordan verworfene Herleitung aus *turbāre* habe ich nicht gegen Jordan verteidigt, weil ich zu ihrer Verteidigung nichts Neues zu sagen wußte und meinte, sie sei durch Schuchardt genügend verteidigt worden. Jordan sagt nun, das Problem habe zwei Seiten und ich hätte wiederum nur eine gesehen. Er meint also, daß ich die nahe liegenden lautlichen Bedenken gegen *turbāre* nicht gekannt habe. Ich kann nur versichern, daß ich, der ich mich seit 13 Jahren mit rom. Sprachwissenschaft und zwar intensiver als Jordan beschäftigt habe, die lautlichen Bedenken gegen *turbāre-trouver* lange vor dem Erscheinen des Elementarbuches Jordans kannte.

Ich habe Jordans Ansicht, daß *mentio* durch Lautwandel zu altfranz. *ment* geworden sei, durch die franz. Vertreter von *nuntio*, *nuntiat, infantia,* Suffix *-antia, Martius,* **fortia* widerlegt. Bei *nuntio, nuntiat* dachte ich an franz. *j'annonce, il annonce;* ich sehe keinen zwingenden Grund, altfranz. *annoncier* für kein Erbwort zu halten. Jordans Bemerkung, *nuntio* sei in keiner rom. Sprache als Erbwort erhalten, erklärt sich wohl dadurch, daß er nur an *nuntio,* nicht an **adnuntio* dachte. *Enfance* und die anderen Wörter auf *-ance* rechnet Jordan nicht zu den Erbwörtern. Nun sind manche franz. Wörter auf *-ance* gewiß Buchwörter; aber alle sind es nicht und *enfance* ist es nicht. Jordans Ansicht, daß der Begriff 'Kindheit' nur den höheren Klassen geläufig gewesen sei, ist kühn. Die von mir noch erwähnten Wörter *Martius,* **fortia* bespricht

Jordan nicht, obwohl doch *ti* nach *r* gewiß dieselbe Entwicklung nahm wie nach *u*. Dafür hat Jordan die Kühnheit, mir zu sagen, man müsse sich Einwürfe doch überlegen.

Zu Jordans Behauptung, daß die Römer für den durch das Ypsilon bezeichneten griech. Laut *u* substituiert hätten, habe ich bemerkt, daß keine Substitution, sondern ziemlich genaue Wiedergabe vorliege, weil die Griechen Unteritaliens, von denen die Römer die ältesten griech. Lehnwörter empfingen, *u* für *y* sprachen. Jordans Gegenbemerkung, daß ziemlich genaue Wiedergabe und Substitution dasselbe seien und auch die Vermittlung des Lautes durch Süditaliener (!) die Sache nicht ändere, beweist, daß er mich garnicht verstanden hat. So muß ich deutlicher sein. Die Griechen Unteritaliens sprachen, ihrer dorischen Mundart gemäß, den durch Ypsilon bezeichneten Laut nicht wie die Attiker und, ihnen folgend, wir Neueren als *ü*, sondern als *u*. Sie sprachen πύξος als *puxos*, nicht als *püxos*. Die Römer gaben das *u* von *puxos* durch ihr *u* wieder. Das war eine genaue Wiedergabe, während der Ersatz des *ü* durch *u* eine Lautsubstitution gewesen wäre. Jordan dachte an *ü*, nicht *u* im griech. Munde, da er schrieb: *v* war den Römern fremd. Mein Ausdruck 'ziemlich genaue Wiedergabe', der Jordans Irrtum verursachte, wurde durch die Erwägung veranlaßt, daß wir das Timbre des dorischen *u* und des altlat. *u* nicht kennen und daher nicht wissen können, ob einander die beiden *ŭ* genau entsprachen. Das in attischen Lehrwörtern gehörte *ü* gaben die Römer durch *i* wieder und das war Lautsubstitution. Jordan hat die Stelle in Meyer-Lübkes rom. Gramatik I, 30, auf die ich ihn hingewiesen habe und in der diese Dinge klar gelegt werden, offenbar nicht gelesen oder, wenn ja, auch nicht verstanden. Dafür wirft er mir Mißverständnisse vor und gibt mir den Rat, Einwürfe zu überlegen.

Jordan hatte geschrieben: „Im übrigen schlugen sich die fränkischen Längen zu den entsprechenden geschlossenen Vokalen . . . fränk. *ō* ergab *ɔ*", womit er *ǫ* meinte. Ich hatte darauf hingewiesen, daß Jordan hier sich selbst widerspricht und daß nicht nur fränk. *ō* gallorom. offenes *o*, sondern auch, was J o r d a n a u c h i n d e n G l o s s e n v e r s c h w e i g t, fränk. *ē* gallorom. offenes *e* ergeben habe. Da *a* bekanntlich neutraler Qualität war, so blieben *î*, *û*, die allerdings geschlossenes *ị*, *ụ* ergaben. Jordans Regel, daß sich die fränk. Längen zu den Vokalen schlugen, stimmt also für zwei Längen und für zwei nicht. Jordan nennt so etwas eine „allgemeine Regel mit nachfolgenden Einschränkungen". Dafür beschuldigt er mich, ihn falsch zu verstehen und in einen Irrtum gefallen zu sein, der bei aufmerksamer Lektüre unmöglich gewesen wäre. Das ist der Gipfel der — Kühnheit.

Jordan, Elementarbuch, 83 hat geschrieben: Ebenso sind

mot, ordre Buchworte. Ich habe dann die Ansicht, daß *mot* Buchwort sei, als unmöglich bezeichnet, weil **muttum* dem klassischen Latein und dem Mittellatein nicht angehörte, somit nicht in Büchern vorkam. Jordan bemerkt nun, er habe *mot* nur als altfranz. Buchwort bezeichnet. Diese Ansicht habe auch ich ihm zugeschrieben, da ich ja „*mot* als Buchwort“, nicht „**muttum* als Buchwort“ beanstandet habe. Jordan will durch den angeblichen buchwörtlichen Charakter von *mot* das Unterbleiben des Wandels von *ọ* aus *ŭ* zu altfranz. *ou* erklären, nimmt somit an, daß *mot* während der Zeit des Wandels des gedeckten *ọ* zu *ou* nicht vom Volke gebraucht wurde, sondern nur von den Gebildeten jener Zeit, den Geistlichen und Juristen. Dann hätte das Wort ein terminus technicus der Kirchensprache oder der Rechts- und Verwaltungssprache sein müssen und infolgedessen im mittelalterlichen Latein, in **mottum* oder **mottus* latinisiert, vorkommen müssen. Dies ist aber nicht der Fall. Wie das Fehlen von **muttum* im Latein des Altertums den buchwörtlichen Charakter von **muttum* im Altertum ausschließt, so das Fehlen von **mottum* im Mittellatein den buchwörtlichen Charakter von *mot* im Mittelalter. Jordan hat hier das oft gebrauchte und mißbrauchte Auskunftsmittel angewendet, ein Wort, dessen lautliche Entwicklung nicht stimmt, als Buchwort zu erklären, ohne sich zu fragen, ob der buchwörtliche Charakter des betreffenden Wortes sachlich wahrscheinlich sei. Jordan meint, es habe mir bei meinem Einwande über *mot* wohl an Aufmerksamkeit gefehlt. Offenbar glaubt er, daß ich nur an **muttum* im Altertum, aber nicht an *mot* im Mittelalter gedacht habe. Diese Annahme ist unzutreffend. Die in meiner Kritik enthaltene Bemerkung, daß das Wort auch dem Mittellatein nicht angehört habe, beweist, daß ich bei der Abfassung der Kritik auch an die Existenz des Wortes im Mittelalter dachte.

Jordan, Elementarbuch, 89 schrieb: Man erwartet *venio vin* wie *ingenium engin:* silbenschließend *ŋ* hätte an den Diphthong *i̯* abgegeben. — Mit *ŋ* meint Jordan *ń*. Da er von einem Diphthong spricht, so glaubt er offenbar *engin* aus **engiein* entstanden. Da *ǫ* vor *ń* in *loin* nicht diphthongierte, auch nach Jordan, 95 unten nicht, so nahm ich an, daß Jordan das *ie* von **engiein* als durch den vorhergehenden palatalen Konsonanten hervorgerufen ansehe. Ich durfte dies annehmen, weil Jordan, Elementarbuch, 149f. selbst die Entwicklung eines *i̯* hinter sich durch den palatalen Konsonanten behauptet. Er sagt dort wörtlich S. 149: folglich ist urfranz. *tsi̯* das normale Produkt von *ce, ci* gewesen. S. 150 sagt er dann: bei freiem *ę* bewirkt das *i̯* keinen Unterschied des Diphtongs, da dieser ja mit *i* einsetzte: *caelum ciel.* Daraus ergibt sich klar, daß Jordan bei der Abfassung des Elementarbuchs die Entwicklung

eines *i̯* nach sich durch palatalen Konsonanten auch vor freiem *ę̂* annahm. Die Annahme, daß der palatale Konsonant von *ingenium* ein *i̯* nach sich entwickelt habe, daß natürlich vom *v* in *venio* nicht entwickelt wurde, das somit *ingenium* und *venio* nicht dasselbe Ergebnis vom Tonvokal an erwarten lassen, diese Annahme beruht somit nicht auf „einem groben lautlichen Versehen“ meinerseits, sondern auf einer Ansicht Jordans. In den Glossen sagt Jordan jetzt: „bei ε bewirkt vorhergehender Palatal keinen Unterschied des Diphthongs, wie ich Elementarbuch, 150 mit Hinweis auf *ciel* begründete“. Jordan benützt den Umstand, daß das nach seiner Ansicht durch den vorhergehenden Palatal entwickelte *i̯* im *i* von *ie* aufging, geschickt dazu, um die Sache so darzustellen, als ob er im Elementarbuch eine Wirkung des Palatals hinter sich geleugnet hätte. Er verdreht seine eigene Äußerung, wie er es braucht. In *ingenium,* wo *e* vor *ń* nicht diphthongierte, wäre das von *g* entwickelte *i* eben nicht in einem anderen *i* aufgegangen. — Jordans Ansicht, daß *-enio* altfranz. *-in* ergeben habe, wird trotz Meyer-Lübke auch nicht durch *senior-sire* gestützt. Denn *sire* geht nicht auf *senior* zurück, sondern auf eine Kurzform, **seior* wie *sieur* auf * *sèiorem,* * *sę̈ior* wurde zu *sire* wie **pĕior* zu *pire.* Jordan bemerkt noch, daß sein System die Möglichkeit eines solchen Irrtums, wie ich ihn nach seiner Ansicht begangen habe, verringere. Nun, Jordans System hat jedenfalls die Möglichkeit vieler anderer Irrtümer nicht verringert. Zum Glück versteht Jordan meinen „Irrtum“ sehr wohl aus meinem System, wie er merkwürdigerweise immer wieder das von mir empfohlene Anordnungsprinzip Meyer-Lübkes nennt.

Jordan findet meine Annahme, daß altfranz. *manois* ‘sofort’ den Ausgang von *ançois* ‘früher’ übernommen habe, begrifflich schwierig. Er hätte dies vielleicht nicht gefunden, wenn er an das Grundwort *mane* ‘früh’ gedacht hätte. Altmail. *a la manesca* löst die Frage nicht, solange der Ausgang *-esco,* der sonst andere Funktionen hat, nicht erklärt ist. Das altmail. Wort kann aus altfranz. *maneis* durch Italianisierung entstanden sein.

Für altfranz. *seü* ‘Holunder’ vermutet Jordan „Bastardierung mit anderen Worten, wie dies ungeläufigem Wortmaterial eigen ist“. Nun, erstens war *seü* ‘Holunder’ den alten Franzosen wohl nicht so ungeläufig, wie Jordan meint. Zweitens zeigen gerade isolierte Wörter eher das Ergebnis lautmechanischen Wandels als viel gebrauchte, die großen Wortgruppen angehören. Weiters kann der Ortsname *Monteüt* aus *Montem acútum* nach Jordan nicht zum Erkennen von Gesetzmäßigkeiten dienen.“ Nun kann ein Ortsname, der einen Lautwandel im Gegensatz zu Gattungswörtern nicht zeigt, ihn nicht widerlegen, weil der ursprüngliche Laut durch die lat. Form des

Ortsnamens in Urkunden festgehalten sein kann. Aber ein Ortsname, der einen Lautwandel bietet, beweist ihn. So hat Meyer-Lübke *Saint Josse* aus *Sancti Jodoci* für die lautgesetzliche, darnach *douze* mit stimmhaftem *z* für analogisch gehalten. Ein Versuch, auch *meür* als beweisende Form wegzuräumen, wird nicht gemacht und *eür* garnicht erwähnt. Wir müssen wohl Jordan bei seiner „Lehrmeinung" lassen, mit der er ziemlich vereinzelt da stehen dürfte. Daß Jordan, Elementarbuch, 115 die Ansicht von Behrens und Meyer-Lübke, *aü* sei lautgesetzlich zu *eü* geworden, garnicht erwähnt, ist und bleibt ein starkes Stück.

Der Annahme Jordans, Elementarbuch, 116, daß Schrifteinfluß den Hiat in *fléau* erhielt, setzte ich in meiner Kritik *préau* und *chéau* 'junger Hund' bei A. de Baïf 5, 36 entgegen, deren *é* nicht durch Schrifteinfluß erklärt werden könne, ließ für *fléau* schriftsprachlichen Einfluß in der Verbindung *fléau de Dieu* ausdrücklich zu, wenn es allein stünde, lasse auch den jetzt von Jordan für *préau* angenommenen Einfluß von *pré* zu, wenn es allein stünde, und halte trotzdem die eine und die andere Annahme für unrichtig, weil eine Erklärung des *é* in allen drei Wörtern aus einer Ursache viel wahrscheinlicher ist als die des *é* in jedem dieser drei Wörter aus einer individuellen Ursache. Für die gleiche Erscheinung in drei Fällen ist die gleiche Ursache wahrscheinlicher als drei verschiedene Ursachen mit zufällig gleicher Wirkung. In *fléau*, *préau* handelt es sich übrigens, was Jordan nicht erkannt hat, zunächst garnicht darum, die Erhaltung des Vokals im Hiat zu erklären, sondern darum, das Erscheinen von *é* statt *a* zu rechtfertigen. Ich habe in meiner Kritik die Erklärung Meyer-Lübkes, franz. Gram. 1, 187, angeführt. *Fléau* entstand aus *flaiau*, dieses aus *fläi-aus*, dieses aus *fla-iaus*, dieses aus *fla-ęls* wie *biaus* aus *bęls*. *Ai* wurde zunächst zu *ę*, dieses dann im Silbenauslaute *ẹ̄*, das im Hiat wegen der ursprünglichen Länge blieb. Dieses *ẹ̄* aus *ai* blieb ja auch in *céans* aus *çaienz*. Wie der Obliquus *flael* nach dem Nominativ *flaiaus* zu *flaiau*, so wurde umgekehrt auf anderem Gebiete der Nom. *flai-aus* nach dem Obliquus *fla-el* zu *flaaus* und dieses zu *flo*, das viele moderne Mundarten für *fléau* sagen. Auch dies habe ich schon in meiner Kritik gesagt. Wie das Nebeneinander von *fléau* und *flo* erklärt sich auch das von *chéau* und *cheau*. Wenn Jordan die angeführte Stelle in meiner Kritik aufmerksam gelesen hätte, so hätte er nicht sagen können, daß er meinen Hinweis auf *chéau* nicht verstehe und daß die normale Form *cheau* seiner These diene. Wer von uns beiden liest also den anderen ohne die nötige Aufmerksamkeit?

Die Annahme einer gemeinrom. Synkope von *nitidum* zu * *nittum* hat Jordan, Elementarbuch, 118 allerdings als Gierachs Ansicht vorgeführt. Da er aber diese Annahme nicht nur an-

führt, sondern auch nicht ausdrücklich ablehnt — die drei Worte „doch vergl. REW“ können ja nicht als Ablehnung gelten —, so mußte ich diese Annahme auch für Jordans Ansicht halten. Damit nun, daß ich diese Annahme als seine eigene Ansicht ausgegeben habe, damit habe ich meine Kritik, die sonst genug ernsthaft ist, nach Jordans Auffasung „durch ein komisches Intermezzo erheitert“!

Die Methode der Deduktion, die Jordan befürwortet und die ich nach seiner Meinung einfach vergessen habe, kann man in den Erfahrungswissenschaften, zu denen die Sprachwissenschaft gehört, nicht anwenden. Man kann da nur die Induktion, die Folgerung aus einer oder aus mehreren Erfahrungstatsachen gebrauchen. Eine rein lautliche Entwicklung von *wadium* zu *gage* (d. h. die Entwicklung eines erst später in der Sprache aufgekommenen intervokalen *d'* zu *ğ*) ist nach Jordan eine „Glaubenssache“, nach meiner Ansicht eine Erfahrungstatsache. Der Wandel eines erst später im Gallorom. entstandenen *-adiu* zu *-age* kommt im Gegensatze zur Behauptung Jordans nicht bloß in dem einen Worte *gage* vor, sondern auch im Suffixe *-aticum*, das nach Meyer-Lübke zunächst zu *-adiu*, dann zu *-age* wurde. Bekanntlich erklärt man *nğ* statt *ń* in *estrange,lange, linge* durch spätere Aufnahme in die Volkssprache. *Gage* aus spätem *wadium* verhält sich zu *rai* aus *radium* wie *estrange* aus später aufgenommenen *extrāneum* zu *entraignes* aus *interānea*. Vergl. noch *vochier* aus spät aufgenommenem *vocāre* mit *louer* aus *locāre*. Jordans Ansicht, daß das viel später ins Gallorom. gekommene *wadium* **guai* ergeben hätte, wie das alte *radium rai* ergab, ist eine Anahme a priori, die in einer Erfahrungswissenschaft unstatthaft ist.

Vom gelehrten Worte *espasme* habe ich in meiner Kritik garnicht gesprochen, sondern von afrz. Verbum *soi espasmer* 'ohnmächtig werden'; dieses und seine Nebenform *espasmir* werden von Godefroy mehrfach belegt (Wace, Beneeit). Jordans Behauptung, daß nur *pasmer* volkstümlich sei, ist unrichtig. Ich habe ferner in meiner Kritik apr. *se espalmar*, asp. *espasmarse*, it. *spasimare* angeführt, die zusammen mit afrz. *espasmer* ein vlt. **espasmāre* erweisen. Dieses zeigt, daß das Vlt. griech. σπασμός durch **espasmus* wiedergab, daß σπασμός nicht, wie Jordan, Elementarbuch, 129 behauptet hatte, „dem weicheren griech. *s* entsprechend *s*-los artikuliert“ wurde. Das durch afrz. *soi pasmer*, apr. *se pasmar*, sp. *pasmarse* bezeugte **pasmāre* wird jedermann nicht durch eine nochmalige Entlehnung des griech. Wortes, das bei dieser zweiten Aufnahme „*s*-los artikuliert“ worden wäre, erklären, sondern aus **espasmāre* durch Weglassung des *es-*, das man für das Präfix hielt und als begrifflich nicht passend wegließ. Jedenfalls widerlegen die rom. Formen mit *es-* die Ansicht Jordans, wenn er es auch nicht zugeben will.

Daß Jordan die Labialisierung von *-oga-* zu *-ogva-* jetzt zugibt, freut mich, wobei es mir gleichgültig ist, ob er sie wegen meiner kurzen Ausführungen oder aus einem anderen Grunde, der mir übrigens unverständlich geblieben ist, zugibt.

Der afrz. Nominativ *pedre, pere* geht mit dem apr. Nominativ *paire* und dem it., sp. Nom. *padre* auf vlt. **patre* zurück, das aus *pater* ebenso entstanden war wie die den rom. Wörtern zugrunde liegenden vlt. Formen **intre*, **sempre* aus *inter, semper*. Apr. *paire* kann nicht aus *pater* entstanden sein; denn *pater* hätte apr. **páder* wie *múlier mólher* ergeben. Da der Nominativ **patre* aus *pater* entstand, so war Jordan im Recht, *pater-pedre* als einen Fall alter Metathese des Ultima-*r* anzuführen. Ich habe, was mich jetzt selbst in Erstaunen setzt, s. Z. nur an den Obliquus *pedre* gedacht. Daher nehme ich den Ausdruck 'böser Schnitzer' reuig zurück.

Jordan bemerkt, daß meiner Besprechung das Maß in Form und Sache fehle. Was die Sache anbetrifft, so glaube ich gezeigt zu haben, daß meine Ausstellungen mit einer einzigen Ausnahme nach wie vor zu Recht bestehen. Was die Form anlangt, so habe ich, wovon man sich durch nochmalige Lektüre meiner Kritik überzeugen kann, von dem eben zurückgenommenen Ausdrucke 'böser Schnitzer' abgesehen, jede die Person Jordans betreffende verletzende Bemerkung vermieden, und nur manchen seiner wissenschaftlichen Ansichten das Prädikat „unwahrscheinlich, unrichtig, unmöglich" gegeben, das doch keine persönliche Kränkung ist. Daß ich die Herleitung des *met-* in **metipsimus* von griech. μετά als „groben Irrtum" bezeichnet habe, war auch nur berechtigte sachliche Kritik, nicht persönliche Kränkung. Inwiefern meiner Besprechung das Maß in Form und Sache fehle, verstehe ich nicht.

Im Gegensatz zu mir hat es Jordan an persönlichen verletzenden Bemerkungen nicht fehlen lassen. Nach Jordan kann man nicht unrichtiger denken als ich tat. Nach Jordan habe ich sein Buch ohne Aufmerksamkeit und ungenau gelesen, was sich in belustigender Weise zeige. Nach Jordan erheitere ich durch ein komisches Intermezzo. Nach Jordan sind meine Richtigstellungen, verglichen mit meinen eigenen Irrtümern, nicht zahlreich genug. Nun, meine detaillierte Kritik beweist, daß ich Jordans Buch zum Schaden für ihn nur zu genau gelesen habe, und erheiternd hat meine Kritik wohl auch auf ihn nicht gewirkt. Ich habe gerade 50 Einzelheiten bei Jordan beanstandet und brauche nur eine der 50 Beanstandungen zurückzunehmen. 49 gegen 1 ist genug.

Zum Schluß erwähnt Jordan das Urteil Meyer-Lübkes, daß er auf dem Wege des verstandesmäßigen Erfassens einen großen Schritt vorwärts getan habe. Nun, auch ich habe das Neue und dabei Gute an Jordans Buche anerkannt; denn ich

habe in meiner Kritik gesagt, daß „die ausgiebige Verwertung der afrz. Reime und die Darstellung der mundartlichen Entwicklung zu loben“ sei. Allerdings bin ich keine Autorität wie Meyer-Lübke. Wenn ich es wäre, hätte sich Jordan wohl gehütet, so fadenscheinige Argumente in so grobem Tone gegen mich vorzubringen. Da ein angesehener Fachgenosse in einer ausländischen Zeitschrift eine Besprechung des Elementarbuches Jordans veröffentlichen wird, die zu demselben Ergebnis wie meine Besprechung kommt, so werden wir sehen, ob Jordan noch einmal diese in Sache und Form üble Art betätigen wird.

J. Brüch.

Studien zum höfischen Roman.

(Schluß.)

Die Einzelheiten des Minnemotives im altfrz. höfischen Epos.

1. Die Entstehung der Liebe.

Bereits die Troubadours hatten in ihren Liedern diese Frage aufgeworfen und dahin beantwortet, daß die Augen die Schönheit der Herrin dem Herzen übermitteln und hier die Liebe auslösen. Diese Ansicht geht auf Demokrit und Aristoteles zurück, andererseits bildeten auch die Lehren der christlichen Dogmatiker eine, wenn auch unausgesprochene Voraussetzung. Denn nach der Lehre der Kirchenväter war leibliche Schönheit eine Gabe Gottes und als solche zugleich der Beweis für eine reine Seele. Damit war für die Minnesänger die Frage geschickt auch auf das geistige Gebiet verlegt und der Vorwurf einer auf reiner Sinnenfreude beruhenden Liebe konnte durch den Hinweis auf die Kirchenväter entkräftet werden. So findet also die Schönheit der Herrin durch die Augen den Weg zum Herzen und läßt daselbst die Liebe entstehen. Die Epiker übernehmen diese Anschauungen. Die Schönheit ist demnach die Voraussetzung der Liebe. „Biauté si fiert les genz es ieus" (Meraug. 1002). Daher werden die Frauen mit allen geistigen und körperlichen Vorzügen eingeführt und die Dichter geben sich alle Mühe, beim Auftreten ihrer Heldinnen deren Schönheit hervorzuheben. Diese wird aber durch die Augen dem Herzen zum Bewußtsein gebracht. „Car des ieus vient l'amors au cuer," Floris 510. Daraus ergibt sich die Bedeutung der Augen für die Beantwortung der Frage und die Ausführung des Andreas Capellanus (12) wird verständlich: Caecitas impedit amorem quia caecus videre non potest, unde suus possit animus immoderatam suscipere cogitationem: ergo in eo amor non potest oriri. Deshalb ist auch bei den Epikern Liebe in erster Linie durch Sehen bedingt und dieses Betrachten wird immer ausdrücklich hervorgehoben: Erec 3289:

Tant l'esgarda com il pot plus
Tant l'ancovi et tant li plot
Que sa biautez d'amors l'esprent.

Daher sagt Chrestiens, daß erst die Augen die Liebe ermöglichen, Erec 2091:

alle Teilnehmer a
minder großen L
wiesen das franz
lichen wird, ka
nicht genug em
Lehranstalten w
Synonymik treibe
Schulbeispiel nach
bisher gesehenen
einige Wochen a
nymik einzuführe
ganz wichtigsten
Neusprachler es v
die wichtigsten Sy
Es interessiert
eigenen Schulpra
kommen wie war
und *fuir* = entw
Gebiet der Synon
sam Erarbeitete w
zusammengestell
Damit das Gelern
Schülers wird, ist
anwenden lernt.
nicht auf unseren

Gießen.

Glossen zu
mentar

Systematik
an der Dinge A
Ende. Brüch ta
ich jeden Tonvo
gehöriges wie D
Gut. Das sind in
gleicher Stellung
die psychologisc
auseinander. S
B.'s System ha
führt, wozu un
Ich habe i
lichen Einheit
wollen; bin s
B. plastisch au

Studien zum höfischen Roman.

(Schluß.)

zelheiten des Minnemotives im altfrz. höfischen Epos.

1. Die Entstehung der Liebe.

reits die Troubadours hatten in ihren Liedern diese aufgeworfen und dahin beantwortet, daß die Augen önheit der Herrin dem Herzen übermitteln und hier be auslösen. Diese Ansicht geht auf Demokrit und eles zurück, andererseits bildeten auch die Lehren der hen Dogmatiker eine, wenn auch unausgesprochene setzung. Denn nach der Lehre der Kirchenväter war e Schönheit eine Gabe Gottes und als solche zugleich weis für eine reine Seele. Damit war für die Minne- die Frage geschickt auch auf das geistige Gebiet ver- d der Vorwurf einer auf reiner Sinnenfreude beruhen- ebe konnte durch den Hinweis auf die Kirchenväter tet werden. So findet also die Schönheit der Herrin die Augen den Weg zum Herzen und läßt daselbst ebe entstehen. Die Epiker übernehmen diese An- ngen. Die Schönheit ist demnach die Voraussetzung ebe. „Biauté si fiert les genz es ieus" (Meraug. 1002). werden die Frauen mit allen geistigen und körper- Vorzügen eingeführt und die Dichter geben sich alle beim Auftreten ihrer Heldinnen deren Schönheit her- eben. Diese wird aber durch die Augen dem Herzen ewußtsein gebracht. „Car des ieus vient l'amors au cuer," 510. **Daraus ergibt** sich die Bedeutung der Augen ie **Beant** ... rage und die Ausführung des as **Cap** ... verständlich: Caecitas impedit em **quia** ... potest, unde suus possit ani- **immode** ... gitationem: ergo in eo amor otest ... ch bei den Epikern Liebe in r **Linie** ... t und dieses Betrachten wird r ... Erec 3289:

...ot plus
...lot
...sprent.

...en die Liebe ermög-

Li œl d'esgarder se refont
Cil qui d'amors la voie font
Et lor mesage au cuer anvoient.

Genau den gleichen Inhalt hat das Geständnis Yvains. Yv. 2017 ff:

An cest voloir m'a mes cuers mis
„Et qui le cuer, biaus douz amis?“
„Dame, mi œl“ — Et les iauz qui?“
„La grant biautez que an vos vi.“

Auch Soredamors wiederholt den Ausspruch des Andreas, wenn sie, mit Hinweis auf die Schmerzen der Liebe, sagt: Clig. 488:

Que iauz ne voit, ne cuers ne diaut.

Treffend lesen wir daher im Ipomedon 799:

Tost est l'oil la, ou est l'amur.

Die Liebe beginnt also dadurch, daß die Augen gerne länger bei der Schönen verweilen. Athis 2561:

Seul li deliz de l'esgarder
An feisoit maint d'Amor navrer.

Zart und poetisch schildert dann der Dichter v. 2801 ff., wie beim gegenseitigen Betrachten die Liebe im Herzen von Athis und Gaiete entsteht. — Je länger aber die Augen beim Betrachten verweilen, um so stärker entsteht die Liebe. Veng. Rag. 3824 ff.:

S'il l'esgardast dusqu'a C. ans
Plus l'amast et plus li sesist
Après, que devant ne fesist,
Quant plus l'esgarde, plus li plaist.

Athis 2857:

En l'esgarder croist li amors.
Antremeslez de granz dolors.

Aus dem Hauptsatze: Liebe entsteht durch Sehen, haben sich nun zahlreiche Weiterungen ergeben, welche die Epiker als verschiedene Varationen dem Motive anschließen. Sie haben so die Einförmigkeit des Dogmas umgangen und das Geltungsgebiet des Motives nicht unbedeutend vergrößert. So sind die Liebenden unersättlich, einander anzusehen, Crist. Clarie 121 ff.:

Quant il ont tans de regarder
L'uns l'autre, c'est sans saoler;
De ce n'est il nule mesure,
Ains lor sanble que mout poi dure
Qui tote jor regarderoit
Ce qu'il aime poi seroit.

Ebenso Claris 13448:

Car n'est chose qui tant li plaise,
Con lui veoir et esgarder;
A painnes s'en puet saoler
De lui veoir ou tost ou tart.

Es ist dies wie beim Trinken, Crist. 169 ff.:

Tot ensi est comme de l'ivre,
Comme il plus boit et plus s'enivre
Com plus s'enivre, et il plus boit
Tant que li boivres le dechoit.
Si qu'il en pert sens et santé.

Durch das Betrachten versinkt die Umwelt, Jehan vergißt seine Knappendienste, Jeh. Bl. 469:

Du regart en tel penser vint
Que de trencier ne li souvint.

Es ist demnach zur Regel geworden, das Liebesmotiv durch das Spiel der Augen beginnen zu lassen. Escan. 6212 ff.:

Car finz amanz volentiers tient | Car I douz regars li fuisone
Ses iel la ou ses cuers s'adone | Toz ses bienz, ce li est avis.

Doch geschieht dieses Augenspiel heimlich, so daß es die anderen nicht bemerken, Claris 19487:

La ot plusors regars soutis | Pour ce qu'on nes apercetist
De ceus, qui erent aprentis | Ne lor couvine ne seüst;
D'amors et ja tant en savoient | Si sagement se regarderent
Que soutilement se regardoient | Qu'autres gens ne s'en aviserent.

Kann sich der Ritter seiner Dame nicht nähern, dann kosen die Augen seine Herrin, Flam. 3126:

Ab los oilz la baisa e tocha.

Von beiden gesprochen, Flam. 5311:

... ap l'esgart si son baisat | Lur oil et lur cor embrassat.

Diese Freude, die der Anblick der Geliebten bereitet, wird mit einem Honigbade verglichen, Floris 424:

Tant est ses cuers de dousor plains | Qu'il li cemble k'en miel ce baigne.

Die Augen verraten die verborgene Neigung und der Blick ist eine bewußte oder unbewußte Mitteilung der bereits bestehenden oder erst erwachenden Liebe. Clig. 3832:

Et neporquant des iaus ancuse | Li uns a l'autre son panser
S'il s'an seüssent apanser.

Die Schöne läßt oft ihrem Ritter an den Augen ablesen, was er zu hoffen hat, Ipom. 1095:

... ainz ferai tant | E as regars. ke jeo ferai
Qu'il verra bien a mon semblant | Que mult voluntiers l'amerai.

In Übereinstimmung mit der Theorie weisen die Ritter auf dieses Augenspiel der Geliebten hin, wenn sie sich die Frage stellen, ob ihre Neigung von der Schönen erwidert wird. Durchweg finden wir die Auffassung ausgesprochen, daß dieses gegenseitige Betrachten schon Liebe voraussetze. Ausführlich entwickelt Girard im Escanor den Gedanken, Escan. 3161 ff.:

K'a la douçor de ses biax iex | Se je ne fuisse ses amis,
Aperçui je qu'ele amoit miex | Cil dous regars ne peust estre,
Moi tot seul que tos ceus del monde, | Je vi son cuer a la fenestre
Que fine amors li areonde | De ses iex monter por savoir
Tous les iex quant ele m'esgarde, | S'el me peust ancor veoir
Je m'en pris bien au partir garde | Quant g'issi de la chambre fors:
K'el les avoit tos en moi mis. | A cele regart m'aperçui lor
Que g'ere ses amis sans doute.

Kürzer wird die gleiche Auffassung durch die Frage im Ipom. 1078 ausgedrückt:

Porquei regardereit il mei | Si de grant amur ne m'amast
Et plus qu'autre me coveitast.

Deutlich ist der Hinweis auf das Motiv im Eracle. Hier greift Athanais zu der Augensprache, um den von ihr heimlich geliebten

Parides ihr Herz zu entdecken, Eracle 3594 ff. Sie ist sicher, verstanden zu werden, wie ja überhaupt das Spiel der Augen allen verständlich ist, die lieben. Vergl. Escan. 5876 ff.:

La doçors del solas qu'il ot
Li feit ses biax ex pontiier
Cil qui ont usé del mestier
D'amors sevent bien que ce monte.

Gerne machten die Troubadours ihren Augen den Vorwurf, sie zu einer vergeblichen Neigung geführt zu haben. Auch im Epos kehrt dieser Zug wieder, indem hier die Ansicht vertreten wird, daß das Augenspiel schädlich ist, wobei aber die Liebenden erst später die Gefährlichkeit dieses anfangs so harmlosen Vergnügens erkennen. So wirft Jehan seinen Augen den Verrat vor, den sie begangen, Jeh. Blonde 945:

Ai! mi oel vous m'avés traÿ
Et en tel amour envaÿ
Dont mort me conveura sentir.

Ausführlich äußert sich auch der Dichter des Cristal zum Thema in den folgenden Reflexionen, v. 151 ff.:

Voirs est, mais n'a point de porfit
En mainte cose ou a delit,
Ains torne sovent a grevance.
De ce n'est il nule doltance,
Que tel cose atalente l'omme,
Qui mout li grieve a la parsonne.
Qui chaut? Ja ne s'en pensera,
Qui bien espris d'amor sera;
Mais qu'il puist faire son talant,
Je prise poi le remanant.
Aviegne qu'en puist avenir,
Mais qu'il puist son bon acomplir.
Sans faille ce que pis li fait
Plus li agree entresait.
C'est li regars qui li plaist tant,
Cil afole en regardant.
Li dous regars si fort li nuist,
Que il l'afole et destruist.
Tot ensi est comme de l'ivre:
Comme il plus boit et plus s'enivre,
Com plus s'enivre et il plus boit,
Tant que li boivres le dechoit,
Si qu'il en pert sens et santé.

Gleichen Inhalt haben die Ausführungen in Floris und Liriope, wo der Dichter eine Art Resumé über die Steigerung der Neigung gibt, die auch hier von den Augen ausgeht:

Encor n'ainme forsque des ieus,
S'est assez, tant k'il aura muez;
Encor est li desirs legiers
Si la voit il mout volontiers,
Quant il la voit mout c'en conforte,
Quant ne la voit bien c'en deporte.
Encor ne l'en toche au cuer gaires,
Mais tost chaingera ces afaires
Car des ieus vient l'amors au cuer.

Im Hinweis auf diese Anschauung kann daher der Dichter von Cristal kurz sagen, v. 175 ff.:

Cum plus regardent li amant
Plus s'afolent en regardant:
Com plus s'afolent, plus regardent
Que por l'afoler ne s'en tardent.

Mit wachsender Vertrautheit erweitert sich der Umfang und Ausdruck der Vorstellung. Die jüngeren Dichter bringen Vergleiche oder Beziehungen zu den anderen Teilen des Motives. Gern sprechen sie von den Flammen oder Funken der Liebe, die durch den Blick entstehen. Flamenca 158:

Mais pois quez ac Flammenca vista
Quel cor el cors l'a enflamat
D'un foc amoros, arosat
D'una douzor aitan suau
Que tot lo fuec el cors l'enclau,
Que nuilz semblanz non par defors
De la calor que sufr'el cors
Qu'el art dedinz et defors trembla.

Blanc. 1712 ff.:

Cil regarde la damoisele
Au cuer li repoint l'estincele
Qui les autres resprent et art.

Amadas 242 ff.:

En l'esgarder de la pucele
Li saut au cuer une estincele
Qui de fine amor l'a espris.

Richars 371:

Che qu'il remire la puchielle,
Le fiert au cuer d'une estinchielle
Qui tout le cors dedens li art.

Athis 521:

Li doux regarz de la pucele
Li mist el cuer une estancele
Qui n'en porra ja mes issir
Tant qu'a l'avoir ou au morir.

Infolge dieser Wechselwirkung gehören Herz und Augen zusammen und die Epiker haben durch zahlreiche Vergleiche diese Untrennbarkeit betont. Die Minnesänger äußerten sich ähnlich, sie sprachen vom Auge des Herzens und nahmen diese Vorstellung aus den Schriften der Kirchenlehrer. Die Epiker variieren den Gedanken in verschiedener Weise. Chrestiens bezeichnet die Augen als Spiegel des Herzens, Cligés 712:

Mes c'est li mireors au cuer.

Sie werden gerne Fenster des Herzens genannt, Escan. 3170 ff.:

Je vi son cuer a la fenestre
De ses iex monter por savoir
S'el me peüst ancor veoir.

Dame Lyc. 1420:

Et voient droit par la fenestre
Des iex du cœr. Et tant peut estre
Se fiert, puet ferir la lumiere
Des iex.

Philipp de Beaumanoir hat in der Manekine eingehend diese Beziehungen zwischen Augen und Herzen auseinandergesetzt, Manek. 1420 ff.:

Amours a au mont maint message;
Ce sont li œl dont cascuns voit,
Et cascuns cuers en ses ex croit,
Et la ou il veut les envoie,
Et convient que du tout les croie.
Et tuit li œl se sont par nature
Plus fol que bestes en pasture.
Car chou que mix lor plaist esgardent,
Ne nule raison n'i regardent
Fors que du cuer la volenté.
Car si soutilement sont enté
Que il sont a leur cuer lumiere,
Ne ne puet en nule maniere
Li cuers veoir fors parmi eus.
Et li œl sont mout convoiteus
Par l'ennortement de nature
De regarder bele estature.
Dont vient nature et volentés,
Qui des ex font leur volentés,
Si regardent par mi les ix
Chou qui leur delite et plaist mix
Et quant il voient leur plaisir,
Erraument vont le cuer saisir,
Se li requierent qu'il esgart
Chou qu'il verra en son esgart.
Li cuers maintenant i esgarde.

So freut sich der Liebende seiner Augen, da sie dem Herz gute Dienste leisten. Meliador 569 ff.:

Je me loe de mes ieuls.
Ils ont mon cœr bien assene
Don tout en tout a son talent.

Herz und Augen stehen demnach zu einander im Verhältnis von Herr und Diener, Crist. 133 ff.:

Car sougiet sont li œil al cuer,
Si qu'il ne poent a nul fuer
Contredire ne refuser
Qu'il ne lor coviegne esgarder
Sovent ce que li cuers desire.
Et li cuers par les eus remire
La grant dolçor qui les sosprent
Et par les eus al cuer descent.

Was das Herz will, das befolgen die Augen, Escan. 6213:

Car finz amanz volentiers tient
Ses iex la ou ses cuers s'adone.

Daher entschuldigt Melior ihre Augen und macht das Herz für ihre Liebespein verantwortlich, Guill. Pal. 869:

... coupes n'i ont,
Qui dont? li cuers a cui il sont.
Sont il a lui? oil, por voir,
Et font du tot a son voloir;
Si sergant sont et si message,
Et de ce bien apris et sage
Que ja riens nule ne feront
S'ançois li cuers ne les semont
Bien les doi dont laisser en pais,
Et querre amende des meffais
De mon cuer qui ainsi me blece
Par son orguel, par sa noblece.

Der Dichter des Meraugis, Raoul v. Houdenc, nennt die Augen Netze der Liebe, 1223 ff.:

Et amor se fiert en la roiz.
Queus roiz? Qu'apel je roiz?—Les ieux.
Et donc nes sai je nomer mieuz?
Nenil.—Por quoi.—L'en voit au cors.
Que li œil peschent les amors.
Par tant poez des ieuz aprendre
Que c'est la roiz as amors prendre
C'est voirs et aprendre vos vueil
Que par teus roiz com sont li oeil
Pescha le cuer qu'il desiroit
L'esgarz dont cele se cuidoit
Garder; mes il tendi devant, —
Et que prist il? — Des amors tant
Qu'uns autre s'en feïst a mains.

Sie sind die Quellen der Liebe: Dame Lyc. 5410 ff.:

Si douz œl ont mon cuer navré
Qui portent d'amour la fontainne. —

Infolge dieser Beziehung der Augen zum Herz will Lidoine Meraugis nicht anblicken, um so der Liebe zu entgehen, v. 1212 ff.:

Que l'amor n'est en l'esgarder.
Et por ce s'en voudra garder
Une grant piece s'en garda
Qu'onques vers lui ne regarda.

Die Leichtigkeit, mit der sich bei dieser Auffassung der Theorie auch die Forderungen des epischen Spieles verbinden ließen, haben die Epiker bewogen, die Eröffnung des Minnemotives in der Mehrzahl der Fälle nach den vorigen Ausführungen zu gestalten. In der Tat konnte dieser Teil des Minnesystems durchaus dem fließenden Teil der Erzählung eingeordnet werden, die Eingangszenen des Epos und des Minnemotives decken sich in den meisten Gedichten. Daneben hat die Theorie den Epikern noch eine zweite Möglichkeit gegeben, die Entstehung der Minne zu erklären: Der Kuß der Schönen erweckt die Liebe im Herzen des Ritters. Schon Chrestiens weist im Erec darauf hin, 2095 ff.:

Après le message des iauz
Vient la douçors qui mout vaut miauz
Des beisiers qui amor atraient.

Ebenso Perc. 3812 ff.:

Car a cascun mot le baisoit
Si doucement et si souef
Que elle li metoit la clef
D'amor en la serre del cuer.

Der Kuß erweckt mit der Liebe auch alle höfischen Tugenden, Meraug. 1176 ff.:

A un mot, il fu raempliz
Par cest besier de toz les biens
Si plainement qu'il n'i faut riens
Que bons chevaliers doie avoir.

Aus dieser Voraussetzung, daß der Kuß im Herzen die Liebe entfacht, löst Robert v. Blois die Schwierigkeit, die durch den Gang der Handlung im Epos Floris und Liriope entstanden ist. Der Held hat sich als Frau verkleidet und weilt bei Liriope, die ihn für ein Mädchen hält. Wie nun die Liebe glaubhaft im Herzen der Schönen entstehen lassen? Durch die Küsse, welche der verkleidete Ritter seiner Dame ohne Schwierigkeiten geben kann. Freilich muß der Dichter zum Ausweg greifen und die Liebe als ihrem Ziele nach unbestimmt vorführen. Immerhin konnten so aus der Voraussetzung der Theorie die Schwierigkeiten, im Herzen der spröden Liriope zarte Neigungen entstehen zu lassen, widerspruchslos gelöst werden. Denn obwohl die Schöne glaubt, Floris' Schwester zu küssen, übt der Kuß des verkleideten Ritters seine Wirkung, die Liriope selbst schildert, 1009:

Li tien baisier me sont si douz
Si plaisant et si saverous,
Que li cuers ou ventre m'esprent
Quant del baisier la dousor sent.

So ist daher schon zur Zeit des Minnesanges der Ausdruck zeitgemäß: „Im Kusse das Herz verlieren.“ Ipom. 10431:

Mut s'entrebesent dulcement;
Lur quer al beser perdu ourent.

Wie früher für das regarder ist auch für den baiser die Schönheit eine unerläßliche Voraussetzung. Daher sagt die Amme der Orgueilleuse d'Amour:

Pour çou que s'il vos a baisie,
Tant deves vous estre plus lie,
Car s'il vous eüst veü laide,
Ja del baisier n'eüssies s'aide;
Mais il vous vit, ma demoisele,
Sor totes autres la plus bele.
(Blanc. 1390 ff.)

Der Dichter des Amadas sucht eine Erklärung dafür, wie so durch den Kuß die Liebe entstehe. Er hält diese Neigung für loial und naturel im Gegensatz zur Leidenschaft, die durch Tränke und Früchte erweckt werden, 1170 ff.:

Car andoi li cuer de leurs cors
Parmi les cars qui sunt dehors
S'entr'alument et s'entresentent
En abandon s'entrepresentent,
Dou fu d'amor l'uns l'autre esprent,
Si s'ajoustent naturaument
Par si fine loial amour
Et de tel fu que jamais jour
C'aient a vivre n'estaindra,
Tant com cascuns vivans sera.
Naturemment leur est venus
Cis dous fus es cuers et creüs.
Ne leur vint pas pour mangier fruit.
Ne pour beire, ce sachies tuit,
Por coi li pluseur destruit sont,
Qui ça arrieres amé ont,
Com de Tristran dont vous avés
Oï et de pluseurs assés.

2. Das Herz im Motiv.

Wie vorhergehend ausgeführt wurde, ist die Schönheit der Herrin die Voraussetzung der Liebe. Diese selbst wohnt im Herzen. Die Dankbarkeit der Ausführung hat schon die Troubadours veranlaßt, den Gedanken weiterzuführen. Außerdem hat der christliche Spiritualismus manche Vorstellung in diesem Zusammenhang ermöglicht und gewisse Vergleiche, Ausdrücke konnten einfach aus dem kirchlichen Gedankenkreise in den Minnesang übernommen werden. Von antiken Schriftstellern bot Ovid eine fertige Phraseologie. So wird also das Herz zum Symbol der Liebe überhaupt und reiche Ausdrucksmöglichkeit hat sich aus dieser Weiterung ergeben. Die Epiker folgen hier getreulich dem Minnesang, sie übernehmen die dort ausgeführten Gedanken, zu denen manche hübsche Zusätze treten. Voraussetzung ist also auch hier: Die Liebe wohnt im Herzen, Am. Yd. 288:

Au cuer li siet la douce paine.

Athis 4746:

A mon cuer ai s'amor anclose.

Umschrieben in Ille 4633 ff.:

Li cuers Ille est le haute tours; | Dedenz qui est? l'amours premiere,
Qui del tenir est custumiere.

Als Gemeingut der Liebespoesie aller Völker findet sich der Gedanke, daß der Liebende das Bild seiner Geliebten im Herzen trage. Die Troubadours haben diesem Bilde beredten Ausdruck gegeben, es kehrt auch im Epos wieder, Dame Lyc. 7480:

Car sa belle, douce figure | Si m'est ou cuer en portreture.

Dumart sagt zu seiner Dame, v. 262:

En mon cuer est votre semblance | Et nuit et jor mise et anclose.

Gerne sprechen die Epiker davon, daß die Liebe selbst das Bild der Herrin in das Herz einzeichne. Meliador äußert sich in diesem Sinne; Meliador, v. 13418:

Mais ou coer m'est ses cors escris | Ses biaus maintiens, sa contenance.

Ähnlich ist der Gedanke in Guill. Pal. 853:

Qu'adès port sa samblance escrite | Que tant ne sui poissans ne fors
Ens en mon cuer et si confite | Que je le puisse esrachier fors.

Als Motiv der Weltliteratur können wir die Anschauung belegen, daß das Herz niemals altere. Daher sei die Liebe zeitlos und das Recht zu lieben für jedes Alter gegeben. Der Dichter des Athis hat das Problem aufgegriffen, als in das Herz der alternden Herzogin die Liebe eingezogen ist. Zweifelnd fragt sie und gibt sich die Antwort, v. 18939 ff.:

Sui por ce vielle? — Et je coment, | Je ne fui onques plus heitiee
Des que mes cuers point ne s'en sent? | Ne plus chantanz ne envoisiee.

N'onques ne vi plus volentiers
Ne bones genz ne chevaliers
Ne beaus deduiz que je faz ore;
Mout me siet bien li cuers ancore,
Et se je ai auques vescu,
Tant ai je plus d'uevre sëu.
Dont ne vaut mielz qui auques set?
Qui rien n'aprent, siegles l'en het,
De plus savoir fusse je liee,
Ensi que n'en fusse changiee,
Mes meins en ai cler le visage;
Porquant si sai maint bel usage
D'enor parler, de bel servir
Et s'en me sert, bien sai merir.

Die Konzentration aller Gedanken und jedes Begehrens auf die Geliebte wird wie bei den Troubadours so auch bei den Epikern unter dem Bilde des Herztausches gegeben. Der Gedanke hat mehrfache Ausführung gefunden. a) Das Herz geht in den Besitz der Geliebten (des Geliebten) über. Cligés gesteht der Königin seine Liebe mit den Worten 5182 ff.:

Puis que je parti d'Alemaigne
Ne soi que mes cuers se devint
Mes que ça aprés vos s'an vint
Ça fu mes cuers et la mes cors.

Er lebt ohne Herz, Clig. 5204:

An moi n'a rien fors que l'escorce
Que sans cuer vif et sans cuer sui.

Denselben Inhalt haben noch v. v. 4490 ff., 5230 ff.

Bekannt ist die Szene im Lanzelot, als die Königin das Zimmer verläßt und Lanzelot allein zurückbleibt. Die Augen des Ritters folgen ihr bis zur Schwelle, das Herz jedoch geht mit ihr, v. 3988 ff.:

Et Lancelot jusqu'a l'antree
Des iauz et del cuer la convoie,
Mes as iauz fu corte la voie,
Que trop estoit la chanbre pres.
Et il fussent antré aprés
Mout volantiers s'il poüst estre.
Li cuers qui plus est aire et mestre
Et de plus grant pooir assez
S'an est outre aprés li passez
Et li oel sont remés defors
Plain de lermes avuec le cors.

Später noch einmal wiederholt v. 4715:

Li cors s'an vet, li cuers sejorne.

Im Eracle beklagt Parides den Verlust seiner Ruhe und seine aussichtslose Liebe mit gleichem Bezug auf das Motiv, v. 3756 ff.:

Mes cuers ne se vueut arester
Ainz m'a relenqui des hui main
En si haut leu s'est adonez
Que ja n'en iert gueredonez.

In einer anderen Voraussetzung: Eracle 3951:

Que quant vint al departement
Departir m'estut de mon cuer.

Die Liebe zwischen Jehan und Blonde wird unter dem Bilde des Herztausches gezeigt, Jehan et Bl. 1600 ff.:

Que vraiment a cascun samble
Que il facent de lour cuers cange.
Jehan amours du cuers aenge
Blonde, qui est sa vraie amie.
Mais le sien ne li relaist mie
Anchois a Jehan le reporte,
Qui mout volontiers s'en deporte
De son cuer que s'amie garde,
Puis que il ra le sien en garde.

Philipp v. Beaumanoir gibt nun die Erklärung dafür, wie dieser Herztausch zu verstehen sei. Jehan et Blonde 1609:

Et s'aucuns demande comment
Il pueent faire cangement
De leur cuers, je le vous dirai,
Ne ja de mot n'en mentirai.
J'apel leur cuers leur volentés;
Et leur voloir sont si entés
Sur un desir qu'entr'aus deus ont
Que de deus cuers un voloir font;
Car il ne veut riens qu'el ne voelle,
N'el ne veut riens dont il se duelle.
Andui sunt d'un seul desirier.
Ainsi pœent leur cuers cangier,
Et qui autrement l'entendroit
La verité pas n'entendroit.

Auf ähnliche Weise gibt der Dichter des Floris die Erklärung für den Herztausch, indem er Herz und Sinnen identifiziert, v. 494 ff.:

Il s'en vat, mais son cuer i lait.
Coment lait? fut il ansois?
Oil, bien a passei VII. mois,
Qu'il ne fu gaires ce lai non.
Je ne voi mie la raison,
Qu'il puist son cuer laissier allors.
Si puet bien, car ce fait amors,
Qui ne lait le cuer departir
De lai, dont il est en desir;
Quant hom et feme est bien enpris
D'amors, tout son cuer i a mis;
Le cuer dist on par la pensee;
Ce c'on bien ainme tant agree,
Que toz cors i covient penser.
Floris n'en puet son cuer oster
En penser met tout son deduit.

Wie schon aus den besprochenen Textstellen ersichtlich ist, wird das Motiv des Herztausches gerne bei der Trennung der Liebenden zur Sprache gebracht. Als Ypomedon fortzieht, sagt der Dichter, Ypom. 301 ff.:

Ipomedon, qi si s'en vait
En hostage son quer i lait.

Und als Archimbald von Flamenca Abschied nimmt, lesen wir, Flam. 285:

Abtan se parton ambedui;
En Archimbaulz sab ben a cui
Laissa son cor que ges non porta.

Der Herztausch kann auch in der Weise erfolgen, daß der eine Teil das Herz des anderen mitnimmt. So wörtlich ausgesprochen im Yv. 2732:

Li amis prant le cuer s'amie.

Beim Abschied bleibt das Herz Yvains in Laudinens Gewalt zurück, Yv. 2639 ff.:

Mes sire de la dame mout a anviz
S'est de la dame departiz
Et si que li cuers ne s'an muet.
Li rois le cors mener au puet.
Car del cuer n'an manra il point,
Qui si se tient et si se joint
Au cuer celi qui se remaint
Qu'il n'a pooir que il l'an maint.

Als Yvain Laudinen seine Liebe gesteht, sagt er auf die Frage wie er sie liebe, v. 2023 ff.:

... An quel meniere?
An tel que graindre estre ne puet
An tel de vos ne se muet
Mes cuers n'onques aillors nel truis.

Ebenso, Ille 3433 ff.:

Quant voit que departir l'estuet
Si fait çou que faire ne puet
Car de sen cuer se part iluec,
Si vueut sen ami non peruec,
Et cors sanz cuer ne puet vouloir
Ne de rien joir ne douloir
Se ce n'est d'ami ou d'amie ...
Ses cuers est iluec a merci:
Illes le cuer Ganor enporte
Quant el le voit fors de le porte,

Dazu 3460:

N'a point de cuer; toute en est vuide:
Illes li ber l'en porte od lui.



Perc. 15121 ff.:

Mais je vos di quel part qu'il alle
O li remaint en Cornualle
Les cuers et toute sa pensée
Et quant il ot la mer passée
Si vos puis bien dire por voir
Que son cuer avoit en manoir.

Cristal kleidet das Geständnis in die Worte, v. 4552:

A tos jors mais et pries et loing
En porterés mon cuer o vos.

Als Ipomedon seine Schöne verläßt, nimmt er ihr Herz mit, Ipom. 934 ff.:

Vis li fust, qe le quer de ventre
Od lui de tot s'en est partiz
Ou volunteres ou enviz.

Dumart, der seine Schöne nicht mehr fand, klagt, Durm. 5144:

Ne sai quel part s'en est alee,
Mon cuer enporte, et je sui ci.

Beim Spiel der Augen gehen die Herzen verloren, Guinglain 4325:

La dame li fait un regart,
Et Guinglains li de l'autre part:
A iols s'emblent les cuers andui.

Galine gesteht Fergus ihre Neigung mit den Worten, Fergus 1931:

Mon cuer ai perdu, se ne truis
Qui me die qu'est devenus
Car il est cha a vos venus.
Rendes le moi, vostre merchi.

Als Gorwain die schöne Lidoine gesehen, da geht er ganz nachdenklich von dannen, Meraug. 401 ff.:

Et dit: „Qu'est mes cuers devenuz?
Qu'est?—Ne sai—Qu'est-ce?—Qui l'a?
Cele pucele. vez la la,
Le m'a hui en cest jor emblé.
Mout l'ai a beau cors assemblé!
A beau cors? — Par mon chief, ç'ai mon!
Ne soi qui l'ait se cele non.

Eigene Ausführung gibt der Dichter des Rom. Dame Lyc. dem Gedanken. Das Herz des Liebenden ist an das seiner Dame gekettet, Dame Lyc. 1359 ff.:

Car mes coers en riens ne se mue,
Tant est atachies finement
Au sien que pour eslongnement
Que li corps l'un de l'autre face,
Li miens coers si voit face a face
L'imaginanche et la painture
De son corps . . .
Car se li corps du sien depart,
Ne voelt li cors estre autre part
Bien li doit ciertes demorer . . .

Diese Kette ist die Erinnerung, welche sein Herz bei der Schönen zurückhält, Dame Lyc. 1390 ff. Sie ist von besonderer Art, Dame Lyc. 1510 ff.:

Tant est faite de bon ouvrage,
Et compassee de gent sage,
Et si pure, qu'il n'i a maille,
Ou on trouvast pas une paille,
Et si est de douceur si plainne,
Qu'elle s'estent et se ramainne
Et revient tous jours si apoint,
Que de contraire n'i a point.
Pris fu li fers en douce minne,
Et forgiés de vraie amour finne,
Dont la chainne est chie compassee
Qu'encor n'i a maille quassee,
Mes plus de jour en jour s'efforce
Par douceur ne mie par force.
Gardee est par humilité
De fine amour et de pité
Et de plaisanche et de lëesce,
De loyauté, qui tout radrece,
Ensiert la chainne gardee,
Qui de corrompre est retardee,
Tant con elle iert en telle garde
Qu'amours et loyautés la garde.

Vielleicht ist dieser Zong aus dem Roman von Cristal und Claire herübergenommen, wo er gleichfalls, allerdings mit einer kleinen Abweichung, vorkommt. Die Herzen werden hier aneinandergefügt, Crist. 7442 ff.:

Mes cuers n'iert ja de vos ostés | Que desevrer ne l'en puis point,
Por cose qui puist avenir. | Et a tel chiment l'ai saudé
De vostre amor ne puis partir | Que ja mais n'en sera osté
Car mon cuer ai en vo cuer joint | Que je ne muire maintenant
Tant est li chiment fort tenant.

Das gleiche Bild gebraucht Meraugis, sein Herz ist mit dem Lidoinens verankert, Meraug. 410 ff.:

Donc le vueil je fere savoir | Qu'il est dedenz li enancrez

Eine eigene Anschauung wird im Amadas ausgesprochen. Das Herz des Liebenden ist in niemandes Gewalt, sondern zwischen den Liebenden „perdus" v. 698 ff.:

Ja soit ce que m'aiiés trait hors, | Vous ne l'avés, ne je l'ai.
Douce amie le cuer du cors; | Si mal bailli houme ne sai,
Et si ne l'avés pas o nous; | Com je sui, ne qui tant mal ait;
Ains est si perdus entre nous; | Car le cuer ai du ventre trait.

Ähnlich ist die Ausführung in Guillaume de Palerne. Hier klagt der Held, daß sein Herz ihm entschwinde, v. 1504:

Li cuers de moi se part et emble: | Ne sai ou va, ne sai ou vient
Ne sai qui est qui le retient.

Hierher gehört auch die Vorstellung, daß sich beide Herzen zu einem einzigen vereinen. Als Grundgedanken betonen die Dichter die Übereinstimmung der Seelen, bereits Chrestiens gibt in diesem Sinne die Erklärung. Clig. 2829 ff.:

Mes se vos i plest a antandre, | De l'un à l'autre se trespasse,
Bien vos savroie raison randre, | Si vuelent une chose a masse,
Comant dui cuer a un se tiennent | Et por tant qu'une chose vuelent
Sanz ce qu'ansanble ne parviennent. | I a de teus qui dire suelent
Seul de tant se tiennent a un | Que chascuns a les cuers andeus
Que la volantez de chascun | Mes uns cuers n'est pas an deus leus.

Die gleiche Auffassung ist im Am. Yd. vertreten, v. 1481 ff.:

Car il sont si a I acort | N'urent mais leur doi cuer que uns,
Devant qu'il partiront par mort | Si finement aime cascuns.

Ebenso Cristal 8530 ff.:

Un corage ont et un voloir, | Lor deus cuers ne poent partir
Un seul cuer et un seul penser | Quant un cuer ont et un corage
— Nus hon nes poroit desevrer — | Comment poent avoir damage,
Et un entente et un desir; | Dolor sentir ou mal avoir,
Que l'autre n'en estuet doloir?

Denselben Inhalt hat Flam. 2076 ff.:

Mais amors es cais elemens | Quar si met egal en cascu
Simples e purs, clars e luzens | Us es dedins e dui defors,
E fai soen de dos cors u | Et ab un cor lia dos cors.

3. Amor als Person.

Wie die Troubadours so gebrauchen auch die höfischen Dichter amor nicht allein zur Bezeichnung des seelischen Vorganges sondern auch als Person. Die Liebe erscheint demnach als Spieler, der handelnd in die Erzählung eingreift. Maßgebend hierfür war Ovid gewesen, der den Troubadours das Bild vom Pfeil und Bogen des Liebesgottes gegeben hatte. Von den Minnesängern übernehmen die Epiker diese Vorstellungen und bringen sie in Einklang mit den vorausgegangenen Ausführungen. Demnach dringen die Pfeile durch das Auge und erregen im Herzen die Leidenschaft. So Cligés 689 ff.:

Mes trop me bat (amors) ice m'esmaie.
Ja n'i pert il ne cos ne plaie,
Et si te plains? Don n'as tu tort?
Nenil, qu'il m'a navré si fort
Que jusqu'au cuer m'a son dart tret.
N'ancor ne l'a a lui retret.
Comant le t'a tret el cors
Quant la plaie ne pert defors?
Ce me diras, savoir le vuel!
Par ou le t'a il tret? Par l'uel.
Par l'uel? Et si nel t'a crevé?
An l'uel ne m'a il rien grevé.

Amor wird als Person selbständig handelnd, mit einer Machtsphäre eingeführt, der sich die Liebenden wohl bewußt sind. So sagt Chrestiens vom Liebesgott, Clig. 456 ff.:

Or la fera Amors dolante
Et mout se cuida bien vangier
Del grant orguel et del dangier
Qu'ele li a toz jorz mené.
Bien a Amors droit assené
Qu'el cuer l'a de son dart ferue.

Clig. 470-1:

Amors li a chaufé un baing
Qui mout l'eschaufe et mout la cuist.

Clig. 878-80:

Amors li a el cors anclose
Une tançon et une rage
Qui mult li troble son corage.

Die Pfeile des Liebesgottes verursachen Wunden, die unheilbar sind. Yv. 1369 ff.:

Et cist cos a plus grant duree
Que cos de lance ne d'espee
Cos d'espee garist et sainne
Mout tost desque mire a painne
Et la plaie d'Amors anpire
Quant cele est plus pres de son mire.

In deutlicher Anlehnung an Chrestiens hat der Dichter des Cristal dem Gedanken Ausdruck verliehen, v. 7115 ff.:

Cop d'Amor a plus grant duree
Que cop de lance ne d'espee,
Cop d'espee garist et saine
Mout tost, se li mire i met paine;
Et la plaie d'amors enpire
Des qu'ele est plus pres de son mire.

Raoul v. Houdenc gebraucht gleichfalls das Bild von den Pfeilen, welche in die Augen treffen, Meraug. 499 ff.:

Or l'aime et charge mieuz et mieuz
Tant que l'amor li fiert es ieuz
Et el vis et par tot le cors
Que l'en ne puet prisier defors.

Vergl. ferner Meraug. v. v. 4983-85, Cristal v. v. 180-84. Hier lesen wir noch die Bemerkung, daß der Schuß durch die Augen direkt zum Herzen gehe. v. 185:

Par les eus va la droite voie
Li colps al cuer ...

Gewöhnlich sprechen die Dichter nur vom Pfeil ohne nähere Einzelheiten. Der Verfasser des Yderromans nennt ihn, es ist die Erinnerung oder „Dring-durchs-Herz". Yder 1648 ff.:

Amors set droit lancier e treire
Un gavelot a que il lance,
Ke l'en apele Remenbrance,
Aquanz l'apelent Parce-Quœr,
S'il noment bien, ke a nul fœr
Ne rameroit il plus parchant,
Si en a il de meint semblant.
Cil perce quœr od grant dolçor,
Se l'i lance sovent amor.
Cil cole al quœr delivrement
Kar quœr le recolt dolcement.

Auch die Herkunft dieser Pfeile wird mitgeteilt. Mitleid und Furcht verfertigen sie dem Liebesgott, Amadas 1102 ff.:

Par le commandement d'amours
Pitiés et francise et paours
Forgent mult tost I trençant dart
Communement de la leur part
Li ont lanciet parmi le cuer.

Die Wunden, welche der Pfeil Amors verursacht, sind unsichtbar, Claris 176 ff.:

Mes Amours d'un sien dart l'avise
Au cuer le fiert a descouvert
Si que point ne li a ouvert
Coste ne membre, qu'il eust,
Et qui demande li eust,
S'il ert navrez ne seust mie.

Amur est plaïe dedens cors
E si ne pert noient defors.
Marie, Guigemar.

Die Wunde ist durch den Pfeil vergiftet, Cristal v. 63-65:

... Amant qui cuer a plaie
Par amour de fleche entoschie.

Als Cristal den Liebesschmerz fühlt, glaubt er zuerst, verwundet zu sein, als er keine Wunde findet, errät er die Ursache seines Schmerzes. Crist. 1247 ff.:

Amor li a lanchie son dart
Que tot ses cuers esprent et art
Dedens son cuer se sent ferus
Fors de son lit chiet estendus;
Plaie quida trover defors
Mais ele estoit dedens le cors
Sent que amors l'avoit grevé.

Auch von der Geisel und Rute ist die Rede, Athis 4620:

Ferue t'a de sa corgiee.

Athis 4623:

De son vergent estes torchiee.

In Fergus hören wir von der arbaleste des Liebesgottes 1640 ff.:

Amors ......
Met un quarriel en s'arbaleste
Arbaleste di je a troul.

Nun beantwortet Guillaume gleich die Frage, wieso denn Amor mit der Armbrust die Herzen verletzen wolle. Fergus 1646:

Et se de ço nus me reprent
Que j'aie mesdit ne mesfait
Por ço que di que Amors trait
D'arbalaste ne d'arc manier,
J'en prouverai aucun cuider
Que on le devra creanter.
Amors fait son quarriel passer
La u il veut tot a droiture
Vers lui ne vaut rien armeure.
Amor trait par molt grant air.
Contre ses cols ne puet garir
Nus hom, tant soit en forte tor.
Nus ne puet garir vers Amor.
Mais tant i a: ses dars est tels
Que la pointe n'est pas mortels,
Cil qui en traient les haschies
N'en ont pas les vainnes trenchies —
Tels est Amors sa nature.

Wir finden Amor noch mit anderer Tätigkeit betraut. Er vereinigt die Liebenden, an ihn wenden sich die Paare mit der Bitte um Erhörung (vergl. Blanc. 2624 ff.). Häufiger tritt jedoch die Anschauung hervor, daß Amor den Liebenden eine Last auferlegt. Veng. Rag. 5918 ff.:

Amors li a I fais carcié
Si pesant, mais si s'en deporte
A poi que li fais ne l'en porte
Qui plus le destraint a porter.
Dont se doit il molt deporter
Quant ço qu'il porte le sousliege?
Cel fais est de blonc et de liege
Qui or poisse et ore est legers
Fais qui si cange de legiers
Est molt greveus a soustenir?
Oïl, car nus nel puet tenir
Ne nus ne set que ce devient
Ains est I fais qui va et vient.
Or vient, or vait, or s'entrevait
Nus ne set plus coment ce vait.

Durchgehends lesen wir, daß Amor dem Liebeskranken seine Qualen steigert, indem er ihm die Geliebte schauen läßt. Für diese Ausführung bietet gerade der Roman von Athis und Prophilias eingehende Textbelege, vergl. außer v. v. 3326 ff., 3967 ff. nachfolgende Stelle, Athis 630 ff.:

Sovant li remanbre celi
Que il ne puet metre an obli,
Cardiones li met devant
Et son gent cors et son sanblant,
Son dolz regart et son cler vis,
Sa bele boche et son bel ris,
Ses biaus chevols et son gent cors
Amors l'a mis del savoir fors.
El cors li r'anbat la folie
O la sanblance de s'amie:
Tote la forme l'an descrit.
Amors li conte et si li dit
La figure de la pucele.

Im allgemeinen erwähnen die Dichter Amor als den Gott, der alle Herzen bezwingt. Meraug. 1908/9:

Li dieus d'amors
Qui fet les durs cuers sosploiier.

Der Gott fängt die Liebenden. Ille 912:

Amors les a bien pris a laz.

Esc. 3248/9:

Amors nos a pris a son haim
Et sachiés a li ambedeus.

Amor hat auch Helfer, das widerspenstige Herz zu bezwingen, Jehan et Blonde 991 ff.:

Tout aussi tost comme Amours sent
Qu'ele de riens a lui s'assent,
Tout son pooir a assamblé,
Mont l'a grant et fort assamblé,
Puis est venue assalir Blonde
De toutes pars a la reonde.
Or vous dirai quex pooires sont
Qui avœc Amours venu sont:
Premiere i est Pitiés venue,
Qui duskes au cuer l'a ferue;
Car forment het l'orguel de li,
Pour chou qu'el fait morir celui
Qui vers Amours est fins et vrais...
Aprés Pitié revint Franchise;
Cele le rassaut et atise.
Tant l'a demenee et estrainte
Qu'ele s'est droite ou lieu empainte
Ou estoit la Durtés du cuer;...
Apres Franchise Raison vint
Qui mout a estroite le tint
De la Desraison qu'ele fait...
Apres Raison i vient Monstrance
Qui li monstre la meskaance
Que c'est d'omme tuër a tort,...
Apres Monstrance vint Amours
Qui mout li fist de grans clamours
Du desavenant et du lait
Que ele avoit son serjant fait.

Im Großen und Ganzen ist Amor als Person zwar oft genannt, und angerufen, seine Tätigkeit wird gerne ausführlich

erzählt, als epischer Spieler tritt er selten selbständig hervor[1]). Die Epiker haben sich in diesem Punkte den Troubadours angeschlossen, die den Gott gleichfalls nur in den Liebesklagen hervortreten lassen.

4. Die Konkretisierung der Minne.

a) Die Liebe als Krankheit.

Die Liebe ist eine Krankheit, die sichtbare Veränderungen zur Folge hat und an äußeren Zeichen erkennbar ist. Der Gedanke wird von den Troubadours übernommen, welche die Liebe eine Qual, eine Pein nannten. Deren Kennzeichen sind nun bei den Epikern die Krankheitserscheinungen des „descolorer, anpalir, sospirer et tressaillir“ (Clig. 543/44), wozu des Andreas Vorschrift zu vergleichen ist: Omnis consuevit amans in coomantis adspectu pallescere. Daher erkennt die Umgebung regelmäßig diese Zeichen, ohne sich jedoch immer gleich über deren Herkunft klar zu sein. So im Clig. v. 541 ff.:

La reine garde s'an prant
Et voit l'un et l'autre sovant
Descolorer et anpalir
Et sospirer et tressaillir.
Mais ne set por quoi il le font
Forsque por la mer ou il sont
Espoir bien s'an aparceüst,
Se la mer ne la deceüst
Mes la mer l'angigne et deçoit
Si qu'an la mer l'amer ne voit.

Ebenso geschildert ist die Wirkung der Liebe bei Fenice, v. 3011 ff.:

Thessala voit tainte et palie
Cele qu'Amors a an baillie.

v. 4354 ff.:

An sa colors ses maus apert,
Car mout est palie et changiee
Mout est de sa face estrangiee
La colors fresche et clere et pure
Que assise i avoit Nature,

Von Clarie sagt der Dichter, Cristal 7991:

En mout poi d'ore est si atainte,
Qu'ele en a ja la face tainte.

Athis Krankheit drückt sich im Gesicht aus und der Arzt, der keine Veränderungen im Körper finden kann, weist erstaunt anf diese Symptome hin. Athis 3825 ff.:

Malades est et mout se crient;
Ne puis savoir dont ce avient.
Puet donc maus estre si anclos,
Que defors ait par tot repos?
Nel puis trover an nul androit:
N'il n'a trop chaut n'il n'a trop froit
An nul des manbres de son cors
Ne puis trover cest mal defors
Fors solemant a la color;
Cele demostre sa dolor,
Car durement est anpaliz,
An po d'ore vains et mariz
Malades est veraiement
Mais je ne puis trover comant.

---

[1]) Ganz eigen ist das Eingreifen des Gottes im Rom. Dame Lyc. Die Schöne lustwandelt im Garten und beklagt die Trennung von ihrem Freunde. In Gedanken an ihn führt sie eine Blüte zum Munde. 1950 ff.:

Lors Amours par son art tant fist
Qu'en regardant la fleur vermelle
Avint une molt grant mervelle;
Car ma mere grosse devint
De moy, autrement n'en avint
Amours le vot et otria.

Die Veränderung der Gesichtsfarbe ist demnach die Voraussetzung für das Vorhandensein der Minne. Aus diesem Grunde beruft sich auch Fenice darauf, als sie im Zweifel über die Wahrhaftigkeit von Cligés Gefühlen fragt: 4439 ff.:

Car ce porroit tost avenir,
Qu'il le dist por moi losangier.
Mes je le vi color changier
Et plorer mout piteusemant.
Les lermes au mien jugemant
Et la chiere honteuse et mate
Ne vindrent mie de barate;
N'i ot barat ne tricherie.
Li œl ne m'an mantirent mie
Don je vi les lermes cheoir
Assez i poi samblanz veoir
D'amor, se je neant an sai.

Hübsch ist der Gedanke im Eracle zur Weiterung gebracht v. 3995 ff.:

Cest las chetif, qui ne se muet,
As en trois jours fait jaune et pale.
Amours, ainc mais ne fus si male
Mais mout est jaune ta tainture,
Amors, tu ses mout de painture.

Demnach erkennt der Eingeweihte oder der Liebende sofort an diesen Veränderungen, wie es um die (den) Betreffende(n) steht. So sagt die Schöne im Eracle v. 3639:

Dont doit bien conoistre a me chiere
Mes douz amis com il m'estrait.

Auch Prophilias schließt so auf die Krankheit des Athis. 3486 ff. D.:

Athis regarde en mi le vis:
Souvent li voit color muer
Et souvent plaindre et souspirer;
Mout souvent par le lit se torne;
Mout par le voit pensif et morne.
Et lors connut mout bien son mal
Car tout en autretel cheval
Ot mainte fois la sele mise.

Es kommt also das Dogma zur Formulierung. Flam. 3031 ff.:

Et qui d'amor es bien ferit
Mout deu esser descoloritz.
Maigres et teinz et flacs e vaus.

Daher heißt es vom Helden des Romans, Wilhelm, Flam. 2992:

Ben semblet que fos d'aimador,
Car palles fon els oils ab blaus
De tot entorn, els polses caus
Un pauc, tan fon esmaigriaz.

Dazu tritt noch die Ansicht, daß Liebe ohne die als Krankheit empfundenen Schmerzen nicht auftrete. Yder 1617/18:

Ke les benëures d'Amors
Ne pöent estre sanz freors.

Durchweg sehen wir also, wie die Träger des Minnemotives die Zeichen dieser Krankheit deutlich zur Schau tragen. Ritter und Frauen, auch wenn sie sich, wie z. B. die schöne Orgueilleuse d'Amour, noch so sehr gegen die Liebe wehren, müssen absichtlich der Liebeskrankheit erliegen.

b) Das Wesen der Krankheit.

Die Bestimmungen sind sehr mannigfaltig. Gewöhnlich wird das Übel als ein unbestimmtes, schwer erkennbares Unbehagen hingestellt das dem Betreffenden sowohl Schmerz als auch Freude bereite. Dieses Bild des Gegensatzes ist aus Ovid genommen und in den provenzalischen Dichtungen sehr oft angewendet worden. Wir finden die typische Ausführung, wie sie später immer wiederkehrt, bereits im Cligés 3063 ff.:

„Mestre“, fet ele, „sans mantir
Nul mal ne cuidoie santir
Mes je le cuiderai par tans.
Ce solement que gié i pans
Me fet grant mal et si m'esmaie.
Mes comant set, qui ne l'essaie,
Que puet estre ne maus ne biens?
De toz maus est divers le miens
Car se voir dire vos vuel,
Mout m'abelist et mout m'an duel,
Si me delit an me meseise
Et se maus puet estre, qui pleise,
Mes enuiz est ma volantez
Et ma dolors est ma santez.
Ne sai donc, de quoi je me plaingne;
Car rien ne sai, don maus me vaigne.
Se de ma volante ne vient.
Mes voloïrs est maus se devient.
Mes tant ai d'eise an mon voloir,
Que doucement me fet doloir,
Et tant de joie an mon enui
Que doucement malade sui.

Ähnlich wird das Wesen des Übels in Flam. erklärt, v. 3006 ff.:

Amors es mals ques al cor te
E ten l'arma presa e clausa,
Que nom pot aver nulla pausa;
E, quan que pense sai ni lai,
Ades en un luec si retrai
Et ades engalmen tormenta
E non es ora c'om nol senta
Et autre mal an qualques oras
De repansar, tart o ahoras;
E la natura qu'es maïstra
Del cor e son obs li ministra.
Es al guerir fort entendiva,
Mas per amor si ten caitiva
Car nuil conseil donar no i sap.

Die Charakterisierung der Krankheit erfolgt nach Ovids dulce et amarum: Clig. 3101 ff.:

Car tuit autre mal sont amer
Fors seul celui qui vient d'amer
Mes cil retorne s'amertume
An douçor et an sovatume

Ebenso die Erklärung Thessalas v. 3113 ff.:

De tel nature est maus d'amor
Que il i a joie et dolor.
Donc amez vos, je le vos pruis,
Car douçor an nul mal ne truis
S'an amor non tant solemant.
Tuit autre mal communemant
Sont toz jorz felon et orrible
Mes amors est douce et peisible.

Den gleichen Inhalt hat Yder 1611/12:

Mes les amertumez d'amor | Quant cele i est, sont od dolçor.

Der Grundzug dieser Krankheit ist demnach ihre Undefinierbarkeit, der süße Schmerz, der sich bei allen Liebenden bezw. bei der Liebeskrankheit einstellt. Die Definition wird dogmatisch Yder 1617:

Ke les benëures d'amors | Ne pöent estre sanz freors.

Und Guillaume le Clerc spricht diesbezüglich von der costume der Liebe, Fergus 1533:

Que il li fesist endurer
De ses mals tote la costume
Les dolors et la souatume
Dont il paie ses sodoiers.

Der Held im Am. Yd. liegt krank, er fühlt v. 289/30:

La chaleurs ki tot l'alume | Et de douceur et d'amertume

Er denkt dabei nur an seinen süßen Schmerz, Am. Yd. 330/32:

De tout le mont li est petit | Fors que de sa douce douleur
Dont muert à si très grant tristeur (vergl. noch v. v. 1095 ff.).

Die Weiterung des Gedankens führt zu einem eigenen Bild im Yderroman. Der Gegensatz wird durch Honig, Galle und Dornen veranschaulicht v. 4145/47:

Ci ert mal repos od doz torment | Ci out dolçor mellee od fiel
Sor epines lechot son miel.

Meistens begnügen sich die Dichter, die Leiden ihres Helden hervorzuheben, sie als „süße Schmerzen“ zu bezeichnen. Erklärungen über die Natur dieses Gegensatzes sind schon infolge Dogmatik der Minnetheorie selten. Und doch lassen sich gerade hier interessante Weiterungen anknüpfen, wie die Ausführungen des Cristal zeigen. Der Dichter gibt die Erklärung, worin das Wesen dieses süßen Liebesschmerzes besteht, Cristal Clarie 3301 ff.:

Quel douchor i puet i avoir?
Ne pœnt estre, ce me sanble,
Et dolcors et dolors ensanble.
„Si font bien, vels oïr comment?
La dolors que li amans sent,
Ce est sospirs et baaillers,
Petit dormirs et mout veilliers,
Sans froidure sentir trambler
Et sans trop chalt avoir suër,
Mangier petit et boire mains
Estendre, plaindre et estre sains,
Descolorer et amagrir
Et mat et pale devenir
Et tot ce vient de trop penser
Si ne s'en poet on saoler;
Li pensers tant fort deslite,
Que tot altre delit aquite:
Harper, tumber canter, dansier
Ne pris vaillant un denier.
Altre joie, altre solas
Ne li sanble estre el que gas.
Al penser met tote s'entente,
C'est ce que plus li atalante.
Tant i sent solas et dolcor
Qu'il en oblie la dolor
Si com cil qui en miel se baigne
Et de la dolçor se mahaigne.
Mais tant li vient dolçor del baing
Qu'il en oblie son mahaing.

Gewöhnlich sind sich die Liebenden anfangs nicht bewußt, welcher Art ihre Krankheit ist. Sie spüren nur die Symptome und bemühen sich dann, ihr Unbehagen zu definieren. Bekannt ist dieser Vorgang in Cligés, wir finden ihn so ziemlich in allen Romanen, vergl. etwa Guill. Pal. v. 836 ff. In Floris und Liriope will es der Liebende auf eine Probe ankommen lassen, ob Liriope die Ursache seiner Krankheit ist, v. 575 ff.:

Mais li matin l'irai veoir
Por asaier et por savoir
S'ancores n'avanroit ausi
Com l'autre jor, com je la vi.

Denn dieses „mal“ entsteht gewöhnlich durch das Spiel der Augen. Wir kommen hier wieder auf den Eingang des Motives zurück, demzufolge die Liebe überhaupt durch das regarder entsteht. Vergleiche außer der eingehenden Darstellung in der Manekine v. v. 1407 die Bemerkung von Floris, v. 529/30:

. . . mais quant ie l'esgart,
Trestoz li cors m'enprent et art;
Ne sai coment m'estuet fremir
Puis achaufer, puis froit sentir.

Schreck und Furcht, welche durch die Heftigkeit ihres Auftretens sowohl das körperliche als auch das seelische Gleichgewicht stören, sind die nächsten Folgen. So hören wir von Amadas v. 246 ff.:

Jà en est tos mas et souspris,
Et entrés en si grant effroi,
Qu'il ne set nul conseil de soi;
Ne set s'il a joie ou douleur,
Ou amertume, ou douleur,
Ne set se il la vit ou non
Par songe ou par avision;
Si a la memoire perdue
Et si tourblée la veüe.

Er stürzt ohnmächtig zu Boden: Pasmés chiet devant la maseine, v. 280, wie auch Ydoine später, als ihre Liebe zu

Amadas die Oberhand gewinnt, das Bewußtsein verliert (1108, 1114). Auch sonst wird mit Vorliebe die Wirkung der Liebeskrankheit im Verhalten der Frauen vorgeführt. Clarie bebt und verliert die Sprache, Cristal 7935 ff., Lidoine stürzt ohnmächtig zu Boden, Ipom. 4981 ff., ebenso Flamenca 2134 ff.:

A cest mot laisalz bras cazer | E nos poc em pes sostener
La color pert, le cors li fail.

Durchweg geht also die Vorstellung von Liebe und Krankheit zusammen. Die Bezeichnung ist gewöhnlich mal, daneben hören wir von Schmerzen, Beklemmungen, dolors, angoisses, destreces. Beispiele hierfür finden sich in jedem Roman, es mögen daher nachfolgende Belege genügen:

Ille 1781:

Grans est li maus qui me tourmente.

Am. Yd. 114:

Or sunt a I seul mal andni.

Meraug. 495:

Si le resforcent ses dolors.

Athis 3435:

Cist maus m'est forz et mout me griege.

Cristal 334:

La dolors que li amans sent.

Claris 1502:

Claris est en trop grant destrece.

Zusammenfassend beschreibt der Dichter des Cristal alle Erscheinungen der Liebeskrankheit, Cristal 334 ff.:

La dolors que li amans sent
Ce est sospirs et baailliers,
Petit dormirs et mout veilliers
Sans froidure sentir trambler
Et sans trop chalt avoir suër,
Mangier petit et boire mains,
Estendre, plaindre et estre sains
Descolorer et amagrir
Et mat et pale devenir.

c) Unheilbarkeit.

Während nun jede andere Erkrankung geheilt werden kann, gibt es in der Liebeskrankheit kein Mittel, das Genesung verschaffen könnte. Meistens erkennen dies die Kranken selbst, vergl. Clig. 646 ff.:

Je sant le mien mal si grevain
Que ja n'an aurai garison
Par mecine ne par poison
Ne par herbe ne par racine.
A chascun mal n'a pas mecine:
Li miens est si anracinez
Qu'il ne puet estre mecinez.

Ebenso Ille 5229 ff.:

Qui contre fievre estrive et tence
Bien puet garir par astinence
Ou se il vueut de gre mourir
Si puet le fievre bien nourir
Mais jou n'en sai a cui tencier
N'envers cui tençon comencier
Pour garison ne pour merci.

Daher Ille 5319:

Ne li vaut puison ne mecine.



Die ärztliche Kunst versagt hier gleichfalls. Als Cristal krank an Liebeskummer liegt, kommen die Ärzte an sein Lager, v. 7663 ff.:

Et quant il furent asamblé,
Par tot le cors li ont tasté.
Onques n'i ot si sage mire,
Qui le voir lor en sëust dire,
Quels maus ce est, ne de quel nature
Tot en est la fisique obscure.

Eingehender beschreibt der Dichter des Athis die erfolglosen Bemühungen, nach den Regeln der ärztlichen Kunst die Krankheit des Helden zu bestimmen, v. 2951 ff.:

Ne li vaudroit chaudiaus un as
Ne front baillier, ne pous taster.
Ne por son boivre herbes tribler
N'en l'orinal vëoir s'orine.
Gaïte porte sa mecine.

Jehan liegt, gepeinigt durch die Liebe zu Blonde, krank im Bette. Der Graf schickt ihm seinen Arzt, v. 683 ff:

Puis li taste, qu'il ni arreste,
Au pous du bras, puis li arreste,
Puis a regardee s'orine;
Mais il ne set, s'il n'adevine,
Nule riens de sa maladie
Ains dist qu'il ne s'i connoist mie.

Infolge der Unheilbarkeit wird der Tod gegen diese Schmerzen angerufen, Eracle 3861 ff.:

Se il nen a prochein secours,
Tous i mourra, n'i a qu'un tour
Et il et cele de le tour.

Eracle 4005 ff.:

Uns autres m'aidera ançois
Qui toute gent tourmente et grieve,
Et qui toutes douleurs achieve,
Çou est li morz, qui metra terme
A me douleur, a mainte lerme
Que j'ai plouree des tierz jour.

Tristan, Th. p. 382:

Meuz vousisse la meie mort
Car jo n'averai nul confort
Ne hait, ne joie en mun corage
Quant perdu ai a tel folage
La ren el mund que jo plus aim.

Für Athis gibt es keine Hilfe, v. 3351 ff.:

El monde, fet il, n'a dolant
Qui n'ait aucun radolcemant,
Fors cest chetif qui nul nen a,
Mes que la morz qui me garra.

Jehan ist krank:

Il n'atent mais fors que la mort
Dont ja ne quide avoir confort (Jeh. Blonde 697.)

Er ruft den Tod herbei 935:

Mort! or vien tost et si te haste
Car je voi bien que mon tans gaste ...

941:

Or n'i a plus fors que je vœl
Morir, car de vivre me duel.

d) Dauer und Stärke.

Als nächste Folge der Auffassung, die Liebe als Krankheit hinzustellen, ergibt sich die Weiterung, Dauer und Stärke der Krankheit und ihres Auftretens, ferner das Verhalten der Personen hervorzuheben.

Die Dauer des Auftretens erstreckt sich über Tag und Nacht, insbesondere ergibt sich aus dieser Kontinuität als Folge der Krankheit die Schlaflosigkeit. Schon bei Ovid angeführt, verstärkt Andreas die Doktrin, p. 335. Praeterea tulit amor etiam sommum et omni solet hominem privare quiete. Diese Kontinuität wird immer hervorgehoben:

Ille 1212:

Ses maus ne fine nuit et jor.

Eracle 3822/3:

Mes onques n'orent cele nuit
Bien ne repos ne nul deduit.

Eracle 3847:

. . . ces douleurs
Que fins amanz trait nuit et jour.

Cristal klagt 7913:

Si ai si estrange deduit
Qu'en dolor sui et jor et nuit.

Cristal 7302 ff.:

Hom qui bien aime a dolor vit
Qui bien aime, il ne prent fin
Ne il al soir ne al matin.

Schlaflosigkeit vermehrt die Beschwerden der Liebeskrankheit. Die Liebenden wachen, klagen und überdenken ihren Zustand. Gaiete und Athis bringen die Nacht schlaflos zu, Athis v. 4158:

Mout lor senbla longue la nuit.

Der König, der in sündiger Liebe zu seiner Tochter entbrannt ist, bleibt nicht verschont, Manek. 1666:

Ainsi devise et adevine | Toutes les nuis dedens son lit.

Eigene Ausführung gewinnt der Dichter des Cristal. Da Clarie aus Liebesschmerz nicht schlafen kann, schiebt sie die Schuld auf das Bett und schilt auf die Dienerinnen, die die Decken so nachlässig übereinander legten (v. 7998 ff.). Sie läßt das Bett neu aufdecken, ohne aber selbst zu wissen, wie sie es haben will (v. 8020 ff.).

Die Stärke wird durch den Vergleich mit einem Fieber, dann durch die Tätigkeitsverba plaindre, travaillier, gemir, doloir, pleurer anschaulich gemacht. Dazu kommen noch die dueuz, angoisses, tourmenz der Krankheit, deren Stärke durch Adjektiva hervorgehoben wird (granz, assés, forz):

Eracle 3864:

Granz est li deus, granz est li maus.

Blanc. 1429:

Pire est cix mals que fievre agüe
N'a pas retor quant on en sue,
Ains a grignor embrasement
Et si n'a autre escangement

Den gleichen Inhalt hat Athis 2843:

Athis en a la flanbe el cors.

Athis glaubt, am Fieber erkrankt zu sein, 2861:

La fievre crient.

Die Heftigkeit und die Dauer dieser Schmerzen erklären die Klagen der Personen. Diese Klagen über die Beschwerden der Liebe sind berechtigt, denn sie lindern die Liebespein, Eracle 3790 ff.:

Car cil s'aliege et assouage | Qui ose plaindre sen malage,
Et cil mout plus qui l'ose dire.

Wo diese Klagen als Begleiter fehlen, da ist keine Liebe. Daher haben Fürsten und Könige diese Leiden nicht zu erdulden, da sie keine Hindernisse vor sich sehen, Eracle 3985 ff.:

Je ne voi dame ne princier | Nus n'aime mais fors quant il vueut,
De cui tu puisses rien pincier: | Et part s'en quant un poi se dueut;
N'en voi nul gesir contre lit: | Nus n'aime mais contre vouloir.
Nus n'aime fors pour sen delit, | Ja n'en voi mais nului douloir.

Diese Klagen ergeben sich gewöhnlich im Monolog (beim Mann), in Dialogform bei der Frau mit einer Vertrauten. Vergl. dafür Cligés v. 3063 ff., ferner Orgueilleuse d'Amor zu ihrer Vertrauten, Blanc. 1377:

A sa mestre va parler | Et si me muir et si n'ai mal
„Dame“, ce dist la castelaine, | Onques mais n'euc dolor ital.
Mult sui malade et si sui sainne | Cix maus me fait tranler sans froit.

Von Prophilias hören wir, Athis 689 ff.:

Prophilias fet un grief pleint,
A soi mëismes se conpleint:

Ebenso äußert sich Cardiones über ihre Schmerzen, Athis 3195:

Sovant sopire et mout se plaint,
En mout po d'ore en a fet maint.

e) Die Heilung.

Die Heilung dieser Erscheinungen und der Krankheit geschieht nach Ovids Beispiel auf zweifache Weise: Amor oder die Herrin bewirken die Gesundung. Der Gott, der Liebe entstehen ließ, heilt sie auch. So Cligés 868:

Ja ne quier que cist maus me lest: | Que de nelui santez me vaingne
Miaus vuel qu'einsi toz jorz me [taingne, | Se de la ne vient la santez
| Don venue est l'anfermetez.

Karre 3127 ff:

Mes tot le rassoage et sainne
Amors qui le conduit et mainne.

Ille 3551:

Cil deus de la le duel aliege | Cil deus aliege la dolor
Qui en son cuer a fait le siege. | Qui li a fait muer color

Eracle 4373:

Il seus me puet de mort retraire.

Neben Amor ist die Herrin der Arzt, der die Liebeskrankheit heilt. Cristal erklärt, v. 7400:

En vos est ma mort et ma vie.

Amor sagt zu Cristal, als er krank liegt, v. 7317:

Ele est ta vie et tes confors
S'el ne t'aïde, tu es mors.

Der Anblick der Herrin heilt die Schmerzen: Floris 528:

Quant ie la voie, iai n'ai ie point
De mal, non.

Im Sinne der Theorie sagt daher auch Wilhelm, Flam. 2887·

C'uimais viure non deinaria
Si de vos vida non tenia.

Deshalb ermahnt eine Freundin die Herrin Bruns de la Mont, v. 3815:

Otroies lui la vostre (amisté) ou non de charité.
Si feres I malade errant ester en santé.

Denn die Herrin besitzt den Schlüssel des Lebens und der Gesundung, Jehan Bl. 614:

Dame, vous en portés le clef
De ma vie et de ma sante.

Demnach ist die Geliebte der beste Arzt, Mel. 6231:

Car ou monde n'a nul si trés dous mire
Ce scai je bien c'osté m'a de doulour.

5. Die Verehrung der Herrin im Frauenlob.

Die Minnesänger priesen die Frau als Meisterwerk Gottes, der in ihrer Schönheit die eigene erkennen lasse. Die leibliche Schönheit setzt aber nach dem Glauben der Zeit wieder Vollkommenheit der Seele voraus, da nach den Lehren der Dogmatiker Schönheit der Seele die Vorzüge des Körpers bedinge. Dadurch hielten sich die Minnesänger für berechtigt, die Schönheit der Herrin zu verehren und ihr Lob laut zu verkünden. Mit diesem Grundgedanken war das sinnliche Element aus den Frauenschilderungen der Minnesänger genommen, diese stützten sich in ihrem Frauenkult auf die Lehren der Mystiker und konnten dadurch die weltliche Verehrung ihrer Herrin auf ein geistiges Niveau bringen. Die gleiche Vorraussetzung findet sich nun bei den Epikern, auch sie neigen sich in Verehrung vor der Frau. Deren Schönheit ist die Voraussetzung der Liebe: Erec 3644: Sa biautez d'amor m'aluma, aus diesem Grunde geben sich die Dichter auch alle Mühe, die Schönheit ihrer Heldin im Lob des Ritters anschaulich zu machen. Hervorzuheben ist, daß wenigstens anfangs die Dichter den Eindruck sinnlich wirkenden Frauenreizes vermeiden wollen, Cligés 2734:

Ne braz, ne cors, ne chief ne mains
Ne vuel par parole descrivre.

Da aber nach Augustin Leibesschönheit ein Geschenk Gottes ist, so wird der Gedanke, Frauenschönheit als Geschenk des Schöpfers zu preisen, die sichtbarste Äußerung des Frauen-

lobes. Gott selbst schuf die Schönheit der Herrin, daraus folgert das Recht, sie zu preisen, Clig. 2766:

Et fu si bele et si bien feite	Cui mout i plot a traveillier
Con Deus meïsmes l'avoit feite	Por feire jant esmerveillier

Denn Gott verwendet alle Sorgfalt darauf, die Schönheit fleckenlos zu gestalten, Yv. 1497 ff.:

Don fu si granz biautez venue?
Ja la fist Deus de sa main nue
Por Nature feire muser ...
Nes Deus, s'il s'an voloit pener
N'i porroit, ce cuit, asseuer
Que ja mes une tel feïst
Por painne que il i meïst.

Flam. 554:

Anc de nulla ren non si feis
Deus cant la formet aitan genta.

In der Mehrzahl der Fälle ist aber die Natur als Spenderin der Schönheit genannt. Es mag ein tieferer Grund dafür vorliegen. Es dürfte den Dichtern vielleicht unpassend erschienen sein, ihre oft recht plastischen Schilderungen des Frauenkörpers mit Gott in Zusammenhang zu bringen. Daher ist die personifizierte Natur der Schöpfer aller Frauenschönheit geworden, an sie wenden sich die Epiker. Schon Kristian preist sie in diesem Sinne, Erec 411 ff.:

Mout estoit la pucele jante
Car tote i ot mise s'antante
Nature qui feite l'avoit.

Yv. 1492 ff.:

Onques mes si desmesurer	Que trespassé i a mesure
An biauté ne se pot Nature	Ou ele espoir n'i ovra onques.

Vergl. noch Perc. 12791 ff., Escan. 3786, Meraug. 268 ff., Floris 194 ff., Ipom. 2271 ff., Athis 2603 ff.

Gewöhnlich wiederkehrend ist der Ausruf, daß die Natur nur einmal ein solches Wunderwerk bilden konnte. Außer Erec 411 ff. vergl. dazu Richars 170 ff.:

N'en porroie dire la somme	Et plus bielle vosist pourtraire,
De sa biaute, car tant i mist	Si sen vosist bien entremettre,
Nature, quant ele le fist,	N'i peüst plus de biaute mettre
Que, s'une autre vosist refaire	Que il avoit en chesti mise.

Als Steigerung treffen wir die Vorstellung, daß Gott und Natur zusammen die Schönheit schaffen. Manek. 72:

Et Diex qui tous les biens avance,	Anchois i mist tout a devise
Mist en li quanque mettre i dut.	Biauté, bonté, sens et francise.
Nature, qui pas ne recrut,	

Die Natur ist nicht allein am Werke, das Wunderbild der Herrin zu gestalten. Die Personifizierung der abstrakten Werte der Liebe gibt die Möglichkeit, körperliche und geistige Vorzüge von Meistern im Vereine mit Nature schaffen zu lassen. Der Dichter des Athis verwertet diese Weiterung zu einem ausführlichen Exkurse. Hier ersteht unter den Händen

von beauté, simplesce, sens, largesce, avenandise, foi, proesce, deboneiritez, corteisie, enors, cointise, humilitez, franchise das Bild von Athis' Schwester, der schönen Savine, v. 19635 ff.

Am häufigsten ist jedoch das Frauenlob in dem Hinweis zur Sprache gebracht, daß die Schönheit der Herrin um sich einen Glanz verbreite, der alles überstrahle. In immer wiederkehrenden Schilderungen erschöpften die Minnesänger diesen Gedanken, der aus der Heiligenverehrung der Zeit genommen ist, die Epiker folgen hier getreu und jeder Roman hat hierfür Belege, Clig. 2747:

Et la luors de sa biauté | Rant el pales plus grant clarté.

Escan 8315:

Avoeques lui ert la roine | Qui de grant biaute enlumine
Tote sa route et esclarcist.

Gerne vergleichen die Epiker das in Schönheit strahlende Frauenantlitz mit einem Spiegel, der das Bild seiner Umgebung zurückwirft. Fergus 1552:

En li se peust on mirer
Conme eu un miroir sans redot.

Cristal 7200[2]):

... Ja est plus clere | Mirer se poet on en sa face
C'onques ne fu voire ne glace | Et si est plus blans de cristal.

Richars 1955:

Et sa fille les lui seoit. | Que solaus aiournast en li
Ce sambloit bien qui le veoit | Sa clartez la table enbieli.

Der Dichter erspart sich die Aufzählung aller Einzelheiten, er sagt nur mit Hinweis auf das Motiv, Jehan et Blonde 4723:

Autre devise n'en vœl faire | Fors tant que sa biautes esclaire
Trestous les lieus ou ele vient.

Die Verneigung vor der sichtbaren Frauenschönheit der Herrin war nicht der einzige Ausdruck, mit dem die Dichter den Vorschriften des höfischen Minnedienstes entsprachen, sie konnten diese Huldigungen mit ungleich höherem Gehalte erfüllen, indem sich der Blick von den Reizen der Frau zu den Vorzügen der Seele erhob und diese Eigenschaften zum Gegenstand des Frauenlobes machte. Diese Vergeistigung der Frauenverehrung war einerseits durch die Voraussetzung gegeben, daß alle körperliche Schönheit durch die Vorzüge der Seele bedingt sei, andererseits lag sie in der Auffassung vom Wesen des höfischen Minnedienstes. Die Herrin war ja für den dienenden Frauensänger ein Heiligenbild, das durch die Gnadenwirkung der cortezia zunächst nur auf die Seele einwirkte. Daher sehen wir auch die Tatsache, daß im Minnesang das Lob der geistigen Vorzüge reicher fließt und

---

[2]) Wörtlich übernommen aus Athis 3366:

... Ja est plur clere | Mirer se puet l'an en sa face
C'onques ne fu voirres ne glace | Que plus est blanche d'un cristal.

auch der sinnbare Eindruck der Herrin im Preise der Frauenschönheit zurückgedrängt ist. So erscheint als Hauptbestandteil des Frauenlobes die Erwähnung der geistigen Vorzüge, die der edlen Frau eigen sind. Die Troubadours haben diese „bontat“ der Herrin eingehend erörtert, teils durch bloße Aufzählung der einzelnen Vorzüge, teils durch die Erwähnung der von ihnen ausgehenden Wirkung. Die Epiker übernehmen die Technik ihrer Vorgänger und rühmen die Vorzüge ihrer Heldinnen entweder ganz allgemein oder mit bestimmten Angaben. Der Grundgedanke, daß Minnedienst und Frauenlob zusammengehe, kommt in Brun. Mont. deutlicher als sonst zum Vorschein, 1 ff.:

Qui veult aprendre honneur et suivre courtoisie
Les dames doit loer et l'amoureuse vie,
Car pour les dames est mainte honeur essaucie.

Ebenso Escan. 3134 ff.:

Car pucele si ensseingnie,
Si douce ne si amiable
Si bele ne si agreable
Ne plaine de si bones mors
N'ama onques nuz par amors,
Et pour ce le voloit amer
Et servir de cuer sanz amer.

Höher jedoch als das Lob der Schönheit erscheint, analog dem Provenzalischen, der Hinweis auf die veredelnde Wirkung, den die Vorzüge die Frauen auf den Ritter ausüben. Meliador 26 130 ff.:

Et pour ce me sui amendé
Que scay que c'est la fontainne
Certes, de toute loyauté
Qui de trestout mal me sainne.
Pour ce leece m'est proçainne
Et tient mon cœr sans doleur.

Geschickt verwertet Raoul im Meraugis das Motiv, indem die Schönheit und die geistigen Vorzüge Lidoinens alle Welt zu einem „cortois pelerinage“ veranlassen, um dann „plus cortois“ den Hof der Dame zu verlassen:

Toz li monz i soloit aler
A si cortois pelerinage;
Car la pucele estoit si sage
Que ja si cortois n'i parlast
Qui plus cortois ne s'en alast
S'il vousist ses diz retenir.

Hierher gehört auch die in den Epen stets wiederkehrende Versicherung, daß die Herrin alles für den Liebenden bedeute, Meraug. 4877 ff. (gekürzt):

C'est mes deduiz, c'est mes depors
C'est ma joie, c'est mes conforz, ...
C'est mes desirs, c'est ma richece,
C'est mes escuz, c'est ma proece ...
C'est mes chasteaus, c'est mes tresors,
C'est mes douz cuers, c'est mes beaus cors,
C'est ma main destre, c'est ma dame,
C'est moi meïsmes, car c'est m'ame.

Auch die Sprache des Dichters stellt sich in den Dienst des Frauenlobes. In Vergleichen und Bildern wird die Herrin gepriesen, mit Blumen und Edelsteinen verglichen. Erec 2410 ff.:

Mes aussi con la clere jame
Reluist dessor le bis chaillo
Et la rose sor le pavo
Aussi iere Enide plus bele.

Eracle 2733:

Car c'est li fleurs et c'est le geme
De tout cest siecle, et passe feme...
Et une rose ens el vergié
Et un seul clerc ens el clergié.

Escan. 5740:

> . . . la dame
> Celi qui est rubins et geme
> Avers celes qui laiens sont.

Gerne wird die Herrin mit Blumen (Rosen, Lilien) verglichen, Blanc. 3697:

> Bien le puet on dire sans glose
> Car c'est li lis et c'est la rose.

Crist. 7753 ff.:

> Rose de may, rose novele
> Premierement quant ele est nee
> N'est pas si bien encoloree
> Com la face est de m'amie.

Mit Schnee und Blumen, Rig. 7868 ff.:

> Li nois qui gist deseur la glace
> Ne flors de lis ne glous de lait
> Ne sont tant blanc qu'ele n'ait
> La car encor assés plus blance.

Die Geliebte ist der Stern, der alle anderen überstrahlt, Claris 3770 ff.:

> Bele, douce amie Lydaines!
> Tu es l'estoile tresmontaine.

Die Königin im Spiel der Liebe, Cligés 2371:

> La graindre joie fu la tierce
> De ce que s'amie fu fierce
> De l'eschaquier, dont il fu rois.

In einem Punkte sind die Epiker den Minnesängern voraus. Während in deren Gedichten das Bild der Herrin stets unpersönlich bleibt, können die Dichter der höfischen Romane das Motiv des Frauenlobes wirksam in ihren Erzählungen zur Gewinnung lebhaft wirkender Bilder, kurzer Szenen verwerten. Nur das Motiv, nicht aber die Regel seiner Einordnung wurde dem provenz. Minnesang entlehnt, daher auch die vielen Varianten, die hier vermerkt werden können.

6. Die Abstrakta des Minnesanges im Epos.

Die Minnesänger haben ihre vergeistigte Liebe zum Ausgangspunkt einer neuen Charakterwertung gemacht, indem sie aus ihr die cortezia und meistens die höfischen Tugenden überhaupt ableiteten. Diese höfische Bildung wurde als ein Adel der Sitten erklärt. Indem also die Liebe zu hohen Frauen die Voraussetzung für diese Veredelung ist, wird amor zu einer Kraft, die tätigen Einfluß auf den Charakter ausüben kann. Diese Auffassung war selbstverständlich nur möglich durch vollständige Ausschaltung aller Sinnenfreude, die Grundzüge der höfischen Ethik beruhen auf dieser geistigen Wertung der Minne. Daher konnte Andreas diese Auffassung in das Dogma kleiden: Omnis ergo boni erit amor origo et causa (29). Amor . . . omnium fons et origo bonorum (81). Nun ist aber die Liebe a priori nicht Eigentum aller Menschen, nur das edle Herz ist fähig zu lieben, doch muß die Liebe erst geweckt werden, um ihre veredelnde Wirkung zu äußern.

Man kam also einerseits zum Schlusse, daß Tugend sich aus Minne herleite, andererseits behauptete man, daß nur der Gute lieben könne. Man brachte also die drei Begriffe Tugend, Minne, Adel der Seele zusammen und betrachtete sie als ein zusammengehöriges Ganzes. Dadurch waren die Voraussetzungen gegeben für die Prinzipienfragen des Minnesanges, die natürlich auch im Epos wiederkehren: 1. In welchem Verhältnis stehen die Begriffe edles Herz und Minne? Die Antwort lautete: „Minne ist soviel wie Kern und Kraft, scholastisch ausgedrückt essentia, Wesenheit des cor gentile, d. i. auf Tugend begründeten Seelenadels". (Wechssler, Minnesang I p. 354.) Auf die zweite Frage: Warum erweckt erst Schönheit die Minne? „wurde mit aristotelischen Begriffen actus und potentia geantwortet und gesagt: Amore schlummert im edlen Herzen, d. h. ist schon in potentia, durch Anlage, als Möglichkeit vorhanden, bis er durch den Anblick der Geliebten geweckt, d. h. actus, Wirklichkeit wird, nachdem zuvor die Geliebte alles Gemeine aus dem cor gentile entfernt" hat (Wechssler, p. 354). Auch im Epos haben wir durchweg die Auffassung vertreten: Liebe, Schönheit und Veredelung gehören zusammen. Deutlich hebt Cristal den spiritualistischen Gehalt der Doktrin hervor, wenn er die Liebe aus Tugenden enstehen läßt, Crist. 91 ff.:

Ore oés tel apertement
D'amours tot le commencement.
Cortoisie, voisinetés,
Usages, debonairetés,
Beaus parlers, simple contenance,
Sotils regars, dolce acointance,
Beautés et plaisans envoisure
Sor totes ces coses nature
Fait que li uns a l'autre plait.

Mit Beispielen belegt Gautier das Motiv, Eracle 3723 ff.:

Mais cui amors tient auques pres
Orgueil li tout et felonie
Et fausseté et vilonie
Et si l'estruit de grant largesce
De courtoisie et de prouesce.

Mit Hinweis auf das Dogma kann daher Kristian in der Karre sagen, v. 4374:

L'an ne porroit dire de boche
Rien qui de par amors venist
Que a reproche apartenist.

Im engen Anschluß an die Theorie erklären also die Epiker, daß Liebe nur im edlen Herzen entstehen könne, Ille 1281:

Qu'en fol n'en fole nen a rien
De bone amour ne d'autre bien
Car amours est sanz vilanie
Et fous et fole nel sont mie.

Wie dort amor und cortezia untrennbar sind, so auch im Epos, Ille 3372 ff.:

Qu'amors n'a chose en soi commune
Mais que largece et courtoisie,
Franchise et gieu sans vilonie
C'est d'amours fine li comanz,
Que on truist çou en touz amanz,
Ne nus n'a çou entierement
Que il nen aint parfaitement.

Meraug. 1606 ff.:

Donc n'est amor cortoisie, | Covient estre par tot cortoise. —
C'est sa fille, par foi, c'est mon! | Por quoi.“ — A cortoisie poise
En amours a mout cortois non . . . | Quant ce qui nest de li n'est teus
Voire, se nature n'empire, | Qu'il soit cortois en toz lieus.
L'amor qui retret a sa mire | Por ce di je, si vueil prover
Qu'amor doit cortoisie amer.

Geschickt verwendet Gautier diese Anschauung, um das Odium des Ehebruches der Athanaïs durch Kasuistik abzuschwächen. Sie konstruiert sich nämlich aus der Theorie, nur ein edles Herz könne lieben, die Berechtigung ihrer Wünsche, Eracle 3727 ff.:

Et s'en amour a nul mesfait | Or amerai, si serai large,
Cez choses font vers Deu bon plait, | Car amours fine le me charge,
Qu'il aime honeur et courtoisie, | Que je le soie, et jel serai
Et fine largesce est s'amie | Et sour içou si akerrai.

Die Minnesänger hatten dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß die Minne infolge ihrer geistigen Werte eine Religion sei, welche hohe Gebote an ihre Gläubigen stelle. Die Epiker greifen öfter diesen Zug auf, die Liebe wird zu einer Religion erhoben, die alles Böse ausschließt, Yv. 6051:

Qu'amors qui n'est fausse ne fainte | Est precieuse chose et sainte.

Schärfer ausgedrückt in Yder 3677 ff.:

Ço est droite religion | Cel qui Amor tient en sa baillie
Que hair tote vilanie; | Ne la voldroit dire ne faire.

So kommt er zur Folgerung, daß der Ritter, der für seine Dame fällt, den Lohn der Religion, das Paradies, erhält, Gliglois:

Bien sai que j'ere en paradis
Puisque pour vous serai ocis.

Jehan et Blonde 537:

Se mourir m'estuet pour ma dame | Je croi bien que Dix mettra m'ame
En paradis o les martyrs.

Nach dieser hohen Wertung hat amor die Kraft, alles Böse aus dem Herzen zu tilgen, Yder 670 ff.:

En amour a molt corteis oste | Kar totes vilanies oste
Del quer ou il prent son ostel.

Diese Religion legt aber auch Verpflichtungen auf, Dame Lyc. 8566:

Car qui d'amour bien vœt joir | A tout peschié il doit fuir.

Graelent:

Amors demande caasté | En fais, en dis e en pensé.

Ganz im Sinne der Theorie verlangt Ydoine, nachdem sie Amadas' Flehen erhört hat, von ihrem Ritter, Amadas 1227 ff.:

Or vous penés d'estre amiables | Laissiés trestoute vilonie,
Et enseigniés et servicables, | Encriemete, et toue estoutie;
Frans et courtois à toute gent, | Soiiés de haut cuer et de sage,
Et preus et larges ensement, | Car mult estes de haut parage.
Dous et gentis à acointier; | Par droite nature devés

Ne jà n'amés faus losengier,
Orguel, sourfait, ne desmesure
Ne faites, ja n'en aïés cure;
D'armes preus estre et alosés . . .
Puis si errés de terre en terre
Vostre pris pourcachier et querre.

Ebenso Yder 523 ff.:

Mult se penera de bien feire,
Si iert humbles e de bonaire;
Kar qui eime verraiement.
Estre le doit o tote gent.

Nicht nur in den Romanen wird dieser Gedanke immer wieder diskutiert, wir finden ihn auch in der Schrift des Andreas (p. 29): Nullus ergo poterit homo facere bona nisi amoris suasione cogatur. Er betont ausdrücklich: Universis constat hominibus, quod nullum in mundo bonum vel curialitas exercetur, nisi ex amoris fonte derivetur. Omnis ergo boni erit amor origo et causa (29). Besonders letzter Satz wird von den Dichtern immer wieder varriert. Clig. 961:

Amors ne m'aprant se bien non.

Karre 4410:

Car sanz faille mout an amande | Qui fait ce qu'amors li comande.

Ille 1365:

Grant piece a que jou ai apris | Que haute amours met home en pris.

Meliador 10228:

Amours m'a bien enrichi poissament.

Claris 192 ff.:

Car c'est la doiz de courtoisie
La douçor de joie envoisie
Li droiz desirriers de prœce
Li soustenemenz de largece
Li confondemenz d'avarice,
Li destruiemenz de malice,
Li fondemenz de charite
Li tenemenz de verite.

Liebe ist aber auch die unerläßliche Voraussetzung jeglicher Ritterschaft, Claris 1606 ff.:

Car chevalerie descent
D'amors dont toz li biens descent
D'amors descent chevalerie
D'amors vient tote seignorie
D'amors descent vigor et force.

Infolgedessen kann der Lehrer Ipomedons sagen, Ipom. 1903:

J'en ai joie, ke vous amez | Kar a tuz jurz meulz en valdrez.

Kurz drückt Froissart den Gedanken aus, Mel. 3255:

Jones chevaliers ne valt riens | S'amour ne le fait et avance.

Ähnlich Equitan 87:

Suz ciel n'a hume, s'el l'amast
Ki durement n'en amendast.

Als Beispiel, wie diese Kraft empfunden wird, sei das Bekenntnis Keus herangezogen, der von sich sagt, Escan 4272 ff.:

. . . Par moi puis bien prover
Que c'est voirs et bien le conois
Car ainc mais ne valui II nois;
Mais ore m'a amors preste
Essience et force et bonte
Tant qu'il ne puet estre a nul fuer,
Se par faute de mauvais cuer
Ne remaint qu'encore ne vaille
Et j'en ai tele commençaille
Dont je me lo mult durement.

Hohe Liebe setzt demnach hohe Ritterschaft voraus, Durm. 1627:

Quar molt doit al siecle valoir | Qui si haute amor vuet avoir.

Jede andere Liebe, die nicht diese Wirkungen erzielen kann, soll zurückgewiesen werden, Durm. 615:

Quar on doit bien l'amor laissier | Dont on ne fait fors empirier.

Es ist demnach selbstverständlich, daß nur das edle Herz lieben könne, Cristal 203 ff.:

Mais cascuns sages croire doit, | Qu'ele onques tant ne s'avillast,
Qu'amors si haute cose soit | Ou'en cuer vilain se herbergast.

Durm. 8. 835 ff.:

Bien pense mesire Durmars | Ne doit de fine amor joir
Que mavais cuers fauz et coars | Coars cuers n'ose deservir.
Ce qu'amors puet guerredoner.

Folgerichtig will daher die Herrin den Ritter nur so lang in Gnaden behalten, als er den Voraussetzungen des Motives entspricht, Dame Lyc. 243 ff.:

Je vous otroi, dist la dame, m'amour
Par tel couvent, se voi en vus faus tour
Prendre vus puisse et vus enprisonner
Et par tous lieus con traitour mener.

Aus der hohen Auffassung vom Wesen der Minne ergibt sich die Gleichwertigkeit der beiden Liebenden. Die Minne beseitigt alle Standesunterschiede, indem sie den Wert der Persönlichkeit als Äquivalent den irdischen Gütern und Vorurteilen gegenüberstellt. Theoretisch und praktisch finden wir diese Behauptung in den Epen durchgeführt, arme Adelige erringen sich so Königinnen (Ille, Eracle, Blanc). Zur Theorie vergleiche die Äußerung der Königin in Yder 6505 ff.:

Ne tienc pas feme por bien sage, | Por fol espoir o por vëue:
Que por bealté ne por lignage | Por le lignage de l'espoir
Prent home; tost est descëue | Por la bealté de le veoir;
Bien choisist, que prent por valor.

Der Ritter dagegen vertritt seinen Standpunkt, wenn er erklärt, Athis 18971 ff.:

Riche dame doit bien amer | S'un poi le trueve de bon eire.
Un tres bien povre bacheler | Et s'il ne l'est, son cuer en ost,
Et doner lui et riche feire | De fol home se parte tost.

Die Liebe zu edlen Frauen ist geradezu ein Zeichen edler Gesinnung, vergl. Christal 7565, wo sich Clarie sagt:

Ja ne m'ëust requis d'amor | S'il n'ëust gentilleche et valor.

Die Minnesinger haben sich begnügt, diese veredelnde Kraft der Liebe zu besingen und zu preisen, die notwendigen Folgerungen haben sie nicht gezogen. Denn sie wagen es nicht, Andeutungen zu machen, daß der Ausgleich von Geburt und Seelenadel tatsächlich stattgefunden, der niedere Frauensänger

als ebenbürtiger Bewerber neben den reichen Adeligen getreten sei. Diese müssen sogar den Vorwurf hören, durch ihren Reichtum und bevorzugte Stellung den hohen Ideen des Minnedienstes Abbruch zu tun. Der Theorie blieb also auch in der Dichtung die Erfüllung versagt. Die Epiker haben den Ausgleich durchgeführt. Wenn soziale Unterschiede den Liebenden von der Herrin trennen, kann der geistige Adel, den die Minne verleiht, ihn der Frau ebenbürtig machen. Die Epiker sind hier, wohl auch gezwungen von den Forderungen der Erzählung, bewußt weitergegangen, schon Gautier d'Arras im Ille, Eracle, und Kristian im Lanzelot vertreten diese weitere Auffassung, die ja für den Abenteuerroman unerläßlich ist. Denn auch in diesen gelangt der Ritter erst über den langen dornenvollen Weg des Minnedienstes in den Besitz der Schönen, auch er muß zunächst durch die veredelnde Kraft von amor ein Aquivalent erhalten, das die Ungleichheit des Standes überbrückt. In dieser Hinsicht ist der Ausbau der Minnetheorie den Epikern vorbehalten geblieben.

6. Der Minnedienst.

Die Troubadours hatten die Stellung von Herrin und Sänger zu einander nach den feudalen Rechtsverhältnissen der Zeit zum Ausdruck gebracht. Die Erotik des Minnesanges erscheint unter den Formen und Bezeichnungen des feudalen Hofdienstes. Dieser verwandelt sich im Lied unter Beibehaltung seiner Begriffe in den Frauendienst, der Sänger bleibt der willige Diener seiner Herrin. Der Minnedienst des Epos betont gleichfalls den Diensteswillen des Liebenden, dessen Zeichnung als Diener und Höriger der Frau erfolgt auch hier durch die Rechtsbegriffe der Feudalität. Direkten Hinweis auf diese Vorstellung lesen wir im Durmart. Der Held will sich, nachdem er seine Herrin im Walde verloren hat, töten, doch sein Dienstverhältnis zur Herrin hält ihn zurück, 5175 ff.:

Cant ne vos ai trovee ici,
Por un poi que je ne m'oci
Mes je sui vostres ligement
Por ce ne m'ocirai nient
Car se je vostre home ocioie
Bien sai que vers vos mefferoie
Por vos servir me garderai.

Mit den Ausdrücken der Rechtshörigkeit weiht sich auch Joufrois seine Frau. Joufr. 3969:

Liges et sers tote ma vie | M'otroi en vostre segnorie[3]).

Während aber in der Lyrik dem Ausdruck dieser Unter-

[3]) Hierher gehört auch die Vorstellung, daß der Liebende im Solde Amors diene. Fergus 2685:

Dieus, quel eschar, qui me vel metre
El renc de cels qui nuit et jor
Per saudees servent Amor.



werfung keine Grenzen gesetzt waren, machten sich für das Epos noch andere Forderungen geltend. Hier trat als Ergänzung das Spiel des Ritters hinzu. Wir haben in diesem Zusammenhange eine Doppelrolle. eine episch-aktive und eine passiv-lyrische. Jene bringt Abenteuer und kühne Taten durch die Unterwerfung unter den Willen der Frau, letztere beschränkt sich auf die thematische Erschöpfung des Motives. Für dieses hatte Andreas die Regel formuliert (p. 241). Debet etiam amator sua cunctis dominabus libenter semper ministeria exhibere et obsequia quoque praestare. Das Epos folgt der Vorschrift genau, als Grundsatz für alle höfischen Liebhaber gilt das Wort der Karre 3816 ff.[4]):

Mout est qui aimme obeissanz | La ou il est amis antiers
Et mout fet tost et volentiers | Ce que s'amie doie plaire.

Ebenso Meraug. 1370:

Il ne vous faut que comander
Ja ne vos desdirai de rien.

Sogar der König vergißt seine Würde, im Dienste der Frau wird er zum gehorsamen Diener, Marie, Equ. 174:

Ne me tenez mie pur rei, | Que jeo ferai vostre pleisir;
Mes pur vostre hume e vostre ami! | Ne me leissiez pur vus murir
Seürement vus jur e di | Vus seiez dame e jeo servanz
Vos orguilluse e jeo preianz.

Diese Unterwerfung erklärt sich aus der Furcht, die Geliebte zu verlieren, Eracle 3006:

Car fins amanz touz jours se crient | Qu'il a touz jours crieme en amour.
De perdre nes çou que il tient, | Qui çou mescroit ainc n'ama jour.

Aus dieser Furcht, die Herrin zu verlieren, ergibt sich das weitere Verhalten des höfischen Liebhabers. Er ist immer schüchtern, vergl. Cliges 1583 ff.: Mes il n'atant de hardemant, Qu'il l'ost regarder solemant und 3902, wo Kristian das Dogma formuliert: Qui amer viaut, doter l'estuet, Ou se ce non amer ne puet. Damit deckt sich die Vorschrift des Andreas: Amorosus est semper timorosus. Als Beispiel für die uniforme Durchführung sei auf Escanor verwiesen, wo selbst der frivole Keu, der vor nichts Achtung oder Ehrfurcht hegt, vor seiner Dame stumm und schüchtern steht, Escan. 6451 ff.[5]):

Mais vergondeuz ert et honteuz | La bele qui moult l'avoit chier
Et cremoit mult a courecier | Por coi son pense n'osoit dire.

---

[4]) Schon im Erec verwertet Kristian das Motiv, 6087 ff.: Qui veeroit rien a s'amie? N'est pas amis qui antreset. Tot le buen s'amie ne fet. Sanz rien leissier et sanz feintise. S'il onques puet an nule guise. Die Karre bringt wiederholt den Gedanken zur Sprache 637: Quanquë ele viaut li promet. Et tot au son voloir se met. Beim Besteigen der Karre 379: Amors le viaut et il: faut: Que de la honte ne li chaut. Puisqu'amors le comande et viaut.

[5]) Man könnte diese Zeichnung Keus geradezu als Verwirklichung von Andreas' Regel betrachten: Superbos quoque solet humilitate beare (10).

Aus dem Gesagten versteht man das Verhalten des Entführers der Königin Guenievre, Brun de Morois, der trotz seiner Tat der Königin nur als willenloser Liebender entgegentritt, Durm. 4549 ff.:

Ains dotoit la reine si, | Qu'il n'osoit estre seus o li.

Als Charakteristik des der Thorie nach vergeblichen Minnedienstes erscheint die Trauer des Liebenden. Auch dieser Zug ist zuerst im Provenzalischen formuliert worden: „Die Erfolglosigkeit der pflichtschuldigen Liebeswerbung, die Tragik und das Martyrium der Künstlerschaft versenkten die Troubadours oft in tiefe und wahre Trauer“ (Wechssler, p. 233). Im höfischen Roman ist der Gedanke wiederholt variiert worden, Eracle 4399:

Amours n'est riens s'om ne se deut.

Escan. 22730:

Car sachiez, cuer d'amor espris | A souvent et pesance et ire.

Wie früher die Liebeskrankheit die Betroffenen zu Tränen und Klagen zwang, so äußert sich auch jetzt die Trauer über vergeblichen Minnedienst in herzbewegenden Klagen. Raoul v. Houdenc nennt die Stimmung, aus der sie erfließen, dolor et ire (Meraug. 4901) und die Äußerungen der Trauer nehmen den breitesten Raum in der Durchführung des Motives ein. Sie sind der lyrische Gehalt des Minnesanges und daher war die Nachahmung für jeden gegeben. Aus diesem Grunde finden wir gerade diesen Teil des Minnemotives auch in solchen Gedichten ausführlich behandelt, welche die subtileren Einzelheiten der Theorie übergeben. Ohne weitere Ausführungen sei hier auf Amadas 911 ff., Meraug. 3566 ff., Cristal 275 ff., Claris 15213 verwiesen. Für alle gelten die Worte, Cristal 7302:

Hon qui bien aime a dolor vit.

Seufzer und Tränen begleiten die Klagen über die Vergeblichkeit des Minnedienstes. Es lag im Zuge der Zeit, die Gefühle äußerlich zur Schau zu tragen, denn „seit dem 11. Jahrhundert galt die Fähigkeit, schnell und reichlich zu weinen, als Beweis eines tiefen Gemütes“ (Wechssler, p. 238). Alle Helden der Liebesromane weinen und seufzen, da sie sich im Dienste der Herrin vergeblich um ihre Gunst bemühten. Jehan et Blonde 924:

Ne boire ne menger ne poet | Ains se demente et se complaint
Tous jours, quant nus ne l'ot, se plaint.

Cristal 7193:

Cristal se plaint, forment sospire.
A soi meïsme mout s'aïre..

Amadas 794:

Un souspir fait en gemissant,
Plus de bon cuer que peneant
Ne font por les peciés crueus.

Dabei kann man jedoch die Ansicht erkennen, daß diese Trauer eine gewisse Zeit hindurch getragen werden muß, ehe sie zur Aussprache kommt und Linderung findet. So wird Gorwain allein durch diesen Gedanken zurückgehalten, Lidoinen seine Liebe zu gestehen, Meraug. 422:

N'ai pas lonc tens cest fes porté
Ce me porra dire et respondre.

Andererseits soll, wie Gautier sagt, diese Trauer nicht zu groß und lang sein. Es führt hierfür den Vergleich mit einem schwälenden Feuer ein. Wie der Rauch die Glut, so unterdrückt Trauer amor und das Herz. Die Stelle findet sich Ille 7413 ff.

Die Provenzalen hatten über die feunia der Herrin geklagt, die ihren Sänger ohne Erbarmen sterben lasse. Die Sänger warnen daher die Herrin vor der Sünde der Mitleidlosigkeit. Der Dichter des Amadas verwertet den Gedanken, sein Herz klagt über das kalte Herz der schönen Ydoine, vergl. außer 723 ff. die nachfolgende Stelle, 694 ff.:

Ma vie est en vous et ma mort
Pechiét ferés et mult grant tort,
Se me laissiés issi morir
Quant ne me puis de vous partir.

Deutlicher drückt sich Marie aus, Guigemar 403:

S'ele refuse ma preiere
E tant seit orgoilluse e fiere
Dunc m'estuet il a dœl murir
U de cest mal tuz jurs languir

Ebenso Dame Lyc. 1171 ff.:

Pour un seul mot de douceur me poes
Fere valoir, et se ce destournes
De dœl pour vous finnerai a mort dure.

Bezüglich Varianten des Motives vergl. noch Am. 714 ff., Jehan et Bl. 985 ff., Dame Lyc. 1485 ff. (hier der aus dem Provenz. übernommene Gedanke, daß Verleumder und Neider das Herz der Dame verhärten).

Während es also dem Sinne der Doktrin entspricht, den dienenden Ritter gegenüber kalt zu bleiben, soll diese Zurückhaltung nicht gar zu lange dauern, Durm. 286:

Je ne pris mie une torte
Dame qui todis fait proiier
Son ami, puis qu'ele l'a chier
vergl. noch Durmart 289 ff.

Liebesfreude soll nicht zu lange versagt werden, Joufr. 2042 ff.:

Car molt fait dame grant folage,
Quant uns proidom l'amera bien
Et cele lui sor tote rien
De bon corage finement
Et quant n'aura greignor talent,
Si se fera vers lui plus fiere
Et velt que longes la requiere.

Früher hat schon Marie dieselbe Meinung geäußert, Guig. 515 ff.:

Femme jolive de mestier
Se deit lunc tens faire preier,
Pur sei cherir, que cil ne quit
Que ele ait usé cel deduit.
Mes la dame de bon purpens,
Ki en sei ait valur ne sens,
S'ele trueve hume a sa maniere,
Ne se fera vers lui trop fiere,
Ainz l'amera, si'n avra joie.

Ausführlich äußert zich der Dichter der Flamenca zu diesem Punkte. Die Furcht vor dem Aufpassen darf die Frau nicht abhalten, schließlich der Stimme des Herzens zu folgen (6304 ff.). Auch Flamenca tadelt mit harten Worten „les dames tricheries“ welche ihrem Ritter die Erhörung versagen, 6221:

Mal aia domna qui esconditz | De boca so ques ab cor ditz.

Solche Frauen sollte man hängen: Certas hom la deuria pendre (6266), denn bei ihnen ist Schönheit unnütz, 6271:

Mala vi dona sa beutat | E conoissenza e mesura
Quan merce pert e pietat | Car beutaz faill e merces dura.

Aus Ovid kannten die Troubadours den Gedanken, daß unerfüllte Liebe den Tod bringe, sie klagen daher oft der Herrin, aus Liebesgram sterben zu müssen. Auch die Epiker lassen ihre Personen gerne über dieses Thema reden und erzählen von den Folgen des fruchtlosen Minnedienstes. Außer Yvain 6511 ff., Am. 590:

Languist I an à itel paine
Que plus li est la mors proçaine
Que l'esperance de sa vie.

Cristal 7925:

Tant me fait languir vostre amor | Que ma mort desir cascun jor.

Yder 1750:

Il s'ocirra si com il dit | Si cele ne li feit socors,
Pur qu'il sœfre les dolors[6]).

Die Grausamkeit der Herrin hätte den Minnedienst für viele der höfischen Liebhaber zu hart gestaltet, wäre ihm nicht in Träumen und Sinnen ein Ersatz für die Wirklichkeit erstanden. In der Theorie war dieser Ausweg gleichfalls vorgesehen und Andreas bemerkt in seiner 30. Regel: Verus amans assidua sine intermissione coamantis imaginatione detinetur. Kristian hat diese Lehre im Lanzelot verarbeitet, er zeigt, wie das Denken an die Geliebte die Umwelt vergessen läßt, Karre 715:

Et cil de la Charrete pense | N'a vers amor qui le justise
Con cil qui force ne deffanse | Et ses pansers est de tel guise
Que lui meïsme an oblie.

Wie Lanzelot träumt auch Perceval von seiner amie, als er durch die Blutstropfen im Schnee an sie gemahnt wird:

Si pensa tant que il s'oblie | Li vermaus sor le blanc assis
C'autresi estoit en son vis | Com ses III goutes de sanc furent
Qui sor la blance noif paruent. (5580 ff.).

---

[6]) Auch die Frauen empfinden in gleicher Weise die Qualen versagter Liebe und rufen den Tod als letzten Freund. Marie Elidoc 349: S'il ne m'aime par amur, Murir m'estuet a grant dolur. Klassische Vorbilder zieht die liebeskranke Schöne im Yder heran zum Beweis, daß unglückliche Liebe den Tod bringt, Yder 2554 ff.

Dieses Sinnen Percevals dient zum Vergleich in Durmart 3740:

Onques Percevaus li Galois | Quant le mervel sanc remira
Ne fu de penser si destrois | Comme sire Durmart fu la.

Ähnlich auch Athis 10500, wo die Macht des penser an Vater und Sohn gezeigt wird:

Ne sevent cui lor chevaus rendent.

Dieses Träumen ist ein Trost und eine Erleichterung, es wird mit einem Honigbad verglichen, Crist. 353 ff.:

Tant i sent solas et dolçor | Et de la dolçor se maheigne;
Qu'il en oblie la dolor | Mais tant li vient dolçor del baing
Si com cil qui en miel se baigne | Qu'il en oblie son mahaing.

Ein großes Gut genannt, Dame Lyc. 3719:

Seur toutes coses m'agree | Le grant bien de vous penser

Ähnlich Athis 4057:

Et quant hom aimme et lui agree
S'en a confort en sa pensee.

Mel. 5237:

Ce li est plaisance et delis | De penser a ses amouretes

Es ist eine Nahrung, Floris 636:

Del penser soulemant se past

und Guill. Palerne 1511 ff.:

Pensers . . . me fait vivre
Se de penser ne me peüsse | Pieça que mors et finés fusse.

Das penser überwindet Zeit und Raum, wie die Königin in Durmart ausführt, v. 11521 ff.:

Et li pensers del cuer vaut miex | Dont vaut miex la pensee assez
Que ne face veoir des ielz; | Que li veoirs, c'est veritez;
Car plus loins puet li cuers penser, | Mes li pensers et li veoirs
Que nel ne pussent esgarder | Valent molt miex, chou est toz voirs
Que chascuns ne valle par lui.

Wiederholt betonen die Dichter, wie gerne sich ihre Helden dem penser hingeben, vergl. Crist. 109 ff.:

Car tant li est plaisans et dous | Tant li agree et tant li plaist
Li pensers et tant saverous, | Que totes altres coses laist.

Daher soll man das Sinnen nicht stören, wie es Gawain zu hören bekommt, Perc. 32941 ff.:

Sachiés que c'est grant vilonie; | Il ne vos en venroit a gré.
Se pensissiés à vostre amie | Tres bien saciés de verté
Ensi com je fac à la moie | C'autressi ne fait il à moi.
Se jou le penser vos toloie |

Ähnlich wie bei der Auffassung der Liebe als Krankheit ist auch das penser von sichtbaren Erscheinungen begleitet. Nur legen die Dichter weniger Gewicht auf diese Symptome, da der erstgenannte Anlaß bessere Gelegenheit dazu bietet. Im

allgemeinen werden als Folgen des trop penser (Ipom. 1887 trop penser est malveis deduit) Teilnahmslosigkeit, Verzicht auf Speise und Trank erwähnt, vergl. Crist. 113:

Boire, mangier, dormir, joer | Entrelaise par le penser

ib. 529:

Tant va pensant a la pucele | Que sa color qu'il ot si bele
Li est tot pale devenue.

* * *

Wir sind am Ende der Darstellung, was die Doktrin der Minne betrifft. Überblicken wir das Ergebnis, so sehen wir den Inhalt des provenz. Minnesystems in seiner Gänze von den Epikern übernommen und in getreulicher Nachahmung wiedergegeben. Der Hofdienst der Frauensänger war im Norden zum literarischen Spiel geworden. Die Epiker übernehmen das Lehrgebäude des Minnesanges, sie weichen aber dort ab, wo die Forderung der Erzählung die ursprüngliche Konzeption verwehrte. Einheitlich und vollständig in allen Punkten ist die Theorie der Provenzalen nur in zwei Romanen episch durchgeführt, im Lanzelot des Kristian, der die Liebe des liebeshörigen Ritter zur höher stehenden Fürstin ganz nach den Regeln der Theorie erzählt, das zweite Mal im Roman de la Dame à la Lycorne, der dasselbe Thema nach den Vorschriften des Minnesanges erörtert. In beiden ist die Lösung unbefriedigend. Der Lanzelot führt zum Ehebruch, der Rom. Lyc. hält die Reinheit der Gedankenliebe aufrecht und erschöpft sich nur in lyrischen Expektorationen, ohne weiteres Interesse erwecken zu können. Dem Kern des Problems, das den provenz. Minnesang inspiriert hat, sind die Epiker ausgewichen, sie übernehmen zunächst jene Punkte, die sich mit den Forderungen des Epos in Einklang bringen lassen und Handlung ermöglichen, aus diesem Grunde lesen wir die eingehenden Erörterungen über das Erwachen der Liebe, die Liebeskrankheit und den Frauendienst. Alle diese Einzelheiten lassen sich in epische Aktivität umsetzen, weshalb sie im Epos am stärksten und uniform zur Darstellung kommen. Die Vergeistigung der Minne wird auch im Roman aufrecht gehalten, die Liebe erscheint durch ethische Begriffe gewertet und wird als sittlichende Kraft gepriesen. Doch äußert sich diese Wirkung anders als im Süden die Theorie sie annahm. Hier bestand sie zwar in einer Veredelung des Charakters, ohne daß sich jedoch Herrin und Liebender einander nähern durften. Der Ritter dagegen zeigt konkret die veredelnde Kraft der Minne durch seine chevalerie, die den Frauendienst durch kühne Taten aktiv betätigt und auch als Gegengewicht gegegenüber der cortezia der Herrin, und ihrer höheren Stellung anerkannt wird. Herrin und Diener treten so einander näher,

eine andere Beurteilung der Frau war die Folge. Es blieb noch das Wort, aber nicht mehr der Geist der Frauenverehrung. Diese ist realer geworden, der Frauenkult steckt sich nun erreichbare Ziele. Der Liebende dient um Liebeslohn, der ihm auch zuteil wird. Damit fiel der tiefe Gehalt der Frauenverehrung, die Liebe des Dienenden erhebt erfüllbare Forderungen und erhält sie auch. Die Epiker haben diese Korrektur der provenzalischen Doktrin dadurch verborgen, daß sie die Abweichung auf das epische Gebiet verlegten, im übrigen aber die Einzelheiten der Theorie bei den gegebenen Anlässen genau einhielten. Dadurch erklärt sich die uniforme Durchführung während der zwei Jahrhunderte höfischer Epik, die noch in den letzten Ausläufen das Ideal einer längst vergangenen Blütezeit festhalten kann.

Wien. STEPHAN HOFER.

Die Fortuna Stendhals.

Henri Beyle liebte es, sich selber und seinen Freunden zu sagen, daß man ihn erst um 1880 verstehen und schätzen werde. Dessen war er sicher; daher verkündet er es auch mit Stolz. Bisweilen stellte er sich auch die Frage, wie es mit ihm wohl um 1935 stehen werde. Die Antwort kam weniger bestimmt, Henri Beyle wurde bescheidener.

Was hätte er aber wohl gesagt, wenn er, mit uns im folgenden, von 1924 aus seine *fortuna,* und besonders diejenige der letzten Jahre, hätte überschauen können? — Denn er verachtete den literarischen Erfolg durchaus nicht und wenn er seine Mißerfolge kalt lächelnd rühmte, so machte er eben nur aus der Not eine Tugend. Dies zeigt das folgende Beispiel, eine „Kritik", die er zur zweiten Auflage [1825] seines Buches *De l'Amour* veröffentlichen wollte und die in Grenoble gefunden worden ist. Stendhal begnügte sich nicht damit, andere um günstige Artikel zu ersuchen, sondern schrieb selber solche, aus der richtigen Erwägung heraus, daß Henri Beyle ohne Zweifel der geeignetste Mann sei, um Monsieur de Stendhal gebührend zu loben und zu schätzen. Einige Sätze mögen den Ton dieser „Besprechung" beleuchten: „C'est une idée bien originale de M. de St., l'auteur de la Vie de Rossini, il faut en convenir, que celle de traiter l'amour comme une maladie et d'entreprendre de donner une description exacte et circonstanciée de tous ses phénomènes. Il fallait une grande chaleur d'âme, un esprit singulièrement orné, et une connaissance bien étonnante du sujet, pour que l'intérêt .... Nous n'hésiterons pas à annoncer comme très remarquable le livre dont nous nous occupons ... L'auteur décrit fort bien, d'une manière vive, pittoresque, souvent piquante ... Le grand défaut de cet écrivain, défaut bien rare, c'est l'abondance des pensées ..." — Stendhal ließ den Artikel liegen, nicht aus Gewissensbissen, denn er veröffentlichte in englischen Zeitschriften nicht minder lobende, sondern ganz einfach, weil diese zweite Auflage garnicht zustande kam!

Zu seinen Lebzeiten verehrte ihn eigentlich nur Balzac, der sein *Chartreuse de Parme* mit höchster Begeisterung aufnahm. Mérimée liebte mehr den Menschen Beyle als seine Werke. Er sagt von ihm in einer 1850 anonym erschienen



Broschüre: „J'ai connu Beyle vers 1820; depuis cette époque jusqu'à sa mort, malgré la différence de nos âges, nos relations ont toujours été intimes et suivies. Peu d'hommes m'ont plu davantage; il n'y en a point dont l'amitié m'ait été plus précieuse.“ Hingegen schreibt er an Stendhal Ende 1830, über den Rouge et Noir: ... Il y a dans le caractère de Julien des traits atroces dont tout le monde sent la vérité, mais qui font horreur. Le but d'art n'est pas de montrer ce côté de la nature humaine ...... vous êtes impardonnable d'avoir mis en lumière les vilenies cachées de cette belle illusion [de l'amour nämlich]“. Noch viel schärfer spricht sich Mérimée in einem andern Brief [12 février 1837] an Stendhal aus bei Gelegenheit der Préface de la Vie de Napoléon: „Il y a dans cette préface un manque complet de méthode ... Vous commencez par dire que vous écrivez pour détruire une erreur qui n'existe pas. C'est tout à fait perdre son temps que chercher à démontrer aujourd'hui que Napoléon était un grand homme, qu'il ne s'appelait pas Nicolas etc. etc.“. So ist der Grundton des ganzen Briefes. — Sainte-Beuve urteilte neben Balzac am günstigsten von allen Zeitgenossen über Stendhal. Doch kommen die Romane auch nicht gut weg: „Ses romans sont ce qu'ils peuvent, mais il ne sont pas vulgaires; ils sont comme sa critique, surtout à l'usage de ceux qui en font; ils donnent des idées, ils ouvrent des voies.“ Stendhal ist nützlich; darin erkennt Sainte-Beuve vor allem seinen „Wert“.

Mit einem Schlage aber ändert sich die Schätzung und die Einstellung zu Stendhal, mit Taine: „Là-dessus [sur Beyle], je suis comme Nestor; je parlerais un an ou même deux ans de suite, en vous lassant sans me lasser ..... J'ai lu les romans de Beyle soixante ou quatre-vingts fois chacun, et je les relis. Je considère la Chartreuse de Parme comme un chef d'œuvre de psychologie littéraire, le plus grand qui ait jamais été publié dans aucune langue.“ — Denn Taine sieht in Stendhal einen Vorgänger. „Stendhal“, sagte er, „le premier a marqué les causes fondamentales, j'entends les nationalités. les climats et les tempéraments“. — Mit Taines Studie [1866] ist Stendhal endgültig in die Gesellschaft der großen Romanciers aufgenommen worden. — So ist es denn sehr begreiflich, daß auch Zola Stendhal als Vorgänger in Anspruch nimmt: „Il est notre père à tous, comme Balzac, il a apporté l'analyse, il a été unique et exquis, mais il a manqué de la bonhomie des romanciers puissants. La vie est plus simple.“

Mit Bourgets *Essais de psychologie contemporaine* 1883 ist der Höhepunkt von Stendhals Bedeutung im letzten Jahrhundert erreicht. [Wobei Bourget. im Gegensatz zu seinen Vorgängern, den *Rouge et Noir* als Hauptwerk betrachtet. eine Ansicht, die er neulich wieder darlegte in der *Revue*

Universelle 1923]. Zugleich aber setzt die Reaktion ein. Brunetière nennt ihn nur „impertinent“, Vogüé sieht im *Rouge et Noir* „un livre haineux et triste, qui a exercé une influeuce désastreuse sur le développement de l'école qui l'a réclamé“. — Stendhal lastet auf dieser Generation, man bekämpft ihn aus Not.

1913—14 zeigt neues Leben um Stendhal. Äußerlich zeugt davon vor allem der Beginn des Erscheinens der Ausgabe Champion, die die bedeutendsten Köpfe der Zeit in ihrem Dienste hat. Romain Rolland, Ch. Maurras, R. de Gourmont, D'Annunzio, André Gide und Anatole France arbeiten an diesem gewaltigen Werk gemeinsam mit bewährten philologisch geschulten Stendhalspezialisten wie H. Debraye, D. Müller, P. Arbelet, Henriot.

Daneben erscheint zur selben Zeit die sehr gründliche Bibliographie von Henri Cordier, das Buch von Martino, die Thèse von Arbelet: *La Jeunesse de Stendhal.* Dann greift auch hier der Krieg hemmend ein. Doch ist es, als ob diese „Pause“ nur dazu dienen würde, neue Kräfte zu sammeln. 1921 erscheint in der *Revue de France* eine *Chronique de Stendhal.* [Man bedenke, daß V. Hugo z. B. keine hat!] — Das Merkmal dieser jüngsten Entwicklung ist, daß sich vor allem die Jungen mit Stendhal beschäftigen, er besonders in ihnen lebendig ist. Neu entstandene Zeitschriften wie die *Tentatives* und die *Chronique des Livres* bringen gleich zu Anfang Stendhalhefte.

Die Stimmen sind aber durchaus nicht alle für Stendhal, sondern viele bekämpfen ihn aufs leidenschaftlichste. Man will sogar einen Anti-Stendhal-Club gründen. Das Fatale an dieser Geschichte ist nur der Umstand, daß noch vor seiner Geburt Paul Arbelet die Nichtexistenz des Stendhal-Clubs bewiesen hat!

Als Beispiel für die vielen Fragen, die aufgeworfen, untersucht und diskutiert werden, möchte ich diejenige nach der Herkunft der Kristallisationstheorie in *De l'Amour* nennen. Diese Fragestellung ist ja bei Stendhal, nach den drastischen Plagiatsbeweisen in anderen Werken, nur zu berechtigt. [Romain Rolland sagt in der Vorrede zu *La Vie de Haydn, Mozart et Métastase*: J'ai tenu à faire l'enquête . . . j'ai dû arriver à cette constatation, accablante pour lui [Stendhal], que plus de trois quarts du livre avaient été pillés à Carpani . . .“ — Arbelet zur *Histoire de la Peinture en Italie*: „Plus ou moins libre, plus ou moins ingénieux, il s'agit toujours, ou presque, d'un authentique plagiat. Ce n'est point une page que Stendhal s'assimile à l'occasion, c'est tout un livre qu'il copie [von Tanzi]“. Paul Hazard, der für *Racine et Shakespeare* Plagiate aus Berchet, Baretti und dem *Conciliatore* nachweist, kommt zum Schlusse: „En matière de création

esthétique comme en toutes choses, ce dilettante, cet épicurien obéissait doucement à la loi du moindre effort ... Il trouva plus aisé de prendre des passages tout écrits, que de les composer péniblement. Il pense souvent avec les idées des autres ...]" Die Forschung nach den „Quellen" von *De l'Amour* ist umso verführerischer, als sich das Buch von der ersten Ausgabe 1822 zur zweiten 1853 vervierfacht hat! Woher stammen die Einschiebsel, darunter auch die berühmt gewordene Kristallisationstheorie?

Ist sie von Goethe genommen, aus Dichtung und Wahrheit, 3. Buch, Kapitel 12? [Baldensperger]. Henriot sieht für diese Annahme keinen zwingenden Grund, besonders deshalb nicht, weil Goethe dort nicht von der Liebe spricht. Er sähe den „Kern" eher im Grundgedanken der Wahlverwandtschaften, die Stendhal sicher kannte. [*Journal,* 18 février 1810.]

Nach Rome, Naples et Florence wäre Mme Gherardi die Inspiratorin dieser Theorie. Stendhal sagt: „l'acte de folie par lequel on voit toutes les perfections de l'objet qu'on aime, s'appelle cristallisation dans la société de Mme Gherardi". Die Klassifizierung der verschiedenen Arten von Liebe schreibt er direkt dieser Frau zu. — Damit würde sich das decken, was er im *Rameau de Salzburg sagt,* der so eng mit dieser Theorie verknüpft ist, daß er nämlich die Minen von Hallenstein mit dieser Frau besucht habe. — Nun aber stellt der *Intermédiaire des chercheurs et curieux* die Frage ob Stendhal diese Reise wirklich mit Mme Gherardi gemacht habe. Dies begegnet in der Tat ernsten Schwierigkeiten, denn Stendhal spricht weder in seinem Journal noch in seinen Briefen davon, und auch Martineau, der den *Itinéraire* Stendhals sehr sorgfältig ergründet hat, schweigt darüber.

Die Frage wird durch eine Préface von *De l'Amour* gelöst, worin St. sagt: „C'est pour être clair et pittoresque que l'auteur dit: J'allai avec Mme Ghérardi aux mines de sel de Salzburg." — Dadurch wird die Vermutung, diese Frau sei die „Urheberin" dieser Theorie, noch fragwürdiger.

Doch gibt es in der größten Verlegenheit immer noch einen Ausweg: man greift auf Stendhal zurück. „Wenn sie am Ende doch von ihm wäre? ...." Die Plagiatsforschung ist vielleicht hier unangebracht, aus der Übertreibnng geboren. Wie sehr sie sich dem Unsinn nähern kann, zeigt ein Artikel von Maurevert im *Avenir,* worin er in recht simplizistischer Weise ausruft: „Le livre De l'Amour est-il bien de Stendhal?"

Wenn auch der Lärm bisweilen zu groß wird, so liegt doch eine große Bedeutung darin, daß solche Fragen überhaupt gestellt und daß so eifrig nach ihrer Beantwortung geforscht wird, was uns darlegt, wie intensiv man sich mit Stendhal beschäftigt. Man liebt oder haßt ihn, greift ihn an oder verdeitigt ihn; das heißt: er lebt.

Daß er wirklich lebt, seelisches Ereignis unserer Zeit ist, geht auch aus den Antworten auf eine Umfrage der *Tentatives*: „Quelle vous semble être, sur la littérature française [actuelle ist gemeint] en général, et sur votre œuvre en particulier, l'influence de Stendhal?" hervor, die an alle bedeutenderen Autoren des heutigen Frankreich gerichtet wurde. Davon hebt sich neben der Antwort von Barrès vor allem diejenige R. Rollands ab. Er schreibt unter anderem: „La Chartreuse de Parme est, pour moi, le joyau du roman français. Stendhal vaut les plus grands, dans la peinture de l'orgueil et de l'ambition; et il est inimitable dans celle de l'amour . . . je prenais [à l'Ecole Normale] pour sécheresse l'exacte intelligence, la vision de cristal — et pour froideur l'ironie, qui est pour Stendhal, en même temps qu'une volupté d'esprit, une défense de cœur. J'ai, depuis, appris à mieux lire dans les âmes riches et dangereuses qui jouent avec le danger. — Depuis, mon Panthéon s'est élargi; et il y a place — la première place — pour Stendhal à côté de Tolstoi.

Mais son influence sur moi a été nulle. C'était trop tard dans ma vie, quand je me suis laissé aller à l'aimer".

Wie sehr Stendhals Bedeutung zugenommen hat, zeigt auch die äußere Geschichte seiner Werke, z. B. *De l'Amour*. Die erste Ausgabe erscheint 1822; bis 1833 hat Stendhal, wie er selbst sagt, 17 Leser! Mit seinem Tod 1842 scheint das Buch überhaupt zu verschwinden. Doch nein, die Ausgabe Michel-Levy 1853 leitet seinen Triumphzug ein. 1854 kommt die Ausgabe Barbas, 1886 die *Bibliothèque choisie*, 1906 Garnier [die Klassiker!], 1922 die *Renaissance du livre*. Dabei sind die zahlreichen Neuauflagen, besonders von Calman-Levy nicht in Betracht gezogen. Das Anwachsen der letzten Jahre demonstrieren die zahlen von Garnier unzweideutig: er verkauft von 1906-1913, 1000 Exemplare pro Jahr; 1914-1919, 500 pro Jahr; 1920 und 1921, 1500 pro Jahr; 1922 und 1923, 2000 pro Jahr! — Noch eindringlicher spricht *Armance*: Erscheinen: 1827, 1853 Michel-Levy und 1854 Giraud [Herausgeberkonkurrenz]; 1877 neue Ausgabe bei Michel-Levy. Dann folgen keine neuen Ausgaben mehr bis 1911 [Feuille littéraire] nun aber in 10 Jahren drei Ausgaben: 1919 [Emile-Paul] 1920 Tiedemann, und bald werden wir noch Champion haben.

Stendhal lebt neu auf, aber nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland. Dies ist vor allem dem Einfluß Nietzsches zuzuschreiben, nach dessen Tode Stendhal immer mehr Bedeutung gewinnt. Und wie in Frankreich der Aufschwung seit dem Kriege besonders hervortritt, so auch in Deutschland. Die folgenden „nackten Tatsachen" reden wiederum eine deutliche Sprache:

Von 1901—13 werden der *Rouge et Noir*, *De l'Amour*,



La Chartreuse, Promenades, Rome, Naples et Florence übersetzt und im Verlag Diederichs herausgegeben. [Das Verdienst der drei Stendhalforscher: Weigand, A. Schurig und F. von Oppeln-Bronikowski.] Nach dem Kriege erscheint neben der Ausgabe bei G. Müller eine solche im Propylaen-Verlag, der Werke bringt, die in Frankreich überhaupt noch nicht herausgegeben worden sind, wie *Minna Wangen!* Die *Bibliotheca Mundi* des Insel-Verlag bringt neu *De l'Amour* [franz.]; die Collection Pandora: *Vittaria Accoramboni;* die Insel-Bücherei eine Auswahl von Fragmenten aus dem *Journal,* den *Souvenirs d'un Egotiste* und den Briefen mit Kommentar unter dem Titel: Das Leben eines Sonderlings. Davon wurden in einem Jahre 5000 Exemplare verkauft und dieses Jahr wird eine neue Auflage bringen. Noch bezeichnender ist der Umstand, daß Lucien Leuwen, der in Frankreich wenig gekannt ist, 1921 zwei deutsche Übersetzungen hat [G. Müller und Bong], denen dieses Jahr eine dritte im Popylaen-Verlag folgen wird. —

Welch ein Lächeln wäre über das Antlitz Stendhals geflogen, wenn er gewußt hätte, wie geschäftig sich um 1923 die Deutschen, diese „bons et simples descendants des anciens Germains“, und seine Landsleute „qui n'ont que de la vanité“ mit ihm befassen würden, wenn er diese Fortuna seiner Werke geahnt hätte! Wieviel mehr noch hätte er, der Arrigo Beyle Milanese, seinen Zeitgenossen, die seine Bücher nicht lasen, zugerufen: tant pis pour vous!

Zürich-Wollishofen. EUGEN STAUBER.

Einige seltene französische Druckwerke des 16. Jahrhunderts in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek.

Die wertvollen Druckwerke des 16. Jahrhunderts liegen in allen Bibliotheken Europas zerstreut und kein Inventar oder Katalog ist ausreichend, um den Fundort, den Wert eines jeden Druckes festzusetzen. Viele Probleme der französischen Dichtung im Renaissancezeitalter können durch erste und letzte Ausgaben, erlaubte und unerlaubte Drucke gelöst werden. Ein gutes Beispiel bietet Marots Lyrik, die zwei Forscher angezogen hat und festhält. Ph. Aug. Becker rekonstruierte die Liebesgeschichte Clement Marots [1]), ergänzte seine Werke aus einer Handschrift der Hofbibliothek (Nr. 3523) zu Wien [2]), gab Beweise dafür, daß die Überarbeitung des Rosenromans mit Unrecht Marot zugeschrieben wurde [3]). Pierre Villey machte den Versuch einer chronologischen Übersicht sämtlicher Werke des Dichters, die mancher Ergänzung und Berichtigung erfahren wird [4]). Einen Beitrag liefert ein unbekannt gebliebener Druck in der Bibliothek zu München, die unten beschrieben wird (Nr. 5). Die reichen Schätze der Hof- und Staatsbibliothek wurden durch letztern nicht übersehen, da er die Tabulaturdrucke von Pierre Attaignan (1530) und die Antwerpener Ausgabe der *Adolescence Clementine* (1536) erwähnt. Die Druckwerke dieses Jahrhunderts sind oft *unica* geworden und heute fast unerreichbar. Die bibliotechnische Beschreibung einiger Ausgaben mit Hinweis auf frühere oder spätere Drucke, auf die literarhistorische Bedeutung soll den Verfassern von Monographien oder Bibliographien die Nachprüfung oder Ergänzung ihrer Angaben erleichtern.

1. **Pierre Gringore** (1475-1538) [5]): *Les folles entreprises Qui traictent de plusieurs choses moralles. Imprimees nouvellement*

---

1) Ph. Aug. Becker. *Clement Marots Liebeslyrik.* Sitzungsberichte des kais. Ak. zu Wien. (Hölder) 1917.

2) *Zeitschrift für fr. Spr. und Lit.* CXXXI, 1920, 334.

3) *Germ.-rom. Monatsschrift,* IV, 1912, 684-687.

4) P. Villey. *Tableau chronologique des publications de Marot.* Revue du XVIe siècle, t. VII. 1920. 46, 206; t. VIII, 80, 157.

5) C. Oulmont. *Pierre Gringore,* Paris 1911.



a Paris. VII. Cayers. S. a. (1505)[6]). Eine Vignette zeigt eine auf einer eingezäunten Wiese weidende Kuh, die drei Hirten von außen beobachten.

(*Incipit.*) Cy commence le livre des folles entreprises. Au Lecteur: Lorsque Pheton les Voyes lacteanes. Ou aultrement galaceanes . . .

(*Explicit.*) Le surnom de l'acteur sera trouve par les premieres lettres de ce couplet.

Die Anfangsbuchstaben der folgenden acht Verse geben den Namen: Gringore[7]).

2. **Gilles Corrozet** (1510-1568): *La fleur des antiquitez, singularitez et excellences de la noble et triomphante ville et cite de Paris, capitalle du royaulme de France, adioustees oultre la premiere impression Plusieurs singularitez estans en la dicte ville: Auec la genealogie du roy Françoys premier de ce nom. 1533*[8]).

[Verso]: Aux illustres et notables bourgeoys et citoyens de la ville de Paris, Gilles Corrozet domne salut.

Nach dem Gruß in Versen folgt ein *Prologue* in Prosa und eine *Table.* Die 47 Blätter geben gereimte und ungereimte Stücke. Den Schluß bilden zwei Verzeichnisse: *Les noms des rues, eglises et colleges de Paris* (fol. 34). *Genealogie de Francus iusques au Roy Françoys* (fol. 42). Jahreszahl und Druckerei sind am Ende angeführt: *Ce present traicte a este acheue le septieme iour de Mars mil cinq cens trente et troys. Par Guillaume de Bossozel demourant a la grant rue sainct Jacques au Chasteau Rouge pres les Mathurins.*

Die erste Ausgabe dieser Schrift wurde 1532 gedruckt. Dieselbe erschien später unter dem Titel: *Les Antiquites, Chroniques et Singularités de Paris*[9]).

3. **Estienne Dolet** (1509 - 1546)[10]): *Genethliacum. L'Auant naissance de Claude Dolet, filz de Estienne Dolet: premierement composée en Latin par le pere: et maintenant par ung sien amy traduicte en langue Françoyse. Oeuvre tresutile et*

---

6) München, Hof- und Staatsbibl. *Po gall. 66.* H. Guy: *Histoire de la poésie française au XVI[e] siècle* (Paris 1910), p. 297 Anm. kennt eine Ausgabe in Paris durch Pierre Le Dru mit der Jahreszahl 1505 (den 23. Dez.). Der Münchener Druck ist mit Dolets zwei Schriften zusammengebunden (Nr. 3, 4).

7) H. Morf. *Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter der Renaissance.* Straßburg 1914. 2. Aufl. S. 24. Spaak über die Satire gegen den Papst in *Revue du Seizième Siècle* IX, 1922, 114.

8) München, Hof- und Staatsbibl. *Po gall. 47 b.*

9) Vapereau. *Dictionnaire des littératures.* Paris, 1876, S. 528. Ein neuerer Druck durch Jacob in 1874.

10) R. Sturel. *Notes sur Étienne Dolet d'après des inédits.* Revue du Seizième Siècle, t. I, 1913, S. 55-98.

necessaire a la vie commune: contenant, comme l'homme se doibt gouverner en ce monde. A Lyon ches Estienne Dolet. MDXXXIX (1539). Auec privilege pour dix ans[11]).

Au Lecteur (S. 3). *Cantique aux Deesses de scauoir, apelles les neuf muses* (S. 5). *Preceptes necessaires a la vie commune, addressés à son filz venant en naissance* (S. 7). *Claudin de Touraine a Estienne Dolet. Salut* (S. 29).

Zehn- und Achtzeiler über den Neugeborenen folgen. Ein Biograph Dolets schreibt die Vaterschaft der Übersetzung dem Humanisten zu[12]).

4. — — *La Maniere de bien traduire d'une langue en aultre. D'aduantage: De la punctuation de la langue Françoyse. Plus: Des accents d'ycelle. Le tout faict par Estienne Dolet natif d'Orleans. A Lyon, chés Dolet mesme. MDXLIII (1543). Auec privilege pour dix ans*[13]). Drei Abhandlungen sind in dem Drucke vereint, die getrennt in den Jahren 1540, 1541 und 1540 erschienen sind. Es sind drei Kapitel einer in neun Teilen geplanten Rhetorik (*L'orateur français*), die eingehend gewürdigt wurde[14]).

Die Widmung lautet: *Estienne Dolet a Monseigneur de Langei humble salut et recognoissance de sa liberalité envers luy* (S. 3).

Eine zweite folgt: *Estienne Dolet au peuple François humble salut et accroyssement d'honneur et puissance.* Die drei Abhandlungen beginnen: *La Maniere de bien traduire* (S. 11), *La Ponctuation* (S. 17). *Les Accents* (S. 28). Am Ende (S. 39) ist zu lesen: *Au lecteur Françoys. Dixain de Saincte Marthe* mit den Schlußversen:

Car il t'enseigne (ô noble invention!)
D'escrire bien, bien tourner et bien dire.

Das Zeichen von Dolet folgt mit dem Spruch: *Doletus. Durior est spectatae virtutis, quam incognitae, conditio.*

5. **Clément Marot** (1496-1544[15]): *Recueil de vraye Poesie Françoyse, prise de plusieurs Poètes, les plus excellents de ce regne. Auec privilege du Roy pour cinq ans. 1543. De l'Imprimerie de Denys Janot. On les vend au Palays, en la gallerie par ou on va à la Chancellerie, es bouticques de Jehan Longis et Vincent Sertenas libraires*[16]).

Das Privileg führt das Datum: *le XII iour d'Apuril, mil*

---

11) München, Hof- und Staatsbibliothek. *Po gall. 66* (cf. Nr. 3).

12) R. Copley Cristie, *Estienne Dolet.* (Übers. v. Stryienski). Paris 1886.

13) München, Hof- und Staatsbibl. *Po gall. 66.*

14) H. Morf, *Geschichte der franz. Literatur im Zeitalter der Renaissance.* Straßburg 1914, S. 48.

15) München, Hof- und Staatsbibl. *Po gall. 1848* (früher B. L. 3750).

16) *Revue du Seizième Siècle VIII,* 1921, S. 157.

cinq cens quarante troys. Signé sur le reply de par le Roy Bayard.

Der Druck wurde beendet: *le XXV iour de May 1543.* Villey kennt nur die Ausgabe von Dezember 1544, die nach Marots Tode erschien Es gibt darin fünf Gedichte von Marot, durch seinen Namen vier durch andere Ausgaben gesichert. Das erste ist ein Epigramm von Martial: *Vitam qui faciunt beatricem* übersetzt durch Marot:

> Voicy, amy, si tu le veulx sçavoir,
> Qui fait à l'homme heureuse vie avoir.

Die andern führen die Aufschriften: *A Ysabeau. — D'une vieille. — De Macée. — De Pauline.*

Die Sammlung enthält noch mehrere Stücke, die mit gewisser Wahrscheinlichkeit Marot zugeschrieben wurden: *Rondeau des Barbiers. — Rondeau: Chascun soit content de ses biens ... — Marot du faulx bruit de sa mort. — De monsieurs le Cardinal de Tournon. — D'un Usurier.* Lenglet-Dufresnoy[17]) ging so weit zu behaupten, der größere Teil der Sammlung sei von Marot und Paul Lacroix, suchte die Behauptung durch eine logische Folgerung zu begründen[18]). Villey nimmt an, der Herausgeber schöpfte unedierte Gedichte aus Handschriften, es ist jedoch unmöglich zu entscheiden, welche anonyme Stücke von Marot stammen. Die bisher unbekannte, ältere, zu Marots Lebenszeit erschienene Ausgabe von München kann bei einigen Gedichten den Zweifel zu Gunsten von Marot entscheiden. Es müßten andere innere und äußere Gründe beisteuern. Die Frage wäre nur, ob Marot in Genf, wohin er sich flüchtete (1542) oder in Chambéry (1543) vor seinem Tode in Turin (1544) die in Paris gedruckte Sammlung (1543) zu Gesicht bekommen hätte. Sicher ist nur, daß sie nicht zu den posthumen Ausgaben gezählt werden kann.

Der Druck von München zählt 47 numerierte und 8 unnumerierte Blätter. Durch ein Irrtum ist ein Bogen zweimal eingebunden (von *D'une vieille* bis zu *Response*). Das letzte Gedicht ist ein Lob des Königs:

> O nous heureux aultant qu'on le peult estre,
> D'avoir un Roy nous monstre à bien faire.

Fin du recueil de poësie Françoyse.

6. **Bertrand de La Borderie**[19]) (1508 — nach 1547): *L'Amie*

---

[17]) *Œuvres de Marot,* 1731. (Lanson, Manuel 636).

[18]) Villey, *l. c.,* S. 159.

[19]) F. Gohin, *Œuvres poetiques d'A. Heroet.* Société des Textes français modernes. Paris 1909, Introd. XXIV, n. 1.

V. L. Bouriltey, *B. de La Bourderie et Discours du Voyage de Constantinople* (1537-38). Revue des Études Rabel, IX, 1917, S. 183-220.



de court. Nouvellement inuentee par le Seigneur de la Borderie. A Lyon chez Estienne Dolet 1543 [20]).

Eine frühere Ausgabe erschien in Paris (5. Mai 1542), die zu einem Sängerkriege betreffs der Frage über Wert und Unwert, Sittlichkeit und Unsittlichkeit der Frau Anlaß gab [21]). Die Antwort Fontaine's und das Gegenstück von Hervet auf die Verleumdung in der *Amie de court* sind in diesem Bande vereint, welcher mit der Widmung von Dolet beginnt: *Estienne Dolet au Lecteur salut (15 May)*. Dem frauenfeindlichen Gedichte folgen zwei Stücke: *A l'ung de ses amys* (S. 37) und *Enigme* (S. 38).

7. **Antonie Heroet** (1492-1568) [22]): *La parfaicte amye. Nouvellement composée par Antoine Heroet, dict la Maison neufve. Auec plusieurs aultres compositions dudict Autheur. A Lyon Chés Estienne Dolet 1543* [23]).

Die erste Ausgabe ist ein Jahr früher (1. Juni 1542) erschienen und das Privileg vom 6. März 1537 datiert (S. 2).

Estienne Dolet au lecteur Françays Salut lautet die Widmung. *Le premier livre de la parfaicte Amye* beginnt (S. 5):

J'ai veu Amour pourtraict en divers lieux
L'ung le paint vieil, cruel el furieux ...

Die Endverse sind (S. 63):

Vivre chascune en ses amours contente,
Ne m'appelles iamais parfaicte amante.

Der Band enthält die Übersetzung des *Androgyne* von Platon (S. 64) desselben Verfassers und schließt mit: *Complaincte d'une dame susprise nouvellement d'Amour* (S. 84).

8. **Charles Fontaine** (1515 — nach 1590) [24]): *La contr'amye de court: par Maistre Charles Fontaine Parisien.*

L'Autheur: Qui, fors Sulpice. entreprendra
De m'imprimers, il mesprendra.

ALyon, ches Sulpice Sabon, pour Antoine Constantin. Auec Privilege pour un an (S. a.) [25]).

Die Jahreszahl des Erscheinens ist nicht gesichert [26]).

---

20) München, Hof- und Staatsbibl. *Po gall. 1115.*

21) A. Lefranc, *Le Tiers Livre de Pantagruel et la querelle des femmes.* Revue des Études Rabel, II, 1904, S. 1-10, 78-109.

— *Le Platonisme et la littérature française 1500-50.* Revue d'Histoire littéraire de France, 1896, S. 20.

22) J. Arnoux. *Un précurseur de Ronsard: Antoine Heroet, néoplatonicien et poète. 1492-1568,* Paris 1913.

23) München, Hof- und Staatsbibl. *Po gall. 1115.*

24) C. Ruutz-Rees. *Ch. Fontaines „Fontaine d'amour“* und *Sannazaro.* Mod. Lang. Notes, 1912, S. 65.

25) München, Hof- und Staatsbibl. *Po gall. 1115.*

26) Lanson, *Manuel 683* gibt 1593-1595 Tilley, *The Literature of the French Renaissance.* (Cambridge 1904, B. I, S. 85).

Die Widmung lautet: *A Tresillustre et Treshumain Prince et Prelat Monseigneur Mons. Reuerendissime le Cardinal de Lorraine.*

Der Anfang des *Contr'amye de Court* ist (S. 3):

Quand ie congneu que l'Amye de Court
Blasmoit l'amour, dont encore le bruit court.

Die Endverse sind (S. 47):

A celle fin que contre Amour armée
Ayme tousiours sans qu'elle soit aymée.
Hante le François. — Fin.

Die Angabe des Druckortes mit einem Zeichen folgt: *Imprime à Lyon par Sulpice Sabon.*

9. **Almanque Papillon** (1487-1559): *Le nouvel Amour inuenté par le seigneur Papillon. Contenant une epistre abhorrant folle amour par Clement Marot. Auec plusieurs Dixains à ce propos de saincte Marthe 1543. On les vend à Paris en la rue neufve Nostre Dame à l'escu de France par Alain Lotrian* [27]).

Diese wenig bekannte Ausgabe scheint die erste zu sein. Der Sammelband ähnlicher Gedichte in Lyon gedruckt (1547) bei Jean de Tournes erschien später als die vorher erwähnte (unter Nr. 6, 7, 8). Neben Papillons Werk ist ein Gedicht von Nicolas Leonique in diesem Bande (Nr. 9), während der Sammelband ein Gedicht von Paul Angier enthält (Brunet, *Manuel* Nr. 13. 716).

München. LUDWIG KARL.

27) Paris, *Bibl. Nat. R. Ye. 160.* Lanson, *Manuel 684* gibt: Lyon 1547. Alain Lotrian ist ein Nachfolger Jehan Trepperels (vor 1512), dessen Druckerei die Witwe, der Sohn, Jehan Janot und Alain Lotrian weiterführten.

Referate und Rezensionen.

Sommer, H. Oskar: *The structure of le livre d'Artus and its function in the evolution of the Arthurian prose romances.* London und Paris 1914.

Nur mit einer gewissen Scheu sollte eigentlich ein Rezensent es wagen. vorliegende Abhandlung zu kritisieren, deren Autor selbst erklärt, daß seine Leistung *constitutes a greater progress in the critical exploration of the Arthurian romances than has been achieved in the last fifty years* (von 1914 an zurückgerechnet, also seit Beginn der wissenschaftlichen Arthurforschung) (S. 36). Übermäßige Bescheidenheit konnte man Sommer gewiß nie zum Vorwurf machen; man hat ihn vielmehr schon oft als den Herold kennen gelernt, der den staunenden Lesern seine eigenen Taten ausruft. Drei Gelehrte, P. Paris, Freymond und Mead, sagt S. (S. 2 f.), haben sich angestrengt, das *Livre d'Artus*-Problem zu lösen, aber umsonst; er allein, allerdings auch erst nachdem er dem Studium *a stupendous amount of time and labour* gewidmet hatte (S. 6), habe das Ziel erreicht. Ja, S. hat sich gewissermaßen schon zum voraus gegen eine etwaige ablehnende Kritik geschützt, indem er behauptet. daß das Problem nur von einem Gelehrten zu lösen sei, der *familiar with every line of the MS. No. 337* [dieser Kodex ist ein Riese] sei, und daß fast der einzige Weg, diese Kenntnis zu erlangen, darin bestände, so wie er es tat, den ganzen Kodex eigenhändig abzuschreiben und herauszugeben (S. 6). Da nun offenbar nach S. niemand diese Arbeit nochmals unternehmen wird, so wäre also außer S. niemand kompetent, ein genügend begründetes Urteil über jenes Problem abzugeben. Es tut mir sehr leid, daß ich trotz allen diesen hochtönenden Versicherungen der vorliegenden Abhandlung recht kühl gegenüberstehe, und weit entfernt davon, sie als eine wissenschaftliche Großtat registrieren zu können, sie für einen Fehlschuß ansehen muß, ohne indeß leugnen zu wollen, daß die darin zur Diskussion gestellten Fragen, z. T. wenigstens, verdienen, ernsthaft geprüft zu werden. Ich glaube, daß S. sich viel von dem *stupendous amount of time and labour* hätte ersparen können, wenn er dafür mit etwas weniger Originalitätssucht und mehr kritischem Acumen sich an die Arbeit gemacht hätte. Doch nun zur Sache!

Ich habe in dieser Ztschr. 29 (S. 111 A. 81) den Titel *Livre d'Artus* als Bezeichnung von Texten, die unseres Wissens nicht für besondere Branches gehalten wurden, mit guten Gründen abgelehnt. Die Gelehrten, die sich desselben bedienen, verwenden ihn übrigens nicht im selben Sinne, so daß Konfusion erfolgen kann. Die einen meinen mit *Livre d'Artus* die Vulgata-Merlinfortsetzung, die ich die pseudohistorische nannte, die andern die Merlinfortsetzung der Hs. BN 337, so auch Sommer in seiner Ausgabe dieses Textes. In der vorliegenden Schrift aber gibt S. dem Ausdruck *a much wider sense* (S. 1) und will ihn jetzt nur noch auf eine angeblich verlorene gewaltige Kompilation, von der das, was bisher *Livre d'Artus* hieß (die beiden oben genannten Texte), ein verstümmelter Überrest sein soll, anwenden. In diesem Referat will ich mich nach Möglichkeit an S's. *termini* halten.

Die Hs. BN 337 wird ausgefüllt durch einen Text von gewaltigen Dimensionen, der dennoch als Fragment abbricht (mitten in einem Abenteuer). Die ersten 114 Folios, fast 2/5 des Torsos, sind der erste Abschnitt der Vulgata-Merlinfortsetzung und entsprechen in S.'s Carnegie-Ausgabe des letztern Textes den Seiten 88-339. Dieser Teil der Hs. ist noch nicht herausgegeben. Aus Freymonds Analyse in dieser Ztschr. 17 und seinen Mitteilungen in Ztschr. f. rom. Phil. 16 und aus Zitaten in S.'s Index zu *Vulgate Version* sowie in der vorliegenden Schrift scheint hervorzugehen, daß der Text zwar hie und da in Anpassung an den zweiten Teil der Hs. geändert worden ist, aber doch nicht mit Freymond (l. c. S. 5) eine eigentliche „Überarbeitung" des Vulgata-Textes genannt werden kann. Es erweckt auch falsche Vorstellungen, wenn Freymond von der Vulgata-Merlinfortsetzung sagt (S. 5), „sie zerfalle in zwei Teile", von denen der erste auch in Hs. B N 337 enthalten sei. Ohne die Existenz der letztern Hs. würde kein Mensch von zwei Teilen der Vulgata-Merlinfortsetzung sprechen, welche vielmehr ein unteilbares Ganzes ist. Wenn man trotzdem von zwei Teilen der letztern sprechen will, so muß man sich dabei stets bewußt bleiben, daß dies eine künstliche, nur mit Rücksicht auf Hs. B N 337 vorgenommene Einteilung ist. Der zweite Teil der Hs. B N 337 (fol. 115-270), der von S. als Band VII der *Vulgate Version* herausgegeben worden ist[1]), ist ein Text, der in keiner anderen Hs. überliefert ist. S. unterscheidet in der vorliegenden Schrift die beiden Teile der Hs. als *Fragment I* und *Fragment II*. Der Bequemlichkeit halber will ich nun im Folgenden auch dem Teil der Vulgata-Merlinfortsetzung,

---

[1]) Neben dieser Ausgabe ist Freymonds Analyse beider Teile immer noch nützlich.

der nach Abzug von Fragment I übrig bleibt, eine entsprechende Bezeichnung geben, nämlich *Fragment III.*

Folgendes ist S.'s angebliche große Entdeckung. Der *Livre d'Artus* war ein Roman von gewaltigem Umfang (ungefähr wie der uns erhaltene Lancelot: S. 42), der Arthurs Leben und Taten behandelte, mit der Geburt des Heldenkönigs oder noch früher beginnend und mit dem Tode desselben schließend (S. 34-35). Er war entweder der dem *Martin* (*de Rocester* oder *de Bievre*) zugeschriebene *Brut* selbst oder hatte diesen als Quelle (S. 47). Dieser *Livre d'Artus* wurde zunächst, als Roberts Joseph und Merlin in Prosa übertragen wurden, an den Merlin angefügt, wobei der dem letztern inhaltlich entsprechende Teil des *Livre d'Artus* weggelassen wurde (S. 44). Dann wurde eine (Perceval-)Queste in den Text des auf diese Weise verstümmelten *Livre d'Artus* eingeschoben[2]). Hierauf wurde von einem Autor, der sich als Walter Map ausgab, der Lancelot komponiert, mit starker Benutzung des *Livre d'Artus.* Dieser Lancelot wurde sodann vor die (Perceval-)Queste in den Zyklus aufgenommen und der Zyklus entsprechend umgearbeitet (*Joseph-Lancelot-Perceval cycle*). Hierauf wurde an Stelle der Perceval-Queste die Galaad-Queste und an Stelle des Joseph der *Saint Graal* komponiert und eingefügt. Bei dieser Gelegenheit (man sieht nicht ein, warum dies gerade jetzt notwendig oder wünschbar wurde) *le Livre d'Artus was practically annihilated as a romance; for almost half of what was still left of it was suppressed and replaced by what now follows after the departure of Loth and his sons on their mission to the rebel kings* (S. 45). Diese Abreise bildet ungefähr den Schluß von Fragment I. Es wäre also an Stelle des jetzigen Fragment II (mit dessen jetzt fehlendem Schluß) das hinzugefügt worden, was ich Fragment III nannte, das aber, zum Teil wenigstens, in dem postulierten *Livre d'Artus* gestanden haben mag[3]). Von der von mir (diese Ztschr. 29) postulierten Evolution des Vulgata-Gralzyklus unterscheidet sich S.'s Schema vor allem in folgenden Punkten: 1. Der *Didot-Perceval* ist nicht Roberts Werk und steht außerhalb des Schemas (vergl. hierzu S.'s *Messire Robert de Borron* im Beiheft 17 zur Ztschr. f. r. Ph. und mein Referat in dieser Ztschr. 36[2]); von Robert stammt nur Joseph und Merlin. 2. S.'s Perceval-Queste ist nicht eine Perlesvaus-redaktion

---

[2]) Nach diesem Muster sei dann der mit dem Didot-Perceval schließende Zyklus konstruiert worden.

[3]) S. hat über diese Theorien schon in seiner *Introduction* zu Band I seiner *Vulgate Version* etwas verlauten lassen. Ich habe es in meiner Besprechung derselben in dieser Ztschr. 36[2] aufs Korn genommen; vergl. speziell S. 195-204. Aber S. sagt kein Wort davon, obschon es ihm nicht unbekannt war. Ein bequemes Mittel, um trotz allen Angriffen seine Behauptungen einfach wiederholen zu können, ist es, die Angriffe zu verschweigen.

(Beweis fehlt), sondern irgend eine unbekannte Größe. 3. Der *Livre d'Artus*, der sonst allgemein als der jüngste Komponent des Zyklus gilt, ist nach S. eines der ältesten Elemente, dem höchstens Roberts Joseph und Merlin an Alter gleichkommen. (Einfluß einer obsoleten Hypothese P. Paris, RTR. II 397).

S. hat 7 Thesen aufgestellt (S. 6-7), für die er Argumente anführt, deren Ergebnis die oben skizzierte Entwicklung sein soll. Ich will die ersten dieser Thesen einzeln besprechen.

These I. *Fragments I and II, if a section relating certain events were intercalated between them, would form a coherent romance, allowance being made for small discrepancies owing to their different date.* In anderen Worten: Fragments I und II mit einem fehlenden Zwischenstück gehörten von Anfang an zusammen und hatten einen und denselben Autor.

Diese These glaubt S. einzig dadurch beweisen zu können, daß er aus Fragment II durch Rückschlüsse zu ermitteln sucht, was vorausgegangen sein muß, und nachzuweisen sucht, daß das so erschlossene in Fragment I (resp. in einem verlorenen Zwischenglied: in welchem Fall aber selbstverständlich ein Nachweis nicht möglich ist) vorhanden ist. Beispiele hierfür anzuführen, war eigentlich überflüssig, ist es doch auf den ersten Blick evident, daß Fragment II eine Fortsetzung von Fragment I ist. Nicht nur werden eine Anzahl von in Fragment I angefangenen Episoden in Fragment II fortgesetzt, sondern es tritt auch das ganze Personal von Fragment I (darunter charakteristische, den meisten anderen Romanen unbekannte Figuren wie *Blaise, Antor, Bretel, Ulfin, Jordain, Oriol* etc., sowie die aus dem Vers-Perceval entlehnte Gruppe: *Guigambresil, Brandelis, Guiromelant*) in Fragment II wieder auf, und, was nicht minder charakteristisch ist, beliebte Personen, die aus chronologischen Gründen, d. h. mit Rücksicht auf den Lancelot und die Queste in einer früheren Branche noch nicht erscheinen durften, wie *Perceval* oder *Lancelot*, seine Vettern *Lionel* und *Bohort,* sein Halbbruder *Hestor*, wurden aus Fragment II ebenso wie aus Fragment I ausgeschlossen; denn das eine wie das andere Fragment will Vorbereitung auf Lancelot und Queste sein, auf die des öftern verwiesen wird[4]). Arthurs Kriege gegen die *Saisnes* bilden den politischen Hintergrund beider Fragments. Kurz, niemand kann daran zweifeln und hat daran gezweifelt, daß Fragment II als Fortsetzung zu Fragment I verfaßt wurde. Aber daraus folgt noch lange nicht — doch diese Logik scheint S. nicht in den Sinn gekommen zu sein —, daß diese Fragments zusammen, eventuell mit einem Mittelstück, *form*

---

[4]) S. müßte wohl die Übereinstimmung im Nichtauftretenlassen jener Personen als zufällig erklären, da er nach seinem System keine Rücksichtnahme des „ältern" *Livre d'Artus* auf die „jüngern" Branches Lancelot und Queste zugeben darf.



a coherent romance, und, wie aus seinen *conclusions* hervorgeht, das Werk eines einzigen Autors seien. Denn ein jüngerer Autor, der Fragment I und — dies sei jetzt schon hinzugefügt — Fragment III (also die ganze Vulgata-Merlinfortsetzung) vor sich hatte, konnte sehr leicht, unter Zuhilfenahme von allerlei romantischem Material (worüber unten mehr), das zustande bringen, was uns in Fragment II vorliegt.

Auf die Differenzen zwischen Fragment II und Fragment I gilt es aber sein Augenmerk zu richten. Der Unterschied zwischen diesen Fragments geht noch viel tiefer als der zwischen jedem von ihnen einerseits und dem im Zyklus vorausgehenden Merlin des Robert von Borron anderseits, trotzdem doch das zu behandelnde Thema eine Differenz nicht nötig machte. Man erkennt sofort, daß hier drei grundverschiedene Autoren (Robert, der von Fragment I und der von Fragment II) an der Arbeit waren. Während der Autor von Fragment I (der auch derjenige von Fragment III war, das mit I ein unteilbares Ganzes bildet) fast nur an Kriegsschilderungen und diplomatischen Verhandlungen Gefallen fand und seine monotone Pseudo-Geschichtsschreibung nur selten durch kurze romantische Einlagen (z. B. *Guinebaut* und vor allem das *Enserrement Merlin,* das er mit Rücksicht auf den Lancelot und seinen Titelhelden brauchte) unterbrach, hatte der Verfasser von Fragment II eine ganz besondere Vorliebe für das Romantische, dem er weitaus den größten Raum gestattete, während Kriegsschilderungen nur noch als kurze Einlagen zugelassen wurden, die den historischen Zusammenhang mit Fragment I und dem alten Merlin wahren sollten; denn die Kämpfe zwischen Britten und *Saisnes* sind das diesen drei Kompositionen gemeinsame, offenbar ursprünglich durch einen *Brut* inspirierte Element. Während der Autor der Vulgata-Merlinfortsetzung (Fragments I und III) auf Abenteuer anderer außerhalb des Vulgata-Zyklus stehender Romane (z. B. Perlesvaus, Meraugis) nur kurze Anspielungen einflocht, bringt Fragment II sehr umfangreiche Stücke aus diesen Romanen, gerade wie z. B. der Tristanautor Pseudo-Helie sich damit begnügte, auf den Pseudo-Robert-Gralzyklus häufige Allusionen anzubringen, spätere Tristanbearbeiter aber umfangreiche Stücke aus diesem Zyklus einführten (vergl. Wechssler, *Redaktionen* S. 18). Es ist klar, daß letztere Manier auch im Merlin die jüngere ist. Den wesentlichen Unterschied zwischen Fragment II und der Vulgata-Merlinfortsetzung hat auch Freymond (l. c. S. 7) erkannt. S. aber, der zwar jeden Satz und jedes Wort des Textes mehrmals gelesen hat, scheint über dieser Kleinarbeit den Blick auf das Ganze verloren zu haben.

Zu dem besprochenen Hauptunterschied, der den ganzen Charakter der Fragments betrifft, kommt noch ein anderer

Widerspruch wesentlicher Art. Die zwei ersten Branches des Vulgata-Gralzyklus, St. Graal und Merlin, werden normalerweise dem Robert von Borron zugeschrieben, da ja Robert deren Grundlage, Joseph und Merlin, geschaffen hat. Die drei letzten Branches, Lancelot, Queste, Mort Artu werden dem Walter Map zugeschrieben, wahrscheinlich weil einerseits Map der Verfasser eines Lancelotromans war, der die Grundlage der Lancelotbranche bildet (vergl. diese Zs. 29 S. 91 ff.) und weil anderseits in Queste und Mort Artu die Geschichte Lancelots fortgesetzt wird, so daß alle 3 Branches zusammen auch *Histoire de Lancelot* genannt wurden. Im Pseudo-Robert-Gralzyklus wurde, offenbar zwecks Vereinheitlichung, die Robert-Attribution von den 2 ersten Branches auch auf die 3 letzten übertragen (Wechssler, *Redaktionen* S. 4). Es ist leicht denkbar, daß es einem anderen Redaktor einfallen mochte, zwecks Vereinheitlichung umgekehrt die Map-Attribution auf die 2 ersten Branches auszudehnen. In der Vulgata-Merlinfortsetzung selbst findet sich zwar überhaupt keine Attribution; aber die Robert-Attribution am Schluß des Saint Graal (Ausgabe Sommer S. 296) deckt die ganze Merlinbranche, zu der Fragment I gehört. Fragment II aber wird dem Gautier Map zugeschrieben, und dies sogar an 5 Stellen (S. 69, 127, 141, 145, 149), also mit ganz besonderem Nachdruck. Fragment II hat somit als das spätere Werk[5]) die weniger ursprüngliche Attribution.

Zu These I postuliert S. auch, daß einst zwischen den Fragments I und II eine *section relating certain events* stand. S. nennt drei Postulate von Fragment II, die nicht, wie zu erwarten war, von Fragment I befriedigt werden. Ihretwegen muß angenommen werden, daß in Hs. B N 337 zwischen Fragment I und Fragment II ein Stück *(a chapter or two)* ausgefallen ist, welches jene Postulate befriedigte (S. 10-11, 23, 45-46; vergl. außerdem *Vulgate Version* vol. VII S. 4 A. 3). Postuliert werden Berichte über 1) wie Gauvain sein Pferd *Gringalet* erwarb; 2) wie *Eliezer,* Sohn des Königs *Pelles de Listenois* Gauvains Knappe wurde; 3) wie zwischen Arthur und den rebellischen Königen ein Waffenstillstand geschlossen wurde, der es ermöglichte, daß die beiden Parteien in der Schlacht bei *Clarence* vereint gegen die *Saisnes* kämpften, (VII S. 3 ff.), trotzdem die Unterwerfung der rebellischen Könige erst später (S. 24-26) erfolgte[6]). Die drei in Fragment I vermißten Berichte finden sich aber dennoch in der Vulgata-Merlin-

---

[5]) Fragment II postuliert ebenfalls einen Saint Graal als erste Branche. Daß sein Autor in dieser Branche die Robert-Attribution auch durch die Map-Attribution ersetzte, ist anzunehmen, wenn er sich die Mühe nahm, die Branche durchzusehen.

[6]) Schon in Fragment I (S. 336) schlug König Loth Arthur einen einjährigen Waffenstillstand mit den Rebellen vor.

fortsetzung, jedoch in Fragment III, und zwar daselbst in direktem Anschluß an Fragment I (welches bis S. 339 reicht), und nur durch wenige Episoden voneinander getrennt: Erwerbung des Gringalet S. 339 ff.; Eliezer wird Gauvains Knappe S. 346 ff.; Waffenstillstand durch Loths Vermittlung S. 373.

Zu den 3 von S. genannten Punkten wird noch ein vierter hinzugefügt werden müssen. Der erste Satz von Fragment II lautet nämlich (S. 3/24)[7]. *Mais or se taist atant li contes . . . et retorne a parler du roi Artus et de ses compaignons et de cels de la Table Roonde et des compaignons la roïne, et coment la pais fu faite en tel maniere que mesires Gauvain et si compaignon furent acompaignié a la Table Roonde*[8]*, et fu d'ilec en avant maistre et sire apelez de toz les compaignons de la Table Roonde.* Wo war darüber berichtet worden? Der Passus postuliert zunächst die Kenntnis eines Satzes, der noch zu Fragment I gehört, dem Schluß desselben aber nahe steht (Ausgabe Sommer S. 334; P. Paris *R. T. R.* II 266, Wheatley S. 501 ff., Holländisch v. 29617 ff., Freymond § 43). Daselbst bitten nach einem Turnier zwischen den Tafelrundern und den Rittern der Königin, das als Sport begann und in einen ernsten Kampf ausartete, die Tafelrunder kniefällig um Verzeihung, *et des lors en avant fu mesires Gavaine sires et maistres et compaignons de la Table Roonde*[9]. Hienach wäre also von den Königinrittern einstweilen nur Gauvain, nicht auch wie in Fragment II *si compaignon* in die Tafelrunde aufgenommen worden. Und dem scheint auch der bald darauf folgende, syntaktisch etwas unklare (vermutlich durch die Überlieferung etwas entstellte) Passus nicht zu widersprechen, nach welchem die Ritter der beiden Orden fortan nicht mehr gegeneinander kämpfen wollten, *se chevalier seul a seul non qui esprover se voloient et en emble quant il se deguisoient et* (Var. *pour ce que*) *il ne voloient mie estre connëu tant* (Var. *om.*) *qu'il* (englisch *till thei*) *ëussent esté renoumé de grant proëce, et quant* (Var. *que*) *li compaignon de la Table Roonde les metoient* (Var. *meteroient*) *en lor compaignie par les proesces que l'en en tesmoignoit*[10]. Den ursprünglichen Sinn des Passus dürfte Freymonds Analyse der Hs. B N 337 (§ 43) richtig wiedergeben: „es sei denn jeweils einer gegen einen, an anderem Orte und unerkannt, in der Absicht, durch die

---

7) Was in Sommer's Ausgabe von Fragment II vorausgeht (3/1-24), gehört noch zu Fragment I.

8) Was doch wohl bedeutet, daß die *chevaliers la roïne,* deren Haupt Gauvain war, nun auch Tafelrunder wurden, ohne deshalb aufzuhören, dem Orden der Ritter der Königin anzugehören.

9) Vergl. auch schon (Sommer's Ausgabe S. 308): *bien devoit estre des ore mais sires et maistres d'aus tous et compains de la Table Roonde.*

10) Der Passus fehlt in französischen Hss., in R. T. R. und im Holländischen.

Taten in die Gemeinschaft der Tafelrunde aufgenommen zu werden". In Hs. B N 337 folgt bald darauf noch ein Passus, der allen andern uns bekannten Texten fehlt, also vielleicht ein Zusatz jener Hs. ist: „Die Ritter der Tafelrunde . . . suchten häufig die Gelegenheit, den Rittern der Königin einzeln gegenüber zu treten, namentlich Gavain, Yvain, Sagremor [Dativ!], bevor diese selbst zur Tafelrunde gehörten" (Freymond § 45). Aber Gauvain war doch jetzt auch Tafelrunder! Sollte Freymonds Analyse hier unzuverlässig sein? Außer dieser Ritterordenepisode hat aber der Autor von Fragment II in seinem ersten Satz jedenfalls noch eine zweite ähnliche Ritterordenepisode benutzt, die sich jedoch nicht in Fragment I, sondern in Fragment III findet (S. 378-82). Nach einem wieder durch Rivalität hervorgerufenen Streit zwischen 3 Tafelrundern und 3 Rittern der Königin fragt König Arthur Merlin, wen er für den besten unter den Rittern der Königin halte. Als König Ban behauptete, dies sei Gauvain, sagte König Arthur, *qu'il l'acompaigneroit avoec les compaignons de la Table Roonde* [daß er, Arthur, ihn, Gauvain unter die Tafelrunder aufnehmen werde], *si tost comme il seroit venus. Et Merlins dist que ce ne seroit mie devant que li Sesne seroient cachié hors du païs.* Hienach würde man wieder meinen, Gauvain sei immer noch nicht Tafelrunder. Während die holländische Übersetzung (v. 32114 ff.) mit dem Zitat übereinstimmt, hat die englische Übersetzung „*that he sholde hem [= them,* nicht *him!] companye with the Round Table as soone as thei were come agein* (Wheatley S. 573); d. h. hienach sollten alle Königinritter (vielleicht mit Ausschluß Gauvains) in die Tafelrunde aufgenommen werden, und diese Lesart bestätigt P. Paris (*R. T. R.* II 303): *il sera bon de réunir les deux compagnies.* Die Flucht der *Saisnes* aus Britannien, nach welcher Gauvain resp. die Königinritter an den Hof kommen würden und in die Tafelrunde aufgenommen werden sollten, wird erst S. 401/20 erzählt; aber wenigstens *Gauvaine et si frere et li compaignon de la Table Roonde* nahmen schon S. 395 an der Vertreibung der *Saisnes* teil, an der Seite König Arthurs kämpfend. Von der angekündigten Aufnahme in die Tafelrunde wird weder vor noch nach der Vertreibung der *Saisnes* etwas berichtet, wozu allerdings der Autor nicht absolut verpflichtet war. Während der Anfang von Fragment II aus der ersten Ritterordenepisode einen ganzen Satz entlehnt hat, hat er mit der zweiten Ritterordenepisode den Ausdruck *acompaignier* gemein, sowie die Aufnahme aller Königinritter in die Tafelrunde. Allerdings setzt er sich zu der Vulgata-Merlinfortsetzung insofern in Widerspruch, als er, obschon er die Vertreibung der *Saisnes* als noch ungeschehen behandelt, dennoch die Aufnahme der Königinritter als bereits erfolgt darstellt: mag er nun die, wie wir sahen,

recht unklaren Berichte der Vulgata mißverstanden oder aber eine Hs. benutzt haben, in welcher Merlins oben zitierte Rede ausgefallen war. Die von dem Autor des Fragment II benutzte zweite Ritterordenepisode ist durch wenig Material getrennt von dem oben erwähnten Abschluß des Waffenstillstandes und bringt uns in Fragment III bis zu S. 382.

Das Zwischenstück, das nach S. einst Fragment I und Fragment II verband, entspricht also dem Abschnitt Fragment III S. 339 (wo Fragment I schließt) bis mindestens S. 382. Den *terminus ad quem* können wir auch bestimmen. Er liegt nicht fern. Schon S. 388 nämlich wird erzählt, wie Eliezer von Gauvain zum Ritter geschlagen wurde. In Fragment II aber ist er immer noch Gauvains Knappe.

Das Zwischenstück kann nicht nur von Fragment II, sondern auch von Fragment I aus erschlossen werden, was S. zu These II hätte erwähnen sollen, aber nicht erwähnt. Am Schluß von Fragment I wird nämlich berichtet, daß Loth zum Vermittler zwischen Arthur und den Baronen gewählt wird und mit seinen 4 Söhnen abreist. Dies postuliert eine Fortsetzung, die aber Fragment II nicht bietet, die anderseits nicht erst auf Fragment II folgen konnte, da der Abschluß von Loths Mission der in Fragment II als vergangen vorausgesetzte Waffenstillstand war. Fragment III bietet die vermißte Fortsetzung: Unmittelbar an das Ende von Fragment I anschließend (S. 339), folgen Loths Aufbruch, dann die Reiseerlebnisse, u. a. die Erwerbung des Gringalet und des Knappen Eliezer durch Loths Sohn Gauvain, endlich als Abschluß der Mission der Waffenstillstand, nach welchem die Erzählung uns an Arthurs Hof zurückführt, um gleich zur ersten Ordensritterepisode überzugehen. S. sagt (S. 11), das postulierte Zwischenstück müsse gewesen sein *very much like the account of the mission of king Loth and his sons to the rebel kings, omitting, however, the knighting of Elyezer* [dieses Ereignis, das erst S. 388, also nach der Mission Loths, berichtet wird, braucht nicht ausgelassen zu werden; vielmehr reicht das Zwischenstück nicht so weit] *and some minor details* [welche?], *as told in the last third of the Vulgate Merlin* [i. e. Fragment III]. Er postuliert also einen verlorenen ähnlichen Text. Ich sehe nicht ein, wozu ein verlorener Text postuliert wird, da doch die Seiten 339-382/88 von Fragment III alle oben erwähnten Postulate erfüllen.

Der Nachweis eines Zwischenstücks durch S. bildet eine Bereicherung unserer Kenntnisse. Wie kommt es, daß dieses Zwischenstück (das allerdings mehr ist als *a chapter or two*) als solches verloren ging? S. hat sich darüber nicht ausgesprochen. Es liegt nach meiner Ansicht einfach ein etwas starker *bourdon* vor. Sollte es denn ein bloßer Zufall sein, daß der erste Satz von Fragment II zwei weit auseinander-

stehende, stofflich aber verwandte Episoden der Vulgata-Merlinfortsetzung, die Episoden vom Streit zwischen Rittern der Tafelrunde und Rittern der Königin vermengt, und daß die erste von diesen Episoden ganz kurz (1-2 Folios) vor dem als Zwischenstück erkannten Komplex steht, die zweite aber gerade den Schluß dieses Zwischenstücks bildet? Hatte, wie ich meine, der Verfasser von Fragment II die Absicht, von der zweiten Ritterordenepisode an (S. 383) den Vulgatatext zu verlassen und selbständig vorzugehen, so mag er z. B. seinem Amanuensis befohlen haben, bis zur Ritterordenepisode den Vulgatatext abzuschreiben[11]); der Amanuensis aber hätte nur bis zur ersten Ritterordenepisode resp. etwas darüber hinaus abgeschrieben; der Autor von Fragment II hätte dann einerseits die Abschrift seines Amaunensis, die nach der ersten Ritterordenepisode schloß, vor sich gehabt, anderseits die Vorlage des Amanuensis, die er da, wo die zweite Ritterordensepisode schließt, neu aufgeschlagen hätte (denn auch Fragment II folgt doch zunächst dem Vulgatatext insofern, als es nun ebenso wie dieser die Schlacht bei Clarence und die Huldigung der rebellischen Könige folgen läßt, wenn auch in ganz verschiedener Darstellung), und dann, indem er die beiden flüchtig und vielleicht nicht gleichzeitig gelesenen Episoden konfundierte, seinen ersten Satz geschrieben. Man kann den *bourdon* aber auch einem Kopisten in die Schuhe schieben.

S. sagt nicht, weshalb er den oben besprochenen Teil von Fragment III nicht als das verlorene Zwischenstück gelten lassen will. Wenn man es an Fragment I ansetzt, so geht der Übergang vom Zwischenstück zu Fragment II allerdings nicht ganz glatt von statten, wo immer man auch das Zwischenstück zwischen S. 382 und 388 endigen läßt. Läßt man das Zwischenstück S. 382/36 endigen, so wäre in dem ersten Satz von Fragment II die Angabe, daß *li contes . . . retorne a parler du roi Artur et de ses compaignons* etc. nicht angebracht, da ja gerade in der unmittelbar vorausgehenden zweiten Ritterordenepisode von diesen die Rede war. Diese Unebenheit läßt sich nur vermeiden, wenn man das Zwischenstück S. 383/30 endigen läßt. Auch dann gibt es aber eine kleine Unebenheit. Bei diesem Punkt befinden sich nämlich König Artus

---

[11]) Daß wenigstens die Hs. B N 337 nicht von dem Autor von Fragment II selbst geschrieben wurde, dürfte die von Freymond S. 25 A. zitierte Bemerkung aus Fragment I beweisen (betr. die übertriebenen Zahlen der Stärke der Heere): *mais tant en devise li contes que au tens qui lors estoit faisoit l'en de ·V· homes un millier, et li milliers qui ore est a noz tens, fëist au tens de lors ·II· M* [fehlt Sommer Vulgata S. 142)]. Dieser Spott ist nicht mit Freymond dem „naiven" Verfasser zuzuschreiben (der Verfasser war nicht ein Naiver, und er selbst war für die Zahlen verantwortlich), sondern einem Kopisten, der, wie etwa heute ein Zeitungssetzer, eine persönliche Bemerkung einzuflechten wagte. Zudem ist ·*II*· *M* offenbar verschrieben für *CCM* (= 200000) (in beiden Fällen Multiplikation mit 200).

und seine Leute bereits im Lager von *Salesbieres* (vgl. S. 383 / 1-2), und der Verfasser von Fragment II durfte also in seinem zweiten Satz (S. 3 / 29) nicht sagen: *Si en fu la joie si granz parmi le palais,* als ob Arthur noch am Hofe wäre. Auch die Angabe, daß, als die Nachricht von der Belagerung von Clarence gebracht wurde, Arthur *manda et assembla tant de gent com il pot avoir pres et loing et se mist au chemin* etc. (S. 3 / 33-34), kommt zu spät, da Arthur im Zwischenstück schon lange vor S. 383 / 28, wo er die Nachricht von der Belagerung von Clarence erfuhr, seine Vasallen mit ihren Truppen nach *Salesbieres* berufen hatte, um gegen die *Saisnes* zu ziehen. Doch wird man wohl ruhig annehmen dürfen, daß der Anfang von Fragment II von dem Kopisten der Hs. B N 337 (oder einem seiner Vorgänger), der die sehr auffällige klaffende Lücke bemerkte, aber nichts von der Versammlung in *Salesbieres* wissen konnte, zwecks Anpassung an das Vorausgehende, i. e. Fragment I, etwas geändert wurde. Der Übergang vom alten Merlin zur Vulgata-Merlinfortsetzung ist weit mehr widerspruchsvoll als der von dem Zwischenstück zu Fragment II.

Wir konstatieren, daß nicht nur S. seine These I, nach welcher Fragments I und II mit einem verlorenen Zwischenstück einen kohärenten und homogenen, von einem und demselben Autor herrührenden Roman bilden, nicht bewiesen hat, sondern daß das Gegenteil davon richtig ist. Fragment II wurde zwar als Fortsetzung zu Fragment I und einem Zwischenstück, das nicht verloren, sondern als erster Teil von Fragment III erhalten ist, verfaßt, hat aber einen auffallend verschiedenen Charakter und nennt einen andern Gewährsmann. Die Differenzen sind nicht *small discrepancies*, die schlechter Überlieferung zugeschrieben werden könnten, sondern sind wesentlicher und entscheidender Art. Sie postulieren einen andern Autor. Dagegen sind Fragment I und Fragment III, dessen erster Teil jenes Zwischenstück ist, eine kohärente und homogene Einheit, ein abgeschlossener Roman (die Vulgata-Merlinfortsetzung) und können nur gewaltsam und künstlich getrennt werden; sie sind das *prius* gegenüber Fragment II. Da S.'s These I, welche die Basis seines ganzen Systems ist, als falsch erwiesen ist, so bricht schon das ganze Kartenhaus zusammen. Selbst wenn man, die äußersten Konzessionen machend, trotz dem heterogenen Charakter von Fragment I und Fragment II, die bloße Möglichkeit zugeben wollte, daß die beiden Fragmente von einem und demselben Autor herrührten, so wäre doch eine bloße Möglichkeit und Unwahrscheinlichkeit niemals eine Grundlage, auf der sich ein System aufbauen ließe, das beansprucht, erwiesene Tatsachen oder eine endgültige Erklärung von Tatsachen zu bieten. S. aber behauptet, daß jene Grundlage *by no means a hypothesis or a fabrication of my imagination,* sondern *a reality* sei (S. 11).

These II. *Fragment I contains ample proof that its continuation must have originally contained a number of episodes actually to be found in Fragment II. A comparison of the passages containing this evidence in Fragment I with their equivalents in any two of the MSS. of the Vulgate-Merlin shows that Fragment I and these MSS. go back to the same archetype.* Auch diese These soll wie die erste beweisen, daß *Fragments I and II were one day parts of a romance we no longer possess* (S. 11).

Der zweite Satz der These spricht etwas Selbstverständliches aus. Es ist auf den ersten Blick evident, daß Fragment I in Hs. B N 337 nichts anderes als eine Hs. der Vulgata-Merlinfortsetzung ist. Aber aus dieser Tatsache geht offenbar jene Folgerung nicht hervor. Wir haben uns also nur noch mit dem ersten Satz der These II zu beschäftigen. Derselbe ist die Kehrseite zu dem, was S. zu These I sagte. Die „Korrelation" der beiden „Fragmente" läßt sich aber auch sehr gut erklären bei der Voraussetzung, daß Fragment II eine von einem andern Autor komponierte Fortsetzung zu Fragment I (+ Zwischenstück) ist. Denn es ist doch klar, daß es dem Fortsetzer daran gelegen sein mußte, die leicht sichtbaren Postulate von Fragment I in bezug auf die Fortsetzung zu befriedigen. Oft verweist der Autor von Fragment I auf eine Fortsetzung mit der üblichen Phrase: *si con li contes le vos devisera ça avant.* Nicht alle solche Postulate brauchen von Fragment II erfüllt zu werden; denn nicht nur ist ja das Ende von Fragment II nicht erhalten, sondern es folgten auch auf dieses noch andere Branches, und *li contes* bezieht sich immer auf den ganzen Zyklus; endlich konnte natürlich ein solches Postulat auch auf das fehlende Zwischenstück Bezug haben, was S. garnicht in Betracht zieht. Ich habe oben ein solches Postulat von Fragment I (betr. Loths Mission) erwähnt, welches auf das Zwischenstück Bezug haben muß. Man muß von Fall zu Fall untersuchen, auf welchen Teil des Zyklus ein Fortsetzungspostulat Bezug haben muß. S. zitiert 9 Fälle, in denen Fragment I eine Fortsetzung postulieren und Fragment II das Versprechen einlösen soll.

Der erste von diesen 9 Fällen scheint mir am meisten bemerkenswert zu sein (S. 12). Bei Gelegenheit der Zeugung *Galeschins* heißt es von diesem in Fragment I: *qui tant fu puis bons chevaliers et hardiz; car il fist puis tant, si con li contes le vos devisera ça avant, qu'il fu des II^c & L chevaliers qui furent de la Table Reonde des plus proisiez, et ot non par son droit non li dux de Clarence, que li rois Artus li dona après ce qui'il ot esposee sa fame la rëine Guinievre* (zitiert

nach Hs. B N 337[12]). Was der Vulgata-Merlinfortsetzer von Galeschin weiß und nicht selbst erfunden hat, verdankt er dem Lancelot[13]). Welcher Teil des *conte,* d. h. des Gralzyklus, sollte nun dasjenige *deviser,* was in dem Passus in Aussicht gestellt wird? War es Fragment II, wie S. ohne Beweis behauptet? Vorausgesetzt wird 1. daß Galeschin ein tapferer Ritter sein werde und Rittertaten vollbringen werde, 2. daß er unter die 250 Ritter der Tafelrunde aufgenommen würde, 3. daß er nach Arthurs Heirat Herzog von Clarence würde. Die Punke 1 und 2 soll *li contes deviser;* es ist aber nach der Konstruktion des Passus nicht gesagt, daß *li contes* auch Punkt 3 ausdrücklich zu erwähnen hatte, daß das *devisera* mehr deckte als bis zu *proisiez.* Schon die erste Stelle des Lancelot, welche *Galescalain* nennt (die in der Anmerkung zitierte), kennt ihn als Tafelrunder und als Herzog von Clarence. Folglich müssen die beiden Ehrungen Galeschins noch in der dem Lancelot vorausgehenden Merlinfortsetzung berichtet worden sein, wenn sie überhaupt berichtet wurden. Die Vulgata-Merlinfortsetzung läßt Galeschin oft an Kämpfen und Abenteuern teilnehmen (vergl. S.'s Index); aber die betr. Stellen gehören fast alle noch zu Fragment I. Zum Ritter wurde Galeschin S. 253 von König Arthur geschlagen. Schon S. 267 hält ihn König Ban für *un des millors chevaliers del monde.* Trotzdem spielt er im

---

12) S. zitiert stets neben dieser Hs. noch seine Carnegie-Ausgabe und die von Wheatley herausgegebene englische Übersetzung. Die Vergleichung dieser Texte zeigt fast regelmäßig, daß die von S. herausgegebene Hs. sehr entstellt (speziell an den wichtigsten Stellen gekürzt) ist. Ich habe sie in früheren Arbeiten zu sehr gelobt, während Bruce (*The Nation,* vol. 90, S. 537 f. und *Mod. Phil.* XVI, S. 126 A. 3) von Anfang an erkannt hatte, daß S. bei der Auswahl unter den zahlreichen Hss. keine glückliche Hand hatte.

13) Im Lancelot wird ein Abenteuer erwähnt, an welchem 4 *chevalier, qui compaignon estoient de la Table Roonde,* beteiligt waren, nämlich *Gauvain, Lancelot, Ywain* und *li quars fu Galescalains* [vergl. S.'s Anmerkung], *li dus de Clarence; cil estoit niés au roy Artu et si estoit cousins germains a monseignor Gauvain et moult estoit renommés de grant proëce* (II S. 87, mit A.). Er wird dann im Lancelot noch öfters erwähnt, ohne übrigens stark hervorzutreten. Einmal (II S. 114/18) lautet sein Name *Galachin* [*es* > *a* im lothringischen Dialekt häufig], welches eine Kurzform sein dürfte. Ich nehme an, daß der Name *Galescalain,* mit welchem die Namen *Garuscalain* (Sommer's Index zu *Vulgate Version* s. v. *Garingan*) und *Gadrasalain* (S.'s Index) identisch sein mögen, als Doppelname = *Galesc* [das zwar keinen Sinn hat; *wealhisc* ergab *galeis,* fem. *galesche,* wovon im Notfall eine Analogieform *Galesc* abgeleitet werden mochte] *Alain* aufgefaßt wurde, und daß zu dem ersten Namen das Diminutiv *Galescin* (pikardisch *Galeschin*) gebildet wurde, wie *Bohordin, Galehodin, Banin* etc. zu *Bohort, Galehot, Ban* etc. *Gales[c]alains* wird in Fragment II (S. 202, 240) von *Galeschin,* Herzog von Clarence, unterschieden. Jenen Namen hat nämlich der Autor von Fragment II aus dem Lancelot, diesen aus der Vulgata-Merlinfortsetzung geborgt. So hat sich 1 Person in 2 Personen gespalten. Der Vulgata-Merlinfortsetzer, der die Enfances des Herzogs von Clarence bringen wollte, mußte deshalb die Diminutivform *Galeschin (Galachin)* (in Lovelichs Übersetzung *Galachim*) der Form *Galescalain* vorziehen.

ganzen Zyklus nur eine Rolle höchstens dritten Ranges. In der Vulgata-Merlinfortsetzung gehört er bis zum Schuß zu den *chevaliers la rëine Genievre* (vergl. S. 374 in Fragment III)[14]), zweifellos auch von Anfang an; denn S. 321 ff (Fragment I), wo die Tafelrunder und die Ritter der Königin gegeneinander turnieren, ist Galeschin unter den letztern zu finden (S. 324, 326) (erste Ritterordenepisode). Nun wird aber Galeschins Aufnahme in die Tafelrunde in keinem Text ausdrücklich beschrieben. Wir haben oben einen Passus in Fragment III (S. 382/9) kennen gelernt, nach welchem sei es Gauvain allein, sei es auch die übrigen Ritter der Königin (die Hss. variieren) erst nach der Vertreibung der *Saisnes* aus Britannien in die Tafelrunde aufgenommen werden sollten. Die Vertreibung der Saisnes wird in dem Teil von Fragment III berichtet, der nicht mehr zum Zwischenstück gehört; aber von der Aufnahme in die Tafelrunde ist dort nicht die Rede, sei es daß der Autor sein Versprechen vergaß, sei es daß der Text defekt überliefert ist. Wir sollten auch in Fragment II eine Beschreibung der Aufnahme Galeschins oder überhaupt der Königinritter in die Tafelrunde finden. Doch schon der (oben zitierte) erste Satz von Fragment II berichtet nun, daß die Ritter der Königin in die Tafelrunde aufgenommen wurden[15]); aber er tut dies, indem er Vorausgegangenes resümiert (sogar wörtlich wiederholt) und das Futurum der früheren Stelle irrtümlich durch ein Passé défini ersetzt. Für den Autor von Fragment II wäre also die Aufnahme schon vor Fragment II erfolgt, doch nur weil er die Stellen in Fragment I und dem Zwischenstück mißverstanden hat; die Prophezeiung, daß die Aufnahme nach der Vertreibung der *Saisnes* erfolgen sollte, wird ignoriert; denn in Fragment II sind die *Saisnes* bis zum Schluß nicht vertrieben. Fragment II, weit entfernt, das Postulat von Fragment I zu erfüllen, setzt sich also in Widerspruch zu Fragment I[16]).

---

[14]) Die Kenntnis der *chevaliers la roïne* verdankt der Merlinfortsetzer auch dem Lancelot (vergl. S.'s Index s. v. *Roine, le chevalier*). Im Lancelot werden Hestor, Dodinel [Galeschins Bruder!] und Lancelot als solche erwähnt; sie sind aber sämtlich auch Tafelrunder.

[15]) Galeschin figuriert denn auch nachher immer unter den Tafelrundern (S. 28-29, 202, 240).

[16]) Die Angabe, daß die Tafelrunde 250 Ritter zählte (nach Robert zählte sie nur 50; vergl. Paris und Ulrich I 96, Sommer S. 55), kehrt in Fragment I S. 314 wieder: *li ·CC· & L compaignon de la Table Roonde qui tout estoient de foi homme al roy Leodegan* (vergl. auch P. Paris *R. T. R.* II 127, Wheatley S. 472; die entsprechende Stelle von Hs. B N 337 ist mir nicht bekannt; dagegen heißt es nach Freymond § 43 an einer späteren Stelle dieser Hs., doch immer noch in Fragment I, mit Verwechslung von Tafelrundern und Königinrittern: „Damals gab es 250 Ritter der Tafelrunde; 400 aber waren es, bevor die Gralsuche beendet war." Im Vulgatatext S. 334 lautet die entsprechende Stelle: *Li contes dist que li chevalier de la roïne n'estoient a cel jour que LXXX, mais puis crurent tant, et li*

Wie Galeschin Herzog von Clarence wurde (Punkt 3), brauchte der *conte* nicht nochmals zu berichten (vergl. oben). Der zitierte Passus sagt, daß Galeschin das Herzogtum nach Arthurs Vermählung erhielt. Letzteres Ereignis nun fällt noch in das Fragment I (S. 302). Aber, obschon Galeschin als anwesend erwähnt wird, ist von seiner Beförderung hier nicht die Rede, und ebenso wenig in den späteren Partien der Vulgata-Merlinfortsetzung. Hat der Merlinfortsetzer nicht die Absicht gehabt, die Beförderung nochmals zu erwähnen oder hat er es nur vergessen, oder ist der überlieferte Text defekt? Wir können es nicht wissen. In Fragment II aber wird Galeschins Beförderung geschildert, und zwar im Anschluß an die (oben erwähnte) Schlacht bei Clarence, in welcher sich Galeschin besonders auszeichnete und sogar Arthur das Leben rettete (S. 18-19, 24). Also erfüllt Fragment II das Postulat von Fragment I!? Keineswegs! Denn, wenn der Autor von Fragment II das Postulat richtig erfüllt hätte, so hätte er Galeschins Erhöhung in das Fragment I, bald nach S. 302, einflicken müssen. Anderseits hätte der Autor von Fragment I, wenn er die Absicht gehabt hätte, Galeschins Erhöhung auf die Schlacht von Clarence folgen zu lassen, zweifellos in dem zitierten Passus *après la bataille devant Clarence* statt *après ce qu'il* [Arthur] *ot esposee sa fame* sagen müssen. Nach der Schlacht von Clarence ist schließlich auch nach Arthurs Vermählung, gerade wie nach Napoleons Sturz auch nach Christi Geburt oder nach der Sündflut ist. Aber unter „nach" versteht man in einem solchen Fall nur „unmittelbar nach" oder „bald nach". Doch von S. 302 an sind noch 37 gedruckte Quartseiten bis zum Schluß von Fragment I; dann folgte das Zwischenstück bis S. 37 3/8, also mit weiteren 44-49 Seiten. Endlich folgen noch 24 eng bedruckte Seiten von Fragment II = mindestens ca. 30 Vulgataseiten; also stehen oder standen im ganzen ca. 110 Quartseiten zwischen Arthurs Vermählung und Galeschins Erhöhung. Der Verfasser von Fragment II hat somit das, was er für ein Postulat von Fragment I hielt, auf seine Weise erfüllt, aber zweifellos nicht auf die Art und Weise, auf welche es der Verfasser von Fragment I getan hätte. Er setzte sich also zu diesem in Widerspruch, kann daher mit ihm nicht identisch sein[17]). Wir müssen S. Dank dafür wissen, daß er

contes le vous devisera, que il furent .IIII. c*, devant que la queste du saint graal fu achieve[e]* (ebenso *R. T. R.* II 266, wo aber statt 80 richtiger 90 steht [vergl. Freymond § 41] und Wheatley S. 502).

[17]) Es war sonst keine üble Idee, die Schenkung von Clarence mit der Schlacht von Clarence in Beziehung zu bringen. Um die Schenkung zu rechtfertigen, wies der Verfasser von Fragment II dem Galeschin in der Schlacht eine wichtige Rolle zu, während dieser in der Schilderung der Schlacht von Clarence, die von der Vulgata-Merlinfortsetzung (Fragment III) geboten wird, gar keine Rolle spielt.



auf den zitierten Passus aufmerksam machte, da derselbe Licht auf die Komposition von Fragment II wirft; aber wenn S. selbst die richtigen Schlüsse daraus gezogen hätte, so hätte er sein System gleich dem Papierkorb anvertrauen dürfen.

Während Fall 1 das Gegenteil von dem beweist, was er nach S. hätte beweisen sollen, sind die übrigen 8 von S. angeführten Fälle belanglos; sie zeugen weder für noch gegen S.'s System.

Fall 2 kann höchstens dazu dienen, den zweiten Satz der These II zu bestätigen, der aber nur etwas Selbstverständliches aussagt.

In Fall 3 heißt es von *Gaudin de Valesfroiz: Icist fist puis mainte bele chevalerie devant le chastel madamoisele Lore de Branlant qu'il voloit avoir a force a fame et devant la riche vile qui tant fist a proisier du Gaut Destroit, tant que Gauvenez li resqueust por sa proësce, einsi come li contes le vos devisera en avant; car li leus n'en est ore mie* (S. 15). Hier wird der Bericht eines Abenteuers postuliert, auf den man im ganzen Vulgata-Zyklus vergeblich wartet. Hat der Autor sein Versprechen vergessen, oder ist der Bericht infolge schlechter Überlieferung verloren gegangen? Wir können dies nicht entscheiden. Nun bringt aber Fragment II das Versprochene. Das war mit Sicherheit zu erwarten, daß der Verfasser von Fragment II eine solche Allusion nicht unbenutzt lassen würde. Den Inhalt dessen, was er mit der üblichen Weitschweifigkeit erzählt (Freymond §§ 70, 74-76, 110), kann man in wenigen Sätzen mitteilen, und ich will es in S.'s eigenen Worten tun (S. 15): *Gaudin wishes to marry Lore de Branlant. She refuses to listen to him. He besieges her in her castle Gaut Destroit. Lore sends her sister to Artus and asks him to send her a knight to defend her against Gaudin; Gawain (who) pretends to be Daguenet li Coars*[18]*), succours Lore and vanquishes Gaudin.* Was noch hinzugefügt wird, geht über das durch die Allusion postulierte hinaus. Was Fragment II berichtet, ist zusammengesetzt aus den Angaben von Fragment I und aus Elementen desjenigen Romans, auf welche schon Fragment I mit aller Deutlichkeit hinweist, nämlich der *Venjance Raguidel,* die dem in der Versromanlitteratur ganz besonders bewanderten Verfasser von Fragment II nicht unbekannt sein konnte, und aus der er noch anderes Material (*Mauduc le Noir*) holte. Mit diesem Roman haben wir uns hier nicht zu befassen[19]).

---

[18]) Ein aus dem Lancelot und einem Passus der Vulgata-Merlinfortsetzung bekannter, dem Keu ähnlicher Ritter, dessen Epithet sagt, was er war.

[19]) Ich verweise dafür auf meine Ausführungen in dieser Zs. 29 S. 102 A. 63, sowie auf Friedwagners Einleitung zur *Venjance*-Ausgabe S. CLXXV ff.

Es genügt, hier konstatiert zu haben, daß nichts beweist, daß der Verfasser von Fragment II auch der Verfasser von Fragment I war.

In den Fällen 4 und 5 ist der Teil des *conte,* auf welchen verwiesen wird, nicht die Merlinfortsetzung, sondern eine spätere Branche des Vulgata-Zyklus, speziell der Lancelot. Was Fragment II über die betr. Sache berichtet, ist überflüssige Zutat.

In Fall 6 läßt der Verfasser von Fragment I den König *Rion* von Irland sagen, daß, sobald die *Laide Semblance*, das Medusen-Ungeheuer, welches die Grenze seines Landes absperrt, weggeschafft werde, *les aventures du roiaume de Logres comenceront (cesseront* bei P. Paris, *R. T. R.* II 193 scheint falsch zu sein). Der Verfasser sagt nicht ausdrücklich, daß er selbst dies berichten werde. Der Autor von Fragment II hat diese Allusion auf etwas Zukünftiges, wie üblich, aufgegriffen und gibt einen ausführlichen Bericht über ein *Laide-Semblance*-Abenteuer, welchen er einer anderen Quelle verdanken wird; denn es scheint im Mittelalter allgemein bekannt gewesen zu sein (vgl. Freymond l. c. S. 70 ff.). Er brachte diese Quelle in Verbindung mit den Allusionen von Fragment I, und ließ auch Merlin, den Protagonisten der Branche (denn diese ist, was nicht genug betont werden kann, eine Merlinfortsetzung, nicht ein *Livre d'Artus!*), daran teilnehmen, um die Aufnahme des Abenteuers zu rechtfertigen. Bei dieser Aufnahme ergaben sich aber Widersprüche zu Fragment I, auf die Freymond (S. 8-9) aufmerksam gemacht hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn uns der Bericht des Verfassers von Fragment I (falls derselbe überhaupt einen Bericht brachte) in Fragment II vorläge, solche Widersprüche nicht entstanden wären.

Hinzufügen möchte ich nur noch die Vermutung, es möchte *Valesfroiz* mit *Gautdestroit* identisch sein, da die holländische Venjance-Fassung *Galestroet* hat. Die gemeinsame Grundform könnte dann *Walesfroit* oder *Walestroit* (welches seinerseits eine graphische Entstellung von *Malestroit* [vergl. z. B. die Varianten *Walingues-Valingues-Malings* in S.'s Index und dieser Zs. 28 S. 45] — so heißt ein Kantonshauptort in Morbihan (Bretagne); allerdings ist *Galestroit* nach dem Roman in Großbritannien — sein könnte) gewesen sein, wovon *Gaut Destroit* eine volksetymologische Entstellung wäre. Auch *Gaudin* (bekannter Name), der die Rolle des *Ma(u)duc* hat, welcher Name *Maudin* gelesen werden mochte [einen bekannten Namen *Ma(e)lduin* gab es im Gälischen, der im Französischen mit dem brittischen Namen *Madoc* konfundiert werden mochte; vergl. *Mauduiz (Maudus) li Sages* im *Erec* (v. 1699), daher *Maldis* in *Krone* 2295, der Zauberer *Malduc* im *Lanzelet* (vergl. in Sommers Index *Bertolai,* Var. *Bertelak; c* und *i* waren ähnlich), der Riese *Malduit-Mauduit* im Lancelot (III S. 131 ff.) (*t* für *c* wie so oft?)] mag für **Maudiu* substituiert worden sein. Der Vulgata-Merlinfortsetzer hätte dann nicht eine verlorene Venjance-Version, aber eine andere Hs., die auch die Quelle der holländischen Version war, benutzt; darin wären *Galestroit-Valesfroiz* und *Gautdestroit* nebeneinander gebraucht worden.

Fall 7 wäre nach S. (S. 20) *of capital importance.* Für die Stoffgeschichte dürfte der Passus wichtig sein, aber nicht für das uns vorliegende Problem; denn zur Entscheidung des letztern eignet er sich wegen seiner Unsicherheit nicht. S. selbst muß zugeben, daß, was Fragment II über das *Extremores*-Abenteuer berichtet, bedeutende Widersprüche zu der entsprechenden Allusion in Fragment I aufweist. Er erklärt diese Differenzen daraus, daß die beiden Fragments *different stages* in der Evolution repräsentieren (II eine ältere Stufe, I eine jüngere!), d. h. also aus Entstellungen durch die Überlieferung. Doch dies ist nur eine Hypothese, die zudem durch kein Argument gestützt wird (außer dadurch, daß sonst sein System nicht klappt). Er aber behandelt sie als ein Faktum, und dagegen müssen wir protestieren. Es dürfte näher liegen, die Differenzen durch verschiedene Autorschaft zu erklären, wenn gleich daneben die Überlieferung auch etwas schuld sein mag.

Fall 8 enthält wieder eine Verweisung auf die Lancelot-Branche.

Fall 9 zeigt, daß S. sich auch an Strohhalmen anzuklammern sucht, wenn er nichts besseres hat. Bei der ersten Erwähnung von *Saigremor* heißt es nämlich in Fragment I: *liquels fist puis mainte haute proëce el roialme de Logres, dont li contes vos devisera cha avant.* Auf nicht weniger als 49 Seiten der Vulgata-Merlinfortsetzung und auf 72 Seiten der folgenden Branches (Lancelot und Queste) ist von Saigremors Taten die Rede (nach S.'s Index). Und das soll nicht genügen, um jenen allgemeinen Hinweis zu rechtfertigen! Daß im Fragment II Saigremor eine noch wichtigere Rolle spielt als in der Vulgata, ist unter diesen Umständen offenbar gleichgiltig.

These III. *Both Fragments I and II contain allusions to incidents, adventures and events which must have been told in the continuation of Fragment II which M S No. 337 does no longer contain.* Es läßt sich aber nicht mehr entscheiden, ob diese Fortsetzung wirklich geschrieben oder nur geplant wurde.

Aus Fragment I führt S. 6 Allusionen an (S. 24 ff.). Sie sind ungleicher Art.

Bei Fall 6 (S. 29) heißt es von dem Zauberer *Guinebaut: Car il fist puis le Chastel Tornoiant* (in S.'s Ausgabe fälschlich *torner le chastel*) *et les Karoles que Meraugis trova puis a la Cité sans Non, ou nuls chevaliers errans ne finast jamais de quaroler, tant que un autre chevalier y venist.* Wer einen längeren Passus über die *Karoles* im Lancelot (III S. 123-4, 148-53) liest, erkennt sofort, daß der Bericht der Merlinfortsetzung durch den Lancelot inspiriert wurde[20]), und, wenn

[20]) Über das Verhältnis des Lancelot zum Meraugis vergl. diese Zs. 28 S. 59, Pauphilet in *Romania* 36 (1907), F. Lot, *Lancelot* S. 181, Bruce in *Rom. Rev.* IX 374-5.

in der Merlinfortsetzung im Anschluß an das Zitierte gesagt wird, daß die *Karoles* dauerten, bis *Lancelot du Lac i vint qui tout le desfist* (246/23), so ist ja die Quelle direkt angegeben. Einzig der Nebensatz *que Meraugis trova puis a la Cité sans Non,* kann sich nicht auf den Lancelot beziehen, sondern verweist auf den *Meraugis*[21]), den der Merlinfortsetzer aber nur ungenügend im Gedächtnis hatte, wenn das Zitierte die richtige Überlieferung ist; denn Meraugis fand die *caroles* nicht in der *Cité sans Non* selbst, sondern erst nach seinem Aufenthalt daselbst und nachdem er sich ziemlich weit von da entfernt hatte[22]). Nun hat aber die von S. auch zitierte Hs. B N 337 eine andere Lesart, nämlich: . . . *le Chastel Tornoiant et les queroles (dedenz) que Meraugis trova puis, quant il queroit monseignor Gauvein, (&) qu'i[l] trova puis [a] la Cité sans Non, dont nus chevaliers . . .* Diese Lesart halte ich für die ursprünglichere, trotzdem die andere durch Wheatley S. 363 und (trotz Abweichungen) auch durch die holländische Version v. 24398 f. bestätigt wird. P. Paris *R. T. R.* II 199 bringt eine vermittelnde Lesart: *et d'autres caroles que Meraugis trouvera dans la Cité sans Nom, en achevant sa quête de messire Gauvain.* Diese zeigt, daß die Erwähnung der Gauvain-Queste nicht ein Einschub des Kopisten der Hs. B N 337 oder gar des Verfassers von Fragment II sein wird. Nur die Lesart von B N 337 gibt aber volle Übereinstimmung mit dem Meraugis[23]). Es ist offenbar, daß die kürzere Lesart durch einen *bourdon* welcher durch das zweimalige *trova puis* veranlaßt worden ist, entstanden ist. Wird nun, wie S. meint, durch den Passus erfordert, daß die darin erwähnten Ereignisse später berichtet wurden? Ich muß diese Frage entschieden verneinen. Viel näher liegt jedenfalls die Annahme, daß der Autor von Fragment I bei seinen Lesern Vertrautheit mit dem Meraugis voraussetzte und mit jenem Passus auf diesen Roman verweisen wollte[24]).

---

21) Das aus dem Meraugis bekannte Freundespaar *Meraugis de Portlegués* und *Gornain Cadrus* wurde schon S. 148, 151, 153, 237 erwähnt; ebendaher stammt auch *Belc(h)is li Lois* (S. 218 und S.'s Index).

22) Übrigens macht der Merlinfortsetzer offenbar einen Unterschied zwischen den *caroles,* welche Guinebaut in der *Forest Perilleuse,* seither auch genannt *Forest sans Retor* (wahrscheinlich identisch mit der *Forest Perdue,* in welcher sich nach dem Lancelot die *caroles* befanden und welche in Schottland gelegen war, da man dort *escoutois* sprach [III 123/39]; über die Lage der *Perilleuse Forest* vergl. diese Zs. 35 S. 25 ff.) schuf, und welche Lancelot *desfist,* und denjenigen, die Meraugis fand und die Guinebaut erst später (*puis*) geschaffen hatte.

23) Nur müssen die oben durch Klammern angedeuteten Emendationen vorgenommen werden: *dedenz* kann nicht richtig sein, da sonst kein Text von *caroles* in einem *Chastel Tornoiant* etwas weiß; *qui* ist syntaktisch unmöglich. Die Präposition *a* wird vom Sinn verlangt; *&* ist zu viel!

24) So verweist z. B. der Autor des Meraugis auf Chrétiens *conte del graal: Ce fu li rois de Cavalon, Qui fu plus beaus que Absalon, Si con tesmoigne li Graaus* (v. 37 ff.; vergl. Chrétien ed. Baist v. 4753 ff.).

So viel aber will ich S. als möglich zugeben, daß der Autor von Fragment II, der jene Allusion schon in dem uns erhaltenen Text aufgegriffen hat, in der nicht erhaltenen Fortsetzung jene Ereignisse zu bringen gedachte, obschon sie nach seiner Chronologie (er bringt immer Vorgeschichten zu den Ereignissen der Versromane, so z. B. das Calogrenant-Abenteuer vom Yvain) eher in die Lancelot-Branche gehören würden. Zugunsten gemeinsamer Autorschaft für Fragments I und II kann Fall 6 sicher nicht zeugen.

In S.'s Fall 2 (S. 25) haben wir einen deutlichen Hinweis auf eine bekannte Episode des Perlesvaus: *Loholt, le fils au roy Artu que il [Keus] ochist par envie en la Forest Perilleuse, et par Perceval le Galois en fu acusés a court, ensi comme uns ermites li conta qui li avoit vëu ochire.* Der Merlinfortsetzer gestattete sich, diesen Hinweis, ohne zu bedenken, daß er sich damit zu einer Angabe des Lancelot in Widerspruch setzte, nach welcher Lohot an einer Krankheit starb, die er sich durch die Gefangenschaft in der *Dolereuse Chartre* zugezogen hatte (I 159, 163), und doch stützte sich das, was er früher (S. 124) über die Zeugung Lohots berichtet hatte, auf die Lancelotstelle I 159: *Lohot li fiex le roi Artu qu'il engendra en la bele damoisele qui avoit non Lisanor, devant che qu'il espousa la roïne*[25]). Der Hinweis auf den Perlesvaus weicht immerhin von diesem selbst (S. 169-70, 218-22) in zwei Punkten ab: 1. im Merlin wird der Abenteuerwald, in welchem die Mordtat geschah und welcher im Perlesvaus keinen Namen hat, mit *la Forest Perilleuse* (vergl. oben) identifiziert; 2. im Perlesvaus ist es nicht Perceval, der Keu am Hofe des Mordes anklagt, sondern eine Jungfrau, die das Haupt des Ermordeten an den Hof bringt. Daß ein Einsiedler Perceval von dem Mord erzählte, stimmt. Mindestens ebenso wahrscheinlich wie die Annahme abge-

[25]) Lohot, der hoffnungsvolle Sohn Arthurs, scheint weniger durch große Taten als durch seinen frühen und daher tragischen Tod berühmt gewesen zu sein. Man findet immer nur Berichte über seinen Tod. Nach Wolframs Parzival hat *Ilinot* (< *Lohot*; *h* > *n* graphisch), Arthurs Sohn (383/4), sein Vaterland schon *von kinde* verlassen und ist jung im Dienst der von ihm geliebten Königin *Florie von Kanadic* gestorben (585/30 ff.). Auch von dem kymrischen Äquivalent, *Llacheu*, Sohn Arthurs, scheinen hauptsächlich Berichte, die seinen Tod betreffen, existiert zu haben (vergl. Loth, *Mabinogion*² I S. 374 A.). Der Autor des Pseudo-Robertschen Gralzyklus läßt Arthur einen Sohn haben (gezeugt mit der Tochter eines Vasallen, die der König auf der Jagd gefunden und vergewaltigt hatte), der Arthur der Kleine hieß. Auch von diesem wird hauptsächlich berichtet, wie er, obschon er seinem Vater gelobt hatte, nie mit einem Ritter von König Bans Geschlecht zu kämpfen, es doch tat, und seine *sobervia* mit dem Tode büßen mußte. Es geschah dies unmittelbar vor König Arthurs Tod; sein Gegner war *Blioblieris* (spanische Demanda: Queste c. 188-192, Mort Artu 330 f.). Aus Pseudo-Robert ging Arthur der Kleine in den Prosa-Tristan über (vergl. Löseths Namenregister). Ein Kampf mit Blioblieris kommt auch hier vor (§ 413), doch ohne tödlichen Ausgang. Der Prosa-Tristan erwähnt den Tod Arthurs des Kleinen nicht. [Nachträglich verweise ich auf Bruce, *Rom. Rev.* III 189 ff.].

schwächter Erinnerung ist wohl die Annahme, daß der Merlinfortsetzer nicht den uns erhaltenen Perlesvaus, sondern den mit dem Lancelot verbundenen jüngeren Perlesvaus, der verloren ist, und dem man daher jene Änderung zuschreiben kann, benutzt hat[26]). Entscheiden läßt sich die Frage nicht. Während bei dem oben besprochenen Fall 6 nichts auf einen späteren Bericht des Verfassers der Allusion hindeutet, heißt es bei Fall 2 in Hs. B N 337 (nach *Forest Perilleuse*): *einsi con li contes le vos devisera ça avant moult loing* [statt *lonc?* so scheint es S. aufzufassen], *quant la matire m'i amerra.* Aber weder S.'s Hs. noch die holländische Übersetzung (v. 28 252 ff.) noch Wheatley enthalten diesen Satz. Ob derselbe echt ist oder ein Zusatz (eines Komponisten oder des Autors von Fragment II resp. [im Auftrag des Autors] seines Amanuensis[27]), ist eine Frage der Textkritik, die aber einstweilen mangels Kenntnis anderer Hss. nicht zu lösen ist, vielleicht sogar nie sicher zu entscheiden ist. Sollte der Satz unecht sein, so besteht kein Grund für die Annahme, daß der Autor von Fragment I das Perlesvausabenteuer später bringen wollte. Sollte der Satz echt sein, so müßte man sich fragen, wo das angekündigte Abenteuer zu erwarten war. S. hat sich die Sache sehr wenig überlegt, wenn er meint, der fehlende Schluß von Fragment II müsse es enthalten haben. Nach allem, was wir von Fragment I und Fragment II wissen, sind sie Teile einer Merlinfortsetzung, was immer auch S.'s hypothetisches *Livre d'Artus* einst gewesen sein mag. Als Merlinfortsetzungen nehmen sie auf die Voraussetzungen der auf die Merlinbranche folgenden Lancelotbranche Rücksicht: Lancelot und wer immer gleichaltrig oder jünger als Lancelot war, wurde daher aus der Merlinfortsetzung als Abenteuer erlebende Person ausgeschlossen[28]). Perceval aber galt als noch jünger als Lancelot; denn seine *Enfances* werden erst gegen den Schluß der umfangreichen Lancelotbranche berichtet; seine Branche ist die auf den Lancelot folgende Queste. Es war folglich ganz unmöglich, daß Perceval in einer Merlinfortsetzung das Lohout-Abenteuer erlebte. In Fragment II ist S. 146 Perceval ein halbes Jahr alt[29]),

[26]) Beweise für die Existenz des jüngeren Perlesvaus gab ich in dieser Zs. 29 S. 85 ff., Zs. 30 S. 176 f., Zs. 36² S. 200 f., Zs. 40² S. 45 ff. Die Einwände, die seither Lot und Bruce dagegen vorbrachten, kann ich nicht als stichhaltig anerkennen; doch ist hier nicht der Ort, sich mit denselben zu beschäftigen.

[27]) Der Autor von Fragment II dürfte die Absicht gehabt haben, auch diese Allusion auszuarbeiten.

[28]) S. selbst sagt einmal (Index zu *Vulgate Version* S. 84 A. 5: *the events told in the second part of MS. No. 337 are anterior to what is told . . . in the Lancelot.*

[29]) während Lancelots Geburt S. 140 erwähnt wird. Der Altersunterschied scheint also in Fragment II kleiner zu sein als im Lancelot oder überhaupt nicht zu bestehen.

S. 236 erst so alt, daß er *encores aprenoit a aler*, S. 243 $1^1/_2$jährig (die letzte uns erhaltene Seite von Fragment II ist S. 323). Gegen das Ende der Lancelotbranche ist Perceval erst 15 Jahre alt und wohnt noch bei seiner Mutter (Lancelot III S. 383). Die Ermordung Lohouts in der Merlinbranche würde den Widerspruch zum Lancelot noch krasser machen: denn in diesem Fall erschiene der Ermordete im Anfang des Lancelot als *redivivus*. Daß der Autor von Fragment II, der sich auf alle Allusionen zu stürzen pflegte, auch die Lohout-Episode zu bringen plante resp. brachte, ist ihm wohl zuzutrauen; dann aber war die Branche, die er dazu ausersah, nicht der Merlin, sondern der Lancelot oder noch eher die Queste; denn was hindert uns anzunehmen, daß er auch die späteren Branches umarbeiten wollte resp. umarbeitete?[30]) Daß aber der Autor von Fragment I, der Vulgata-Merlinfortsetzer, — und auf den kommt es für uns an — er, der keine einzige andere Branche auch nur berührt hat, im Lancelot oder in der Queste eine Lohot-Interpolation, und sogar eine ausführliche angebracht hätte, oder daß er in einem dieser Texte eine entsprechende Lohout-Episode vorgefunden hätte, die uns nicht überliefert ist, mag ich einstweilen nicht glauben, und halte bis zum Nachweis des Gegenteils den nur in Hs. B N 337 überlieferten stereotypen Satz lieber für eine Interpolation.

Auch Fall 3 (S. 76) betrifft *Lohot*. Bei der Erwähnung seiner Zeugung in Fragment I wird gesagt, daß er später ein tüchtiger Ritter und Tafelrunder war und manche Heldentat vollbrachte, wie *li contes en avant* berichten werde. Das letztere Versprechen fehlt in S.'s Ausgabe S. 124, in *Arthour and Merlin* v. 4191 ff., in P. Paris, *R. T. R.* II 121, ist aber vorhanden in B N 337, in Wheatley S. 171, in Lovelich v. 11 775 ff., im Holländischen v. 15 450 ff., mag also als echt gelten. Im Vulgata-Gralzyklus wird über Lohots Rittertaten nichts berichtet; doch figuriert er im ersten Teil des Lancelot unter den *chevaliers* und *compaignons le roi*, d. h. den Tafelrundern (I 167). Sein Tod wird im Lancelot S. 159 angezeigt. Ich glaube, daß Lohots Taten, deren Erwähnung übrigens ganz allgemein gehalten gewesen sein mag, eher in den Anfang des Lancelot als in den Schluß der Merlinfortsetzung gehörten, für welche er eher noch zu jung war. Der Lancelot aber ist die am schlechtesten überlieferte Branche. Ich glaube, daß am ehesten ein Kampf Lohouts mit *Brandus des Illes*, von dem er eingekerkert wurde (I 159), vorher erwähnt

---

[30]) S. 20 berichtet er von Lohot, daß er *auques estoit ja granz*, und S. 52 erzählt er eine *avision* König Arthurs, in welcher dieser symbolisch die Ermordung seines Sohnes durch Keu und sogar Percevals Anklage voraussah (vergl. auch S.'s Anmerkung zum Text).

worden war. Fragment II läßt Lohot in jener die zukünftigen Ereignisse antizipierenden *avision* Ritter werden (wobei der König zuerst einwendete, *que il estoit trop petiz*) und sofort nach dem Ritterschlag jenes Abenteuer vollbringen, das nach den Data des Perlesvaus mit seiner Ermordung endigte. „Viele“ Rittertaten werden also hier ausgeschlossen.

Dieselbe Unsicherheit wie hier müssen wir bei Fall 1 konstatieren. Bei der Erwähnung des *Yder de la Terre as Norois* als Heerführer wird auf Yders Ringe-Abenteuer angespielt, *si con li contes le vos devisera en avant.* Keine uns bekannte Branche des Gralzyklus bringt dieses Abenteuer, das uns aber aus der *Venjance Raguidel* bekannt ist[31]). Ein Hinweis auf diesen Roman wäre natürlicher gewesen. Dieser Fall ist von Fall 3 bei These II nicht zu trennen, wo eine Behandlung des *Gautdestroit*-Abenteuers der *Venjance* in Aussicht gestellt wird. Da das Ringe-Abenteuer unzertrennlich mit der *Venjauce*-Episode verknüpft ist, so müßte man eigentlich den ganzen Roman *la Venjance Raguidel* als Einschub im Gralzyklus erwarten (wie in der holländischen Fassung, vergl. A. 31). Sein Inhalt gehörte aber in der Hauptsache zweifellos nicht in die Merlinbranche, sondern frühestens in die Lancelotbranche. Es scheint mir unmöglich zu sein, für solche schwierige Fälle eine sichere oder wenigstens als sehr wahrscheinlich sich aufdrängende Erklärung zu finden. Man kann sich denken, daß die *Venjance Raguidel* einmal ein Bestandteil des Vulgata-Gralzyklus war, dann aber als unpassender Fremdkörper wieder ausgemerzt wurde. Noch eher möchte ich glauben, daß ursprünglich auf den *Venjance*-Roman verwiesen wurde, etwa: *si con li contes de la Venjance Raguidel le devise* (vergl. z. B. in Fragment II S. 69: *car li contes de la loisne* [unbekannt] *dit*), und daß diese Verweisung dann von einem Kopisten (spätestens dem des Archetypus unserer Texte) gedankenlos durch die stereotype Wendung: *si con li contes le vos devisera en avant* ersetzt wurde.

In Fall 4 (S. 26) wird für die Erklärung des Namens *la Croiz Noire* auf eine spätere Stelle des *conte* verwiesen. Diese spätere Stelle ist uns aber erhalten; es ist eine von S.

---

[31]) In der *Venjance* hat Yder allerdings nicht das Attribut *de la terre as Norois.* Der Merlinfortsetzer mag es einer andern Quelle verdanken. Doch kann es sich auch so erklären: In der *Venjance* stammt Yder aus Schottland (vergl. diese Zs. 44² S. 72 A. 88), was auch der Merlinfortsetzer leicht erkennen konnte. In seinem Roman aber war ein großer Teil von Schottland in den Händen der *Saisnes, Irois* und *Norois* (Wikinger); so mochte sich jenes Attribut als Folgerung ergeben. — Der holländische Übersetzer des Gralzyklus oder wenigstens von Lancelot-Queste-Mort-Artu hat verschiedene Versromane eingeschoben, so auch eine Übersetzung der *Venjance Raguidel,* die er auf die Queste folgen läßt.



selbst erwähnte Stelle des Lancelot (II 321-2). Diese ihrerseits stammt aus der ersten Branche, dem *Saint Graal.* Der Merlinfortsetzer, der mehr auf den Lancelot als auf den Saint-Graal Rücksicht nahm, verwies auf erstern. Die Lesart von B N 337, *ça en avant es chevaleries des chevaliers de la Table Reonde*, weist auch deutlich auf die Lancelotbranche. Die Merlinbranche enthält nämlich die *Enfances* der Tafelrunder, die Lancelotbranche die *chevaleries* der meisten; nur die Enfances einiger Tafelrunder der jüngern Generation, wie Lancelots selbst[32]), fallen erst in die Lancelotbranche (die *chevaleries* jener Ritter enthält dann neben dem Lancelot die Queste).

Ebenso wenig gehört Fall 5 (S. 27) unter These III. Es handelt sich um das Schloß, welches *Caruile* (*Camille*), die Schwester des „Sachsen" *Hardogabran,* verzaubert hatte; und es finden sich in dem zitierten Passus zwei Hinweise auf *ça avant.* Der erste Hinweis, der offensichtlich von der uns erhaltenen Merlinfortsetzung selbst befriedigt wird, verdient gar keine Erwähnung. Der zweite Hinweis lautet: *et par cel chastel, dont vos m'oëz parler, orent li Saisne tout lor recouvrement de viandes et toz* [l. *tot*] *le secors de lor* [*pa*]*ïs, por coi il ne pooient estre gité hors de la terre, tant que li rois Artus et li rois Bans les en gitera et li rois Bohorz de Gaunes, si con li contes le vos devisera ça avant, et li enfant au roy Loth qui a merveilles i firent d'armes.* S. sagt, daß zwar im Lancelot (I 407-27) die Eroberung des verzauberten Sachsenschlosses mit dem Tode der *Caruile* und des *Hardogabran* erzählt werde, daß aber der Hinweis nicht auf diesen Bericht zielen könne, weil an jener Eroberung die Könige Ban und Bohort nicht teilnahmen, während anderseits Lancelot, der in dem Lancelotbericht eine wesentliche Rolle habe, in der Allusion fehle; folglich postuliere diese einen Bericht in dem nicht erhaltenen Schluß vom Fragment II, und dieser Bericht, *in all probability, is the one which formed the basis of the narrative in Le Livre de Lancelot.* S. hat einfach den Text nicht verstanden, obschon derselbe leicht verständlich und unzweideutig ist. Was *li contes* berichten wird, ist doch nicht die Eroberung des Zauberschlosses, wie S. zu glauben scheint — mit keinem Wort wird dies angedeutet —, sondern die Vertreibung der *Saisnes hors de la terre* (Großbritannien); diese Vertreibung aber wird in der Vulgata-Merlinfortsetzung selbst, und zwar in Fragment III, berichtet. Nach der Schlacht von Clarence, an der die in der Allusion erwähnten Könige Arthur, Ban und Bohort, sowie die Söhne Loths einen hervorragenden

---

[32]) In Hs. B N 773 heißt es vor dem Abenteuer von *la Douleureuse Garde* (S.'s Ausgabe I 143) nach P. Paris, R. T. R. III 154 A.: *Et si faillent les enfances de Lancelot.*

Anteil hatten, mußten die vollständig geschlagenen *Saisnes* auf ihre Schiffe fliehen; aber nicht nur diese verließen das Land, sondern auch *cil qui n'avoient mie esté a cele descomfiture, . . . widierent . . . le païs, et s'en retournerent en Saisoigne* (S. 401). Die Sachsen machten erst in der Epoche, von der die Lancelotbranche berichtet, neue Einfälle (Lancelot I S. 405: *en la terre d'Escoce ou li Yrois et li Sesne sont entré*), neue allerdings nicht mit Bezug auf die Merlinfortsetzung, welche ja das später hinzugefügte Werk ist, sondern mit Bezug auf den alten Merlin, an den sich der Lancelot ursprünglich direkt anschloß und dem er etwas angepaßt wurde[33]). Der zitierte Passus in Fragment I postuliert also das uns erhaltene Fragment III. Ja, es ist höchst unwahrscheinlich, daß das Postulat auch in dem uns nicht erhaltenen Schluß von Fragment II erfüllt werden konnte; denn in dem uns erhaltenen Fragment II verlassen die *Saisnes* Britannien nicht; wohl aber ziehen Ban und Bohort in Fragment II S. 139 in ihre Heimat Kleinbritannien zurück und treten von da an nicht mehr aktiv auf. Wenn also in dem nicht erhaltenen Schluß von Fragment II die Vertreibung der Sachsen wirklich noch berichtet wurde, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß Ban und Bohort dabei beteiligt waren. Kurz nachher nämlich, am Anfang des Lancelot (I S. 3) war König Ban ein *viex hom* und starb bald darauf (I S. 13); ja, nach Lancelot III S. 149 war Ban schon zur Zeit von Arthurs Vermählung, die im Vulgata-Merlin S. 217 stattfindet, *de grant aage*, aber noch *envoisié* wie ein Junger, daher jedenfalls auch noch tauglich für den Sachsenkrieg.

Unter den von S. zu These III aufgezählten Fällen aus Fragment I ist kein einziger, von dem man mit S. sagen könnte, daß er den Schluß von Fragment II postulierte. Die einen postulieren überhaupt keine spätern Berichte, andere postulieren Berichte, die vorhanden sind (aber nicht in Fragment II), andere endlich postulieren Berichte, die uns fehlen, die aber teils sicher, teils wahrscheinlich gerade nicht in den fehlenden Schluß von Fragment II gehörten. Die letztern Fälle sind schwer zu erklären. Ich halte es einstweilen für das wahrscheinlichste, daß der Kopist des Archetypus der Hss. die stereotype Phrase *si con li contes le vous devisera ça*

---

[33]) Denn Sachsenkriege spielen auch schon im alten Merlin eine Rolle, und auf diesen wird direkt Bezug genommen, wenn es im Lancelot vom Schloß der *Camille* heißt: *Cheleiement avoit esté fremee au tans que Vortigiers prist la fille Hangist le Saine* (I S. 406). Was die Vulgata-Merlinfortsetzung über dieses Schloß und die Zauberin Camille weiß, stammt aus dieser Lancelotstelle. Die Bemerkung der Hs. B N 337, daß das Schloß *de l'air fermez* war (fehlt in S.'s Ausgabe S. 131 u. A., in Wheatley, in R. T. R. II 130, in Lovelich S. 338, wird aber bestätigt durch den holländischen Text v. 16073 ff.), entspricht Lancelot I 414: *il n'i avoit fremure fors de l'air.*

avant etwa an Stellen anbrachte, wo sie nicht hingehörte. Unter allen Umständen spricht keiner der 6 Fälle zugunsten von S.'s Ansicht, daß Fragments I und II von Anfang an zusammengehörten. S. erwähnt auch noch 2 Fälle aus Fragment II, welche etwas postulieren sollen, das in dem nicht erhaltenen Schluß von Fragment II gestanden haben soll. Ich will auf dieselben gar nicht eintreten, da uns nur das Verhältnis von Fragment II zu Fragment I, nicht auch das Verhältnis eines Teils von Fragment II zu einem andern Teil desselben interessiert.

Was S. in seiner Begründung der Thesen I-III angeführt hat, ist nicht nur weit entfernt davon, einen zwingenden Beweis für seine Annahme, daß Fragments I und II von Anfang an zusammengehörten und denselben Autor hatten, zu leisten, sondern ist teils irrelevant, teils spricht es direkt dagegen. Die Vergleichung des Vulgata-Textes mit BN 337 zeigt uns, daß zwar jener ein homogenes Ganzes bildet, das nicht mit Rücksicht auf den Text von BN 337 geteilt werden darf, daß aber das, worin BN 337 sich von dem Vulgata-Text unterscheidet, also Fragment II, wesentlich andern Charakters ist als das, was es mit dem Vulgata-Text gemein hat, nämlich Fragment I. Damit ist die Grundlage von S.'s System zerstört. Ich will nun trotzdem noch auf das genetisch-chronologische Moment dieses Systems eintreten. S. behauptet, daß das von ihm angeblich erschlossene *Livre d'Artus*, d. h. Fragment I + Verbindungsstück + Fragment II + verlorener Schluß von Fragment II, so alt war, daß es, nachdem es eine selbständige Existenz geführt hatte, zusammen mit Roberts Joseph und Merlin und einer Perceval-Queste den ersten kompleten Gralzyklus bilden konnte; aus diesem Zyklus wäre dann durch die Aufnahme des selbst hauptsächlich auf dem *Livre d'Artus* basierenden Lancelot der zweite Gralzyklus, der Joseph-Lancelot-Perceval-Zyklus entstanden (S. 44f.). S. unternimmt es überhaupt nicht, die Existenz jenes ersten Gralzyklus, resp. die Beteiligung des *Livre d'Artus* an demselben, zu erweisen. Dagegen sollen die Ausführungen zu These IV zeigen, daß das *Livre d'Artus* zu jenem zweiten Gralzyklus gehörte.

These IV. *The Romance, the outlines of which I have indicated in sections I, II and III, contains evidence that it has already figured as a link between Robert de Borron's Merlin and the Lancelot in the Joseph-Lancelot-Perceval-Cycle* (S. 6-7).

Ob die Vulgata-Merlinfortsetzung wirklich der jüngste Komponent des Vulgata-Gralzyklus ist, wie man sonst allgemein annimmt und auf den ersten Blick hin wirklich annehmen muß, oder ob sie schon auf einen Lancelot-Perceval-zyklus zurückgehen kann, ist eine Frage, die ernsthaft er-

wogen werden darf und soll. Ein Joseph-Lancelot-Perceval-Zyklus hat einmal existiert, wie hauptsächlich aus 3 Lancelotstellen hervorgeht. Das hat aber nicht erst S. nachgewiesen, obschon er, der seine Priorität immer sehr zu betonen pflegt, es nicht für nötig hielt, seine Vorgänger, deren Arbeiten er doch kannte, zu nennen[34]). S. zitiert nun drei Stellen, die beweisen solien, daß sein *Livre d'Artus* einst zum Joseph-Lancelot-Perceval-Zyklus gehörte: eine aus Fragment I und zwei aus Fragment II, die nach seiner Ansicht wie jene Lancelotstellen Perceval als Gralhelden voraussetzen.

Fall 1 ist unsicher. Es heißt dort nach der Hs. B N 337, die hier einen guten (von der englischen Prosa bestätigten) Text bietet: *Ne par deça du roi Pelles de Listenois n'atendons nos nul secors — car il garde le roi Pellinor son frere qui gist malades d'un mahai[n]g qu'il a, dont il n'avra jamais garison tant que cil vendra laienz qui les aventures du Seint Graal doit mener a fin — ne du roi Alein lor frere qui gist malades, qui ne garra tant que li mieldres chevaliers des Bretons li avra demandé parcoi il (l)ot ceste maladie et quex chose li Graals est et cui [l'en] en se[r]t.* **Es dürfte unmöglich sein, diesen wichtigen, aber schwierigen Passus restlos zu erklären, da uns die Hilfsmittel dazu fehlen. Zunächst ist festzustellen, daß nicht ausdrücklich auf** *li contes ça avant* **verwiesen wird, so daß also die Verweisung auch auf einen Text hinzielen mag, der nie zu dem gleichen Zyklus gehörte wie Fragment I, den aber der Autor von Fragment I als bekannt vorausgesetzt haben mag. Tatsächlich ist uns kein Text erhalten, in welchem der (resp. ein) Gralheld einen König Alain heilt. Entweder verweist also der Passus auf einen uns verlorenen Text, oder er ist irgendwie korrupt überliefert. Unter allen Umständen müssen wir also im Trüben fischen und können daher niemals zu der von S. gewünschten Folgerung gelangen; diese kann höchstens als Möglichkeit zugelassen werden.**

Sodann wird man sich fragen müssen, ob wohl für den Autor derjenige, der den König Pellinor, und derjenige, der den König Alain heilen wird, ein und dieselbe Person (so daß also *cil qui les aventures du Seint Graal doit mener a fin* **und** *li mieldres chevaliers des Bretons*, **der die Gralfragen stellen wird, einfach zwecks Abwechslung verschieden gewählte Umschreibungen für „der Gralheld" wären) oder aber zwei verschiedene Personen waren. Die erstere Auffassung**

---

[34]) S. wiederholt in der vorliegenden Arbeit, S. 32, was er schon *Vulgate Version* S. XV behauptet hat, daß die Hs. Paris B N 748, die nur Joseph und den alten Merlin enthält, den Joseph-Lancelot-Perceval-Zyklus repräsentiere. Ich habe in meiner Besprechung seiner *Vulgate Version* die Unsicherheit dieser Behauptung nachgewiesen (diese Zs. 36^2 S. 195-8), aber, wie es scheint, ohne auf S. einen Eindruck gemacht zu haben.



war gewiß die näher liegende und natürlichere, und sie ist auch die des Autors von Fragment II, der den Passus in etwas andern Worten wiederholt (S. 147) und denjenigen, der die Gralfragen stellt, sowohl den König Pellinor wie den König Alain heilen läßt. Der Passus von Fragment II steht übrigens in einem Kontext, der ganz klar auf die Vulgata-Galaad-Queste hinweist[35]), trotzdem darin, wenigstens in dem uns überlieferten Text, weder die Heilung des Königs Alain noch die Gralfragen vorkommen. Er ist übrigens S.'s Fall 2 (S. 33). Da er vollständig durch den Passus in Fragment I inspiriert ist — zum mindesten ist dies als Möglichkeit zuzulassen — so kommt ihm gar keine selbständige Beweiskraft zu, und er kann daher als erledigt gelten.

S. scheint zwar auch nicht der Meinung zu sein, daß die Heilung Pellinors und die Alains verschiedenen Personen zuzuschreiben ist, behauptet aber, daß der Gralheld, auf den angespielt werde, nicht Galaad gewesen sein könne, sondern Perceval gewesen sein müsse. Das begründet er damit, daß er behauptet, 1. *Galahad was never styled . . . le meilleur chevalier des Bretons; he was „le meilleur chevalier du monde"; Perceval was the best knight of the Britons.* 2. *it was part of his* [i. e. *Perceval's*] *task in the quest of the Grail to go to the maimed fisher-king and ask him the two questions given above, while no such condition was imposed on Galahad.* Diese Begründung ist ganz unlogisch.

Zu Argument 1. Der beste Ritter der Welt war doch, wenn ein Britte, *eo ipso* auch der beste Ritter der Britten. Ja, da doch in den Arthurromanen die Britten allen andern Völkern in bezug auf Ritterschaft überlegen waren[36]), so war offenbar umgekehrt der beste Ritter der Britten auch der beste Ritter der Welt[37]). Wer der beste Ritter der Britten oder der Welt war, kann man nicht absolut entscheiden; das hängt von der Epoche und dem Roman ab, die jeweils in Frage kommen. So wird z. B. in der Vulgata-Merlinfortsetzung selbst (S. 246/8, 23, 352/4) und im Lancelot (II 328/18, III 149/19) Lancelot als *li mieldres chevaliers del monde* bezeichnet, da sich die betr. Stellen auf eine Epoche beziehen, in welcher Galaad noch nicht lebte oder wenigstens noch nicht Ritter war. Im Perlesvaus wird Perceval oft als der beste Ritter der Welt

[35]) Was S. selbst in einer Anmerkung seiner Ausgabe (S. 147) zugibt: . . . *shows clearly enough that the writer had the Galahad quest in his mind.*

[36]) Daher mußten Knappen und Ritter aus dem griechischen Kaiserreich und dem übrigen Orient, wenn sie sich auszeichnen wollten, nach Britannien in die Lehre gehen; vergl. *Cligès, Alixandre, Feirefiz, Palamedes* und in der Vulgata-Merlinfortsetzung selbst *Saigremor* und die Söhne des Sarazenenkönigs *Flualis* von Jerusalem (S. 449).

[37]) So konnte denn in dem zitierten Passus die von S. herausgegebene Hs. *del monde* für *des Bretons* einsetzen, ohne dadurch sachlich etwas zu ändern.

bezeichnet (z. B. S. 19, 55, 62, 86, 171, 172, 179)[38]. So häufig jene Benennung zu finden ist, so wenig gebräuchlich war meines Wissens die Benennung „der beste Ritter der Britten“. Mir ist z. Z. kein zweiter Beleg bekannt. Ich will nicht behaupten, daß es keine andern Belege gibt, auch nicht, daß Perceval nicht so genannt wurde. Aber das behaupte ich, daß die letztere Benennung niemals ein Monopol Percevals war und sein konnte. S. weiß sehr wohl, warum er keine Belege anführt! Niemals folgt aus der Benennung *li mieldres chevaliers des Bretons,* daß Perceval gemeint sein mußte und nicht Galaad gemeint sein konnte.

Zu Argument 2. S. hätte statt seiner zu allgemeinen Behauptung nur behaupten dürfen, daß in den ihm bekannten Percevalromanen Perceval an den Gralkönig die Gralfragen zu stellen hatte[39], in den ihm bekannten Galaadromanen Galaad nicht. Man muß aber auch mit verlorenen Romanen rechnen, und wir sehen, daß die Allusion unseres Merlin-Passus, wenn sie nicht selbst korrupt ist, nur auf einen verlorenen Roman oder wenigstens eine verlorene Fassung eines uns erhaltenen Romans sich beziehen kann, da kein Text vorhanden ist, in dem eine Heilung König Alains vorkommt. Es handelt sich also darum, zu wissen, ob die Stellung der Gralfragen mit Galaads Person nicht vereinbar war. Aber eine solche Unvereinbarkeit gibt es nicht. So gut sich das Motiv auf Gauvain übertragen ließ (so im Perlesvaus), ebenso gut konnte es auch, von Anfang an oder durch nachträgliche Anpassung Galaads an Perceval, auf Galaad übertragen werden. Die Galaad-Queste basiert auf einer Perceval-Queste, auch nach S.'s System. Galaad war also der Erbe Percevals. Nicht nur k o n n t e Galaad das Gralfragenmotiv von Perceval übernehmen, sondern es gibt tatsächlich einen Text (den S. nicht gekannt zu haben scheint), in welchem Galaad die Gralfragen stellt. Es ist dies die Pseudo-Robert-Queste, wie sie uns in Prosa-Tristanhandschriften überliefert ist (Löseth § 562), deren Gralepisode übrigens auch noch die Schwertprobe enthält, die uns sonst auch nur aus Gauvain- und Perceval-Gralepisoden bekannt ist[40]. Die Gralfragen sind zwar in diesem

---

[38]) Ich werde unten auch einen Passus der Vulgata-Merlinfortsetzung besprechen, in welchem mit *li mieudres chevaliers del monde* Perceval gemeint ist.

[39]) Es gilt dies in der Tat auch für die zyklischen Prosaromane, den Didot-Perceval (ed. Weston S. 81) und den Perlesvaus (S. 15-29).

[40]) Die Pseudo-Robert-Queste der Hs. Paris B N 343, deren Gralepisode S. in Romania 36 S. 573 ff. herausgegeben hat, enthält weder die Gralfragen noch die Schwertprobe; dasselbe gilt von der portugiesischen und der spanischen Demanda. Ja, die letztere hat hier an Stelle des Pseudo-Robertschen Textes den Vulgata-Text eingesetzt (vergl. S. l. c. S. 572, 584). Während die Hs. B N 343, die portugiesische und die spanische Queste die

Text nicht ganz dieselben wie in der Merlinallusion[41]); doch tut dies nichts zur Sache; denn die Allusion weist ja nicht auf die Pseudo-Robert-Queste, sondern auf eine verlorene Queste, in welcher außer dem Gralkönig auch König Alain geheilt wird (was in keinem der uns erhaltenen Texte geschieht[42]), in welchem also auch die Gralfragen so lauten mochten wie in der Allusion. Die Pseudo-Robert-Queste zeigt aber, daß es nicht nur Perceval-Questes, sondern auch Galaad-Questes geben konnte und gab, in welchen der Gralheld die Gralfragen stellte, so daß also die Merlin-Allusion keineswegs wegen der Gralfragen eine Perceval-Queste postuliert. Damit ist auch S.'s zweites Argument widerlegt[43]).

So beweist S.'s Fall 1 keineswegs, daß Fragment I schon

Redaktion B des Pseudo-Robert repräsentieren, stammen die in den Tristanhandschriften enthaltenen Stücke aus der ungekürzten Redaktion A (vergl. Wechssler, Redaktionen S. 18, 21-22).

41) Galaad fragt, *ce que sont le Graal et la lance qui saigne*. ferner *des détails sur l'homme aux couleuvres et les douze demoiselles.* Nach dem Merlin ist die zweite Frage, *quex chose li Graals est.* Die erste, *dont cele maladie li vint*, entspricht vielleicht den *détails sur l'homme aux couleuvres* (denn diese Schlangen sind seine *maladie*, die allerdings nicht ursprünglich sein dürfte). Die dritte, *cui* [*en*] *en sert*, hat kein Äquivalent in Pseudo-Robert. Im Didot-Perceval hat der Gralheld auch einfach Fragen zu stellen über alles, was er sieht (*demande de quanque tu vois* S. 81); dies tut Galaad. Die Gralfragen bei Chrétien (darunter *cui l'an an servoit*, und *de la lance por qu'ele saine*) beziehen sich auch nur auf die wichtigsten Einzelheiten dessen, was der Held sah. [P. S. Vgl. auch Waichier 34759 ff. und Rochat 90].

42) In Löseth § 562 heilt Galaad tatsächlich nicht nur den König *Pelles* (für *Pellehan* oder *Pellinor?*), sondern gleich darauf noch den *dans la sainte chambre* befindlichen *homme aux couleuvres.* Dies möchte König Alain gewesen sein; aber der Name „König Alain“ kommt im ganzen Pseudo-Robert-Zyklus nie vor.

43) Allerdings ist damit der Passus der Vulgata-Merlinfortsetzung noch nicht erklärt. Ich halte folgende Erklärung für die beste. Der Gralheld (*cil . . . qui les aventures du Saint Graal doit mener a fin*), der den König Pellinor heilen wird. dürfte sicher am ehesten Galaad sein; denn einerseits kennen wir keinen Roman, in welchem Perceval den König Pellinor heilt; anderseits lesen wir in der Vulgata-Queste (allerdings nicht in allen Hss., aber in denjenigen, die die bessere Lesart zu haben scheinen: Sommers Ausgabe S. 150; vergl. die Anmerkungen S. 150 und 186-187), also in demjenigen Text, der zum selben Zyklus gehört wie die Vulgata-Merlinfortsetzung und auf den diese auch sonst sehr oft verweist, daß Galaad den König Pellinor (den *Roi Mehaignié*) heilt. Wenn nun aber der Gralheld, der nach der Allusion Pellinor heilen wird, sehr wahrscheinlich Galaad ist, so wird eben der beste Ritter der Britten, der die Gralfragen stellen und König Alain heilen wird, da er — dies ist auch S.'s Ansicht — mit dem Gralhelden identisch sein dürfte, auch Galaad sein und der Roman, auf welchen verwiesen wird, wird auch die Vulgata-Galaad-Queste sein; nur müssen wir dann folgern, daß die uns überlieferte Vulgata-Queste das Gralfragenmotiv und die Heilung König Alains weggelassen hat (wie ja auch die Redaktion B der Pseudo-Robert-Queste auf die Gralfragen, die Schwertprobe und die Heilung einer zweiten Person im Gralschloß verzichtet hat). Daß die Vulgata-Queste, überhaupt der ganze Vulgatazyklus, schon im Archetypus der uns erhaltenen Hss. und Übersetzungen schwer entstellt und sehr lückenhaft war, das zeigen noch manche andere Stellen an. Die Pseudo-

einem Perceval-Gralzyklus angehörte. Den Fall 2 habe ich oben *en passant* besprochen und als bloße Wiederholung von Fall 1 nachgewiesen.

Fall 3 ist ein interessanter Passus von Fragment II. Es wird hier, zu Merlins Lebzeit, bereits auf Merlins Ende, das *Enserrement Merlin*, aber auch zugleich auf die schließliche Befreiung von Merlins Geist angespielt: Gott *envoia un suen serjant chaste et leial et chier en terre a lui desprisoner, qui fu de la lignie David le bon roi, comme li contes le vos devisera ça avant* (S. 127). S. sagt mit Recht, daß man diesen Passus zusammenhalten müsse mit einem nur von Hs. B N 754 überlieferten Passus, der den Schluß der *Enserrement*-Version des Lancelot bildet, und lautet: *tant que Perlevax l'an traist et gita hors qui vit la grant merveille del graal après la mort de Lancelot, si con li contes vos devisera ça avant* (zitiert in Sommers Ausgabe I S. 21 A., in der Marburger Ausgabe Bräuner S. 36), und daß dann *one cannot be in doubt as to who the „serjant chaste et loial" is.* Die Antwort, die nach S. der Leser als selbstverständlich geben sollte, ist natürlich: Perceval *(Perlevax)*; denn nur diese Antwort würde Fall 3 zu einer Stütze von These IV (Anspielung des *Livre d'Artus* auf eine zum Zyklus gehörende Perceval-Queste) machen. S. hielt es nicht für nötig, diese angeblich selbstverständliche Antwort zu begründen, trotzdem er wußte (Beweis: seine Anmerkung in der Ausgabe von Fragment II S. 127), daß Freymond (Zs. f. r. Phil. 16 S. 111) an Galaad gedacht hatte, und ebenfalls wußte, daß ich (in dieser Zs. 28 S. 87-89[44])) Galaad als sicher angegeben hatte[45]). Der Lancelot-Passus ist ganz offenbar die Quelle des Passus von Fragment II. Schon dadurch ist der letztere entwertet. Wenn wirklich in Fragment II Perceval als Merlins Befreier bezeichnet würde, wie dies im Lancelot-Passus ausdrücklich geschieht, so würde dies keineswegs beweisen, daß Fragment II einst einem Joseph-Lancelot-Perceval-Zyklus angehörte, sondern nur, daß der Autor von Fragment II gedankenlos einen auf einen solchen Zyklus hinaufreichenden Lancelot-Passus (vergl. hierzu meine Argumentation l. c.) übernahm, trotzdem derselbe für einen die Galaad-Queste enthaltenden Zyklus

---

Robert-Queste hat übrigens formell dieselbe Autorität wie die Vulgata. Jene Züge dürften also auf die gemeinsame Quelle, die erste Galaad-Queste hinaufreichen. Hat also etwa nicht erst ein Kopist, sondern schon der Vulgata-Redaktor jene Züge weggelassen? Im letztern Fall würde die Vulgata-Merlinfortsetzung um eine Stufe höher gerückt.

[44]) Aus dieser Stelle hat er meine daselbst begründete Konjektur *la mort de Lohot* für *la mort de Lancelot* übernommen.

[45]) Ich habe nämlich in meinen Merlinstudien bereits jene beiden Passus zusammengehalten, von denen ich, da es damals noch keine Ausgaben gab, den einen nach Freymonds Analyse, den andern direkt aus der Hs. zitierte (vergl. auch noch Zs. 33 S. 190-94).

resp. eine nach der Galaad-Queste orientierte Branche, wie es der Merlin B N 337 ist, nicht mehr gut paßte. Aber S.'s Interpretation des Passus ist zweifellos falsch. Sollte denn S. wirklich nicht wissen, daß Perceval niemals ein Sproß *de la lignie David* war? Der Sproß Davids *par excellence* war nach den Branches Saint-Graal, Lancelot und Queste Galaad (vergl. hierüber auch Bruce in *Romanic Review* IX S. 250 ff., wo die zahlreichen Stellen angeführt sind[46]). Perceval war zwar durch seinen Vater mit Galaad verwandt (Percevals Vater war ein Bruder des Pelles, dessen Tochter dem Lancelot den Galaad gebar), war aber nicht ein Sproß Davids. Er kann also in dem zitierten Passus von Fragment II nicht gemeint sein[47]). Der Autor von Fragment II hat also den

[46]) Natürlich mußte auch ein Teil der Verwandten Galaads von David abstammen; aber nur seinetwegen wurde diese Verwandtschaft erfunden; denn er war nach der Queste ein ritterlicher Christus, der auch eine ähnliche Abstammung haben sollte wie der biblische Christus. Im Saint Graal (S.'s Ausgabe S. 132-33) erfährt Salomon, Davids Sohn, daß von ihm die Mutter Christi (nach der Bibel eigentlich der angebliche Vater Christi, Joseph; aber der Autor scheint die Tradition gefälscht zu haben, weil er einerseits Christi Abstammung von David haben wollte, anderseits nicht Joseph, sondern nur den heiligen Geist als Vater gelten ließ) und als letzter *li mieudres chevaliers qui lors fust el monde,* womit nach dem Kontext, verglichen mit der Queste, Galaad gemeint sein muß, abstammen würde, und er baut für den ritterlichen Sprößling ein Schiff, und vermacht ihm Davids Schwert. Fast in einem Atemzuge nennt also hier der Autor Christi und Galaads Abstammung von David. Lancelot, Galaads Vater, stammte durch seine Mutter von David ab (vergl. Lancelot I 13, 88), während er väterlicherseits ein Deszendent Josephs von Arемathia war. Lancelots Mutter hatte eine Schwester, die mit König Bohort verheiratet war, und deren Söhne waren Lionel und Bohort II., während Bohort I., als Bruder von Lancelots Vater Ban auch von Joseph von Arematbia abstammte (vergl. Bruce l. c.). Es wird von Lionel und Bohort II. ausdrücklich gesagt, und gilt deshalb auch von Lancelot, daß, *combien qu'il soient haut de par le peire, riens n'amonte envers le hauteche qu'il ont de lor boine meire; que ele et si anchisor sont deschendu del haut lignage au haut roi David* (Lancelot I 88). Von *si anchisor* erfahren wir weiter nichts. Sprößlinge Davids, die in den Arthurromanen als Ritter auftreten, gibt es nur 4: die Brüder Lionel und Bohort II,, ihr Vetter Lancelot und dessen Sohn Galaad.

[47]) Waren etwa Lancelot oder Lionel oder Bohort II. gemeint? Lancelot und Lionel fehlte ein Requisit: sie waren weltlich, nicht *chaste.* Man könnte also höchstens noch an Bohort II. denken. Bohort blieb zwar nicht jungfräulich wie Galaad und wie (im Gralzyklus) Perceval; vielmehr weiß die Lancelotbranche zu berichten, wie er seine Jungfräulichkeit verlor (II S. 269-70); aber diese einzige Verirrung wurde entschuldigt, weil er das Opfer eines Zauberrings war (der dieselbe Wirkung hatte wie der Liebestrank im Tristan), und Gott hatte *pitié* mit ihm; denn Bohors *avoit proposé d'estre virgenes tout son eage.* So durfte er denn trotzdem dritter Gralheld sein und wurde immer noch *chastes* genannt, so z. B. gerade auch in Fragment II (S. 147), wo es heißt, daß der erste Gralheld *soit virge de cors et de pensee* [Galaad], *et avra encor deus compaignons de son lignage, dont li uns sera virges* [Perceval] *et li autres chastes* [Bohort]. Man möchte vielleicht finden, daß, da in S.'s Fall 3 der Befreier nicht *virge,* sondern *chaste* genannt wird, eher Bohort als Galaad gemeint sein könnte. Dem ist aber nicht so. *Virge* impliziert *chaste,* und daher konnte letzteres auch

Lancelotpassus nicht einfach gedankenlos wiederholt, hat ihn vielmehr den neuen Verhältnissen gemäß umgestaltet: der erste Gralheld sollte Merlin befreien, also Galaad, nicht mehr Perceval. Der Name brauchte nicht genannt zu werden, die bloße Angabe der *lignie David* genügte und eignete sich für eine Prophezeiung besser[48]).

Da S.'s Fälle 1-3 nichts zugunsten seiner These IV beweisen, so ist diese durch kein triftiges Argument gestützt. Viel eher als diese 3 Fälle hätte ich an S.'s Stelle einen Passus zitiert, welcher zwar weder zu Fragment I noch zu Fragment II, wohl aber zu jener Partie von Fragment III gehörte, die, wie oben gezeigt wurde, das infolge eines *bourdon* in Hs. B N 337 ausgefallene Zwischenstück repräsentiert, und welchen ich in meiner Ausgabe des *Enserrement* Msh (in dieser Zs. 33 S. 159-60) mit notwendigen Varianten (S.'s Text ist entstellt) anführte und *ibid.* S. 190-94 ausführlich besprach. Ich zitiere daraus hier nur die Prophezeiung Merlins (Carnegie-

---

an Stelle des erstern gebraucht werden (nicht umgekehrt!) (Vgl. A. 50). Niemals wurde Bohort in den Romanen so hoch geschätzt, daß von ihm hätte gesagt werden können, Gott selbst hätte ihn als seinen *chier serjant* ausgesandt, um Merlins *esperit* zu befreien und zu retten; nur Galaad stand hoch genug, um in Gottes eigenem Auftrag eine so wichtige Mission zu übernehmen. Außerdem ist im Zyklus sonst, wo immer von einem Sproß Davids ohne Namensnennung die Rede ist, stets Galaad gemeint, er, um dessen willen diese Abstammung erfunden wurde. Wie hätte der Autor, der doch, auch wenn er in Prophezeiungen redete, wünschen mußte, verstanden zu werden, hier einen andern als Galaad meinen können, wenn er doch wußte, daß seine Hörer und Leser von selbst an Galaad denken müßten! Vollends spricht aber für Galaad die Vergleichung des Passus mit seiner Quelle, dem Lancelot-Passus. In diesem, der auf einen Lancelot-Perceval-Gralzyklus zurückgeht, in welchem Galaad noch nicht existierte und Perlesvaus der Gralheld war, wird doch die Befreiung Merlins offenbar deshalb gerade dem Perlesvaus reserviert, weil dieser der Gralheld war (vergl. die ausdrückliche Erwähnung dieser Tatsache: *qui vit la grant merveille del graal*). Wenn nun der Verfasser von Fragment II den Passus den neuen Verhältnissen anpassen wollte, so ist es klar, daß er Perceval nicht durch den relativ unwichtigen Bohort, den Gralhelden dritten Ranges, sondern durch denjenigen, der Perceval aus der Rolle des ersten Gralhelden verdrängt hatte, Galaad, ersetzte.

[48]) Der Autor hat ja den Lancelotpassus auch sonst noch geändert: *après la mort de Lohot* (Hs. *Lancelot*) mußte ausgemerzt werden, da diese Bemerkung für die Perlesvaus-Branche zugeschnitten war (vergl. diese Zs. 29 S. 87-89). Es ist auch eine Änderung, daß nur noch Merlins *esperit* befreit und gerettet werden sollte, während der Lancelotpassus jedenfalls noch eine leibliche Befreiung voraussetzte (vergl. *l'an traist fors et gita hors*). Freymond (Analyse § 91 A.) ist die Ähnlichkeit mit der *Enserrement*-Version der *Prophesies Merlin* des Meisters Richard aufgefallen, nach welcher Merlins Körper verfaulen, sein Geist aber fortleben sollte. Da nun dem Autor von Fragment II dieses Werk (Richards angebliche Gewährsmänner waren *Blaise* und *Helye*) bekannt war und von ihm ausdrücklich erwähnt wird (S. 163), (übrigens ein sicherer Beweis der späten Entstehung dieser Merlinfortsetzung und eine Widerlegung von S.'s System), so zweifle ich nicht daran, daß dieser junge Text auf die Umgestaltung jenes Lancelotpassus auch einen Einfluß ausübte.

Ausgabe S. 375/6): *C'est li commenchemens et li contes des aventures del païs, par quoi li mervilleus lyons fu enserrés et que filz de roy et de roïne destaindra, et convendra qu'il soit castes et li mieudres chevaliers del monde.* Ich habe l. c. gezeigt, daß diese Prophezeiung auf Merlins eigenes *enserrement* und seine Befreiung anspielt[49]) und daß sie, wie die soeben besprochene Befreiungsprophezeiung von Fragment II auf dem Befreiungspassus des Lancelot basiert, dessen Echtheit (er ist ja nur in einer Hs. überliefert) dadurch bestätigt wird. Ich habe aber auch zu zeigen versucht, daß, während der Verfasser von Fragment II den Lancelotpassus der Galaad-Queste anpaßt, d. h. Galaad (indirekt gekennzeichnet) an Stelle von Perceval als Merlins Befreier einsetzte, der Verfasser von Fragment III, der Vulgata-Merlinfortsetzer, dagegen den geänderten Verhältnissen nicht Rechnung trug und einfach den Namen Perlesvaus durch die in Prophezeiungen beliebtere indirekte Benennung ersetzte; denn *filz de roy et de roïne* kann nicht auf Galaad bezogen werden, da dessen Vater, Lancelot, nicht oder mindestens nicht schon zur Zeit, als er Galaad zeugte, König war, und die Mutter, die übrigens unverheiratet blieb, zwar eine Königstochter, aber nicht eine Königin war. Dagegen gab es, wie ich gezeigt habe, Percevaltraditionen (wahrscheinlich die jüngere Perlesvaus-Redaktion, die auf Grund wichtiger Indizien postuliert werden muß, vergl. hierüber diese Zs. 29 S. 77-95, Zs. 36² S. 195-201, sicher alle Galaadzyklen), in welchen Perceval Sohn eines Königs (Pelles? resp. Pellinor) und einer Königin war[50]). Auffällig ist aber zweifellos, daß Perceval, trotzdem die Merlinfortsetzung nach einer Galaad-Queste orientiert ist, *li mieudres chevaliers del monde* genannt wird. Ich muß gestehen, daß der Passus in einem Lancelot-Perlesvaus-Zyklus besser am Platze wäre, als in einem Galaad-Zyklus. Gibt uns diese Stelle das Recht, zu postulieren, daß die Vulgata-Merlinfortsetzung (aber nicht Fragment II) bis auf den Lancelot-Perlesvaus-Zyklus hinaufreicht? Es würde wenigstens lohnen, einmal letztere Hypothese ernsthaft ins Auge zu fassen und zu untersuchen, ob man bei Zugrundelegung derselben die bestehenden Verhältnisse befriedigend erklären könnte, ob sie eine *working hypothesis* sein könnte. An und für sich mochte sich das Bedürfnis nach einer Merlinfortsetzung, d. h. nach einer Ausfüllung der chronologischen Lücke, die zwischen dem alten Merlin und dem Lancelot fühlbar war, schon im Joseph-Merlin-

---

[49]) *Destaindra* erkläre ich mir jetzt als Entstellung von *desçaindra;* das Losgürten hat einen Sinn wegen der Vergleichung mit einem gefesselten Löwen.

[50]) Der zitierte Passus zeigt uns nebenbei auch, daß ein Ritter, der *virges* war, auch bloß als *castes* bezeichnet werden mochte (vergl. den ähnlichen Fall oben!).

Lancelot-Perlesvaus-Mort-Artu-Zyklus einstellen. Aber ich verhehle mir nicht, daß die Hypothese doch mit sehr großen Schwierigkeiten zu rechnen hätte, und es fragt sich, ob jener eine Passus eine genügende Stütze ist. So viel können wir immerhin konstatieren, daß S. selbst nicht das Geringste beizubringen wußte, das die Zugehörigkeit seines *Livre d'Artus* zu einem Joseph-Lancelot-Perceval-Zyklus (These IV) beweisen könnte.

Unsere Untersuchung zu S.'s Thesen I-IV, die auf alle von S. zitierten Stellen einging, hat zu dem sicheren Ergebnis geführt, daß S.'s Behauptung, die Fragments I und II hätten einst als Überreste des Werkes eines einzigen Autors zusammengehört und auch einmal eine Branche eines Joseph-Lancelot-Perceval-Zyklus gebildet, in seiner Argumentation keine Stütze findet, daß sie vielmehr sich als höchst unwahrscheinlich, um nicht zu sagen unmöglich erweist. Damit ist die Grundlage von S.'s ganzem System zerstört, und was auf dieser Grundlage aufgebaut ist, ist daher ein Luftschloß. Es hätte folglich keinen Sinn, wollte ich auch das letztere in bisheriger Ausführlichkeit besprechen, zumal da ich schon in meinem Referat über S.'s *Vulgate Version,* in welchem Werke S. bereits einen Teil seines Systems verkündete (vergl. diese Zs. 36² S. 195-204), mich mit demselben kritisch beschäftigte[51]). Ich begnüge mich darum damit, die Thesen V-VII zu zitieren und ein paar einzelne Punkte zu kurzer Besprechung herauszugreifen.

These V. *I am entitled from the facts I have established in sections I to IV to postulate the existence of a huge compilation which I call Le Livre d'Artus, and to point out what were, in all probability, the beginning and the end of it.*

These VI. *Le Livre d'Artus was the stock on which Le Livre de Lancelot was grafted, and of which it has gradually absorbed a considerable portion.*

These VII. *Le Livre d'Artus played a prominent part in the evolution of the Arthurian prose-romances, a part which it was compelled to cede step by step to Le Livre de Lancelot.*

S. (S. 35) zitiert eine Angabe von Fragment I (S. 98), nach welcher die schon in Roberts Merlin erwähnten Ratgeber König Uterpandragons, *Ulfin* und *Bretel,* die von dem jungen König Arthur auf Merlins Rat hin nach Kleinbrittannien gesandt wurden, um die Könige *Ban* und *Bohort* zu einem Besuch König Arthurs einzuladen (bei welcher Gelegenheit die zwei Könige dann überredet werden sollten, Arthur zu huldigen und ihm mit Truppen gegen seine Feinde zu Hilfe zu kommen), bereits früher mit den Einzuladenden freundschaftliche Beziehungen unterhalten hätten: *molt estoient bien*

---

51) S. hat meine Kritik, die ihm bekannt war, geflissentlich ignoriert.



des deus rois qu'il aloient querre; car moult s'estoient entr'amé au tans le roy Uterpandragon. Von diesen freundschaftlichen Beziehungen müsse, meint nun S., in einem früheren Teil des Werkes die Rede gewesen sein, und da der in dem Zyklus der Merlinfortsetzung vorausgehende alte Merlin in seinem Bericht über Uterpandragons Zeit jene Freundschaft nicht erwähnt [ganz natürlich; denn Ban und Bohort sind Kreaturen des Lancelotromans und waren daher Robert fremd], so postuliert S. als ersten Teil seines *Livre d'Artus* einen von Roberts Merlin verschiedenen Abschnitt über die Zeit König Uterpandragons. Ich halte ein solches Postulat für sinnlos; denn niemals darf man von einer Geschichte von Uterpandragons Regierungszeit direkt verlangen, daß sie auch alle Ereignisse aus dem Leben königlicher Ratgeber berichte. Wir haben durchaus nicht die Empfindung, daß etwas fehle. Die zitierte Angabe in Fragment I erklärt sich sehr einfach. Der Merlinfortsetzer hat nämlich, Galfred von Monmouth's *Historia*, wo Arthur an *Hoel, rex Armoricanorum Britonum*, Boten sandte, um ihm das Unglück Britanniens mitzuteilen, worauf Hoel als *filius sororis Arturi* Arthur mit einem Heere zu Hilfe kam (IX 2), nachahmend, Hoël, in Anpassung an die folgende Branche, den Lancelot, durch die beiden bretonischen Könige Ban und Bohort ersetzt. Da diese aber nicht wie Hoel Arthurs Verwandte waren, und nach dem Lancelot an König Claudas einen Feind hatten, der beständig ihre Länder bedrohte, so war es nicht so natürlich, daß sie Arthurs Einladung Folge leisteten, daher mochte angenommen werden, daß die Boten ihre persönlichen Freunde waren und als solche den nötigen Einfluß hatten. Dies wurde *ad hoc* erfunden.

Der zweite Fall, der S.'s Postulat begründen soll, ist ganz analoger Art und braucht deshalb nicht besprochen zu werden.

S. ist der einzige, der nicht sieht, wie auf Schritt und Tritt die Vulgata-Merlinfortsetzung und in noch höherem Maße Fragment II auf den Lancelot vorbereiten. Er meint, daß umgekehrt die Merlinfortsetzungen das *prius* waren und im Laufe der Entwicklung einen Teil ihres Materials an den Lancelot abtreten mußten. Die ungemein zahlreichen Fälle, wo die Abhängigkeit vom Lancelot wahrzunehmen ist, können natürlich hier nicht besprochen werden (eine Reihe von Fällen haben G. Paris und Freymond aufgezählt). Widersprüche zwischen Merlinfortsetzung und Lancelot gibt es allerdings auch; aber sie sind nicht sehr zahlreich. Waren Widersprüche ganz zu vermeiden? Ich glaube kaum (vergl. diese Zs. 36[2] S. 202-3). Was Widersprüche anbetrifft, so darf man nicht, wie dies so oft geschieht, allgemeine Urteile fällen und sagen: Widersprüche beweisen stets verschiedene Autorschaft oder verschiedene Quellen, oder umgekehrt: Widersprüche beweisen

überhaupt nichts, sind immer ganz natürlich. Es gibt tatsächlich Widersprüche der einen und andern Art, und man muß jeden Fall für sich beurteilen. Ein Teil der Widersprüche zwischen Merlinfortsetzung und Lancelot wie auch zwischen Merlinfortsetzung und altem Merlin erklärt sich ohne weiteres aus der verschiedenen Autorschaft. Selten gelang es mittelalterlichen Autoren, ohne Widersprüche eine Fortsetzung oder eine Vorgeschichte zu einem bereits bestehenden Werk zu verfassen (man vergl. die Fortsetzungen zu Chrétiens Perceval, zu Gottfrieds Tristan, zum *Roman de la Rose*). Es gibt aber auch Widersprüche zwischen den Merlinfortsetzungen und dem Lancelot, die die volle Aufmerksamkeit der Forschung erheischen, und ich glaube, daß man zu der Annahme gezwungen wird, daß die Überlieferung, insbesondere die der Lancelotbranche, unvollständig ist, wofür übrigens auch sonst mancherlei spricht. Ob man damit allein auskommt, das bleibe einstweilen dahingestellt! Es sind da noch sehr schwierige Probleme zu lösen; nur ist es sehr fraglich, ob wir zur Lösung derselben bereits das nötige handschriftliche Rüstzeug besitzen.

Die wichtigsten Widersprüche zwischen Merlinfortsetzung und Lancelot hat S. in seiner Aufzählung (S. 37-8) nicht erwähnt, also offenbar nicht gefunden. Übrigens besteht gerade der von ihm an erster Stelle erwähnte Widerspruch betreffend das Alter Bans und Bohorts kaum. Allerdings heißt es auf der ersten Seite des Lancelot: *Li rois Bans estoit viex hom;* aber ich weiß nicht, woraus hervorgehen sollte, daß sie in der Merlinfortsetzung noch *in the prime of manhood* waren. Ihre Tapferkeit beweist dies noch nicht; denn es gibt auch alte Haudegen. Im dritten Teil des Lancelot (S. 149) heißt es bei der Erklärung des Ursprungs der *Caroles,* welche gleich nach Arthurs Vermählungsfeier entstanden, an der auch König Ban als Arthurs Lehensmann teilnahm: *Li roys Bans estoit de grant eage*[52]). Der Vulgata-Merlinfortsetzer hat gerade auch diese Partie des Lancelot sehr verwertet, muß also jene Bemerkung gekannt haben. Arthurs Vermählung berichtet er chronologisch S. 217, und gleich darauf die Kämpfe gegen König Rion, bei denen Bohort und Ban sich auszeichnen. Nach dem oben besprochenen Passus, der von Arthurs Einladung an Ban und Bohort berichtet und schon S. 98 steht, waren diese schon zur Zeit König Uterpandragons befreundet mit Ulfin und Bretel, was für Gleichaltrigkeit spricht. Ulfin und Bretel dürften aber schon damals kaum mehr sehr jung gewesen sein, da sie die ersten Ratgeber König Uterpandragons

52) Die sich hieran anschließende Bemerkung lautet: *Et neporquant il n'avoit en toute sa compaignie plus envoisiét homme comme il* [i. e. Ban] *estoit;* Ban fühlte sich also trotz seines Alters noch jugendlich, mag also auch im Kampf noch seinen Mann gestellt haben.



waren, und gute Könige früher nicht Jünglinge, sondern eher etwas erfahrene Leute zu Ratgebern hatten. Sie waren aber schon Ratgeber vor Arthurs Zeugung; folglich waren sie mindestens um ein paar Jahrzehnte älter als Arthur.

Nach S. wäre eines *of the most conclusive and convincing* Zeugnisse gegen die Abhängigkeit der Merlinfortsetzung vom Lancelot *the fact that a number of incidents are told at much greater detail in the Vulgate-Merlin than in the Lancelot, its alleged source* (S. 39). Ich bin ganz anderer Ansicht, und glaube, in meinen Merlinstudien an einem typischen Beispiel dieser Art, dem *Enserrement Merlin,* die Abhängigkeit der sehr ausführlichen Schilderungen in den Merlinfortsetzungen von der kurzen Lancelotversion demonstriert zu haben.

Nur bei ganz uneingeweihten Lesern mag S. Eindruck machen, wenn er von *the irrational and uncommon course* spricht *of starting to build a house from the roof downwards, i. e. to write an early history of the persons and incidents in the Lancelot by taking as his starting-point what is said about them in this romance* (S. 39); aber diejenigen, die etwas mit der mittelalterlichen Litteratur vertraut sind, wissen, daß im Mittelalter der berühmte Sohn in der Regel litterar-historisch älter ist als sein weniger berühmter Vater, und daß die „Vorgeschichten“ in Wirklichkeit meistens Nachgeschichten sind.

Nach S. (S. 43) wäre Gauvain der keltische, Lancelot der französische Held: der französische Held verdrängte den keltischen aus der ersten Stelle; ebenso verdrängte die Lancelotbranche das *Livre d'Artus*, das S. als einen Gauvainroman aufzufassen scheint. Auch diese Behauptungen sind ungerechtfertigt. Vergleicht man den ältesten Lancelotroman, repräsentiert durch den deutschen Lanzelet, mit dem ältesten oder altertümlichsten Gauvainroman, der Kompilation des Bleheri, so kann man keinen wesentlichen Unterschied erkennen: Lanzelet und Gauvain erleben keltische Abenteuer, haben aber schon teilweise französischen Charakter; ob da oder dort ein kleines Plus oder Minus ist, darauf kommt es nicht an. Vergleicht man aber Gauvain und Lancelot in dem viel jüngern Vulgata-Gralzyklus, so bemerkt man, daß auch in den Abenteuern der beiden Helden das charakteristisch Keltische größtenteils verblaßt ist und ihre Charaktere vollständig französisch sind. Gewiß ist Lancelot in der ihm gewidmeten Branche auffallender französisch als Gauvain in der Merlinfortsetzung; aber dies erklärt sich einfach aus den Tatsachen, daß die Lancelotbranche oder gar die ganze *Histoire de Lancelot* (inkl. Queste und Mort Artu) weit umfangreicher ist als die Merlinfortsetzung und daß darin Lancelot der Protagonist ist, Gauvain aber in der Merlinfortsetzung nicht. Man kann auch nicht mit S. sagen, daß Galaad als französischer Held den keltischen Helden Perceval verdrängte.

Ganz abgesehen davon, daß auf der betreffenden Entwicklungsstufe Perceval ebenso wenig keltischen Charakter hat wie Galaad, ist es offenbar, daß der Gralzyklus sich in asketischer, nicht in nationaler Richtung entwickelte; die Franzisierung geschah größtenteils unbewußt und hatte gar keine nationalistische Färbung.

Die zuerst von G. Paris geäußerte und begründete Ansicht, daß die Merlinfortsetzungen als Vorgeschichten zum Lancelot komponiert wurden, ist von S. in keiner Weise erschüttert worden. Ich will ihre Evolution, wie ich sie mir vorstelle, kurz skizzieren.

Die Vulgata-Merlinfortsetzung ist ein Konglomerat von Episoden, welche die gemeinsame Bedingung zu erfüllen hatten, Ereignisse zu behandeln, welche im alten Merlin noch nicht, am Anfang des Lancelot aber bereits sich teils vollzogen haben mußten, teils sich vollzogen haben mochten. Für dieses Intervall postulierte Ereignisse sind z. B. Arthurs Vermählung, das *Enserrement Merlin* (welches am Anfang des Lancelot, als der Vergangenheit angehörend, kurz erwähnt wird), die *Enfances* derjenigen Arthurritter, welche bei der Ankunft des jungen Lancelot an Arthurs Hof bereits berühmt waren (vor allem Gauvains), endlich die *Enfances* des Königs Arthur selbst, welche den schon am Anfang des Lancelot vorausgesetzten, durch Roberts Merlin aber noch nicht begründeten Ruhm Arthurs begreiflich machen sollten. Um König Arthur, Gauvain usw. Gelegenheit zu geben, Ruhm zu erwerben, mußte man entweder Abenteuer oder Kriege einführen. Während die Pseudo-Robertsche Merlinfortsetzung zumeist in der Darstellungsmanier eines gewöhnlichen Abenteuerromans, also in derselben Manier wie der Lancelot, geschrieben ist, betont die Vulgata-Merlinfortsetzung in offenbarer Anlehnung an Galfrids Historia (in Übersetzung) durchaus das scheinbar historische Element und unterscheidet sich stilistisch meistens scharf vom Lancelot: sie will nicht Abenteuer, sondern Kriege schildern, wie Roberts Mort Artur, zum Teil auch sein Merlin. In (allerdings nur allgemeiner) Übereinstimmung mit Galfrid (und den letztern Werken, die ja auch auf Galfrid fußen) wurden Kämpfe mit den *Saisnes* und *Irois* (d. h. irischen Wikingern), sodann die Eroberung Galliens durch Arthur geschildert, wobei Galfrid auch das Muster für die Darstellungsmanier war, während stofflich sich der Merlinfortsetzer durchaus frei bewegte. An Stelle von Galfrids Hoel führte der Merlinfortsetzer mit Rücksicht auf die Lancelotbranche die beiden Brüder Ban und Bohort ein, die Bretonenkönige, welche die Väter der Hauptshelden der Lancelotbranche waren. Die Zeit der Abenteuer war eben nach der Ansicht dieses Merlinfortsetzers noch nicht angebrochen. Nach Galfrids Historia folgte nämlich erst auf die Unterwerfung der Iren (Wikinger)

eine lange Friedensperiode: *reversus est* [scil. *Arturus*] *in Britanniam, statumque regni in firmam pacem renovans, moram duodecim annis ibidem fecit* (IX 10 = Wace v. 9978 ff.). Dies war vielleicht schon nach Galfrids Ansicht die Periode der Abenteuer. Wace wenigstens, der stets auf die französischen *romans bretons* Rücksicht nahm, obschon er sie im ganzen mit Verachtung behandelte, hat diese Auffassung. Jetzt läßt er Arthur den sich den Abenteuern widmenden Ritterorden gründen, die *Roonde Table, dont Breton* [resp. die auf die *Bretons* sich berufenden Franzosen] *dient mainte fable.* Jetzt läßt er alle die Abenteuer geschehen, welche in den Versromanen berichtet werden und in der Tat voraussetzen, daß Arthurs Reich von keinem äußern Feind bedrängt war, so daß sich die Ritter sogar auf das Suchen von Abenteuern verlegen konnten und Arthur selbst untätig auf seinen Lorbeeren ausruhen durfte: *En cele grant pais que jo di — Ne sai, se vos l'avés oï —, Furent les mervelles provees Et les aventures trovees Qui d'Artu sont tant racontees Que a fable sunt atornees: Ne tot mençonge ne tot voir* (v. 10032 ff.). Zu diesen Abenteuerromanen gehören auch die letzten Endes auf Versromanen basierenden Branches Lancelot und Queste [53]). An diesen wichtigen Passus von Wace dürfte sich der Vulgata-Merlinfortsetzer gehalten haben [54]), und darum zieht er eine im ganzen scharfe Scheidelinie zwischen der Merlinbranche, der historischen oder kriegerischen Branche, und der Lancelotbranche, der romantischen oder Abenteuer-Branche. Nur nimmt er, es offenbar für eine Inkonsequenz haltend, daß Galfrid-Wace, unmittelbar nach Erwähnung des 12jährigen Friedens, von neuen Kriegszügen Arthurs, vor allem der Eroberung Galliens, spricht, das letztere Ereignis noch in die der Friedenszeit, d. h. der Abenteuerzeit vorausgehende Sektion, indem er es mit Rücksicht auf die Mort Artu-Branche so ändert, daß es dieser nicht widerspricht, indem er also vor allem die Verbindung mit dem Mordred-Krieg davon lostrennt [55]). Aus Galfrid borgte er auch das in der Historia bei Gelegen-

---

[53]) Mit dem Ende der Queste hörte die Abenteuerperiode, die mit dem Lancelot begonnen hatte, auf, und es setzte mit der Mort Artu wieder eine Kriegsperiode ein; vergl. den Anfang von Roberts *Mort Artu* S. 85: *quant il oïrent que li encantement estoient remés et les aventures*, und sogar noch den Anfang der Vulgata Mort Artu S. 204: *por ce qu'il veoit que les aventures del saint graal et de la Grant Bertaigne estoient ensi achievees qu'il n'i avoit mais se petit non.*

[54]) Wenn er Martins Übersetzung der Historia benutzte, so muß er entweder daneben noch Wace gekannt haben, oder es muß Martin jenen Passus aus Wace übernommen haben.

[55]) Die Mort Artu hat den Römerkrieg stark gekürzt, und vor allem die wirkungsvolle Botschaft des Kaisers Lucius und den Kampf mit dem Riesen von *Mont Saint Michel* weggelassen, so daß es den Merlinfortsetzer gelüstete, dies nachzutragen.

heit der Expedition nach Gallien als in früherer Zeit geschehen erwähnte Rion-Abenteuer, das er allerdings stark änderte und geflissentlich historisierte.

Zu allen diesen durch Galfrid inspirierten „historischen" Ereignissen fügte der Merlinfortsetzer noch ein anderes, das seiner eigenen Erfindung entstammen muß und dem er vielleicht gerade deshalb um so größere Wichtigkeit beilegte, nämlich Arthurs Kriege gegen rebellische Vasallen. Inspiriert wurde der Autor vermutlich durch zeitgenössische Ereignisse, durch die Rebellionen der englischen Barone unter den Königen Stephan, Heinrich II., Johann, Heinrich III., vielleicht auch durch die Rebellionen der Vasallen Karls des Großen in den *Chansons de geste*. Ein Muster war auch Mordreds Rebellion bei Galfrid. Der Autor mochte glauben, daß zu der Regierung eines Königs Rebellionen der Barone als ein integrierender Bestandteil gehörten. Eine solche Rebellion führte er in seinen Roman, und zwar schon in den Anfang, ein, trotz dem direkten Widerspruch zum Schluß des vorausgehenden alten Merlin. Übrigens hatte letzterer am Schluß auch schon den Beginn der Friedensepoche, also der Abenteuerepoche, angekündigt[56]), was der Fortsetzer einfach ignorierte.

Der Autor der durch Hs. B N 337 repräsentierten Merlinfortsetzung übernahm den größten Teil der Vulgata-Merlinfortsetzung unverändert[57]). Da, wo seine selbständige Arbeit einsetzt, brach er mit dem System seines Vorgängers, der Vermeidung des Romantischen, obschon er nicht, wie der Vulgata-Merlinfortsetzer, die „Sachsen" nach der Schlacht von Clarence, mit der seine Arbeit beginnt, das Land verlassen ließ, vielmehr die Sachsenkriege, also das pseudohistorische Element, benutzte, um das romantische Material von Zeit zu Zeit zu unterbrechen. Für das romantische Material plünderte er von neuem den Lancelot aus, noch viel stärker als sein Vorgänger, und brachte, wie selbst S. (S. 39) gestehen muß, *a large number of episodes which form* (*as it were*: dies dürfte weggelassen werden) *the preliminary or early history of corresponding episodes in the Lancelot.* Außerdem jedoch plagiierte er, teilweise frei kombinierend, noch Versromane in großer Zahl, solche, die wir kennen, und solche, die verloren gegangen sind. Auch diesen Versromanen scheint er nur diejenigen Elemente entnommen zu haben, die nach den betreffenden Romanen den Ereignissen, mit denen diese beginnen, chronologisch vorausgegangen sind (z. B. aus dem

---

56) *Ensi fu Artus eslëus a roy et tint la terre et le regne de Logres lonc tans en pais.*

57) Abgesehen, wie es scheint, von gewissen kleinern Anpassungen an Fragment II und andern kleinen Interpolationen z. B. von Versen (vergl. hierüber Freymond in Zs. f. r. Phil. 16); doch könnte man dies auch einem Kopisten aufs Konto setzen.

Yvain das Calogrenant-Abenteuer); d. h. er behandelte die Versromane ebenso wie den Lancelot, weil er sie synchronistisch auf dieselbe Linie stellt. So bildet denn das, was uns Fragment II überliefert, nicht nur die Vorgeschichte zum Lancelot, sondern zugleich auch zu einer Anzahl von Versromanen. Hatte der Autor wohl im Sinn, auch die Lancelotbranche in gleicher Weise zu erweitern, wie er mit der Merlinfortsetzung verfuhr, d. h. in jenen die übrigen Elemente der von ihm geplünderten Versromane einzuführen, oder hat er gar diese Absicht ausgeführt? Das können wir nicht sagen. Wir können nur konstatieren, daß es auch in Fragment II Anspielungen auf die vorausgehenden und auf die folgenden Branches des Vulgata-Gralzyklus gibt (so S. 245, 260-61 auf Saint Graal und Queste zugleich).

Um die bisher allgemein anerkannte Ansicht, daß die Merlinfortsetzungen den jüngsten Teil des Galaad-Gralzyklus bilden, aufzugeben, haben wir einstweilen keinen genügenden Grund[58]). Auch daran hat man keinen Grund zu zweifeln, daß die von B N 337 teilweise überlieferte Merlinfortsetzung jünger ist als der Vulgatatext.

Was Freymond (diese Zs. XVII S. 11) über die Merlinfortsetzung B N 337, die er auch *Livre d'Artus* nennt, gesagt hat, kann ich unterschreiben: „Wenn der *Livre d'Artus* somit als eine relativ junge Komposition zu bezeichnen ist, so ist daraus selbstverständlich kein Schluß auf das Alter der in diesem Werke verwerteten Stoffe und Episoden zu ziehen.“

Durch S.'s Untersuchungen wurden die bisher bestehenden Ansichten nicht erschüttert, und, was er für die höchste Leistung eines halben Jahrhunderts auf dem Gebiete der Arthurforschung erklärt, hat sich als eine Seifenblase erwiesen. Damit soll nicht gesagt sein, daß seine Schrift nicht lesenswert sei. Sie dürfte anregend wirken, indem sie uns zeigt, wie vieles noch der Aufklärung bedarf, wie weit wir vor allem noch davon entfernt sind, über die Zusammenhänge zwischen den arthurischen Prosaromanen eine endgültig abschließende, allseitig befriedigende Theorie zu bekommen. Sie reizt auf Schritt und Tritt zum Widerspruch; aber Widerspruch reizt oft zum Nachdenken und fördert so die Erkenntnis der Wahrheit.

E. Brugger.

---

58) Man beachte namentlich, daß sich in keiner andern Branche Allusionen auf eine Merlinfortsetzung finden (außer — und auch dies nur ganz selten — als offenbare Interpolationen einzelner Hss.; vergl. z. B. Lancelot, Marburger Ausgabe Bräuner S. 36 A. 1: Allusion auf *le conte de Merlin,* hier Vulgata-Merlinfortsetzung), während man fortwährend Allusionen auf die übrigen Teile des Zyklus begegnet; und doch hätte es gerade im Lancelot, auf den ja die Merlinfortsetzungen vorbereiten und der folglich so häufig die Fortsetzung des in den Merlinfortsetzungen Erzählten bringt, an Gelegenheiten zu Allusionen nicht gemangelt; statt dessen finden sich nur umgekehrt zahlreiche Allusionen auf den Lancelot in den Merlinfortsetzungen. Daran sollte man doch erkennen, welches das ältere Werk ist.

Haymann, Franz: *Weltbürgertum und Vaterlandsliebe in der Staatslehre Rousseaus und Fichtes.* Rudolf Heise. Berlin 1924. 110 S.

Haymann ist der Verfasser eines der besten Bücher über Rousseaus Staatsphilosophie, eines Buches, das das Verdienst hat, viele der über Rousseaus Staatslehre immer wieder nachgesprochenen Vorurteile in gründlicher und überzeugender Weise zerstört zu haben. Mit einem dieser Vorurteile hat es H. zunächst auch hier zu tun: es ist nicht richtig, daß Rousseau der Vertreter eines „erdenfremden Naturrechts, eines manchesterlichen Liberalismus oder eines überstaatlichen Kosmopolitismus" wäre, in dessen Staatslehre der vaterländische Gedanke keine Rolle spielte — so wenig wie es umgekehrt richtig ist, daß der „Klassiker der Vaterlandsliebe" Joh. Gottl. Fichte in seinem politischen Denken dem Kosmopolitismus keinen Einfluß verstattet habe. Es sei mir gestattet, der Darstellung Rousseaus bei H. dadurch eine etwas andre Form zu geben, daß ich Rousseau einen Augenblick Hobbes gegenüberstelle. Für Hobbes gibt es nur auf der einen Seite die vielen Einzelnen mit ihren widerstreitenden Willensrichtungen, auf der andern Seite den Staat, der dadurch entsteht, daß der einheitliche Wille eines Einzelnen oder einer Majorität sich so zu verhalten vermag, als ob er der Wille Aller wäre. Für Rousseau schiebt sich zwischen die Einzelnen und den Staat das „Volk" ein, das Volk als die erst zu schaffende Einheit der Einzelwillen, als die in den Einzelnen zum Durchbruch kommende auf das Gesamtwohl gerichtete *„volonté générale"*. Erst mit der Schaffung des Volkes ist der Staat möglich, der allein diesen Namen verdient, der Rechtsstaat, der zum Gehorsam als freier Tat verpflichtet, nicht der Gewaltstaat, der diesen Gehorsam erzwingt. Für Hobbes ist die Einheit der Nation eine Fiktion, für Rousseau eine Realität, aber eine Realität im Einzelnen durch das Übergewicht des Gemeininteresses über das Privatinteresse. Und wie bei Fichte ist es auch für Rousseau die Erziehung, die das „Volk" in diesem Sinn erst schaffen muß, denn wie bei Fichte ist bei Rousseau das Volk eine geistige, keine Rassengemeinschaft.

Nun wendet sich H. zu dem Unterschied zwischen Rousseau und Fichte. Er liegt für ihn vor allem in dem „Pragmatismus und Utilitarismus" Rousseaus. Der Gemeinwille wird definiert durch das Gesamtwohl, die Rücksicht auf das Gesamtwohl bindet die Einzelnen zusammen, der Staat ist letzten Endes eine Institution, die Sinn und Berechtigung, die auch Daseinsmöglichkeit (wenn nicht im Gesamtwohl auch das Wohl des Einzelnen stäke, würde kein Einzelner zum „Bürger" werden) nur dadurch erhält, daß sie dem Gesamt-

wohl dient. Hier steht zunächst Kant zwischen Rousseau und Fichte. Nicht Glück, sondern freie Selbstbestimmung ist der Sinn des Menschendaseins, diese Freiheit besteht in der freiwilligen Achtung vor dem Recht des Andern; diese Freiheit ist diese Achtung vor dem Recht, die Gemeinschaft frei wollender Menschen ist eine Idee, die dem menschlichen Handeln voranleuchtet, ein im Unendlichen liegendes Ziel, der Staat der Inbegriff der Einrichtungen, die dafür sorgen sollen, daß „Freiheit möglich“ wird. Gerechtigkeit, d. h. Zusammenstimmen des einzelnen Willen zu einer möglichen allgemeinen Gesetzgebung ist Selbstzweck und unbedingter sittlicher Wert, nicht Mittel, um die Wohlfahrt zu befördern. Hier setzt nun nach H. Fichte Kants Lehre fort, Hingabe an das Ganze, an die Volksgemeinschaft ist höchster Zweck, Sinn und Ziel des Menschendaseins, damit auch die völlige Hingabe an den, der Idee dieser Volksgemeinschaft wie sie sein soll, der Gemeinschaft frei wollender Menschen, dienenden Staat.

So richtig auch vieles in diesen letzten Ausführungen bei H. ist, kann ich doch in einem Punkte ihm nicht ganz zustimmen. Es besteht ein bestimmter Gegensatz zwischen Kant und Fichte, der Kant in viel größere Nähe zu Rousseau bringt und dem H. nicht gerecht wird. Rousseau will bekanntlich nach Möglichkeit den Einfluß aller zwischen Individuum und Staat sich einschiebenden Faktoren — Familie, Partei, Stand, — ausschalten. Der Gruppenpartikularismus scheint ihm die größte Gefahr für die Bildung einer wirklichen volonté générale. Es darf nur den Einzelnen und die Gesamtheit geben — diese Gesamtheit, die aber selbst, wie man im Auge behalten muß, nicht wie Familie, Sippe, Stand eine natürlich gewordene Gemeinschaft mit natürlicher Übereinstimmung der Interessen, sondern eine durch Selbsterziehung zur Mitberücksichtigung der Interessen der Übrigen geschaffene Gemeinschaft ist. Aus nicht denselben, aber auch nicht ganz verschiedenen Motiven kommt Kant zu einer ähnlichen Konsequenz: Die Beziehungen zu den Angehörigen der durch Natur und Gewohnheit gebildeten Gruppen gehören zu den „Neigungen“ und diesen natürlichen Neigungen steht schroff gegenüber die pflichtmäßige Beziehung zu jedem Menschen als Vernunftwesen. Die Liebe zu dem mir von Natur Nahestehenden muß der Gerechtigkeit gegen den Mitmenschen schlechthin untergeordnet werden. Hier steht in schroffem Gegensatz zu Kant die Romantik, für die das Verhältnis zum Volk, zur Menschheit selbst sozusagen das natürlich sich erweiternde Verhältnis zur Familie ist. Die kalte Gerechtigkeit und Selbstdisziplin, die Beherrschung des Gefühls durch den Grundsatz, die die Kantische Ethik fordert, soll der natürlichen lebendigen Liebe Platz machen: besser eine inkorrekte Handlung aus lebendigem

Affekt, als eine korrekte Handlung „aus Pflicht". Verwurzelung in der natürlichen Lebensgemeinschaft des Volkes ist die Triebkraft sittlichen Handelns, nicht die Jury, die bei jeder Handlung peinlich prüft, ob ich sie auch nach allgemeinem Gesetz wollen kann. Eine Reaktion auf Kant ist diese Auffassung (die uns vielleicht am deutlichsten bei Schleiermacher begegnet). Fichte nun ist in der zweiten Hälfte seines Lebens typischer Romantiker. Aus dem kategorischen Imperativ wird bei ihm die Forderung, daß der Einzelne sich für die „Gattung" opfere, er setzt die „Liebe" an die Stelle der Kantischen „Pflicht", er sucht dem Staat einen über den bloß juridischen hinausgehenden Charakter zu geben. Aber bei dem eigentümlich zähen Eigensinn, der eine Haupteigenschaft Fichtes bildet, will er durchaus die Kluft nicht sehen, die ihn jetzt von Kant trennt, will er seinen früheren Kantianismus in seinem jetzigen Standpunkt aufrecht erhalten. Im Zusammenhang der romantischen Auffassung erwächst als höchstes Ideal der Zusammenhang der lebendigen Nation — die Idee der Menschheit verblaßt als abstraktes Ideal bestenfalls einer fernen Zukunft, die Familie ist die Keimzelle, die sich unter Überwindung ihrer egoistischen Enge zur Nation erweitern muß. Der Individualismus der Romantik (sehr unähnlich dem Individualismus der Aufklärung und Kants) mit seiner starken Betonung individueller völkischer Eigenart gipfelt in der Forderung an den Einzelnen: sei ganz Glied deiner Nation — sei Deutscher in Wesen und Art (ohne daß übrigens dieser Nationalismus an sich schon kriegerisch und machtpolitisch gestimmt zu sein brauchte — er ist es bei den meisten Romantikern nicht). Fichte macht diese Entwicklung mit. Aber er hält nun auf der andern Seite an der allgemein giltigen Menschheitsethik Kants fest, an dem für alle Menschen gleich geltenden Ideal des sich selbst frei bestimmenden Vernunftmenschen. Und nun werden diese beiden Dinge in der übermäßig gewaltsamen Konstruktion der „Reden an die deutsche Nation" verbunden, für die das Deutschtum der einzige Weg zum Menschtum, ja endlich Deutschtum und Menschtum fast identisch wird. Am fatalsten ist dabei, daß schließlich, man kann es nicht verschweigen, unter den Hauptleistungen, die den deutschen Geist zu dieser besondern Stellung berechtigen, nicht zuletzt die idealistische Philosophie, d. h. — die Fichtesche Wissenschaftslehre erscheint.

Um auf das Haymannsche Buch zurückzukommen: so viel Gutes und Richtiges in dem Buche steht und so gründlich die Studien sind, auf denen es sich aufbaut, scheint mir die Stellung Fichtes in ihm verkannt, indem der spätere Fichte zu sehr als Konsequenz Kants und nicht vielmehr als Ausfluß der romantischen Reaktion auf Kant gesehen wird.

Gießen. ASTER.

Voltaire: *Ma philosophie,* herausgegeben von P. Sakmann. München, M. Hueber. 1924. Romanische Bücherei Nr. 3, 135 S.

Sakmann ist durch sein vorzügliches Voltairebuch zu der Aufgabe, die er in vorliegendem kleinen Buch übernommen hat, eine kurze Auswahl aus Voltaires Schriften, die ein Bild seiner Philosophie geben soll, zur Lektüre zusammenzustellen, besonders geeignet gewesen und er hat diese Aufgabe in recht befriedigender Weise gelöst. Es wird geboten eine Auswahl aus dem Briefwechsel mit Pascal, der Marquise du Deffand, Friedrich dem Großen, Rousseau. Dann folgen Abschnitte aus dem Dictionnaire zur Metaphysik und natürlichen Religion: über Gott, die Natur, zur Teleologie, über Optimismus und Pessimismus, gegen den Fanatismus, über den Dogmenglauben, über die Seele, über die Willensfreiheit, über die qualitates occultae. Hierauf Abschnitte soziologischen, kulturphilosophischen und politischen Inhalts: gegen den Individualismus, das Gespräch über Altertum und Neuzeit („la toilette de Madame de Pompadour"), über das Schöne (Dictionnaire); aus den Lettres philosophiques die Briefe über die Quäker, den Abschnitt gegen den Krieg im Dictionnaire, das Fragment des instructions pour le prince royal de ..., das Bild der englischen Verfassung aus den lettres philosophiques. Als Nachtrag folgt eine Reihe von Aphorismen aus dem Sottisier, die Novellen: „les deux consolés" und „histoire d'un bon Bramin" und das Gedicht „le pour et le contre". Dem Ganzen geht eine kurzgefaßte, flüssig und leicht geschriebene Biographie Voltaires von Sakmann voraus. Bedauerlich ist das Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses.

Gießen. ASTER.

Hatzfeld, Helmut: *Einführung in die Interpretation neufranzösischer Texte.* München, M. Hueber. 1922. 114 S.

I. *Vorwort.* — II. *Methodische Gesichtspunkte für die Interpretation:* Zweck der Interpretation. Interpretationseinheit. Abgrenzung (Lokalisation). Stoffliche Erfassung. Literarische Einstellung. Formale Würdigung. Sprachliche Betrachtungen. Stilistische Analyse. Kritik. — III. *Interpretationsmuster:* Lafontaine, la Mort et le bûcheron. Molière, le Tartuffe V_1. Racine, Britannicus IV_4. Jean de la Bruyère, Les caractères, Des biens de fortune: Arfure ou la femme du financier. Voltaire, Lettre à M. l'Abbé Trublet. Rousseau, Emile IV, l'Evangile. Mme de Staël, de l'Allemagne II_{11}. Chateaubriand, Atala, Mort d'Atala. Lamartine, le Lac. V. Hugo, La légende des siècles, la conscience. Musset, les marrons du feu (sc. II). Michelet, la mer. Balzac, Eugénie Grandet; l'avarice du Père Grandet. Th. Gautier, l'art. Baudelaire,

le Flacon (Fleurs du mal XLIX). Flaubert, Mme Bovary, Catherine-Nicaise-Elisabeth Leroux. Sully-Prudhomme, le vase brisé. A. France, le Crime de S. Bonnard, un vieux savant. R. Rolland, Der Tod des Jean-Christophe. — Dies ist eine schöne Folge von Texten, die alle nach den obigen methodischen Gesichtspunkten i. g. glücklich erklärt worden sind. Der Verf. schießt wohl manchmal über das Ziel hinaus und sieht da und dort Schönheiten oder Mängel des Stils, die andere nicht teilen, erklärt stellenweis zu gekünstelt, aber die Arbeit ist doch sehr erfreulich. Es ist hoch an der Zeit, daß ein solches Buch geschrieben wurde. So neuartig wie der Verf. wohl denkt, ist jedoch die ganze Auffassung von der Behandlung der Lektüre nicht. Nur mehr in der methodischen Betrachtung liegt der Fortschritt. Denn das Ziel, das nach den vom Verf. S. 5 angezogenen Worten Vosslers gesteckt ist, ist ein anderes als bisher; das Material aber bleibt dasselbe. Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob wir das Literaturdenkmal als eine Urkunde, ein Dokument, zur Bereicherung unseres Wissens bearbeiten, oder ob wir es zur Bereicherung unseres inneren Menschen vor allem als Kunstwerk auf uns wirken lassen und dichterisch nachschaffen wollen. Vosslers Wort ist durchaus wahr, daß der ästhetische Kritiker ohne philologische Technik ein Phantast, der Philologe ohne ästhetisches Vermögen ein Handwerker ist. Aber wer will gleich so weit gehen und hart sein? Wissenschaftliche Arbeit schließt nicht ästhetische Urteilsfähigkeit aus und umgekehrt. Beide müssen zusammen wirken und können allein nichts Gründliches leisten. Ob die eine oder andere Betrachtungsweise vorherrschen soll, hängt m. E. von dem Kunstwerk ab, dem man sich widmet. Das eine verlangt mehr wissenschaftliche, das andere mehr ästhetische, im äußersten Fall auch nur diese Einstellung. Auch wird der eine oder andere Interpret mit seiner besonderen Begabungsweise ein Wort bei der Auswahl des Zieles mitzureden haben. Jedenfalls ist es ein großes Verdienst der Vosslerschule, die in Deutschland so arg vernachlässigte, ästhetische Betrachtungsweise nachdrücklich aufgenommen zu haben: Das Dichterwerk will eben zuerst eine Dichtung sein. —

Hatzfeld setzt für seine Erklärungsweise nur reife Schüler voraus, die ohne große Schwierigkeit einen Text lesen und inhaltlich erfassen können — eine Übersetzung in gutes Deutsch, bekanntlich eine der schwersten Aufgaben, kann dann nach der Interpretation erfolgen. „Die mündliche Erklärung eines Textes hat nicht den Zweck, Unklarheiten durch sprachliche, geschichtliche oder sachliche Erläuterungen zu beheben. Dafür hat man kommentierte Ausgaben (S 5). Die erste Aufgabe nach der Abgrenzung des Textes [einer Szene gegenüber Nachbarszenen, dem Akt, dem Stück im

ganzen] ist die Bestimmung des Inhalts, der sich meist selbst aufdrängt und die des Gedankengangs, bezw. der Gefühlsfolge (beim lyrischen Text [S. 7])." H. will Lektüre treiben, wie ein Deutscher seine deutschen Stücke liest und genießt. Er setzt voraus, daß die Schüler die fremde Sprache nicht erst noch lernen, z. B. eindringen wollen in fremde Wendungen, sich einfühlen in den fremden Wort- und Begriffsinhalt; kurz er denkt nicht an ein Umdenken. Für ihn gibt es nur sofortiges Verstehen beim Lesen, dann Erklären der Schönheiten des Inhalts und der Form. Daher H.s Forderung, erst den Inhalt, dann die Form kennen zu lernen. Wie verträgt sich diese ganze Stellung mit der Wirklichkeit, besonders mit den neuzeitlichen Forderungen der Spracherlernung aus der Lektüre — insbesondere welche Art Lektüre soll man nun hierfür wählen!

Was nun die Erklärung H.s selbst betrifft, so ist schon von anderen mancherlei darüber gesagt worden, so daß ich mich kürzer fassen kann. H. spricht bei Rousseau, S. 45, von „Schwäche der Gedanken", „des Gedankens Blässe" (47), obwohl er S. 45 R. selbst anzieht: J'ai moins de raisonnement que d'esprit, c'est que les transitions sont toujours ce qui me coûte le plus. Cela n'arriverait point, si les idées se liaient bien dans ma tête. Es ist doch klar, daß alles andere als Gedankenschwäche, auch nicht Gedächtnisschwund, sondern vielmehr die Schwierigkeit vorliegt, den Gedankenflug der außerordentlich regen, ja flackernden Fantasie und dem Gefühlsüberschwang sofort die rechte Form geben zu können. Daher die Häufungen von Worten wie quelle, se peut-il, von Substantiven, von Verben und Adverbien. Gewiß feilt er am Ausdruck, so lange der Geist (esprit) ihm dazu Zeit läßt; j'ai du plaisir à méditer, chercher, inventer. Le dégoût est de mettre en ordre. Je dirai chaque chose comme je la sens, comme je la vois, sans recherche, sans m'embarasser de la bigarrure. Aber entscheidend ist der Schwung des Gedankens, die schnelle, möglichst gute Darstellung des rasch entfliehenden und verklingenden Vorbildes, das dem lebhaften, unruhigen R. vor Auge und Herz steht. R. ist äußerst sensibel und musikalisch begabt, er will, eine lyrische Natur, wahr schildern. H.s Urteil bedarf daher der Korrektur, und ich unterschreibe lieber seine Worte S. 44: „die Rhetorik ist in Satzbau, Wortstellung, Satzart bei aller Klarheit gefühlsmäßig belebt und wie mit ständigen Interjektionen durchsetzt", als die Worte S. 47: „Unser Text ist ein Beispiel dafür, wie schwächliche und halbrichtige Gedanken durch ein elegantes formales Kleid auf den Leser wirken können . . ." S. 45: „Wie gesucht und wieder halb vergessen wirkt gleich der katachresenhafte (welches Wort in flüssigem deutschem Text! H. setzt derartige fremde Ausdrücke gern und oft ohne Not!) Ausdruck

zu Beginn unseres Passus: La sainteté de l'Evangile parle à mon cœur. Es wirkt wie eine Kontaminierung von parle à mon oreille und touche mon cœur! R. sagt selbst über seinen Stil: Je ne m'attacherai point à le rendre uniforme (wie der Klassizismus!), j'aurai toujours qui me viendra; j'en changerai selon mon humeur sans scrupule. Hier heißt der ganze Text: la majesté des Ecritures m'étonne; la sainteté de l'Evangile parle à mon cœur. Voyez les livres des philosophes avec toute leur pompe, qu'ils sont petits près de celui-là! Die Gegenüberstellungen sind klar; ebenso der gehobene Stil; die zu Grunde liegende seelische Stimmung läßt R. offenbar die Heilige Schrift, d. h., das Evangelium, persönlich erscheinen und zum Dichter reden; die Geziertheit der künstlich aufgebauten philosophischen Systeme (pompe) bedeutet ein Nichts gegen die einfach wahre und erhabene Majestät der Schrift. Und wie sagt H. weiter zu unserer Stelle: „Aber phraseologische Wirksamkeit (!) ist mit dem Ausdruck ebensogut erzielt wie klangliche Wirksamkeit mit dem nasalen Ausgang des Satzes." In pompe liegt doch eher der Gegensatz zur einfachen Größe der Schrift ausgedrückt, wie R. ja selbst bekennt: Se peut-il qu'un livre à la fois si sublime et si simple soit l'ouvrage des hommes? . . . Est-ce là (im Evangelium) le ton d'un enthousiaste ou d'un ambitieux sectaire? Diese Gegenüberstellung von „Schrift" und Menschenweisheit zeichnet uns R.s Charakter und stimmt zu seinem Wort: Je dirai la chose comme je la sens. — Madame de Staël. S. 51.: „Bei R. waren die Gedanken schwach, der Stil alles, bei Madame de Staël ist es umgekehrt. Die Stilkunst . . . eine natürliche Geschwätzigkeit, . . . verdorben durch störende Einschiebsel, die sie sich leistet. Die Gedanken erfreulich und wertvoll. Sie treffen sozusagen den Nagel auf den Kopf und zeigen, wie eine geistreiche Frau fremde Gedanken (die A. W. Schlegels) verarbeitet und popularisiert. Mehr intuitiv als intellektuell erfaßt sie das Problem und löst es im Sinne des Temperaments." Ihr Buch nennt er S. 48 epochemachend, S. 49: es brachte die Hauptansichten von der deutschen Romantik nach Frankreich. S. 50: „eine Dame von Welt hat ein paar Gedanken über Literatur in drei weder logisch noch ästhetisch auseinander hervorgehenden Abschnitten genau so zu Papier gebracht, wie sie sie etwa im Salon mündlich formuliert hätte. Die ideenreiche Blenderin . . . Es ist, als ob diese germanisch beeinflußte Französin sich etwas darauf zugute täte, die Form zu vernachlässigen." Diese Kritik ist zu schroff. Mme de Staëls Verdienst ist unbestreitbar groß. Und ihr Stil ist nun eben der Sprechstil einer gebildeten geistreichen Weltdame. — Flaubert. S. 100: „Fein getroffen ist dann der Ausdruck intérieurement effarouchée. Er wirkt auf den ersten Blick wie eine contradictio in adjecto, da

farouche doch gerade den äußeren Schrecken bezeichnet. Aber genau besehen, steht hier der Stilist im Dienste des Psychologen, welch letzterer andeuten will, daß eine so alte Dienerin gelernt hat, ihre innere Bestürzung nach außen hin zu verschleiern.“ Die alte schüchterne Magd wird aufgerufen und nähert sich dem Preisrichterkollegium. Ihr Gesicht zeigt fast mönchisch strenge Züge, nichts von Gefühl und Rührung ist im regard pâle zu lesen; ihre mutisme und placidité kommen von dem dauernden Verkehr mit den Tieren. Nun tritt sie heran. Da ist sie innerlich verblüfft von dem glänzenden, festlichen Bild, und dabei im Augenblick die Hauptperson, bleibt sie wie festgebannt (immobile) stehen, ne sachant s'il fallait s'avancer ou s'enfuir; man stößt sie weiter vor, die Richter lächeln sie an. — Diese Magd kann keine Bestürzung verschleiern und zeigt sie ja ganz offenkundig, indem sie unschlüssig stehen bleibt. Als sie aufgerufen wurde, folgte sie mehr mechanisch als schüchtern und stolz, aber als sie nun ganz nahe herangekommen ist und für sie die große Entscheidung bevorsteht, sich alle um sie drängen, die hohen Richter sie anlächeln, da wird sie aus ihrem mutisme ganz herausgerissen und effarouchée, wie aufgescheucht, nicht mehr wissend, wohin, steht sie unbeweglich da. — Gerade dieser Abschnitt wieder ist vom Verf. mit viel Geschick und Fleiß ausgearbeitet. Eine ganze Reihe anderer im Buche verdienen ebenso alle Anerkennung: die über Lafontaine, V. Hugo, z. T. Racine, La Bruyère, A. France.

Das Buch regt zum Nachdenken an und fordert da und dort die Kritik heraus. Das ist gut so. Man kann es nur empfehlen. Vor allem gehört es in die Hand des Studenten und Lehrers; denen wird es gewiß manche Auffrischung und in seiner scharfen methodischen neuartigen Fassung große Bereicherung bieten.

Breslau. W. Schulz.

Historical French Reader. Medieval period edited by Paul Studer and E. G. R. Waters. Oxford: Clarendon Press 1924. XII, 469 S.

Dieses in erster Linie für den englischen Universitätsunterricht bestimmte Werk sollte ursprünglich einen Überblick über die ganze Entwicklung der französischen Sprache vom Vulgärlatein bis zur Gegenwart in charakteristischen Sprachproben geben; Rücksicht auf Umfang und Preis des Buches haben die Herausgeber veranlaßt, sich zunächst auf die Zeit bis zu den Anfängen der Renaissance zu beschränken. Die Texte sind in 5 Gruppen eingeteilt: I. Vulgar Latin, II. The oldest French monuments, III. Standard French be-

fore 1400, IV. Old French dialects, V. Fifteenth century. Über die Berechtigung von einem Standard French im Unterschiede zu altfranzösischen Dialekten vor dem Jahr 1400 zu reden kann man verschiedener Ansicht sein; gemeint ist natürlich im Wesentlichen die franzische Mundart, die denn sehr ausgiebig zu Worte kommt, während Crestien von Troyes sich als Dialektdichter mit hundert Versen aus seinem Erec begnügen muß. Auch wird durch diese Scheidung zeitlich und inhaltlich Zusammengehöriges auseinandergerissen: während im Ganzen das chronologische Anordnungsprinzip zugrunde gelegt und auch innerhalb des Abschnittes Standard French selbst durchgeführt ist, sind die in Gruppe IV aufgenommenen Stücke nach den Dialekten geordnet, so daß Aucassin et Nicolete mit Froissart, Crestien von Troyes mit Villehardouin gepaart erscheinen. Damit scheint mir das an sich schon oft unzuverlässige und bei wachsendem zeitlichen Abstande immer hinfälliger werdende dialektische Kriterium zu ungunsten zeitlicher und inhaltlicher Zusammengehörigkeit ungebührlich bevorzugt. Selbst nahezu gleichzeitige Denkmäler desselben Dialektgebietes wie der Lyoner Ysopet und Priorat von Besançon weisen doch oft erhebliche sprachliche Unterschiede auf — lt. *aqua* erscheint z. B. im Ysopet als *aigue,* bei Priorat als *iaul* —, so daß der Gewinn, der aus ihrer Nebeneinanderstellung erwachsen kann, besonders für den Anfänger fragwürdig erscheinen muß. Auf grammatische und literarhistorische Unterweisung durch Einleitung und Anmerkungen haben die Herausgeber verzichtet, dafür aber jedem Text bibliographische Notizen beigegeben, die den Studierenden über die mit Nutzen zu Rate zu ziehenden Ausgaben und Abhandlungen unterrichten, auch über Handschriften, Autor und Inhalt orientieren. Die Texte selbst sind nicht nur geschickt gewählt, so daß jede literarische Gattung — einschließlich Übersetzungen (Reden des H. Bernhard, Psalter von Metz, Dialoge Gregors usw.) — zu Worte kommt, sie erfüllen auch in ihrer sorgfältigen, zumeist auf die Handschriften zurückgehenden Herstellung durchaus die Ansprüche der wissenschaftlichen Kritik. Die den Texten vorangehenden Notizen zeugen von eingehender Kenntnis der einschlägigen Literatur bis zur Gegenwart und lassen an Genauigkeit der Titel- und präziser Kürze der Inhaltsangaben nichts zu wünschen übrig. Ebenso erfreut die Sorgfalt, mit der das Glossar bearbeitet ist, in welchem trotz der Fülle von Belegstellen mit Angabe von Stück- und Seitenzahl Druckfehler so gut wie ganz zu fehlen scheinen[1]).

[1]) Mir sind an Druckfehlern nur aufgefallen: S. 360 s. v. *avoir,* wo für *avoir* in der Frage *que as tu? = what is the matter with you* als Beleg irrtümlich 22, 198 angegeben wird; ferner ist S. 149, Z. 7 v. u. statt H. O. Sommer H. V. Sommer, auf derselben Seite Z. 5 v. u. 256 statt 257 gedruckt.



Daß eine Arbeit von der Art und dem Umfange der vorliegenden gleichwohl zu allerlei Bedenken Anlaß gibt, ist selbstverständlich. Ich führe zunächst ein paar Textstellen an, die mir als besserungsbedürftig aufgestoßen sind. In der aus dem Meraugis des Raoul de Houdenc als Stück 22 aufgenommenen Probe (in Friedwagners Ausgabe Vers 469-731) ist der French Reader nach Ebelings Vorgange (im Archiv f. neuere Sprachen Bd. 103 und Zeitschrift f. rom. Phil. Bd. 24) grundsätzlich der Hs. T als der zuverlässigsten gefolgt, hat aber V. 251 f. (= Friedwagner V. 719 f.) eigenmächtig geändert. T liest: *De quanque braz pueent estendre* (sc. die kämpfenden Ritter) *S'entrepaient, mes ce sont c o s, Ez braz, es testes et es d o s S'entredonent et sor les vis.* Zu der Änderung des Reimwortes *dos* in *cos* (Hälse) liegt kein Anlaß vor, da die technische Möglichkeit, daß berittene Kämpfer einander am Rücken treffen doch wohl besteht. — In demselben Stück liest der French Reader Vers 184 (Friedwagner V. 652) ebenso wie Friedwagner mit V (Meraugis, der die Lidoine um ihrer *cortoisie* willen, zu Gorvain, der sie um ihrer Schönheit willen liebt): *car vos n'amez mie Sa cortoisie et son douz non; V o s n o n, v o s n' i a v e z r i e n s, n o n!* T bietet: *Vous n'i avez ne o ne non,* W *vous n'i avez noient, vous non.* Einwandfrei ist T gewiß nicht, aber was VW bieten, ist es auch nicht. Was soll *vos n'i avez riens* heißen? „Ihr habt dabei (bezw. an ihr, der Dame) nichts "ist nicht klarer als „Ihr habt dabei (an ihr) weder ja noch nein". Mir scheint die sehr geringfügige Änderung von *avez* in *amez* gegen alle Hss. auf der Hand zu liegen; T würde dann sagen: „Ihr liebt an ihr weder ja noch nein", d. h. Ihr liebt ein so unbeständiges Gut wie die Schönheit es ist. — Im Lai des dous amanz der Marie de France, der S. 89 ff. aufgenommen ist, heißt es V. 80 ff.: *Puis avint si qu'a une feiz Qua s'amie vint li danzels, Ki tant est sages, pruz e bels, Sa plainte li mustrat e dist* . . . Bei aller Freiheit des Tempuswechsels, der in der alten Sprache zu beobachten ist, scheint ein Präsens *est* hier ganz unmöglich, daher denn auch Warnke mit Hs. S *qui tant esteit e pruz e bels* liest. Man kann aber mit ganz geringfügiger Änderung bei der besseren Handschrift H bleiben, wenn man statt *est* — *ert* liest: *Ki tant ert sages pruz e bels* und darf eine Bestätigung dieser Konjektur darin erblicken, daß V. 238 dieselben Eigenschaften, die hier von dem Liebhaber gerühmt werden, mit denselben Worten von seiner Freundin ausgesagt werden: *Ki tant e r t pruz e sage e bele.* — Auch V. 122 sehe ich keinen Grund von H abzuweichen: die Geliebte sagt zu ihrem Freunde (mit Bezug auf ihren Vater, der geschworen hat, seine Tochter nur dem Bewerber zu geben, der sie ohne auszuruhen auf seinen Armen einen hohen Berg hinauftragen werde): *Si vus dira le cuvenant Qu'a nul home ne me durra, Ja cele peine n'i metra,*

S'al munt ne me pëust porter Entre ses braz senz reposer, während Warnke und mit ihm der French Reader statt *cele peine* mit S *nule peine* lesen. Subjekt zu *metra* ist der Bewerber, nicht etwa der König, und hinter *metra* ist der Relativsatz, auf welchen *cele* hinweist, mit der so oft in der alten Sprache begegnenden Kühnheit ausgelassen (vgl. Tobler, Verm. Beiträge I[2] 133). Also: „und er wird Dir die Bedingung sagen, daß er mich keinem Manne geben wird — nie wird derselbe diejenige Mühe dabei (d. h. bei seiner Bewerbung) aufbringen (ergänze: die ihn zum Ziele führen könnte) — wenn er mich nicht auf den Berg tragen könnte" usw. *Ja nule peine n'i metra* ergibt m. E. weder wenn man den König, noch wenn man den Freier als Subjekt zu *metra* ansieht, einen annehmbaren Sinn. — Die Interpunktion ist zu korrigieren S. 151, 26: *Dame, fet Galehouz, ... ge ne sai, car onques ne me dist son non ne dom il est. — Non! fet ele.* Lies *Non? fet ele.* Und ebenso S. 153, 104: *Or me dites ... qui vos fist chèvalier. — Dame, vos, fait il. — Gié! fait ele, quant?* Lies *Gié? fait ele, quant?* In dem Prosaroman von Lancelot, dem diese beiden Stellen angehören, ist S. 154, 18 durch drei Punkte angedeutet, daß eine längere Stelle ausgelassen ist, aber nicht bedacht, daß durch diese Auslassung das Verständnis des Folgenden beeinträchtigt wird.

Im Glossar, das für den Anfänger die wesentlichste Hülfe beim Gebrauch des Buches bieten soll, werden schwierige idiomatische Wendungen zuweilen ohne jede Rücksicht auf das altfranzösische Wortmaterial übersetzt, so daß zwar für den grade vorliegenden Fall der Sinn gedeutet, der Leser aber nicht befähigt wird, dieselbe Wendung, wenn sie ihm in andrer Umgebung wieder begegnet, richtig zu übersetzen. Unter *estovoir* wird z. B. die sprichwörtliche Wendung *grant chose a en faire l'estuet* wiedergegeben durch *what cannot be cured must be endured,* eine Umschreibung also, die für das sprachliche Verständnis des Ausdrucks gar keinen Wert hat. — Um die Wendung *mult fait bel a oïr* (15, 117) zu deuten, lehrt das Glossar s. v. *faire, faire bel* sei so viel wie *to be beautiful,* während *mout fait mieuz a amer* (25 d 10) unter den Belegen dafür angeführt wird, daß *faire* mit *a* und Infinitiv (z. B. *amer*) *deserve to be* (*loved*), *be worth* (*loving*) bedeute. Getrennt von beiden wird schließiich noch *ne fait pas a parler* mit eigener Deutung (*there is no need to speak*) versehen. Daß hier im Grunde überall dieselbe eigenartige Verwendung von *faire a* mit Infinitiv (= geeignet sein zu) vorliegt, wird dem Benutzer des Glossars nicht klar. — Im Alexander-Roman des Lambert le Tor sagt Alexander (21, 127) zu seinen Mannen: *Ci fait mal converser,* und das Glossar zitiert unter *faire* diese Stelle als Beleg dafür, daß *faire mal* so viel sei wie *to be bad, to be harmful.* Daraus entnimmt

der Anfänger zweifellos, *mal* sei das Substantivum (statt wie tatsächlich das Adjektivum) und weiß nun mit dem folgenden Infinitiv *converser* nichts anzufangen, hat auch für das Verständnis grammatisch ganz gleichartiger Stellen, wie etwa *Et ci li fet buen demorer* (Chlyon 1393) nicht das Geringste gelernt. Ein Hinweis auf Toblers Vermischte Beiträge I² 216 wäre ihm viel förderlicher gewesen als die Krücke, die das Glossar mit seiner äußerlichen Umschreibung bietet, wenn wenigstens auf wirklich philologisches Verständnis Wert gelegt wird. — Auch die Deutung einzelner Wörter ist gelegentlich zu beanstanden. *Dangier* wird in *les dous garçons prenderai sans dangier* (aus Huon de Bordeaux 38, 53) mit *danger,* also Gefahr, glossiert, eine Bedeutung, die m. W. für das Wort im Altfranzösischen noch nicht nachzuweisen ist; „Schwierigkeit“ ist die richtige Wiedergabe an dieser Stelle, und wohl auch 23, 30, wo es von den in verheiratete Frauen verliebten Rittern heißt: *et li chevalier Qui ne prisent mauves dangier La coue d'une violete;* für letztere Stelle bietet das Glossar sehr seltsam die Übersetzung: *power, domination,* esp. *marital power, opposition to love* (!). Ebenso wenig ist *merci* zutreffend mit „Dank“ (*thanks*) wiedergegeben (z. B. *merci Dieu* 26, 78 *thank God*). Es heißt durchaus „Gnade“ (*mercy*), und nur der Umstand, daß die ausdrückliche Anerkennung der Gnade und Güte des Angeredeten das Gefühl des Dankes gegen ihn in sich schließt, erklärt es, daß das Wort zuletzt zu der Bedeutung „Dank“ gekommen ist. Schon die Überlegung, daß ein und dasselbe Wort nicht gleichzeitig zwei so weit von einander abliegende Bedeutungen gehabt haben könne, wie „Gnade“ und „Dank“ es sind, müßte zur Vorsicht mahnen; Tobler fügt V. B. I² 69 zu *Mes dieu merci nul mal n'en ont* in Klammern warnend hinzu: „d. h. nach Gottes Gnade, nicht etwa Gott sei Dank.“ — *Que deit?* (51, 10) wird durch *how can that be?* und *que dut ice* (55, 20) durch *how came it? why?* übersetzt, womit die wirkliche Bedeutung von *devoir,* das nach dem Grunde und dem Zwecke des Geschehens fragt, nicht zum Ausdruck kommt; vgl. Ernst Weber, Über den Gebrauch von *devoir* etc. im Altfranzösischen. Berlin. Diss. 1879, S. 6. — Und daß das von einem Infinitiv begleitete *devoir* 35, 17 *Or doi j'avoir bien plain d'annui Le cuer* oder 25a, 2 *Mout me semont amours ke je m'envoise Quant je plus doi de chanter estre cois* den von Tobler V. B. IV S. 7f. besprochenen Sinn von „mit Fug, mit gutem Recht etwas tun“, erfährt man aus dem Glossar nicht. — *croire* wird nur durch *believe* und *give credit for* glossiert, während z. B. 19, 2 *ja ne la volt oïr ne creire* die in der alten Sprache so häufige Bedeutung „einem folgen, ihm gehorchen“ (*creire conseil* dem Rate folgen) vorliegt. — *deshaiz ait nostre cousinage* (20, 167) stellt allerdings eine Verwünschung dar; darum heißt *deshait*

selbst aber nicht *curse, malediction,* sondern „Ungemach, Mißvergnügen“; *desdeng* ist 43, 109 die Wiedergabe von lat. *indignatio,* bedeutet also, wie oft, „Unwillen, Zorn“, nicht wie das Glossar lehrt, *desdain, scorn.* — Das in der Übersetzung der Predigten des H. Bernhard begegnende Adverb *enoytes* wird (mit Godefroy) für identisch mit *anuit* angesehen und mit *this night* übersetzt, obgleich es — an vielen Stellen! — lat. *subito, repente* wiedergibt. Schon Leser hat in seiner Dissertation: Fehler und Lücken in der *Li Sermon saint Bernart* benannten Predigtsammlung (Berliner Diss. 1887) S. 83f. diesen Irrtum Godefroys zurückgewiesen. Und ebenso wie hier hätte in demselben Text 43, 13 der Vergleich mit dem Original — das leider nicht abgedruckt ist! — die Übersetzung von *tot a fait* durch *wholly, completely* verhindern sollen; es heißt, so seltsam das im Hinblick auf das Neufranzösische scheinen mag, tatsächlich „alles“, *omnia,* und zwar an vielen Stellen (z. B. in meiner Ausgabe 92, 33 *ju trarai tot a fait a mi* für lateinisches *omnia traham ad me ipsum,* ferner vgl. 77, 117; 163, 19; S. 182, 25 übersetzt *tot a fait* lat. *omnes,* und 79, 133 wird sogar *in matrem omnium* durch *en la mere de toz a faiz* übersetzt.) Vgl. auch *Et quant il vout cucier, si treuvent Lor lis qui estoient bien fait. Lors se coucerent tout a fait* („da legten sie sich alle“) Preste comporté V. 864 und *Car nous prenderons tout a fes* (im Reim auf *conques!*) *La ou nous savons le tresor* („denn wir werden alles nehmen“) Ju S Nic. V. 970.

Ich begnüge mich mit diesen wenigen Bemerkungen, die beliebig vermehrt werden könnten, manchem aber für eine Chrestomathie schon zu eingehend erscheinen mögen. Sie sollten zeigen, daß wir es in dem French Reader mit einer ernst zu nehmenden wissenschaftlichen Leistung zu tun haben.

Marburg a. L. ALFRED SCHULZE.

La famille ridicule. *Comédie messine en vers patois.* Neu herausgegeben von L. Zéliqzon. (Ergänzungsheft V zum Jahrbuch der Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Altertumskunde). Metz, Verlag der Gesellschaft 1916. 138 S. 8°.

La famille ridicule ist ein Schwank in 5 Akten, die von Couplets eingerahmt sind. Der Bäcker Claude und seine energische Hausfrau Nanon, Metzer Spießbürger, haben eine umworbene Tochter Nanette. Der erwählte Freier ist ein geschickter Advokat, der den Prozeß der Familie gegen den bösen Malin Corps gewinnt. Malin Corps hat einige Familienglieder mit Spottnamen belegt, und er bleibt als böser Geist der Familie eine der Hauptpersonen des Stückes, aber er tritt

nicht auf. Bäckerbursche und Dienstmädchen bilden das übliche gröbere Gegenspiel. Der Verleger Leconteux hatte nicht so unrecht, als er in der Ausgabe von 1848 das Stück nach dem lustigen Burschen Flippe Mitonno (= Philipp Faß) nannte. Das Patois ist die Hauptsache in dem Stück; es wirkt am echtesten im Munde der Niedrigen, und die Handlung, in der Mitonno freilich nicht die Hauptrolle spielt, ist dürftig und ohne rechten Zusammenhang. Zur Zeit der einzigen Aufführung (1709) soll das Stück viel Staub aufgewirbelt haben, weil darin bekannte Persönlichkeiten aus Metz verspottet seien, und die erste Auflage wurde eingezogen und für die zweite von 1720 einiges geändert — jetzt läßt uns der Stadtklatsch kalt und das Stück hat nur Bedeutung, weil wir daraus ein Bild vom Leben der Metzer Kleinbürger uns machen können und weil der Dialekt, trotz der Verse, einen durchaus volkstümlichen Eindruck hervorruft. In dieser Beziehung ist unser Stück sämtlichen älteren Patoistexten der Metzer Gegend überlegen. Es ist zwar kein reiner, sondern ein Mischdialekt, wie die Untersuchung der Laute durch den Herausgeber gezeigt hat, und zwar haben nördlich und südlich von Metz gesprochene Mundarten dazu beigetragen; aber Gedankenfolge, Satzbau und Verwendung idiomatischer Ausdrücke lassen auf große Ursprünglichkeit der älteren Dialektsprache schließen.

Infolgedessen und infolge der merkwürdigen überlieferten Schreibung war die Aufgabe des Herausgebers recht schwierig. Vor fast 100 Jahren hatte der Metzer Gelehrte Huguenin seinen Versuch, den Text in eine verständliche Orthographie umzuschreiben, wegen der Schwierigkeit aufgeben müssen. Es war zuerst ein guter Text herzustellen. Z. hat nicht die zweite Auflage mit ihrer phantastischen Schreibung abgedruckt, sondern hat eine dem französischen angenäherte halbphonetische Umschrift gewählt, wie sie in lokalwissenschaftlichen Vereinigungen zur Pflege der Patois üblich sind. (Es ist im wesentlichen die von der *société de littérature wallonne* in Lüttich festgesetzte Schreibung.) Unter dem Text steht eine wörtliche französische Übersetzung, die für viele Schwierigkeiten den Kommentar ersetzt. Dieses Verfahren sollte bei der Herausgabe schwieriger Dialekttexte häufiger angewendet werden; phonetische Umschriften, die der Sprachforscher braucht, verlieren dadurch ihre gelehrte Unnahbarkeit. Freilich muß die Übersetzung auch ganz wörtlich sein. Erst dann kommen die Eigentümlichkeiten des von der Schriftsprache abweichenden Satzbaus, der abweichenden Denkformen, voll zur Geltung, wenn man auf die französische Toilette völlig verzichtet; hält man diese für nötig, so kann sie, wie es hier nicht selten geschehen ist, noch in Klammer zugefügt werden.

Nur ein Beispiel für einen Fall, in dem ich eine genauere

Übersetzung empfehlen würde. I Sz. 9 werden die Imperfekta [v. 37 *èpèlînt,* V. 42 demandînt (trotz grimpînrent u. oft) durch das passé défini (appelèrent, demandèrent) wiedergegeben. Das klingt französischer. Es ist aber gerade lehrreich zu beobachten, wie die Imperfekta, nicht nur die analytischen Praeterita, von der syntaktisch entbehrlich gewordenen Sphäre des synthetischen Praeteritums Besitz ergreifen, wie die Formen des passé défini in dieser Zeit spärlicher werden, und wie man den Zustand des völligen Schwindens dieses Tempus im heutigen Lothringischen, wie in den meisten zentralfrz. Dialekten, vorbereitet sieht.

Im Kommentar werden viele sachliche und einige sprachliche Schwierigkeiten erklärt. Über das Maß des zu Erklärenden kann man streiten. Thiriot in seiner Ausgabe des Dialogue facétieux (Jahrbuch der gleichen Gesellschaft XXI, 2 S. 70-104) setzt weniger voraus und hält reichlichere Erklärungen aus Formenlehre und Syntax für angebracht. Verf. überläßt dem Leser die Beobachtung der vom Französischen abweichenden Eigenheiten der wörtlichen Übersetzung, obwohl diese nicht selten eine Erklärung vertragen könnte. Nur einen beliebigen Vorschlag möchte ich als Beispiel anführen, weil der Herausgeber ein Fragezeichen zur unrichtigen Übersetzung setzt. II, 5, 8 *je fas çou que j'pieus d'zous, èt si ce n's'reut m'd'în sou. — Qu'is m'èvînssent fat presant.* [je fais ce que je peux d'eux, et si ne saurais pas d'un sou qu'ils m'eussent fait présent]. Das heißt: ich tue, was ich kann für sie, und (doch) wüßte nicht (von) einem Pfennig, den sie mir geschenkt hätten. Vgl. zum erhaltenen Lothr. *et si:* V, 4, 45 *Èt ç'je vieus qu'an mèrchant 'l aye lo haut don pèvè* [et si je veux qu'en marchant il ait le haut du pavé] und *Dialogue facétieux* 178: *vou meussin fa ene cremélle et se ne peu ma de tote vo querelle* [vous m'eussiez fait une] blessure et si ne puis mais de toute votre querelle] = und ich kann doch nichts für Euern ganzen Streit. Nach *et si* fehlt das Subjektpronomen häufig.

Im ganzen können wir dem Herausgeber für seine Gabe sehr dankbar sein. Welches Geschick mag wohl der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde bevorstehen, die in den letzten Jahren manche wichtige Arbeit über lothringische Patois in ihren Bänden aufgenommen hat, zuletzt die Textes Patois recueillis en Lorraine par L. Zéliqzon et G. Thiriot, gedruckt mit Druckbeihilfen der preußischen Regierung?

Gießen. ARTHUR FRANZ.

Molières Amphitryon und seine Vorgänger[1].

I. Die Aufgabe und ihre früheren Lösungen.

Der Gegenstand dieser Betrachtung gehört nicht gerade zu den selten behandelten der französischen Literaturwissenschaft. Schon zu Lebzeiten Molières erschien ein Pamphlet, das ihn des Plagiates an seinen Vorgängern in der Bearbeitung des Amphitruostoffes, Plautus und Rotrou, beschuldigte; schon Mme Dacier und wahrscheinlich Boileau erklärten sich in der Frage, welchem „Amphitruo“ die Palme gebühre, gegen Molière; schon Voltaire hat anderseits Molières Stück über das des Plautus gestellt[2]; und seitdem haben die Literaturforscher nicht aufgehört, diese und anschließende Fragen aufzuwerfen. Es gibt zwar meines Wissens nur eine diesem Gegenstande ausschließlich gewidmete Monographie, auch diese schon älteren Datums, von N. Bock[3]; sie vergleicht mit größter Gewissenhaftigkeit Vers für Vers Molières Text mit denen seiner Vorgänger, um so die Quellenfrage zu entscheiden. Es gibt ebenfalls nur eine zusammenhängende Darstellung der Entwicklung des Amphitruo des Plautus in die modernen Literaturen, nämlich die von K. v. Reinhardstöttner[4]; hier findet sich jede der uns erhaltenen antiken, mittelalterlichen und modernen Bearbeitungen des Amphitruostoffes nicht nur aufgezählt, sondern analysiert und beurteilt, dies freilich in einer etwas beschränkten Art und eher auf moralischer als auf ästhetischer Grundlage. — Im übrigen aber

---

1) Benutzte Textausgaben:

1. Molière, *Œuvres* p. p. Despois et Mesnard. t. VI., 1881: *Amphitryon.*

2. Plauti *Comoediae* ed. F. Leo. t. 1, 1895: *Amphitruo.*

3. Rotrou. *Œuvres.* t. 3, 1820: *Les Sosies.*

4. Oliva, Perez de, *Obras.* t. 1, 1787: *Comedia de Amphitrion.*

5. Camões, *Obras* ed. Barreto Feio e Monteiro. t. 3, 1834: *Os Anfitriões.*

6. Vitalis Blesensis, *Amphitryon et Aulularia eclogae* ed. Osann. 1836: *Geta.*

7. Dolce, Lud., *Comedie.* 1560: *Il Marito.*

8. Groto Cieco, L., *La Calisto. Favola pastorale.* 1612.

2) Vgl. Despois-Mesnard t. VI, p. 330 s. 341 ss. — Voltaires *„Sommaire“* abgedruckt dort p. 352 s.

3) Bock, N.: *Molières Amphitryon im Verhältnis zu seinen Vorgängern.* 1888. (Zeitschr. f. neufrz. Sprache u. Lit. 10 S. 41 ff.).

4) Reinhardstöttner, K. v.: *Plautus. Spätere Bearbeitungen plautinischer Lustspiele.* 1886.



enthält jede Molièrebiographie ein mehr oder weniger ausführliches Kapitel über den Amphitryon, seinen Stil, seine Quellen; die einzelnen Stellen werden im Laufe dieser Arbeit angeführt werden; und endlich geben die größeren Gesamtausgaben Molières, besonders die von Moland und von Despois und Mesnard, vor dem Texte des Stückes ausführliche Darstellungen dieser Frage, die dennoch bisher nicht erschöpfend beantwortet ist. Versuchen wir zu ermitteln, was für dies Problem geleistet ist und wo die Untersuchung weiterbauen muß.

Man kann sagen, daß die Quellenfrage im engeren Sinne — also die Frage, welche der zahlreichen ihm vorausgegangenen Bearbeitungen der Amphitruofabel Molière bei seiner eigenen Bearbeitung vor Augen gehabt habe — durch die Untersuchungen von Bock und Reinhardstöttner gelöst oder doch nahezu gelöst ist. Es ist wohl noch zweifelhaft, welcher Bearbeitung er den Vorzug gegeben hat; aber unter welchen er wählte, kann als ziemlich ausgemacht gelten[5]. — Daß ferner Molière selbst der Verfasser des unter seinem Namen gehenden Amphitryon ist, das wird wohl nur in einem Ausnahmefalle in Zweifel gezogen worden sein[6]. — Weniger groß ist die Übereinstimmung schon betreffend eine Frage, die indirekt mit der Quellenfrage zusammenhängt, nämlich ob es „subjektive" Ereignisse oder ein „objektiver" Zweck, ob nun künstlerischer oder anderer Natur, gewesen seien, die den Dichter zu diesem Stücke veranlaßten. Hier sei einerseits an H. Schneegans[7] erinnert, der — getreu seinem Grundsatze vom „Subjektivismus Molières" — des Dichters eheliche Leiden vom Jahre 1667 als Veranlassung des Stückes ansehen möchte; andererseits etwa an M. J. Wolff[8], gemäß welchem der „Amphitryon" einen durchaus „objektiven" und zwar künstlerischen Entstehungsgrund hat. Im übrigen scheint — zum mindesten bei den „Objektivisten" — die Überzeugung heute durchgedrungen zu sein, daß es sich beim Amphitryon um ein autonomes Kunstwerk, kein Tendenzstück handelt — wie es etwa eine Verspottung der Beziehungen des Königs zur

---

[5] Da das Ziel meiner Betrachtung ein anderes ist, wiederhole ich hier das Ergebnis der eindringendsten und bis heute meines Wissens nicht ergänzten Untersuchung der Quellenfrage des „Amphitryon", derjenigen von Bock (S. 92): „Molière hat für seinen A. die Arbeiten der vier erwähnten Verfasser vor Augen gehabt und auch benutzt; und zwar so, daß *Plautus* und *Rotrou* für den Aufbau des Dramas, für seine äußere Form und für den Inhalt der Szenen, *Oliva* und *Camões* für einige Charaktereigentümlichkeiten einzelner Personen ... in Frage kommen."

[6] Lanson, *Manuel de bibliographie*[2] 1923, Suppl. 5097, verzeichnet einen mir nicht zugänglichen Aufsatz von P. Louys (Temps 1919), wonach P. Corneille der Verfasser des „Amphitryon" wäre.

[7] *Zeitschr. f. vergleich. Lit.-Gesch.* N. F. 15, 419.

[8] M. J. Wolff: *Molière. Der Dichter und sein Werk.* 1910. S. 462f.

Frau von Montespan gewesen wäre[9]); dieser Überzeugung, daß nämlich Molières Stück rein künstlerisch ist, folgt auch die vorliegende Arbeit und wird sie womöglich noch tiefer zu begründen suchen; dagegen kommen jene Begriffe von Subjektivismus und Objektivismus für meine Darstellung nicht weiter in Betracht.

Angesichts der erwähnten zahlreichen und teilweise eindringenden Vorarbeiten befindet sich ein neuer Bearbeiter der Amphitruofrage insofern in angenehmer Lage, als er sich mit größerer Freiheit auf einer schon gesicherten Grundlage der Untersuchung bewegen kann. Ich werde also die Frage nach „Molières Amphitryon und seinen Vorgängern" nicht, wie es bisher geschah, hauptsächlich mit Hinblick auf die „Vorgänger" oder Quellen, sondern einmal mit Hinblick auf „Molières Amphitryon" selbst behandeln und werde mehr danach fragen, worin sich Molière von den „Vorgängern" unterscheidet als worin er ihnen ähnlich ist; denn vom letzteren wissen wir mehr als vom ersteren, wie der vorstehende Überblick gezeigt hat. Dieser Absicht entsprechend wird die folgende Betrachtung, außer den ziemlich gesicherten „Quellen" Molières im engeren Sinne, nämlich den Stücken des Plautus, Rotrou, Oliva, Camões, auch und mit der gleichen Aufmerksamkeit jene Bearbeitungen der Fabel zu Rate ziehen, die wahrscheinlich oder zweifellos nicht Quellen Molières waren; vor allem diejenigen des L. Dolce und des L. Groto, die „epische Komödie" des mittelalterlichen Vitalis Blesensis, und die wichtigste nachmolierische Bearbeitung, die von Kleist[10]). Durch eine solche Betrachtungsweise hoffe ich mit größerer Objektivität den inneren Charakter, das Wesen der Bearbeitung Molières selbst erkennen zu können und ihr eben durch diese Objektivität näher zu kommen. Denn die Bedeutung eines individuellen Phänomens, wie ein Dichtwerk es ist, kann durch klare Erkenntnis der Eigenschaften, die es gestalten und begrenzen, nur steigen.

Im Gegensatze hierzu scheinen mir die meisten der Untersuchungen, die ich aufzählte — ausgenommen besonders die von N. Bock, der sich aber wieder mehr für die Einzelheiten als für das Ganze des Kunstwerks interessiert — von einem Werturteil auszugehen, und zwar zumeist von dem, daß

[9]) z. B. Rigal, *Molière.* 2. 1908. p. 118ss. Matthews, *Molière. His life and works.* 1910. p. 236 ff. Wolff (s. v. Anm.).

[10]) vgl. Lit.-Verzeichnis ob. Anm. 1. — Über Dolce unter diesem Gesichtspunkte vgl. Bock S. 86. — Die *Calisto* des Groto ist ein Hirtendrama im Stile des *Pastor fido,* welches mit Plautus nicht viel gemein hat, obwohl er als Quelle genannt wird (prol.). — Der *Geta* des Vitalis war seit dem 15. Jahrh. vergessen (Reinhardstöttner, *Plautus* S. 138) und unterscheidet sich im übrigen grundsätzlich von den Stücken, die hier zunächst in Frage kommen (s. u. S. 402). — Über Kleists A. vgl. F. Gundolf, *Kleist.* 1922. S. 72 ff.

Molières Stück nicht nur ausgezeichnet sei — dies steht außer Frage — sondern daß es in jeder Beziehung unerreichbar sei[11]). Dies ist unwahrscheinlich schon mit Rücksicht auf die so sehr vielseitigen — poetischen, logischen, moralischen — Keime und Anlagen der bearbeiteten Fabel, eben des Amphitruostoffes, die wir noch ausführlich kennen lernen werden[12]). Ist es nicht wahrscheinlicher, daß Molière eine jener Eigentümlichkeiten des Stoffes empfunden und mit Meisterschaft behandelt hat, daß er sogar eben um der betreffenden Eigenschaft willen sich den Stoff ausgesucht hat? — Anstelle also einer Methode des Bewertens, die immer — mindestens wenn sie nicht auf sehr solider systematisch-ästhetischer Grundlage beruht — etwas wissenschaftlich Unfruchtbares haben wird, möchte ich lieber das immanente Ziel des Dichters selbst aufsuchen[13]): d. h. also, alle jene Bearbeitungen einmal so ansehen, als hätten sie qualitativ den gleichen Wert aber verschiedene Eigenart und Zwecke, und dann am Gegenbilde der anderen das spezifische Wesen derjenigen unter ihnen, die uns hier am meisten beschäftigt, abmessen. — Die nächste Aufgabe, die aber nicht mehr in unseren Rahmen fällt, wäre dann, dieses spezifische Wesen des Dichtwerks mit dem individuellen Charakter des Dichters in Zusammenhang zu bringen und zu zeigen, inwiefern seine besondere Art, den Stoff des Amphitruo zu behandeln, ihm durch seine Zeit, seine Kultur, seine Welt- und Kunstanschauung an die Hand gegeben worden ist. So würde man etwa auch zu dem Gesichtspunkte der nationalen Besonderheit geführt werden, der gut zeigen kann, wie schwer es ist. die verschiedenen Bearbeitungen in eine literarische Wertskala einzuordnen; denn sie sind fast alle von einer besonderen nationalen Art bedingt: Plautus behandelt den Stoff als alter Römer, witzig, religiös, derb; Oliva durchdringt ihn mit dem stoischen und kriegerischen Geiste Spaniens und mit dem spanischen Sinne für Logik; Groto verwandelt ihn in ein sinnliches Liebesgedicht, wie es der italienischen Hochrenaissance entspricht; Molière übertrifft die andern durch den Geist der Form und durch die Grazie, welche dem klassischen Frankreich eigen sind.

---

11) Bezeichnenderweise schätzen andere mit der gleichen Entschiedenheit Molières Stück sehr gering ein. Von dem Urteil der Mme Dacier war schon die Rede (ob. S. 377); und so wie sie urteilt noch heute leicht derjenige, dessen Schwerpunkt in der Antike liegt; beispielsweise folgendes moderne Urteil: „It is sufficient to contrast it with *Molière* to show the immeasurable superiority of *Plautus* . . . Whatever Molière has added to Plautus has been a detriment . . .“ (A. Palmer, *Amphitruo of Plautus* ed. London 1906, p. XVI).

12) s. besonders u. Abschn. VI.

13) Diese Methode der Untersuchung empfahl schon im J. 1864 Moland éd. t. V, p. 14. — Leider bewertet — statt zu werten — selbst Gundolf mehrfach (a. O. S. 74. 81. 83 u. ö.).

II. Eigenart und literarhistorische Entwicklung des Amphitruostoffes.

Es ist zur Vorbereitung des Folgenden nötig, Tatsachen, die größtenteils bekannt sind, ins Gedächtnis zu rufen[14]).

Die Sage von Amphitryon, die für uns in künstlerischer Bearbeitung zuerst bei Hesiod (*Scutum* v. 27 sqq.) vorliegt, enthält als Kern die ätiologische Erzählung von der Geburt des Herakles. Damit dieser Heros zur Welt kommen konnte, war ein göttlicher Samen erforderlich; daher pflegte Zeus in einer wunderbar verlängerten Nacht heimlichen Liebesverkehr mit der schönen Gattin des Thebanerfeldherrn Amphitryon. — Schon Euripides in seiner uns verloren gegangenen „Alkmene", und dann zu wiederholten Malen die griechische „alte" Komödie hatten den Stoff dramatisch behandelt; so früh also hat man dessen große dramatische Triebkräfte, seine „Bühnenwirksamkeit" empfunden, nachdem das rein mythologische Interesse der Fabel den Ursprung gegeben hatte. Jupiter kann sich der treuen Gattin des Amphitruo nur unter dem Schutze der Nacht und — dies ist der nächste Schritt — in der Gestalt ihres Gatten nähern: das ist der dramatische und zwar speziell komödienbildende Kern des Stoffes. — Erst die „neue" griechische Komödie hat nun aus dieser einfachen und feinen Fabel die uns geläufige Komödie der Irrungen entstehen lassen; sie fügte den beiden Herren, dem göttlichen und dem menschlichen, die beiden Sklaven bei Sosias, den Diener Amphitruos, und Merkur in Verkleidung, den göttlichen Diener Jupiters —; sie ließ auch Alkmene zweimal von dem Gotte besucht werden, ein Mittel, das vorher nur nebensächliche Liebesmotiv hervorzuheben und die Handlung zu verlängern. Diese Entwicklung entschleiert sich für uns aus dem Stück des Plautus, welches sich als „Kontamination" zweier „neuer" griechischer Komödien erwiesen hat, deren eine die alte einfache Fabel, die andere die erweiterte und gleichzeitig vergröberte Fabel enthielt. Das Stück des Plautus ist die erste und einzige uns erhaltene Bearbeitung des Altertums, leider nicht ohne Lücke[15]); auf dieses Stück gründen sich, und zwar fast immer direkt, alle Bearbeitungen des Amphitruostoffes vom Mittelalter bis auf unsere Tage. Der Amphitruo befindet sich unter den acht plautinischen Komödien, die vielleicht auch dem Mittelalter bekannt waren[16]); und seit dem 15. Jahrhundert, nach der Wiederentdeckung des ganzen

---

[14]) Die Angaben des ersten Teils dieses Abschnittes stützen sich auf F. Leo, *Über den Amphitruo des Plautus.* 1911. (*Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss.* 1911. S. 254 ff.).

[15]) s. u. Anm. 17.

[16]) vgl. hierüber W. Cloëtta, *Beiträge zur Lit.-Gesch. d. Mittelalters u. d. Renaiss.* 1890-1892. 1, 14 ff. 2, 1 ff.

plautinischen Corpus, hat gerade dieses Stück sich in immer neuen dramatischen Schöpfungen fruchtbar erwiesen.

Weder diese Fruchtbarkeit kann wundernehmen noch daß es gerade eine dramatische war. Man kann sich in der Tat kaum ein ergiebigeres Bühnenmotiv vorstellen als die „beiden Amphitryon". Dieser Stoff enthält — nur vom dramatischen Standpunkte aus angesehen — drei miteinander verbundene Hauptmotive: das vom Doppelgänger (hierher stammt das französische Gattungswort „sosie"), das vom glücklichen Nebenbuhler, und das von der hintergangenen Keuschheit.

In keiner der vielen dramatischen Bearbeitungen, so verschieden sie im übrigen voneinander sind, fehlt folgende Szene: Jupiter und Amphitryon[17]), nachdem sie sich das ganze Stück über getrennt gezeigt haben und gleichsam in gegenseitiger Abwesenheit miteinander konfrontiert worden sind, erscheinen endlich — wie um jeden noch bestehenden Zweifel des sich sträubenden gesunden Menschenverstandes zunichte zu machen — gleichzeitig und wahr und wahrhaftig identisch auf der Bühne und haranguieren einander — der Gott als ruhiger und höhnischer Betrüger, der Mensch in verzweifelter Ohnmacht. Dies ist vom ästhetischen und formalen Standpunkte gesehen die Hauptszene des Stückes. An sich ist ja das Motiv von der wunderbaren Ähnlichkeit und der aus ihr folgenden komischen Verwirrung eines der ältesten und verbreitetsten komischen Motive überhaupt. Sein spezieller Reiz in der Amphitruofabel besteht ohne Zweifel darin, daß hier kein etwas gröbliches Naturwunder vorausgesetzt zu werden braucht, um die Ähnlichkeit zu erklären; denn der eine der beiden Ähnlichen ist ein verkleideter Gott, und das Wunder hat auf diese Weise sozusagen seine ästhetische Legitimation für den Zuschauer; der menschliche Verstand braucht nicht innerlich Anstoß zu nehmen, die Phantasie ist frei und kann in reinem Genießen den Windungen des göttlichen Versteckspiels folgen, nicht zweifelnd, daß zur rechten Zeit der betrügerische und scherzende Gott der Naturwidrigkeit, die er selbst hervorgerufen hat, ein Ende machen wird. So hat also Jupiter seine religiöse Bedeutung für die späteren Bearbeiter zwar verloren, aber eine ästhetische behalten: er erspart dem Dichter und dem Zuschauer die Entwicklung peinlicher und trivialer Erklärungsversuche. — Ein Beweis

---

[17]) Beziehungsweise ihre Vertreter: Fabritio und Mutio bei Dolce (4, 4); Jupiter und Diana bei Groto (5, 3). — Bei Plautus ist die betreffende Szene bis auf auf einige Bruchstücke verloren gegangen (frg. XV-XIX Leo); sie wurde durch einen Humanisten des 15. Jahrh. ersetzt (s. Reinhardstöttner S. 116), und diese Interpolation, die sich in sämtlichen Plautus-Ausgaben des 16. Jahrhunderts, meist ohne Beanstanduug ihrer Echtheit, findet, ist das Vorbild für die Nachahmer gewesen. — Bei Rotrou ist es 4, 4; bei Molière 3, 5; bei Oliva p. 162 ss.; bei Camões 5, 1.

e contrario für das Ausgeführte ist die einzige mir bekannte dramatische Bearbeitung des Amphitruostoffes, welche auf Götter verzichtet, die des Dolce: hier finden sich zweimal[18]) Erklärungen und fast Entschuldigungen wegen der übernatürlichen Ähnlichkeit zwischen Naturwesen — Entschuldigungen, wie man sie genau so in den Menaechmi des Plautus oder in Shakespeares „Was Ihr wollt" finden kann. Warum verzichtete Dolce auf den Vorteil, den ihm die spezielle Form des komischen Ähnlichkeitsmotives im Amphitruostoffe gab? Man spürt bei ihm, dem Menschen des 16. Jahrhunderts, gleichzeitig einen sehr christlichen Sinn, der noch dem Mittelalter entstammt, und eine geistige Nüchternheit, die nach Montaigne schmeckt: mag ihn nun jenes oder dieses gehindert haben, die plautinischen Götter auf der Bühne zu zeigen — sein Stück scheint mir unter diesem Gesichtspunkt eine wichtige Etappe auf dem Wege der Umformung unseres Stoffes aus einem religiösen und mythologischen in einen rein ästhetischen Vorwurf zu bedeuten — also auf dem Wege von Plautus zu Molière.

Wir sprachen von dem Paar der einander sprechend ähnlichen Herren: wie gesagt, hatten schon die Griechen ihm das Paar der ebenfalls sprechend ähnlichen Diener beigegeben, von denen ebenfalls der eine ein verkleideter Gott war. Diese Diener nun zeigen sich von Anfang an gleichzeitig: ihre übernatürliche Ähnlichkeit wird daher um so augenfälliger, als die der Herren noch nicht durch die Gegenüberstellung ihre letzte Bestätigung gefunden hat. Das grobe Dienerpaar erscheint sofort, das vornehme Paar der Hauptpersonen läßt bis zum Schlusse auf sich warten. Dieser formale Gegensatz der zwei männlichen Paare ist meiner Ansicht nach von noch größerer Bedeutung für die dramatische Natur des Stoffes als die materialen Gegensätze, die er in Fülle beherbergt[19]): edle Herren kontrastiert mit plumpen Dienern, stolze Herausforderungen mit Stockprügeln, Tapferkeit und Edelsinn mit Feigheit und Kriecherei; und anderseits, Herrenhochmut mit sich aufbäumendem Ehrgefühl des Dieners: denn das Leporellomotiv macht sich in diesem Stoffe schon bei Plautus und dann überall geltend; die Stücke haben fast alle eine starke soziale Färbung, die gerade dadurch wirkt, daß sie nur der Unterton anderer Farben ist.

Diese Eigenschaften des Stoffes haben nun dazu geführt, ihn immer wieder als Komödie und zwar meist nur als Situationskomödie auszunutzen, während er, wie wir noch sehen

---

[18]) Dolce 1, 1. 3, 2. — Man hat ihn wegen dieses Vorgehens schon getadelt (Reinhardstöttner S. 170 A. 1).

[19]) s. auch u. S. 398.

werden[20]), auch über Molières oder Plautus' Charakterkomödie hinaus in alle Formen und Tiefen der Dichtung hätte führen können. Es soll sich sogar im Laufe dieser Betrachtung zeigen, daß gerade Molières Bearbeitung ihren Wert mehr durch ihre Form hat als durch einen etwaigen logischen oder menschlich-gefühlsmäßigen Gehalt, den er dem Stoffe abgewonnen hätte. Bei dem deutschen Romantiker Kleist findet sich, wie dies nicht anders sein konnte, ein ganz neuer gefühlsmäßiger Einschlag; aber da auch er, der Tradition folgend, eine Komödie geschrieben hat, so ist sein mystisch vertiefter, einsamer Gott Jupiter ein Fremdkörper im Rahmen des lustigen Stückes; es wirkt stilistisch uneinheitlich[21]). Hier können wir eine Art von auf- und wieder absteigender Kurve in der formalen Entwicklung des Stoffes feststellen, die in Molière gipfeln würde. Plautus an der Hand seiner griechischen Vorbilder hat einen mythologischen, tragischen Stoff nicht gerade fein zur Komödie gewandelt, die selbst noch halb ätiologische Sage ist; er nennt sie selbst „Tragikomödie" und sogar „Tragödie"[22]) und beweist dadurch ein richtiges Gefühl für ihre Eigenart. Dann verschwand dieser mythologische Hintergrund und mit ihm der „tragische" Gott Jupiter notwendig mehr und mehr aus dem Interesse der späteren Dichter; es blieb entweder nichts davon übrig, wie wir es eben bei Dolce feststellten, oder doch nur der unverhohlene Spott der Renaissance über heidnischen Glauben und Aberglauben[23]); endlich Molière hat den Stoff endgültig von jedem nicht ästhetischen Elemente — was nicht notwendig bedeutet, von Göttern — gesäubert und das reine, glatte, entzückende Lustspiel, das der Stoff barg, fleckenlos herausgeschält. Und Kleist hat seinerseits gleichsam wieder von der menschlichen Seite her die tragischen Elemente in den Stoff eingeführt, die von der mythologischen aus ihm verdrängt worden waren; was bei Plautus noch fast eine Tragödie im antiken Sinne — nämlich ein Spiel unter Göttern und Heroen — war, das ist bei Kleist schon wieder fast eine Tragödie im modernen Sinne, denn sein Jupiter ist in Wirklichkeit ein tragischer Mensch. Bei Plautus ist das Lustspiel als solches noch nicht einheitlich im stilistischen Sinne, bei Kleist nicht mehr; Molière steht zwischen ihnen in der Mitte.

Molières „Amphitryon" hat die dichterische Arbeit von zweitausend Jahren vergessen machen und einsam den Platz behalten, um welchen Dichter fast aller westeuropäischen Völker gerungen hatten. Wenn man fragt, welche Eigen-

---

20) s. u. S. 399 f.

21) vgl. F. Leo *a. a. O.* S. 262. — Gundolf a. O. S. 170.

22) Plaut. *prol.* 51 sq. 54 sq. 59.

23) s. ob. S. 383. — Vgl. z. B. bei Groto (1, 1) die Scherze zwischen Merkur und Jupiter.

tümlichkeit diesem Stücke eine solche Gunst des fatum libellorum eingetragen habe, so habe ich meine Antwort bereits gegeben: meiner Meinung nach unterscheidet sich Molières Bearbeitung nur dadurch von allen andern, einschließlich Plautus selbst, zu ihrem Vorteil, daß nur er allein den Gegenstand ausschließlich als graziöser Künstler behandelt hat, ohne andere Tendenz, ohne anderes Ziel, ohne anderen Gedanken als den, ein echtes Lustspiel zu schaffen, von vollkommener Harmonie und Einheitlichkeit in Form, Gehalt und Grazie.

Ehe ich diese Behauptung beweise, seien einige Worte in betreff des Begriffs „Form" vorausgeschickt. Ich spreche hier nicht von „Form" im Sinne eines begrifflichen Gegensatzes zu „Stoff", sondern in einem spezielleren Sinne. Ich will nicht etwa sagen, daß nur bei Molière der Gegenstand eine strenge Form gefunden habe. Im Gegenteil: beispielsweise das Stück des Dolce ist gedrängter, geschlossener als dasjenige Molières; dort sind weniger Personen, Motive[24]), Worte als hier; aber diese löbliche Strenge findet sich bei Dolce vereinigt mit einer gewissen Trockenheit, die der Idee der Poesie widerspricht, und einem Mangel an Humor — obgleich das Stück stark satirisch ist — der noch weniger vereinbar ist mit der Idee des Lustspiels. Also Dolce, obwohl sehr formstreng, ermangelt der künstlerischen Form, die besteht in einer Harmonie des Äußeren und des Inneren, angewandt auf die Forderungen einer bestimmten Kunstgattung[25]). Dies eben ist es, was Molière in unserem Falle vollkommen gelungen ist. In seinem Stücke ist alles Grazie, Feuer, Lustigkeit; alles strebt zu einem Ziele und zwar einem ästhetischen Ziele im engsten Wortsinne, nämlich zur „Form" des graziösen Lustspiels; selbst die Satire und Ironie dienen hier diesem Zwecke. Diese „graziöse Form", welche das Innere und Äußere des Stückes beherrscht, bezeichnet Vorzüge und Grenzen von Molières Bearbeitung. Es ist nun Zeit, zu den Beweisen zu kommen.

III. Der formale Charakter von Molières Amphitryon verglichen mit seinen Vorgängern.

Um die spezielle künstlerische Eigenart des Molièreschen Stückes besser aufzufassen, müssen wir nun zunächst doch der Quellenfrage noch einmal nähertreten; denn wir müssen

---

24) Es sei nur darauf hingewiesen, daß Dolce völlig das Motiv von dem Geschenk Amphitruos an Alkmene beiseite gelassen hat — (Plautus: *patera,* Camões: *copa,* Oliva: *taza,* Rotrou: *vase d'or,* Molière: *noeud de diamants*) — eine Episode, die viel zur komischen Verwirrung bei den übrigen beiträgt, besonders bei Plautus (v. 535. 760 sqq.) und bei Molière (v. 953 ss.). Dolce erwähnt nur vorübergehend eine *„crocetta"* (2, 2), die umgekehrt die Frau dem Manne geschenkt habe und die, schon daher, ohne jede Folge für die Handlung bleibt.

25) vgl. Volkelt, *System der Aesthetik* 1, 392 ff. 3, 294 A. 1.

wissen, was er übernahm, um zu unterscheiden, was er selbst wollte und tat. Wie schon gesagt[26]), ist die plautinische Komödie weit entfernt, seine einzige Quelle gewesen zu sein; man kann sogar zweifeln, ob sie die hauptsächliche war. Denn einerseits fehlen uns hierfür – wie ja fast für die ganze Produktion Molières — alle direkten Zeugnisse; wie die meisten Dokumente von seiner Hand, wie seine Manuskripte, so sind auch die Notizen und Versuche, die seine Arbeit am Amphitryon begleitet haben müssen, vom Erdboden verschwunden; wir stehen auch hier vor Molière wie vor einem Autor, der seiner urkundlichen Spurlosigkeit nach vor viel längerer Zeit gelebt zu haben scheint[27]); übrigens ist dies das Schicksal der meisten Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts, als einer Zeit, die mehr um das Leben selbst als um das Nachleben bekümmert war. — Anderseits ist der Amphitryon des Molière grundverschieden von dem des Plautus, trotz der zahllosen textlichen Anklänge[28]). Molière hat mit Plautus in absoluter Freiheit geschaltet[29]), freilich gleichzeitig mit der glücklichen Unbekümmertheit einer durch Autorschutzgesetze noch unbelasteten Epoche[30]). Daher nennt er auch, unglücklicherweise für uns, keine Quelle, was beispielsweise Dolce, Oliva und selbst Groto getan haben[31]). — Nun denke man weiterhin an die dem Molière wahrscheinlich bekannten Nachahmungen des plautinischen Stückes, die ich alle schon gelegentlich erwähnt habe: schon im 16. Jahrhundert waren erschienen die Bearbeitungen des Camões (nach seinem Tode im J. 1587 aufgefunden) und die des Spaniers Oliva (erschienen gegen 1530), um nur von diesen beiden zu sprechen[32]). Endlich hatte im Jahre 1636, also vor nur etwa 30 Jahren, Jean Rotrou seine „Sosies“ veröffentlicht, und deren Erfolg dauerte noch an; nicht nur kannte Molière das Stück, sondern es besteht Übereinstimmung darüber, daß Molières „Amphitryon“ ebenso[33]) — vielleicht mehr — dem Lustspiel des zeitgenössischen Franzosen Rotrou wie dem des alten Römers Plautus ähnlich ist. Allerdings stimmt Molière anderseits an vielen Stellen mehr mit Plautus als mit Rotrou überein[34]).

---

[26]) s. ob. S. 378.

[27]) vgl. z. B. Wolff, *Molière* S. 53 f.

[28]) Die Stellen sind sorgfältig gesammelt durch Bock S. 48 ff.

[29]) In der gleichen Art hat übrigens Plautus selbst seine Vorgänger behandelt: s. F. Leo *a. a. O.* S. 262.

[30]) s. Rigal, *Molière* 2, 116 s.

[31]) Alle drei berufen sich auf Plautus: Dolce *prol.* (s. u. A. 35); Oliva schon im Titel und dann in der Widmung; Groto *prol. fin.*

[32]) s. ob. A. 5.

[33]) s. z. B. Bock S. 54 f.

[34]) s. Bock S. 48 ff passim.

In Wahrheit ist das Verhältnis zu Rotrou das gleiche wie das zu Plautus — der Nachweis im einzelnen wird folgen —: in den Einzelheiten stimmen Molière und Rotrou vielfach genau überein, das Ganze ist bei beiden so verschieden wie möglich, und auf das Ganze kommt es an. — Bestände also nicht die Tatsache, daß Molière, der als alter Jesuitenzögling seinen Plautus kannte, obwohl er den Terenz höher schätzte, im gleichen Jahre 1668 einen „Avare" geschrieben hat, der sich teilweise ebenfalls auf ein Stück des Plautus, die Aulularia, stützt; wäre nicht — was wichtiger ist — der direkte Zusammenhang mit der altrömischen Literatur damals und speziell in Frankreich noch so lebendig gewesen; so stände meines Erachtens durchaus zur Frage, welches der beiden Stücke, das römische Original oder die französische Übersetzung, ihm mehr oder — richtiger gesagt — weniger Anregung gegeben habe.

Es gibt meiner Meinung nach nur einen mehr als äußerlichen Wahrscheinlichkeitsbeweis für eine direktere Beeinflussung Molières durch Plautus selbst als durch einen der anderen Nachahmer: nämlich den Umstand, daß sämtliche anderen Bearbeitungen in regelmäßigen gleichlangen Versen geschrieben sind — seien es nun die römischen Senare (in der Form gleich den sdruccioli) des Dolce[35]) und Groto, oder die alexandrinischen Reimpaare des Rotrou, oder die „redondilhas" des Camões, um nicht von Olivas Prosa zu sprechen — während die Cantica und die polymetrischen Dialoge des Plautus vielleicht Molière in der Absicht bestärkt haben könnten, sich der „vers libres" zu bedienen und auf diese Weise seinem Lustspiel die äußerlich hervorstechendste formelle Eigentümlichkeit zu geben. Man muß meiner Meinung nach bei einer Behandlung von Molières Amphitryon auf die metrische Form dieses Stückes noch weit stärkeres Gewicht legen, als es gewöhnlich geschieht[36]). Wohl bemerkt, ich sagte, daß jener Entschluß Molières durch Plautus höchstens bestärkt worden sein könnte, nicht etwa veranlaßt; und selbst wenn auch jenes nicht zuträfe, so scheint mir das Vorhandensein der vers libres im „Amphitryon" etwas weit Wichtigeres zu beweisen, nämlich meine vorher geäußerte Meinung über die rein graziöse und künstlerisch gerichtete Art, in der Molière die alte Fabel behandelt habe. Ich möchte folgende

---

[35]) Dolce entschuldigt sich in aller Form, daß er sich eines fremden und plautinischen Metrums bediene, welches „der Prosa nahekomme" („*non saprà s'ella è prosa o verso*") (prol.). — Zur Beziehung dieses nachgeahmten Senars zum „*sdrucciolo*" vgl. Gaspary, *Ital. Lit.-Gesch.* 2, 418 f.

[36]) Selbstverständlich erwähnen fast alle Biographen und Herausgeber die metrische Form des Amphitryon in ihren Besprechungen; vgl. besonders Rigal, *Molière* 2, 122 ss.; Matthews, *Molière* p. 237; M. J. Wolff, S. 475 f. — Über die metrischen Spezialschriften s. u. A. 38.



Hypothese aufstellen: der Plan, die vers libres auf der großen Bühne einzuführen, ist der Keim des Molièreschen „Amphitryon“ gewesen; wenn er, um diesen Plan auszuführen, eben den Amphitruostoff gewählt hat, so tat er dies, weil ihm dieser Stoff für ein Experiment dieser Art sehr geeignet erschien. Also war der Anteil, den er an diesem Stoffe nahm, mehr formal als material begründet[37]). Ich muß nun zunächst kurz von den vers libres sprechen und dabei bekannte Tatsachen wiederholen[38]).

Abgesehen von einigen wenig gelungenen Versuchen der vorhergehenden Generation, besonders dem „Agésilas“ des P. Corneille, und abgesehen von den „Ballets“, die mehr Opern als Dramen waren, ist Molières „Amphitryon“ das erste französische Theaterstück, das durchgängig in sogenannten „freien Versen“ geschrieben ist; bei ihm sind es Verse in Zeilen von 8 und sogar 7 bis zu 10 und besonders 12 Silben, mit gekreuzten Reimen und in Vierzeiler zusammengefaßten Systemen, oder auch in größeren Systemen — obwohl, wie Chatelain[39]) nachgewiesen hat, nicht in Strophen („stances“); dagegen finden sich nur wenige Plattreime. Der „vers libre“ stammt aus Italien, hatte sich seit der Renaissance in Frankreich eingeführt und wurde besonders durch Lafontaine populär; Lafontaine war Molières Freund, und seine im Jahre 1668, dem Erscheinungsjahre des „Amphitryon“, veröffentlichten Fabeln waren schon einige Zeit vorher bekannt[40]). Nach Souriaus Urteil „erhöht“ Molières vers libre „den musikalischen Reiz des Alexandriners“; *„on y goûte une sorte de négligeance, de nonchaloir; sans être prosaique, ce vers tient le juste milieu entre la poésie et la prose“; „cette nuance, ce demi-ton: c'est un secret que Lafontaine et A. de Musset sont seuls à partager avec Molière“; „les familiarités de langage et d'idées semblent bien placées dans un petit vers sans prétention“*[41]).

Auf diese Weise gibt Molières Stück als einzige Bearbeitung der Amphitruosage nach Plautus schon durch seine äußere Form einen bunten, tändelnden, wechselvollen Eindruck; das Metrum schmiegt sich den Stimmungen und Vorgängen

---

37) Der anonyme Herausgeber Rotrou's (1820) beschuldigt in etwas kindlicher Weise Molière, den vers libre angewandt zu haben, um sein „Plagiat“ Rotrou's zu verstecken. (*Rotrou* éd. 3, 357.)

38) Für das Folgende habe ich besonders folgende Abhandlungen benutzt: Chatelain, *Le vers libre de Molière dans Amphitryon.* 1904. (Mélanges Brunot p. 41 ss.); Souriau, *L'évolution du vers français au XVIIIe siècle.* 1893 (besonders das Kapitel 1, 4, 9: *Molière, Le vers libre*); Phil. Aug. Becker, *Zur Geschichte der vers libres.* Diss. 1888 (besonders S. 23 ff.: *Die vers libres auf der Bühne*). — Vgl. auch K. Vossler, *Lafontaine und sein Fabelwerk.* 1919. S. 106 ff.

39) s. auch Souriau *a. a. O.* p. 322 s.

40) s. Chatelain *a. a. O.* p. 42.

41) Souriau p. 325 s.

an und unterwirft sie sich dadurch; eine Flüssigkeit, Leichtigkeit, unmittelbare Zugänglichkeit und gleichzeitig eine Grazie sind das Resultat, durch welche dieses Stück von anderen klassischen französischen Lustspielen, auch denen Molières, grundsätzlich verschieden ist und sich dafür in gewisser Weise den von Molière erfundenen „comédie-ballets" annähert, sowie die Lustspiele der folgenden Generation vorbereitet, etwa diejenigen Favarts, der sich des vers libre mit Vorliebe bedient. Molières Stück ist von geringerer Tiefe und von größerem Reiz als etwa sein „Misanthrope" oder anderseits als sein in Prosa geschriebenes „Festin de Pierre". Die französischen Metriker — wie wir sahen — und die Dichter selbst, etwa Corneille und Lafontaine, kennzeichnen den vers libre durch seine Ähnlichkeit mit der Prosa[42]); für sie beruht seine Bedeutung auf seiner größeren Natürlichkeit gegenüber dem Alexandriner: ich möchte dagegen besonders auf seine formale Grazie hinweisen, die übrigens ebenfalls von den französischen Metrikern betont wird[43]); durch sie ist der vers libre weniger geeignet für logische oder moralische Gegenstände — Gebiete des Alexandriners und der Prosa — und dafür mehr als sie der reinen künstlerischen Grazie zugänglich: dies fühlt jeder, der Lafontaine mit Äsop vergleicht. So ist der vers libre gleichsam die angepaßte Ausdrucksform des lebensfrohen, auf Weltgewandtheit und Grazie auch in ernsten Dingen gestellten Rokoko.

Molières „Amphitryon" war also, bühnen- und literargeschichtlich angesehen, ein kühner Versuch, ein Wagnis, und zwar ein Wagnis der Form. Deshalb behauptete ich vorher, daß das formale Interesse den Dichter in diesem Falle bei der Wahl seines Stoffes geleitet habe. Oder die gleiche Sache von der subjektiven Seite her ausgedrückt: Molière mag sich damals in einem ästhetisch bestimmten, rein künstlerischen Seelenzustande befunden haben. Vielleicht wegen des Mißerfolges des ernsten „Misanthrope" hatte er keine Neigung, wieder ein Stück mit moralischem oder logischem Hintergrunde zu schreiben, sondern plante ein Lustspiel rein um des Lustspiels willen. Daher wählte er zur metrischen Form den für die Bühne damals neuen, tändelnden vers libre und als Stoff die Amphitruofabel, aber angesehen vor allem von ihrer „graziösen" Seite und daher auch vorzugsweise nur in dieser Beziehung von ihm ausgeschöpft.

---

[42]) Vgl. was Dolce über den von ihm verwandten Vers äußert (ob. A. 35). Die hohe und tragische Dichtung in Frankreich hat niemals den vers libre zugelassen, auch nicht zur Zeit seiner Blüte (Ph. Aug. Becker *a. a. O.* S. 30).

[43]) s. ob. S. 388. — Lanson, *Hist. de la lit. frç.* [11] p. 293, bezeichnet als Ziel Ronsard's, *„d'exprimer la nature dans une forme parfaite"*. Hiermit wäre das Wesen des vers libre gut gekennzeichnet.

Wenn ich in diesem Zusammenhange die Möglichkeit erwog, daß eher als Rotrou's Alexandriner der metrische Reichtum der plautinischen Cantica und Dialoge ihn in dem Plane bestärkt haben könnten, das Lafontaine'sche Metrum gerade an der Hand dieses Stoffes der Bühne zuzuführen, so mag zum Vergleich daran erinnert werden, daß ein Jahrhundert früher die Dichter der Pleiade griechische Chöre in der Form der vers libres wiedergegeben hatten[44]).

Ich weise noch einmal darauf hin, wie reich der Amphitruostoff an sinnenhaft reizvollen, graziös formbildenden Elementen ist. Betrachten wir etwa noch die maschinentechnischen Effekte, zu denen er Veranlassung gab: die in der Luft schwebenden Götter, die Schlangen in ihrem Angriff auf das Kind Herkules, zum Schluss der ganze Olymp auf der Bühne — das waren Mittel, deren Molière selbst zwar nicht bedurfte, die aber anderen geschickten Händen damals sogar Ballets entlockten wie den „Amphitryon" von Benserade (im *Ballet de la Nuit*) und die leider verlorene *Naissance d'Hercule* von Rotrou selbst[45]). Solche bühnengerechten Bearbeitungen dieses Stoffes, die nur auf die äußerlichformale Wirkung zielten, konnten, wie man sieht, Molière auf seinen Weg führen, den er andere mit weniger Geist und Ernst hatte einschlagen sehen.

IV. Die Handlung des Amphitryon bei Molière und seinen Vorgängern.

Wenn uns das Metrum des Molière'schen „Amphitryon" den ersten Fingerzeig gab, worauf es bei der Abfassung dieses Stückes dem Dichter besonders ankam, so führt die Vergleichung der verschiedenen Bearbeitungen nach ihrem Inhalt und Aufbau uns in der gleichen Richtung weiter. Molière hat den Gegenstand in formalem Sinne bereichert, nicht vorzugsweise durch neue Gedanken oder Gefühle.

Betrachten wir die Handlung. Wir wissen bereits[46]), daß bei Plautus das Verfahren der Kontamination eine Architektonik und sogar eine Einheit der Handlung in diesem wie in anderen Fällen nicht zugelassen hat. Stellen wir dies noch durch Wiedergabe einiger Einzelheiten fest[47]), um dann die Weiterentwicklung dieser plautinischen uneinheitlichen Handlung bei den späteren Bearbeitern zu studieren. — Im 2. Akt, 1. Szene, sieht man bei Plautus den Amphitruo und

---

44) s. Ph. A. Becker *a. a. O.* S. 9.

45) vgl. Reinhardstöttner, *Plautus* S. 177. Moland éd. 5, 9 ss.

46) s. ob. S. 381.

47) Für das Folgende benutze ich wieder F. Leo *a. a. O.* — Über die plautinische Kontamination im allgemeinen vgl. jetzt E. Fraenkel, *Plautinisches im Plautus.* 1922. S. 251 ff.

seinen Sklaven Sosias, der zuvor von seinem Doppelgänger Merkur vom Hause verjagt und in die größte Verwirrung versetzt wurde, heftig entzweit. In überlangem, mit Wortwitzen gespicktem, übrigens höchst komischem Dialoge verweigert der Feldherr den Beteuerungen seines Dieners den Glauben; die ganze Szene dreht sich um die scheinbar offensichtliche Widersinnigkeit der von Sosias vertretenen Behauptung. — Es folgt — nach einer „Monodie" der Alcumena — die 3. Szene: Amphitruo trifft mit seiner Frau zusammen und erfährt mit Entsetzen, daß auch er selbst einen Doppelgänger gehabt hat. — Man sollte erwarten, daß Amphitruo sofort diese Enthüllung mit denen des Sosias kombinieren und das Trugspiel in seiner ganzen Ausdehnung somit durchschauen oder doch ahnen würde. Nichts davon: in ebenso langem und witzigem Dialog entzweit er sich mit seiner Gattin, ruft den eben noch beschimpften Diener zu seinem Vertrauten auf; dieser zeugt gegen die Frau und erwähnt erst spät und in schlecht eingefügten Einzelwendungen sein eigenes Abenteuer, von dem ihm vielmehr angesichts der unerwarteten Bestätigung die Zunge hätte überlaufen müssen. — Der Grund der Unzuträglichkeiten ist, daß beide Szenen aus verschiedenen Stücken stammen. — Ein anderes Beispiel: im 4. Akte, 1. Szene, tritt Amphitruo, nachdem er eben einen Zeugen für seine nächtliche Abwesenheit hatte holen wollen, unverrichteter Sache wieder auf und erzählt langatmig diese für die Handlung ganz belanglose Tatsache: das Zeugenmotiv stammte nämlich aus der zweiten griechischen Vorlage und ist also in die Haupthandlung willkürlich eingefügt. — Es genüge an diesen Beispielen, um die Folgen der plautinischen Flickarbeit kennen zu lernen. — Diese Unzuträglichkeiten waren nun offenbar von den Bearbeitern — mehr oder weniger unbewußt — empfunden worden und die einzelnen haben, wenn ich mich nicht täusche, in verschiedener Weise versucht, sie zu verschleiern. Es geschieht offenbar zu diesem Zwecke, daß Oliva den Amphitryon seinen Zorn in der Szene mit Sosia mildern läßt[48]), denn auf diese Weise wird der erwähnte Kontrast zwischen dieser und der folgenden Szene entscheidend abgeschwächt[49]). — Dolce anderseits läßt in der Szene zwischen dem Paare und dem Diener diesen, der bei ihm Nespilo heißt, gleich zu Anfang von seinen Erlebnissen reden, anstatt dies notwendige Bindeglied zwischen beiden Szenen erst ans Ende der zweiten zu setzen wie Plautus[50]). — Was Rotrou betrifft, so hat er sich als Übersetzer sehr treu an Plautus gehalten und dennoch mit Glück und mehr von innen

[48]) Oliva p. 120 ss. = Plautus 2, 1.

[49]) ib. p. 126 ss. = Pl. 2, 3.

[50]) Dolce 2, 2 (s. besond. p. 10 v.) = Pl. 2, 3.

heraus gebessert. In der besprochenen Szene zu Dreien[51]) ist sein Sosie nicht mehr der treue und furchtsame Sklave, der spricht und fühlt wie sein Herr, sondern er ist ein abgefeimter, moderner Kammerdiener, der sich heimlich über die Entzweiung seiner Herrschaft freut, der unparteiisch und wie ein antiker Chor seine hämischen Glossen austeilt; durch dieses Auftreten gleichsam in objektiver Distanz verdeckt er die Bruchstelle in der alten Handlung. — Ich komme zu dem zweiten Beispiel aus Plautus. Amphitruos Monolog nach seinen vergeblichen Streifzügen findet sich bei Oliva[52]) genau übersetzt und wirkt denn auch hier ebenso überflüssig wie dort. — Dolce[53]), der in höherem Grade als Oliva Dichter ist, läßt seinen Mutio — so heißt Amphitruo bei ihm — einige allgemeine Erörterungen und recht ergreifende Klagen aussprechen und macht so den für die Handlung entbehrlichen Monolog für die Charakterschilderung und für den Gefühlsgehalt des Stückes fruchtbar. — Rotrou[54]) seinerseits hat die Szene ins Komische gewendet und sie gleichzeitig mit der inneren logischen Idee des Ganzen, dem Spiel vom Doppelgänger, in Beziehung gebracht: bei ihm erklärt sich Amphitryon das Verschwinden des von ihm gesuchten Naucrates als eine Antithese zu seiner eigenen Verdoppelung; in Zukunft werde es nun also zwei Amphitryon und keinen Naucrates mehr geben[55]). — Wir haben hiermit drei der Vorgänger Molières in ihrem Verfahren in den beiden fraglichen Szenen beobachtet und kommen nun zu Molière selbst. Auch bei ihm ist die Handlung als solche die plautinische mit all ihren Überladungen geblieben, aber hier empfinden wir nun nichts mehr von den Beschwerden, die bei den übrigen Bearbeitern nur teilweise verschwunden waren. Erst Molière hat die Uneinheitlichkeit des Aufbaues wirklich unsichtbar gemacht, und zwar nicht mit Mitteln der Logik, denn seine Handlung hängt im Grunde ebenso mangelhaft zusammen wie die des Plautus, sondern vermöge einer graziösen Kunst, die die Logik ver-

---

51) Rotrou 2, 3 = Plautus 2, 3.

52) Oliva p. 148 s. = Pl. 4, 1 in.

53) Dolce 4, 1 = Pl. 4, 1 in.

54) Rotron 4, 1 = Pl. 4, 1 in.

55) Scherze dieser Art, die eine komische Anwendung der dem Stoff zugrunde liegenden logischen Idee darstellen, wiederholen sich in den verschiedenen Bearbeitungen, speziell bei denjenigen Autoren, die mehr logisch als poetisch veranlagt sind: z. B. Dolce 4, 3: *che varrebbe vi / che voi trovaste ancora un altro Giulio.* Oliva p. 121: *quieres me hacer entender que de un hombre como tú que no vale por medio se hayan hecho dos?* p. 136: *si todos nos multiplicamos, de ti otro Amphitrion e de mi otro Sosia, bien viene á propósito que de la taza haya salido otra.* — Vgl. noch u. S. 400 ff.

gessen läßt[56]). Betrachten wir wieder die gleichen Szenen[57]). Die Szene zwischen Amphitryon und Sosie ist ungefähr die gleiche wie bei Plautus und Rotrou, nur fast völlig ohne Wortwitze[58]) und dafür viel feiner und glänzender in der Wirkung, schon infolge des Versmaßes. Dagegen ist die Szene zwischen dem Ehepaar und Sosie vor allem wesentlich verkürzt und dadurch einer Wichtigkeit entkleidet, die ihr im Zusammenhange des Ganzen nicht zukommt. Ferner spielt der Diener fast überhaupt keine Rolle mehr in ihr: seine Dreistigkeiten fallen weg wie sein störendes Hinweisen auf die geflickte Handlung. Und, was das eigentlich Wichtige ist, das Gespräch der beiden Hauptpersonen der Szene ist so sehr wie möglich von den Tatsachen als solchen abgewendet. Amphitryon empfängt seine Gattin mit einer rhetorischen Ansprache, die sie gewandt erwidert. Die wachsende Verstimmung zwischen ihnen äußert sich in Form einer strengen Stichomythie — übrigens ein schon durch Rotrou verwendetes Stilmittel[59]) —, eines spitzig sich abwechselnden Dialogs, der mit den Tatsachen tändelt und jongliert, und dem der Hörer so angeregt folgt, daß er etwaigen Bedenken über die innere Zusammengehörigkeit des Gesprochenen gar nicht verfällt. Dies Ablenken vom Stoffe, dies Ausnutzen des Stoffes zu stilistischen, psychologischen und metrischen Wirkungen, das ist die besondere Methode und das eigentümliche Verdienst der Molière'schen Bearbeitung, soweit der Aufbau der Handlung in Frage kommt; aber wenn er vielleicht als einziger eine rein künstlerische Methode angewandt hat, um zu diesem Ziele zu kommen, so teilt er das Ziel selbst mit den übrigen: Oliva z. B. sucht es zu erreichen durch Einfügung allgemeiner neuer Gedanken in den alten Stoff, durch interessante Erörterungen über Krieg und Frieden, Gewalt und Vernunft, Moral und sogar Sprache[60]) — Auseinandersetzungen, die nicht sowohl künstlerisch als vielmehr philosophisch, aber doch auch ihrerseits sehr geeignet sind, den seines ursprüng-

---

[56]) Dies ist Molières Verhältnis zu seinen Quellen im Amphitryon; er verdankt ihnen den Stoff und seine Einteilung; aber die Darstellung ist ganz sein eigen und sie war ihm hier die Hauptsache. — Nur Camões, wie Reinhardstöttner (S. 154) bemerkt, ist dem Molière von seiten des Formalen einigermaßen ähnlich; vgl. dazu vor allem u. S. 396 f.

[57]) Es handelt sich um Mol. 2, 1. 2 und 3, 1 = Plaut. 2, 1. 3 und 4, 1 in.

[58]) s. u. S. 395 f.

[59]) Rotrou 4, 4: Streit zwischen Jupiter und Amphitryon, teilweise in Form regelmäßiger hemistichischer Abwechslung.

[60]) Oliva p. 103 ss. (Sosia eifert gegen den Krieg); p. 115 ss. (Jupiter über die Notwendigkeit des Krieges); p. 163. 167. 169 (die „razon“ als höchster menschlicher Wert); p. 159 ss. (Gespräch über die Wahrheit, die Lüge, und den Ursprung der Sprache). — Das Urteil Reinhardstöttners (S. 145) über Oliva bedarf der Richtigstellung, ebenso wie sein moralistisches Aburteilen Dolces (S. 166 ff.).



lichen religiösen Interesses beraubten Stoff innerlich zu erneuern und die Fehler im Aufbau zu verdecken. — Was den Monolog des vergeblich suchenden Amphitryon betrifft, so hat Molière auch ihn beibehalten, aber von dem gesuchten Zeugen, jenem lästigen Restbestand der literarischen Vorgeschichte, ist bei ihm nur noch in 5 Zeilen die Rede[61]); der ganze Rest des bei Molière sehr langen Selbstgespräches enthält die bewegliche Klage Amphitryons über seine schmerzliche Lage als berühmter und von allen Seiten begrüßter und begehrter Feldherr, welcher lieber in seinem Hause den einzig ersehnten Liebesempfang gefunden hätte: dies eine jener echt Molière'schen Stellen, wo die künstlerische Grazie sich ohne Zwang zum großen menschlichen Ernste steigert.

Molière ist also ebenso weit wie seine Vorgänger davon entfernt, die unvollkommene plautinische Handlung etwa grundsätzlich gebessert zu haben. Sie ist sogar, wie schon früher bemerkt[62]), bei ihm nicht so vereinfacht wie etwa bei Dolce; Molière hat manche Ausschmückungen beibehalten, ja sogar hinzugefügt, deren die Handlung hätte entraten können, beispielsweise die drei Zeugen Amphitryons, welche auch Rotrou hat, während sowohl Plautus wie Oliva, Dolce, Camões nicht mehr als einen bringen[63]); ferner etwa das schon erwähnte[64]) Geschenk an Alcmène, das bei Dolce fehlt; ferner den berühmten Prolog zwischen der Nacht und Mercure, eine durchaus Molière'sche Erfindung und veranlaßt vor allem durch den graziösen Kunststil des Stückes selbst, wenn denn überhaupt daneben noch äußere Quellen für diese Szene nachzuweisen sein sollten[65]). — Aber diese „Ausschmückungen" machen eben gerade den Reiz und fast das Wesen des Molière'schen Stückes aus; sein Argatiphontidas, einer der drei Zeugen, ist ein Juwel von Charakterisierung[66]); das Geschenk an Alcmène gehört bei Molière unter die Galanterien seiner beiden sehr kavaliermäßigen Amphitryons und dient somit zu ihrer Charakterzeichnung; und der Prolog der Nacht ist vielleicht der anmutigste, wenn auch der wenigst plautinische, Teil des Lustspiels. — Kurz, Molière, nicht Philologe sondern Dichter, hat sich die Kontamination nicht mehr als seine Vorgänger zum Bewußtsein gebracht, er hat nicht einmal den

---

[61]) Molière v. 1439-44.

[62]) s. ob. S. 385.

[63]) Mol. 3, 5 (*Naucrates, Polidas*) und 3, 7 (*Argatiphontidas*); Rotrou 4, 3 (*Trois capitaines*); Plautus frg. XI sqq. L. und 4, 8 (*Blepharo*); Oliva p. 166 ss. (*Naucrates*); Dolce 4, 3 (*Giulio*); Camões 5, 4 (*Aurelio*). — Vgl. die Anm. bei Despois-Mesnard zu Mol. 3, 5.

[64]) s. ob. Anm. 24.

[65]) Zur Quellenfrage des Molière'schen Prologes vgl. z. B. Bock *a. a. O.* S. 78 f.

[66]) s. Rigal *a. a. O.* 2, 121.

Aufbau der Handlung unabhängig von seinen Vorgängern durchdacht und zubereitet; aber als Dichter hat er die Mängel der Handlung gleichsam unbewußt durch die Zauberwirkung einer bewußten Kunst weggetändelt; er bewegt sich eigentlich überhaupt nicht mehr in der Handlung, sondern schwebt über ihr und spielt mit ihr.

V. Die Personen des Amphitryon bei Molière und bei seinen Vorgängern.

Betrachten wir ferner die Personen bei Molière. Auf diesem Gebiete ganz besonders zeigt sich seine Originalität und sein spezielles Ziel. Alle seine Gestalten sind auf den Ton der fröhlichen Galanterie und der eleganten Geistigkeit zusammengestimmt; es sind Herren und Damen vom Hofe, „honnêtes gens“, und die entsprechenden Kammerdiener. — Jupiter ist galanter und leidenschaftlicher Kavalier geworden, der lieber Liebhaber als Gatte sein möchte[67]); er ist nicht mehr „tragisch“-majestätisch wie bei Plautus; einige der glücklichsten hierhergehörigen Stellen des lateinischen Vorbildes, welche noch Rotrou wiederzugeben versucht hatte, sind bei Molière fortgeblieben: so die wahrhaft großartige Entlassung der Nacht durch Jupiter, und der rasende Abstieg des geflügelten Merkur vom Himmel auf den Ruf seines göttlichen Herrn[68]). Das waren eben Züge, deren Wirkung mit dem Glauben an den heidnischen Götterhimmel verblaßt war und die also tunlich in einem modernen Liebesspiel beiseite blieben. So findet sich denn die mächtige Göttin Nox bei Molière durch die „charmante Nuit“ ersetzt, welcher der kleine Kammerdiener Mercure den Hof macht und der er dann die Entlassung von seinem Herrn überbringt[69]). — Der Sklave Sosie ist ein Feigling geblieben, aber er ist nicht mehr plump, sondern fein und boshaft; übrigens beginnt dieser Wandel schon bei Rotrou[70]). Der Kriegsbericht des Sklaven hat durch Einführung der sprechenden Laterne bei Molière wesentlich an Grazie und stilistischem Raffinement gewonnen, dafür aber alles verloren, was er an wirklich großartiger obwohl wenig komischer Wirkung bei Plautus und auch noch ein wenig bei Oliva und Rotrou aufweist[71]). Anderseits fallen die schönen Wortwitze, deren Hauptträger bei Plautus eben Sosias ist, bei Molière fast alle weg, während die meisten

[67]) Mol. v. 569 ss. 1305 ss.

[68]) Plaut. 546 sqq. = Rotrou 1, 5 fin.; Plaut. 985 sqq. = Rotrou 3, 5.

[69]) Mol. v. 626 ss. — Über den Prolog vgl. vor. S.

[70]) s. ob. S. 392.

[71]) vgl. Mol. v. 205 ss.; Plaut. 203 sqq.; Oliva p. 101; Rotrou 1, 3. — Über den hohen Wert der plautinischen Erzählung vgl. E. Fraenkel, *Plautinisches im Plautus.* 1922. S. 349 ff.

der Vorgänger Molières sich redliche Mühe gegeben hatten, sie zu übersetzen. Man kennt Molières grundsätzliche Abneigung gegen Wortwitze; E. Wechssler[72]) hat hierfür in tiefgehenden Untersuchungen die Gründe erfragt und hat mit dem Hinweise begonnen, daß sie bei einer so eigenartigen Erscheinung vielfältig und tiefliegend sein müssen. Für den „Amphitryon" also, der übrigens nicht ganz ohne Wortwitze ist, aber im Vergleich zu den Quellen sehr wenige zeigt, möchte ich als speziellen Grund das formale Stilprinzip ansprechen, das meiner Meinung nach das leitende Prinzip in diesem Stücke ist: wenn man nämlich sagen kann, daß der Wortwitz mehr ins logische als in ästhetische Gebiet gehört, mehr den Verstand als den Formsinn befriedigt, so würde der Dichter durch Aufnahme aller jener plautinischen Witze der beflügelten, leichtschwebenden Wirkung seines Stils und Metrums Eintrag getan und jene von ihm erstrebte „Form" durchlöchert haben: man muß also den sicheren Takt bewundern, mit welchem er seinen Vorlagen nur entnahm, was er für seinen besonderen Zweck brauchte. — Was Alcmène betrifft, so hat schon Plautus ihr einige Züge von Ehrgefühl und Zorn verliehen, welche die literarische Kritik hätten hindern sollen, unermüdlich betreffs der plautinischen Alcumena die Worte von „ehrbarer und passiver Matrone" zu wiederholen; und diese Züge sind schon bei Molières Vorgängern, z. B. bei Oliva[73]), vertieft. Immerhin, sie ist die vergleichsweise uninteressanteste Person des Stückes in der ganzen Überlieferung vor Molière. Erst er hat aus ihr die schöne junge Dame voll Geist und Temperament gemacht, belebt von ihrer jungen Liebe und — hierauf möchte ich besonders hinweisen — noch nicht im Zustande der Schwangerschaft. Hiermit berühre ich eine sehr bemerkenswerte, von der Kritik nicht genügend beachtete[74]) Verbesserung der Vorbilder durch Molière; nur Camões, also der dichterisch bedeutendste der Bearbeiter vor Molière, hatte schon die gleiche Besserung vorgenommen. Es handelt sich um den ästhetisch störendsten Zug der plautinischen Tradition[75]), nämlich daß die schöne und umworbene Heldin

---

[72]) E. Wechssler, *Zum Problem des Komischen anläßlich Molières.* 1912. S. 156ff. *Über den Witz aus Anlaß Molières.* 1914. S. 202ff. (hier besonders S. 202 A. 1). (Festschrift zum Neuphilologentag. 15. 16.)

[73]) s. besonders Plaut. 3, 2; Oliva p. 138s. 143. — Die im Text beanstandete Wendung findet sich z. B. bei Wolff S. 472 und so überall.

[74]) Nur bei Reinhardstöttner (S. 182) fand ich diesen Sachverhalt kurz erwähnt. — Es ist übrigens interessant, daß mit dieser Besserung Camões und Molière unbewußt und fraglos aus rein ästhetischen Rücksichten zu der wahrscheinlich ältesten, vorplautinischen Form der Sage zurückkehrten (s. F. Leo *a. a. O.* S. 255).

[75]) Plaut. v. 644sqq: 681. 718sqq.; Oliva p. 127. 128 (hier zum Überflusse auch die gröblichen Zoten des plautinischen Sosias treulich übersetzt);

des Stückes im Zustande unmittelbar vor der Entbindung auftritt — ein kaum vorstellbarer Fehler des Bühnenbildes und doch sogar noch in einigen Fällen durch gröbliche Witze der Mitspieler unterstrichen[76]). Dagegen liegt bei Molière und bei Camões — der wegen dieses gemeinsamen Zuges mehr als aus anderen Gründen als Quelle Molières in Betracht gezogen werden sollte — die Geburt des Herakles in der Zukunft und ist überhaupt ganz Nebensache geworden[77]). — Amphitryon selbst ist nicht mehr der strenge, nur um Wohlanständigkeit besorgte Hausherr und sogar *senex* wie bei Plautus[78]), sondern ebenfalls vor allem Kavalier, der wie schon bei Rotrou viel von *honneur* spricht, aber noch mehr von *flamme:* —

— et je souffre pour ma flamme
autant que pour mon honneur[79]).

In dieser Entwicklung von der Religion bis zur Galanterie als Grundmotiv des Stückes zeigt sich der ganze Unterschied zwischen den modernen Bearbeitern und ihrer antiken Quelle; fast alle nehmen sie mehr Anteil an Jupiters und Amphitruos Verliebtheit als an der Geburt des Herakles; aber abgesehen von Groto's Pastorale, welche von Verliebtheit und sogar Wollust freilich überfließt, ist es Molière, der auch hier den Höhepunkt der Kurve bezeichnet, ebenso wie den der früher[80]) angedeuteten stilistischen. Genau betrachtet aber decken die beiden Kurven sich: denn die höfische Galanterie, wie Molière — nicht Groto — sie schildert, ist der dem graziösen Äußeren der vers libres entsprechende Gehalt.

Wie stark der formale Gesichtspunkt bis in die Erfindung der Personen für Molière hier maßgebend war, das geht am klarsten hervor aus der neugeschaffenen Rolle der Cléanthis, Frau des Sosie. Man weiß längst, daß die Einführung einer Freundin des Dieners als solche dem Molière durch seine Quellen vermittelt wurde, und zwar nicht nur durch eine

Rotrou 1, 5 in.; Dolce 1, 4 in. — Groto in seiner Pastorale bringt nur unverheiratete Mädchen auf die Bühne, so daß bei ihm dies Motiv nicht in Frage kommt.

[76]) s. vor. Anm.

[77]) Mol. v. 1916 ss.; Camões 5, 7 fin. — Bock vergißt, diese wohl wichtigste Übereinstimmung zwischen Molière und Camões anzumerken. — s. ob. A. 5.

[78]) Plaut. v. 1032. 1072. — Nach F. Leo (S. 261 A.) gehört auch Amphitruos reifes Alter nicht in die ursprüngliche Fabel: wir hätten also hier eine zweite unbewußte Übereinstimmung der modernen Bearbeitungen mit den Griechen. Dieser Zug aber ist allen nachplautinischen Bearbeitern gemeinsam, nur Dolce behält den *senex* in einer Andeutung bei (4, 2 *„quand'eri giovanetto“*).

[79]) Mol. v. 1816 s.

[80]) s. ob. S. 384.



Zeile des Plautus[81]); vielmehr bringt schon Camões lustige und anspielungsreiche Dialoge zwischen dem Sklaven Feliseo, gleichbedeutend mit Sosias, und der Zofe Bromia[82]); bei Groto erscheinen sogar nicht weniger als drei Paare von Hirtinnen, Hirten und ihren göttlichen Nebenbuhlern, während Dolce auf diese wie auf jede andere Verzierung verzichtet hat[83]); endlich Rotrou macht aus der Dienerin der Alcmène ihre Vertraute und gibt dieser Céphalie eine Szene mit Mercure, in welcher allerdings von Liebe nicht die Rede ist[84]). Aus diesem Material war es für Molière nicht schwer, ein verheiratetes Dienerpaar zu formen und es mit dem herrschaftlichen Paare zu kontrastieren. Aber das wirklich Neue bei ihm ist, wie die feinfühligeren Kritiker bemerkt haben[85]), die Art, in der er diesen äußerlich-formalen Kontrast vertieft hat. Bei ihm folgen die Szenen des Dienerpaares regelmäßig unmittelbar denjenigen der Herrschaften[86]): das ist der äußerliche Kontrast; und diese Diener sind ebenso burlesk von Charakter und ebenso unedel in ihren Ansichten von Liebe und Ehe, wie jene edel und vornehm sind: das ist der innere Kontrast, und er wird auch seinerseits zu einem Kontrast der „Form“ durch den leidenschaftlichen und fast tragischen Ton der Szenen des vornehmen Paares, dem in fast parodistischer Weise der mehr als komische Ton der anderen gegenübersteht. Erinnern wir uns an die früher[87]) aufgezeigte Menge von stofflichen und formalen Kontrasten, die der Amphitruostoff birgt und in der wir den Ursprung seiner dramatischen Ergiebigkeit zu erkennen glaubten: hier wäre also ein neuer formaler Kontrast, den Molière eingeführt hat.

Hiermit sei dieser Versuch einer Analyse des Molière'schen Lustspiels abgeschlossen; es folgen noch einige Bemerkungen zur Befestigung des Ergebnisses.

VI. Bei Molière zurücktretende Möglichkeiten des Amphitruostoffes.

Vorausgesetzt, daß meine Analyse der unterscheidenden Merkmale in Molières Behandlung der Amphitruofabel nicht

---

[81]) Plaut. v. 659 (genau übersetzt bei Oliva p. 126 u.). — Die Anspielung im Texte betrifft einen Irrtum der klassischen Philologie (F. Leo *a. a. O.* S. 262).

[82]) Camões 1, 3; und Mercurio als Feliseo verkleidet im Gespräch mit Bromia ib. 2, 3.

[83]) s. ob. S. 385.

[84]) Rotrou 2, 2. 3, 2. 6. — Bock (S. 80 f.) ist nicht glücklich in seiner Interpretation der Szene 3, 6.

[85]) s. Bock (S. 78), der aber den Einfluß Rotrous überschätzt. Rigal *a. a. O.* 2, 121 trifft den Kern der Frage. Vgl. auch M. J. Wolff S. 469.

[86]) Mol. 1, 4. 2, 3. 7.

[87]) s. ob. S. 383.



ganz irrtümlich war, so hat ein Interesse der Form — dies Wort in einem früher[88]) erläuterten vertieften Sinne genommen — den Dichter zu diesem Stoffe geführt, und er hat ihn in einem durchaus ästhetischer und künstlerischen Sinne behandelt. Er hat dem Stoffe diejenigen Elemente entnommen, welche geeignet schienen, einen graziös-künstlerischen Rahmen zu füllen, nämlich das Liebesmotiv und die Kontraste aller Art; dagegen hat er alles beiseite gelassen, was in diesen Rahmen nicht paßte.

Bevor ich nun noch einige Worte über die außerästhetischen und nicht komischen Seiten des Stoffes sage, um hierdurch das besondere Wesen des Molièreschen Stückes auch von außen zu beleuchten, sei darauf hingewiesen, daß es an sich nicht notwendig in Molières Natur lag, einen poetischen Vorwurf in dieser rein künstlerischen Art zu behandeln. Im Gegenteil, er war bekanntlich Moralist und Denker mindestens so sehr wie Künstler. Ich habe weiter oben[89]) die Gründe aufgesucht, die ihn vielleicht in seiner besonderen Seelenverfassung während der Abfassung dieses Stückes bestimmt haben können; genug, es ist das im reinsten Sinne künstlerische von seinen sämtlichen großen Lustspielen geworden. Daß man dennoch die außerkünstlerischen Sinnrichtungen in seiner Gesamtstruktur nicht überschätzen darf, das hat K. Voßler[90]) in folgenden Worten ausgesprochen: „Die Kunst, gepaart mit einem künstlerischen Harmoniegefühl, vielmehr als der ethische Haß gegen die Lüge oder als persönliche Gefühle, sind der Boden, auf dem ... seine Komik und Satire gewachsen zu sein scheinen ... zunächst weniger der heroische Vorkämpfer für Wahrheit und Aufrichtigkeit ... als der taktvolle Franzose, dem aller Widerspruch von Schein und Sein als komisches Motiv erscheint, als Lachgelegenheit.“

Ich bemerkte wiederholt, daß der Dichter seinem besonderen Zwecke zuliebe den Amphitruostoff nur von einer Seite her behandelt hat und daß eben in dieser Ausschließlichkeit ein Teil seines Verdienstes beruht.. Ich wies ferner darauf hin[91]), daß fast alle Bearbeiter die überlieferte Komödienform gewählt haben und daß dennoch der Stoff reich ist an anderen Möglichkeiten poetischer, philosophischer, menschlicher Natur. — Beispielsweise enthält er das religiöse Motiv, in die Mitte gestellt nur durch Plautus, aber in etwas ersetzt durch das von Dolce[92]) eingeführte Motiv der christ-

[88]) s. ob. S. 385.

[89]) s. ob. S. 389.

[90]) Vossler in: *Arch. f. d. Stud. d. neu. Spr.* 108, 463. — Vgl. auch Berneburg, *Charakterkomik bei Molière* S. 25 (Marb. Beitr. 10).

[91]) s. ob. S. 383 f.

[92]) Dolce, atto 5: *Fra Girolamo.*

lichen Magie. — Er enthält ferner das Motiv der unbesieglich keuschen, engelreinen Frau, die den Verführer selbst in seiner übernatürlichen Verstellung erkennt und zurückstößt: in dieser Auffassung wäre der Urkern des Stoffes, die „Geburt des Herakles", der ja schon im Laufe der literarischen Entwicklung an die Peripherie gerückt war[93]), endgültig von der Handlung ausgeschlossen. Wir hätten damit eine durchaus moderne, psychologistische Weise, den Stoff anzusehen; sie ist angewendet worden in der einzigen mir bekannten undramatischen Bearbeitung, nämlich in der phantastischen Novelle von Théoph. Gautier *„Avatar"*[94]): hier finden sich fast alle Elemente des Amphitruostoffes wieder; die Götter sind durch die dem 19. Jahrhundert gemäßere Kraft des wissenschaftlichen Magnetismus ersetzt; der zauberhaft verwandelte Verführer verrät sich der schönen Unschuldigen durch seinen unkeuschen Augenausdruck. — Es könnte endlich eine rein menschliche und gefühlsmäßige dramatische Bearbeitung möglich sein, die sich mit den Seelenzuständen der in solche Verwirrungen versetzten Personen beschäftigte. Dies hat Kleist in seinem göttlich-menschlichen Jupiter unternommen; aber noch bedeutender wäre es, dasselbe für Amphitryon selbst zu tun, ihn darzustellen als das absolut einsame Individuum, von der Welt verlassen, weil er sich im strengsten Sinne selbst verloren hat, und untergehend im geistigen Entsetzen: dies wäre das logische Motiv, von dem ich gleich sprechen werde, bis in seine menschliche Tiefe verfolgt, aber damit wären auch die Grenzen der Komödie überschritten.

Das bedeutsamste obwohl nicht dramatischste Element des Stoffes liegt unzweifelhaft auf dem logischen Gebiete. Die Amphitruofabel, in ihrer Handlung vom übernatürlichen Doppelgänger[95]), enthält nichts Geringeres als das Ichproblem. Amphitruo und Sosias sind beide für einige Zeit durch göttliche Gewalt ihres Ich beraubt; beide finden sich unmittelbar gegenüber der Lebensfrage des Sein oder Nichtsein im logischen Sinne. Es handelt sich um die tödliche Angst des Individuums, seinen gesunden Verstand zu verlieren, um den Kampf für das Selbstbewußtsein, dessen Verschwinden den geistigen Tod bedeuten würde. Nun haben sich zwar alle bisher von uns behandelten Bearbeitungen, von Plautus bis zu der Novelle von Gautier, dieses wahrhaft konstituierenden Elements der Fabel bedient; in allen findet es sich irgendwie

---

[93]) s. ob. S. 397.

[94]) Reinhardstöttner verzeichnet diese Bearbeitung nicht. — Wohl bemerkt, Gautier nennt weder Plautus noch sonst eine „Quelle"; aber er behandelt dennoch mutatis mutandis den gleichen Gegenstand in seiner ganzen Ausdehnung.

[95]) s. ob. S. 382 f. — Zu Kleist sehr wichtig Gundolf S. 83.

angewendet, mehr oder weniger ernsthaft, in Wortwitzen wie in Selbstgesprächen oder Zwiegesprächen der Betrogenen. Von dem scherzhaften Auftreten dieses logischen Elements gab ich schon früher[96]) Beispiele; was die weit selteneren rein ernsthaften Stellen betrifft, so möchte ich den ausgezeichneten Monolog des fast irrsinnig gewordenen Amphitrion bei Oliva[97]) erwähnen, eine nahezu tragische Stelle, geeignet, vorschnelle Urteile über dies höchst eigenartige Stück zu verhindern[98]). Aber selbst bei Oliva, um von den anderen zu schweigen[99]), ist das „logische" Problem, wie ich es angab, nur dramatischer Schmuck, Mittel, nicht Zweck; in keinem der Stücke leiden die Hauptpersonen an dem logischen Widersinn selbst, an der Frage, wie es möglich sei, nicht Ich zu sein und doch da zu sein; sondern sie leiden an den Ursachen und Folgen dieses Widersinns. Dies ist verständlich: denn die Logik als solche ist kein dramatischer Vorwurf. Daher hat denn auch nur diejenige Epoche, die das Drama als literarische Form kaum kannte, dafür aber eminent philosophisch im Sinne der „reinen Logik" gerichtet war, nämlich das Mittelalter, uns eine Bearbeitung des Amphitruostoffes hinterlassen, in welcher jenes „Leiden am Logischen", wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, im Mittelpunkte steht, den Hebel der Handlung bildet: nämlich den *Geta*, eine „epische Komödie" in mittellateinischen Distichen von Vitalis Blesensis[100]). Wenn Molière unseren Stoff in der ästhetischen Form gemeistert hat, so hat Vitalis für ihn 400 Jahre früher[101]) die logische Form gefunden, und diese gestaltet mehr als jene den innersten geistigen Kern des Stoffes; doch hat auch Vitalis sein Thema rein komisch behandelt. — Ich kennzeichne zum Abschlusse in wenigen Worten dies eigenartige Gedicht, welches weder dem Molière noch einem seiner Vorgänger bekannt war[102]).

---

96) s. ob. S. 392 und A. 55.

97) Oliva p. 166 ss.

98) s. ob. A. 60.

99) Matthews, *Molière* p. 238 möchte die Überlegenheit des Molièreschen Amphitryon durch *„his authors thorough training in philosophy"* erklären. Ich brauche diese Aufstellung vom Standpunkte meiner in diesem Aufsatze vertretenen These nicht zurückzuweisen. Molière, im übrigen ein tiefer philosophischer Kopf (s. Wechssler, *M. als Philosoph*². 1915), hat in diesem Stück von Philosophie und speziell von Logik meiner Ansicht nach keinen Gebrauch machen wollen.

100) Über *Geta* s. ob. A. 10. — Cloëtta, *Beitr. z. Lit.-Gesch.* usw. 1, 68. 71 nennt ihn „die älteste epische Komödie" und leitet ihn nicht von einem mittelalterlichen Stück, sondern indirekt von Plautus selbst ab.

101) Die Entstehungszeit des *Geta* ist unsicher; Gröber (*Grdr.* 2, 1, 412) scheint ihn mir mit Recht ins 13. Jahrh. zu setzen.

102) s. ob. A. 10.

Bei Vitalis ist Amphitruo nicht im Kriege, sondern er hat seine Gattin verlassen, um mit seinem Sklaven Geta zusammen in Athen scholastische Philosophie zu studieren — übrigens ein tüchtiger Anachronismus. Inzwischen ist Jupiter zu der schönen Frau gegangen, auch Merkur hat sich verkleidet, und so geschieht denn den beiden Philosophen bei ihrer Rückkehr von Athen das logische Wunder: sie finden sich, als sie ankommen, selbst schon daheim, sie weisen sich selbst die Türe. Die Hauptpersonen sind hier der gelehrte Sklave Geta und sein Gegenspieler, ein Sklave Birria, der sich von Philosophie freigehalten hat. Merkur in der Gestalt des Geta tritt auf. Nur einer von den beiden, entweder Merkur oder der Sklave, kann Geta sein, der andere muß nach dem Satze des Widerspruchs Nicht-Geta sein; wer aber nicht den Namen hat, hat auch nicht das Wesen, zufolge der nominalistischen Logik: — *multum scire laboro,*

quisquam praeter me si fore possit ego[103]*).*

Dies ist das Zentralproblem des Gedichts, gestellt mit der größten Schärfe, unermüdlich und dabei mit satirischer Distanz gedreht und gewendet, mit allen Mitteln der scholastischen Dialektik und des hochkultivierten mittellateinischen Witzes behandelt, schließlich — da ja der Dichter die Philosophie ad absurdum führen will — doch nicht durch die Philosophie gelöst, sondern durch Ausspielung des Primates des nutzbringenden Handelns gegen denjenigen des unfruchtbaren Denkens, und übrigens unter Zuhilfenahme des Traums[104]). Infolge des vorwaltenden dialektischen Interesses ist hier die Handlung auf ihr Minimum zurückgeführt: keine Stockschläge, kein Geschenk, keine Geburt des Herakles. Stattdessen der unaufhörlich fortgehende Dialog, leere Fragen und überkluge Antworten, philosophische Dilemmas und der vergebliche Versuch, sich ihnen mit Hilfe der Philosophie selbst zu entwinden. Dem lateinischen Distichon in seiner antithetischen Anlage steht der scharfe Wortwitz, von dem das kleine Gedicht überläuft, ebensogut an wie er den französischen vers libre schlecht gekleidet hätte[105]); man lacht Tränen und fühlt dennoch gegenüber dieser sich überschlagenden Dialektik und trotz aller Satire, daß man dem Ernst, ja der Unheimlichkeit des Lebens hier nahe ist. — Das Gedicht des Vitalis und das Lustspiel des Molière bezeichnen meiner Meinung nach die beiden extremen Möglichkeiten, deren der tiefe und inhaltreiche mythologische Stoff von den beiden Amphitryon fähig ist.

Marburg a. L. ULRICH LEO.

---

[103]) Geta v. 323 sq.

[104]) Geta v. 525 sqq.·455 sqq.

[105]) s. ob. S. 396.

Echo et Narcisus
von Guillaume Coquillart und von Jean de La Fontaine.

Der schöne Jüngling Narcisus, dessen Eitelkeit des Echo Liebesqualen und ihm selbst die ewige Pein nach dem Tode verursachte, ist heute noch die Quelle vieler Wirren und Trugbilder, die den Romanisten quälen. Die Unzulänglichkeit der Druckverzeichnisse und der Bibliographien, die Mängel der älteren Ausgaben und Arbeiten sind daran schuld. Letztere leisten trotzdem treffliche Dienste, wenn sie gründlich und mit Vorsicht befragt werden, was in unserer rasch arbeitenden Zeit nicht immer der Fall ist. Die Alten begnügten sich oft mit einem Worte um ein Werk zu bezeichnen, ähnliches brachten sie in Verbindung, ohne etwas zu verwechseln, weil sie mehr darüber wußten, und sich in einem engen Kreise heimisch fühlten. Die störenden Unterschiebungen oder Trennungen beginnen oft erst mit den Herausgebern und Literarhistorikern vom letzten Jahrhundert an, wozu auch unsere Philologen manches beitragen.

A. Hilka[1]) veröffentlichte die „unbekannte" *Istoire de Narcisus et de Echo* nach einer Handschrift der Nationalbibliothek in Paris (n. acq. fr. 4512). A. Långfors[2]) verweist in einer Besprechung der Textausgabe auf einen alten Druck, worauf ihn Picot[3]) im Katalog der Rotschild'schen Bibliothek aufmerksam machte. In seinem Verzeichnis der *Incipit*[4]) erwähnt er seine zweite Ausgabe (gegen 1525) ohne Näheres darüber anzuführen[5]). Der Text der Handschrift könnte nach seiner Ansicht durch den Druck berichtigt und am Ende ergänzt werden. Wie steht es nun mit den vielen Drucken, die die Namen Echo und Narcisus im Titel führen und denen eine so große Bedeutung bei der Festlegung des Textes beigelegt wird? Sind es nicht Trugbilder auf einem Wasserspiegel, geeignet die auferstandene *Istoire de Narcisus* vom

---

1) A. Hilka, *Ein bisher unbekanntes Narcisusspiel*. Sonderabdr. aus dem 92. Jahresbericht der Schles. Gesellsch. für vat. Cultur. Breslau 1914.

2) Romania 49, 1923, 629.

3) E. Picot, *Catalogue des livres de M. J. de Rothschild*, B. III, S. 379, Nr. 2578.

4) A. Långfors, *Les Incipit des Poèmes français* etc. Paris, s. a.

5) Die Jahreszahl 1525 ist verdächtig, trotz der häufigen Drucke des Klageliedes über Narcisus von Coquillart.



spröden Liebhaber zu ertränken? Eine bibliographische Umschau in der Nationalbibliothek zu Paris mit Beziehungen auf die Bestände der Bibliotheken zu Reims, Nantes, Bordeaux möge zur Prüfung dieser Gefahr beitragen, um einem Trugbilde den Garaus zu machen, wie es der Narr im Spiel mit Narcisus tut.

Als Zeuge in diesem bibliographischen Prozesse muß vor allem Guillaume Coquillart (g. 1450-1510), Offizial von Reims in der Champagne und Verfasser eines bedeutenden literarischen Nachlasses vernommen werden[6]). Darunter befindet sich das von Långfors angeführte Gedicht: *S'ensuyuent les Droits nouveaulx . . . .*, *la Complaincte de Echo a Narcisus et le reffus qu'il luy fist avec la mort d'iceluy Narcisus; et le monologue Coquillart*[7]). Diese Schrift erschien in vielen Einzelausgaben und in den gesamten Werken Coquillarts. Die Sonderausgaben beschreibt Brunet und dieselben sind in der Nationalbibliothek zu Paris vorhanden unter folgenden Signaturen und Druckernamen:

a: Alain Lotrian in Paris vor 1532 *(Rés. Ye 226-228),*
b: Jehan Trepperel in Paris vor 1531 *(Rés. Ye 229)*[8]),
c: Jehan Janot in Paris vor 1522 *(Rés. Ye 232),*
d: Trepperel mit Jean Godarts Unterstützung (Reims) vor 1512 *(Rés. Ye 233)*[9]).

Es war dieselbe Druckerei, aus der dieses Werk wiederholt herauskam. Der Begründer scheint Jean Trepperel (aus Reims?) gewesen zu sein, der nach Paris überzog. Die älteste Auflage *(d)* erschien mit Jean Godarts Unterstützung, der Domherr von Notre Dame in Reims war, dessen Wappen sich am Titelblatt befindet, ebenso wie an einigen Häusern zu Reims, die er gemeinnützigen Zwecken vermachte. Nach Trepperels Tod (g. 1512) ist seine Witwe der Verleger, ihr folgte der Sohn Jehan Trepperel Junior *(b)*, der sich bald mit Jehan Janot *(c)* verband. Letzterer nahm sich Alain Lotrian zum Genossen, der nachher das Unternehmen selbständig weiterführte *(a)*. Die zwei zuerst genannten Auflagen *(a, b)* stimmen vollständig überein und enthalten denselben Holzschnitt am Titelblatt: ein Mönch steht vor einem Lesepult,

---

[6]) *Les Oeuvres de Coquillart*, Paris, s. a. Longis (BN. Rés. Ye 1265), Paris, s. a. Bonfons (Rés. Ye 526 und 1264); *les Poésies*, Paris, Coustelier, 1723 (Rés. Ye 1269 und Ye 7307); — les Oeuvres, Reims p. p. Tarbé, 1847 (Rés. Ye 1272 und 8[e] Ye 2212); p. p. Ch. de'Héricault, Paris, Jannet 1857 (Ye 7308-7309); *Unicum*, 1597 (Petit Palais 309). Dazu nach dem *Rép. hist.* von Picot: *Les Oeuvres*, Lyon, Fr. Juste 1535, 1540; Paris, Galiot du Pré 1532, Lyon, Benoist Rigaud, 1579. — Reims, *Cab. des Livres* 284-292.

[7]) Långfors *l. c.*

[8]) Reims, *Cabinet des Livres* 286.

[9]) Brunet *l. c.* behauptet die Ausgabe sei von 1494. Dieses Exemplar ist eine Neuausgabe unter dem Namen von Trepperels Witwe.

im Hintergrunde erscheinen zwei Gestalten. Die Ausführung ist im dritten Druck verschieden *(c)*, das Bild bleibt dasselbe, nur die zwei Gestalten fehlen. In der ältesten Ausgabe finden wir keinen Holzschnitt, der Druck zeigt einen anderen Satz und wurde wahrscheinlich durch Trepperel selbst besorgt, während ein neuer Satz in den Händen von drei Verlegern stehen blieb und zur Herstellung von drei Auflagen diente. Die Urausgabe hat auch einen abweichenden Titel, nachdem darin *la Complaincte de Echo a Narcissus* nicht angeführt wird, wie in den späteren Drucken, wozu wahrscheinlich der erste Erfolg die Herausgeber bewog[10]. Trotzdem enthält dieselbe schon das Gedicht unter dem Titel (a ii): *complaincte de Eco qui ne peult ioyr de ses aumours. Cy commence de Eco et de Narcisus.* Dieses reizende Gedicht, wie es auch die literarische Tradition nun beweist, wird mit vollem Recht Coquillart zugeschrieben und wurde in die Ausgaben seiner Werke aufgenommen. Die erste Strophe lautet (Bl. a 11):

Eco (Echo) querant ses mondaines plaisances,
Cuidant venir de son fait au dessus,
Non regardant les tres dures vengences
Que les haux dieux contre elle auoyent conceuz,
Fut surprise d'amour de Narcisus,
Par quoy depuis endura maintz travaulx:
Desir d'aimer passe tous autres maulx.

Das Ende (a iii oder in *a, b, c* verso):

Pour ceulx qui fiers et trop orgueilleux sont:
Dieu et nature sans cause rien ne font[11].

Das Gedicht hat keinen Vers mit der *Istoire* (1126 Verse und Nachtrag) gemein, was der Name des Dichters, der am Titelblatt genannt ist, die Dichtgattung *complainte* genügend andeutet. Es hatte gewiss einen großen Erfolg und wurde von der zweiten Auflage an *(c)* im Titel erwähnt.

Alain Lotrian, der letzte Leiter der Trepperelschen Verlagsanstalt beschränkte sich nicht auf einen Abdruck der längst bekannten Schrift von Coquillart. Er gab Beilagen und ließ ein ähnliches Gedicht drucken, worin wieder Narcissus Coquillarts Klagelied bei weitem übertreffenden Anteil hatte *(a)*. Die Beilage ist erstens eine *Ballade contre les princes*[12], zwei-

---

10) Ch. d'Héricault (*l. c.* I, 6) sieht darin eine Nachahmung der höfischen Richtung, mit einem Anflug von Gelehrtheit und Mythologie, durch die Stimmung reizend, folgerichtig, verständlich und lebhaft in dem Vortrag.

11) Ähnliche sieben sechszeilige Strophen aus Zehnsilbern mit der Reimstellung: *a b a b b c c.* Es ist eine Variante der chanson, die als *complainte* bekannt ist.

12) *Ballade sur les Etats généraux* in *Oeuvres* de Coquillart p. par Ch. d'Héricault, Paris, 1857 B. I, S. 10.

tens ein *Bestiaire Damours moralise sur les Bestes et Oyseaulx*[13]). Der Titel des selbständigen Gedichtes, welches im untersuchten Exemplar mit dem vorhergesagten vereint ist, lautet: „*La Fontaine des Amoureux. Nouvellement Imprimee a Paris. V. On les vend a Paris en la rue Neufue nostre dame a l'enseigne L'escu de France*[14]). Das Gedicht besteht aus zwei Teilen: *La fontaine des amoureux en science* (f. 2-8 verso) und *la Fontaine des amoureux mondains*[15]). Letzterer beginnt: *Et comment Narcisus se plainct,* worauf die Verse der *Istoire,* durch Dr. Hilka nach der Handschrift veröffentlicht, folgen. In einem Holzschnitt erscheinen viermal dieselben Liebenden mit eingeschriebenen Namen in einem Band oberhalb der Gestalten *(Lorens-Isabeau, François-Jehanne, Paris-Hellene).* Das Heft war als Liebesgeschenk oder Brautbuch gedacht. Die Varianten des Druckes sind unbedeutend, die Kürzungen desto auffallender, da anstößige Verse der Bestimmung entsprechend ausgemerzt wurden. Die alten Drucke sind immer verdächtig und der Philologe täuscht sich oder ist unerfahren, der ihnen mehr Bedeutung beilegen wollte als der entsprechenden handschriftlichen Überlieferung. Alain Lotrians Druck ist an einigen Stellen gekürzt und am Ende erweitert.

Nach dem letzten Verse des Narcissus, der in einen Scheintod verfällt, wird der Dialog noch zwischen dem Opfer, dem Narren, mit einem Zwischenruf der Dame weiter fortgesetzt und es folgen noch 129 Verse, die den leiblichen Tod des Opfers umschreiben, jedoch dem Stoffe weder innerlich noch äußerlich etwas beifügen. Ob es ein Machwerk eines Versmachers ist, den der Verleger damit betraute oder die verzerrte Wiedergabe einer ungekürzten und eine bessere Lesart bewahrenden Handschrift, das mag eine Neuausgabe des Gedichtes entscheiden.

Die Rahmenerzählung oder die Quelle der Liebenden wird mit zwei anschliessenden Abschnitten fortgesetzt und beendet: *Comment l'amoureux qui est en la fontaine d'amours prent cōge apres qu'il si est baigne* (Di verso) und *Comment l'amoureux est en sa fontaine d'amours et se baigne en faisant rondeaulx et balades.* Beide Rubriken sind mit Holzschnitten geschmückt; nach der ersten das bekannte Liebespaar, nach der zweiten eine Dame und ein Ritter im Blumengarten. Mehrere Balladen und Rondeaux beschließen den Band, der

---

[13]) S. Richart de Furnivall, *Bestiaire* in vielen Handschriften.

[14]) Die römische Zahl (V) bezeichnet die Druckbogen des Buches, das selbständig erschien.

[15]) Die zwei Teile wurden in Abschriften und Ausgaben getrennt; ob sie von einem Verfasser stammen, ist fraglich. Eine Handschrift (Bibl. Nat. Fr. 19074) enthält nur den ersten Teil, ebenso die Ausgabe von Ant. du Moulin (Lyon 1571), von Rigaud (Lyon 1618), von Genty (Paris 1861).

nach den Buchdruckerangaben in Paris bei Alain Lotrian erschien[16]). Das Gedicht ist in einer bedeutenden Zahl von Handschriften und Ausgaben erhalten. Der Druck scheint am Ende durch Unterdrückung von 58 Versen verstümmelt zu sein. Der Verfasser oder ein Schreiber der Handschriften sorgte dafür, daß er nicht unbekannt bleibe[17]). Er hieß Jehan de La Fontaine und schrieb sein Gedicht mit 32 Jahren in Montpellier im Januar 1414. Der älteste bekannte Druck scheint eine durch Jehan Janot (vor 1522) besorgte Ausgabe gewesen zu sein, nach welcher der Graf La Vallière[18]) in seinem Theaterführer unter den Moralités eine Inhaltsangabe und kurze Beschreibung verfaßte. Die nächste wurde in derselben Druckerei hergestellt, die dann Alain Lotrian (vor 1532) leitete (*d*) und in dem Sammelbande der Nationalbibliothek mit Coquillarts Werk verbunden vorhanden ist. Eine recht bunte Anthologie enthält nur den ersten Teil und führt folgenden Titel: *De la transformation métallique, trois anciens traités en rithme françoise, à sçavoir: la fontaine des amoureux de science, autheur Jean de la Fontaine; les remontrances de nature à l'alchymie errant etc. par Jean de Meung, le sommaire philosophique de N. Flamel*[19]), bei Guillard zu Paris in 1561 gedruckt und in Lyon bei Benoit Rigaud in zwei Auflagen ohne Jean de Meungs Traktat erschienen (1590, 1618). Einzeldrucke gaben in Lyon Barbou (1562)[20]) und Antoine du Moulin (1571). Der Name Jean de Meungs führte zu einer Verbindung mit dem Rosenroman, die wir in mehrbändigen Pariser Ausgaben finden[21]).

---

16) Picot, *l. c.* B. III, S. 379 Nr. 2578 beschreibt denselben Druck (*d*), gegen 1530, erwähnt jedoch nur einen Holzschnitt und nennt (wie Genty) das Werk *poeme hermetique* (Auction Techener 1889). Ein neuerer Druck des ersten Teiles wurde durch A. Genty besorgt in Paris bei Poulet-Malassis et de Brosse, 1861 in 16.

17) Sieben Verse verraten sein Alter, seine Heimat und seinen Namen. S. La Croix du Maine et Du Verdier, *Les Bibliothèques françoises,* Paris, 1772, Bd. I, S. 496. Johannes de Fonte oder Jehan de la Fontaine war als Gerichtsrat durch den Bischof von Beauvais im Prozesse Jeanne d'Arc zu Rouen delegiert. Not. et Extr. III, 1790, S. 1-246.

18) *Bibliothèque du théâtre français depuis son origine.* à Dresde, 1768, B. I, S. 21. Der Verfasser bemerkt: *Messieurs Parfait et Beauchamps n'en ont point parlé.* — La Croix du Maine, Bibl. fr. I, 496; Du Verdier II, 145. S. Genty, *l. c.* 82, 83. — Brunet, l. c. III, 746 erwähnt einen Druck bei Verard (g. 1503 in 4⁰) der uns unbekannt ist.

19) Handschrift in der Bibl. Nat. fr. 19074 f. 106. Ch. J. Brunet, *Manuel du libraire.* Paris, 1820, B. II, S. 36. Klein in 8⁰ (La Vallière 8690) und 1862, B. III, S. 746.

20) Der Bestimmung (s. oben) entsprechend unter dem Titel: *La fontaine des devis amoureux pour la rejouissance des vrais amans,* in 16⁰. (Beide Lyoner Ausgaben bei La Vallière.)

21) In 8 Duodez, in 5 und 4 Oktav-Bänden. Die erste von Lenglet du Fresnoy (1735) gibt *La Fontaine des Amoureux* Bd. III, S. 259-294. die zweite von A. Méon (1813) B. IV, S. 255.

Guillaume Coquillart ist nach diesen bibliographischen Ergebnissen von der Schuld an den Liebesqualen des Echo und dem Tode des Narcissus freizusprechen. Fällt jedoch damit die Last auf Jehan de La Fontaine? Möglich ist es, sicher keineswegs, solange keine weiteren handschriftlichen Beweise vorliegen oder eine genaue sprachliche und stilistische Untersuchung der *Fontaine des amoureux* uns zur Annahme zwingen. Die Vergleichung der *Istoire de Narcisus,* nach der einzigen Handschrift veröffentlicht, mit dem Drucke der *Fontaine des amoureux* scheint dagegen zu sprechen. Die Narcissusgeschichte wurde als eine selbständige Moralité bebehandelt, dann in einen Liebesroman eingekeilt, wo sie etwas absticht. Eine weitere Frage wäre, ob Jehan de La Fontaine der Verfasser der Moralité zu betrachten ist oder sich derselben als Plagiator bemächtigte, was in den alten Zeiten ein oft unbemerktes und verzeihliches Vorgehen war[22]). Die Verzögerung oder die Vollendung des Todes von Narcissus in verwässerten und getrübten Versen scheint für diese letztere Annahme zu sprechen. La Vallière behandelt die Moralité als selbständiges Stück. Durch die Anspielung auf Alain Chartiers *Belle dame sans mercy* wurde die Entstehungszeit beiläufig bestimmt[23]) (1426). *La dame sans mercy* scheint vor der Verfassung von Alain Chartiers Gedicht sprichwörtlich gewesen zu sein. Die Nachbarstücke der Sammelhandschrift (BN. n. acqu. fr. 4512) erlauben ebenso wenig eine Folgerung auf Ursprung und Verfasserschaft der Moralité, wie die Verschmelzung in den alten Drucken, die sich sogar chemischer Ausdrücke bedienten, wie wir solche oben anführten, um die willkürliche Mischung schon im Titel zu verraten. Die Philologie besitzt entsprechende Mittel, um Edelmetall vom Schlacken zu scheiden und dazu gibt dieser bibliographische Beitrag nur eine einleitende Probe[24]).

Paris. LUDWIG KARL.

---

[22]) Hilka, *Plagiate in altfranzösischen Dichtungen.* Zeitschrift für fr. Spr. u. Lit. XLVII, 1924, 60.

[23]) Hilka, *Ein bisher unbekanntes Narcissusspiel.* Breslau, 1914, S. 2.

[24]) Eine genaue Prüfung des Sammelbandes (*La Fontaine des amoureux mondains*), worin wir eine Kompilation des Verlegers (Alain Lotrians oder Jean Janots) erkennen, wird an anderem Orte veröffentlicht.

Der Folk-lore des Mittelalters im franz. Volksepos.

Die Erkenntnis, daß der ernste und durch das Kampfmotiv eng umgrenzte Inhalt der Heldenlieder nach Abwechslung verlange, hat schon im Rolandslied Zusätze veranlaßt, welche diesem Umstande Rechnung tragen sollen. Berichte über fremde Völker, Träume, Erscheinungen und Wunder erreichen diese Absicht, die Spannung der Zuhörer durch Einbeziehung des mittelalterlichen Fabelgutes in den Gang der Handlung zu steigern. So kommt der Folk-lore in das Epos. Er schöpft seine Anregungen aus dem klassischen Altertum und entwickelt sich im Schoße aller jener Disziplinen, welche die Gelehrsamkeit des Mittelalters vorstellen. Wir finden daher in den Epen nur jene Stoffgebiete verwertet, die auf gelehrte Quellen (Kosmographien, Kompilationen und Glossen, Stein- und Tierbücher) zurückgehen.

Das Gebiet dieser Züge ist nicht umfangreich, obgleich jedes Lied Vertreter aufzuweisen hat. Es umfaßt die Anschauungen des Mittelalters über Pflanzen, Tiere, ferner Berichte legendenhaften Ursprungs, Aberglauben jeder Art. Spärlicher in den guten, alten Epen vertreten, machen die jüngeren Lieder ersichtliche starke Anleihen an diesem, für sie unerschöpflichen Gut der Zeit. Was früher noch mehr Aufputz war, ist hier bereits zur Notwendigkeit geworden. Denn die innerhalb der Zyklen erstarrten Motivengruppen lassen dichterischem Schaffen keine freie Betätigung mehr, Stoffwahl und Ausführung stand a priori fest. Da bot die Fabelwelt des Mittelalters den einzigen Ausweg, Neues zu geben und daher finden wir gerade in den jungen Epen die starke Häufung aller hier in Betracht kommenden Einzelheiten. Es war der letzte Versuch, das erlahmende Interesse durch neue Mittel zu beleben. Von diesem Standpunkt ist demnach die ganze Frage zu betrachten: Das Vorkommen folk-loristischer Züge im Epos ist aus bestimmten literarischen Gründen zu erklären. Sie stammen aus dem Schoße der Zeit, die sie als dankbare Lückenbüßer den erstarrten Motiven des Epos überlassen konnte. Weiter zu gehen ist, unnötig und führt zu Annahmen, die sich niemals beweisen lassen.

Von all diesen Zügen der mittelalterlichen Fabelwelt wird am häufigsten das Traummotiv in den Epen verwendet[1]). Beispiele literarischer Verwendung lagen hinreichend vor, abgesehen von der Bibel in den lat. Autoren (Somnium Scipionis mit dem Kommentar des Macrobius, die Träume und Ahnungen in der Aeneis II, 281 ff., III, 154 ff., V, 725 ff. Ovid, Livius u. ä.). Den Glauben an diese Träume und Vorzeichen bezeugt Isidorus[2]), Et. XI, IV: *Vult enim deus interdum ventura significare per aliqua nascentium noxia sicut et per somnos et per oracula* ... Dementsprechend ist auch in den Epen sowohl der Alten als auch der Franzosen der Traum und die Vision als Hinweis auf kommende Ereignisse in den Lauf der Erzählung eingeschoben. Manchmal wiederholt sich der gleiche Traum als Zeichen seiner besonderen Wichtigkeit oder zum Beweis der Glaubhaftigkeit. Gewöhnlich wird die dreimalige Wiederkehr als bindend für die Wahrheit der im Traum gesehenen Bilder betrachtet, vergl. Karlsreise v. 71. *Jo l'ai treis feiz songiet et mei i covient aler.* Entsprechend dem Glauben an seine übernatürliche Herkunft wird der Traum auch sprachlich hervorgehoben, so oft als *merveillous, fier, fort, estrange.* Im Einklang damit steht die Mühe, welche die Epen aufwenden, um den Eindruck des Traumes zu schildern, wobei die Lieder zu immer stärkeren Mitteln greifen, vergl. etwa die Steigerung in Ogier 1774, daß Karl über einen Traum mit dem Bette zusammenbricht. — Träume und Visionen dienen dazu, später eintreffende Ereignisse anzudeuten oder vorzubereiten. In manchen Epen vertreten sie geradezu die Exposition, vergl. diesbezüglich die Träume im Chev. Cygne Godefroy B., Elioxe, wo sie die Stelle der Einführung übernehmen. Daher wird der Traum immer als bestimmt und wahr bezeichnet[3]) (Cour. L. 299, Raoul C. 3516, Aiol 426). Sie bedeuten also einen Wendepunkt für die Erzählung und bereiten im allgemeinen auf böse Ereignisse vor, sie werden daher bei gewissen Voraussetzungen gerne beim Verratsmotiv in Szene gesetzt (Aiol 6710). So sieht im Mort Aymeri 311 der alte Aymeri seinen Tod im Traum voraus, Aye wird auf gleiche Weise auf den Verlust des kleinen Gui vorbereitet. der Cov. Viv nimmt durch den Traum die Unglücksbotschaft vorweg. Dieser Zug des Motives wird nun insofern erweitert, daß im Gegensatz zu den alten Epen, wo der Traum kurz und klar erzählt und schnell erkannt wird (Cour. 288, Mon. II, 6031, Rol.), die jüngeren Epen ausführliche, oft schwer zu deutende Bilder, besonders gerne Tierbilder, vorführen, zu

[1]) R. Mentz: *Die Träume in den altfranz. Karls und Artusepen,* A 73. C. Fritsche: *Die lat. Visionen des Mittelalters, Rom.* F. II.

[2]) ed. Lindsay, *Bibl. Oxoniensis.*

[3]) Nur im Renaut heißt es p. 172/2. *Li hom qui croit en songe a bien Dieu renoiié.*

deren Erklärung Berufene herangezogen werden müssen. Es ist gewöhnlich ein Clers, oft ein Jude, deren Traumdeutekunst auf der nigremance oder Sterndeuterei beruht oder in Büchern niedergelegt ist. Mort Aymeri. *Sajes hom fu et de grant sens porpris. Il ot un livre paré de loz latins Ou li art sont et li vers descrit.* **Aiol 303** *Si sai d'astronomie le convenant. Je vous dirai del songe par avenant.* **— Aus all diesen Ansätzen entwickeln sich schnell kleine, meist feststehenden Episoden, die bei dem betreffenden Anlaß leicht eingesetzt werden konnten Daher ist gerade dieses Motiv schnell zur Schablone geworden.**

Der Folk-lore der Pflanzen ist durch mehrere Varianten vertreten. Gewissen Kräutern wird die Kraft zugeschrieben, das Äußere zu verändern, den Träger gegen Anschläge zu schützen und wunderbare Heilungen zu bewirken. — Auch hier lassen sich die Übereinstimmungen mit gelehrten Quellen belegen[4]). Die Dichter gestalten diese Anschauungen zu oft lebhaften Episoden, die für bestimmte Anlässe vorgesehen sind. Der Späher verändert sein Aussehen mit Hilfe solcher Kräuter, Floov. 1218 *ha a une herbe prise que li dona I mires, Si en a oint son cors, son vis et sa poitrine. Plus ot noire la char que poiz qui est bolie.* **Ebenso geschieht die Veränderung des Aussehens von Renaut und Baiart p. 127, v. 4 ff., ferner von Maugis in Renaut p. 250, wo jedoch die Wirkungen gröbere sind:** *Puis a mengie d'une herbe enflés fu come bous Après se taint d'une autre, noirs fu come charbon et ot les iex tornes, mesians resambla donc.* **Manchmal wird wie bei den Giftpflanzen, die Zubereitung angegeben. Es wird im Mörser zerstoßen, in Wasser und Wein gelöst. Das gleiche Kraut dient dann dazu, das frühere Aussehen wieder zu bekommen. — Die geraubte Verlobte oder Frau wird durch ein Kraut, eine Pflanze oder Wurzel vor den Anschlägen ihres Entführers geschützt und kann ihrem Verlobten, Gatten, unberührt wieder entgegentreten. So Raoul C. 6869 ff.** *La vaillans dame achata la racine. Elle prent l'erbe en sa bouche l'a mise Et. H. coucha avuec s'amie Il l'a ases accolee et baisie. Mais d'autre chose ne li pot faire mie.* **Das gleiche Mittel wendet Orsons Frau an, ihrem Gatten die Treue halten zu können. Hier erklärt ihr die hilfreiche Zofe (Lunete) die Kraft der Pflanze 578 ff., die Wirkung ist jedoch umso bewegter geschildert, da Hugo die Ursache erkennt, 604 ff.** *Lors sambla a Hugon quant la diut appresser. Que li cuers li fallit si commance a trambler.* **Er weiß sofort, woran er ist:** *Piece a que me volez trair et enchanter. Ne puis a vostre cors jor ne nuit reposer . . . Quant*

[4]) Isidorus Etym. XVII, 10. *Sinapis appelatur quod foliis sit similis napis . . . Cuius semine macerato quisquis suas manus infecerit, serpentes impune tractabit. Si quidem e ipsius radice ebur albescat. In cibo quoque venenis obsistit. Nam contra venena radices, nuces, lupini, citrum, opium prosunt sed contra futurum, non contra acceptum venenum.*



cuide a li gesir tout pert sa vigor. Ne pot a il gesir ne acointier s'amor. Que li manbre li fallent si est an tel fricor. — Auf diese Weise ermöglicht der Dichter immer die spätere, ungetrübte Vereinigung der getrennten Gatten, Verlobten, da die Frau natürlich erzählt, auf welche Weise sie allen Anschlägen entgangen ist (Raoul C. 7236 ff.). Dagegen wird die Kraft mancher Pflanzen, Liebe zu erwecken, nur in dem Enf. Garin erwähnt. Hier erweckt der Trank aus verschiedenen Kräutern verbotene Liebe und läßt die Neigung zur Gattin ganz verschwinden. Eine andere Wirkung der Kräuter besteht darin, in Schlaf zu versenken, wenn man sie berührt oder verzehrt, Aye 2453. *Cil porte une racine qui moult mecine ot. Il nen a sous ciel homme, c'il bevoitou menjoit, Lues ne soit endormis, tot maintenant s'endort, Nel puet on esveillier nient plus que c'il fust mors.* In der Prise de Cordres gebraucht die Tochter des Emirs diese Kraft dazu, den Vater in einen tiefen Schlaf zu versenken, aus dem er nur durch ein anderes Kraut erweckt werden kann (v. 1737 ff.). *Deus ne fist home tant soit a mort navrés Se cil qui l'a se poist tant haster Qu'il en eust en la boche cole Ne li feist l'ame et cors restorner.* So wird auch der junge Vivien eingeschläfert und dann verkauft, Enf. Viv. 4855 ff. Er wird von der Wirkung *enchanteis enfantomeis.*

Gerne wird jedoch die Wirkung giftiger Pflanzen in längeren Exkursen anschaulich vorgeführt. Die Zubereitung des Giftes, dessen Wirkung wird eingehend beschrieben. Diesen Kräutern haftet etwas Geheimnisvolles an, ihre Kräfte sind nur Eingeweihten bekannt, vergl. Gaydon p. 3, wo Thibaut seine Kenntnis der syngremance rühmt, die ihm die Einsicht in diese Kräfte der Natur gewährte. Er gibt auch die Wirkung an, die typisch für derlei Fälle ist Gayd. 88 ff. *Qui l'averoit en un mortier triblé Et de blanc vin si l'eust distrempé On en porroit parmains si meciner Deux ne fist home qui de mere soit nes S'il en avoit 1 poi le col passé Confession li leust demander Les ieux dou chief ne li face voler Le cuer dou ventre et partir et sevrer.* Auch für diese Züge lassen sich die Vorgänger aus den lateinischen Autoren beibringen, welche das Motiv in gleicher Weise verwenden: Ovid, Met. VII, 98. *Creditus accepit cantatas protinus herbas Edidicitque usum, laetusque in tesca recessit.* Ferner 224 ff. *Et quas Ossa tulit, quas altum Pelion herbas, Othrys quas Pindusque et Pindo maior Olympus, Perspicit, et placitas partim radice revellit Partim succidit curvamine falcis aënae. Multa quoque Apidani placuerunt gramina ripis.* Selten lesen wir den Namen eines solchen Wunderkrautes, wie z. B. im Fier. 2209 ff. *Vint a la mandaglore 1 peu en a osté, Olivier l'aporta tantost k'en ot usé, Li sanerent ses plaies si revint en santé.* Es ist die Alraunwurzel (*mandragoras)*, die gegen alle Krankheiten hilft, jedoch nicht gegen den Tod, Fier. 2167. *De tous maus fors la mort i troev'on*

ajutoire. **Andere Epen erfinden Namen, die schon die Wirkung erraten lassen, im Otinel heißt es** *Seine* **(2049 ff.) im Boeve Esclaire. Nach den Anschauungen der Zeit wächst dieses Kraut im Paradies, aus dem es nur durch seltsame Weise entführt werden kann. Der Gaufrey gibt diesbezüglich Auskunft, 3968 ff.** *En paradis terrestre dont Adam fut getés, La en est la rachine, ne plus n'en est trouvés. I oisel la porta qui fu bien apensés. En sarrizinois est Durginas apelez, Et si est en franchois aussi Grifon nommés. Il avoit faonné en l'isle Josués, A mon pere le dist I paien Malatrés. Mes peres i ala, qui moult fu redoutés. L'oisel n'i estoit pas, en pourcas iert alés. Mon pere quemanda, qui tant fu alosés, Que li VII grifoniaus fussent mort et tués*[5]). *Dont chascun n'ot d'aage fors V jors passés. A chascun des grifons fu lors le chief coupez. Puis les fist garder bien mon pere le senés Tant que li grifon fust ariere retournés. Et quant vit ses oisiaus qui estoient tués, S'ala querre chele herbe ou tant avoit boutés, S'en donna ses grifons qui estoient tués, Et leur bouta es cors; tant bien fu avisés Par la forche de l'erbe revindrent en santés. Che est la premiere herbe, chen dient li letres, Que Damedieu planta quant il fu devalés, Quant li ange se furent contre li revelés.* **Eine andere Version weiß der Dichter des Elie S. G. 1446 ff. Nach ihm wurden die Kräuter unter dem Kreuz Christi zu Heilpflanzen. Hierher gehören auch die Legenden über den Jugendbaum und dessen Früchte. Wie Wünsche:** *Die Sage vom Lebensbaum und Lebenswasser,* **Lpz. 1905, auseinandersetzt, gehen alle diesbezüglichen Fabeleien auf den Glauben vom Lebensbaum zurück**[6]**). Die Sage verändert sich derart, daß der Baum zum Kraut wird, das aber noch im Paradies wächst**[7]**). Die letzte**

---

[5]) Über die Greife vergl. L. Seeburg: *Die Sage von den Greifen bei den Alten.* Im altfranz. Galien wird als Heimat der Greife *la roche au grifon* erwähnt (p. 231).

[6]) Der Mainet erwähnt eine, nur dem Karfunkel zugeschriebene Eigenschaft des Lebensbaumes. Er leuchtet in der Nacht vor dem Zelt des Admirals. *Une brance d'arbre . . . Dont Diex clost paradis quant i posa Adant. Quant il est nuis ascure si voit si resplendant K'il n'i estuet ja cicerge ne candoile luisant* (*Rom.* IV, p. 331, 145).

[7]) Das irdische Paradies wird in den Epen oft erwähnt, vergl. Baud Seb., wo es von einer Kristallmauer umgeben ist. In der Mitte steht der Apfelbaum, dessen Früchte die Alten verjüngen, die Jünglinge dagegen zu Greisen machen. Diese Angaben sind vielfach in den Kosmographien und Landkarten des 12. und 13. Jahrh. ausgeführt, vergl. diesbezüglich Brunello Latini (l. I, part. IV, ch. XXIII, pag. 159 der Ausg. Chabaille, *Doc. inédits sur l'hist. de France* 1863). *En Inde est Paradis terrestre où il a de toutes de fust d'arbres et de pomes et de fruiz qui soient en terre et si est le arbres de vie que Diex vea au premier home. Et se n'i fait ne froit ne chaut mais que par raison et par atemprance. Et el milieu est la fontaine qui trestout l'arouse et de cele fontaine naissent les IV fluns que vos avez oi.* Diese *fontaine* finden wir nun in ganz gleicher Anschauung in den Nerbonais, wo es anläßlich eines aus dem Paradies stammenden espice heißt. *En paradis fu prise voirement Sor la fontaine qui sort en orient,* Nerb. 4398.

Abschwächung besteht in der Fassung, daß dieses Kraut im Walde oder auf fernen Inseln (s. Gaydon) vorkommt. Es heilt alle Wunden entweder durch Berührung oder durch Auflösung in Wasser oder Wein.

Die Erzählungen über die Kräfte des Wassers finden im Epos wenig Widerhall. Es wird als Mittel gegen Gift im festländischen Boeve H. erwähnt, 2260 ff. *Chou est tous voirs jel vous di sans mentir. Aigue ne puet nul venin consentir. Se li culecre vous vient as dens saisir U li crapaus vous morde a son plaisir, U li lassarde qui vous voille honir U li araigne vous morde en vo dormir U ras pisoit sor vous pour vous honir, Se vous a l'aigue poiés tantost venir, Dedens laver et grant pieche tenir, Mar manderois nul mire por garir, Car vous garra vous n'i poés fallir. Et se aucuns vous fait venin sentir Buvés de l'aigue et s'i ales gesir, Se dieus m'ait gara vous sans mentir.* Der Jourdain Bl. verwertet die Sage, daß das Meer keinen blutenden Körper tragen könne. Der Held kennt diese Eigenschaft 1260. *Il s'est navrez el bras de maintenant. N'avoit autre arme, dont il se fust aidant. Par ce le fist, gel voz di et creant, Mers ne puet sanc souffrir tant ne quant.* Aus gleichem Grunde wird später seine Frau ans Land geworfen 2155 ff. *Que mers ne sueffre arme qui navré fust.* Im Raoul C. findet sich der Glaube, daß das Wasser einer bestimmten Quelle verlorne Manneskraft wieder verleiht v. 7271, *Ancor sai ge tele fontaine vive, Qu'il n'en a home en cet terrien siecle, S'il s'i baignoit une fois a delivre, Et avuec lui sa moillier et s'amie An II mes iex il mestrai a delivre Ch'an celle nuit feroient fil ou fille*[8]).

Diese Kraft des Wassers wird oft durch Legenden erklärt, die teils an die Sage vom irdischen Paradies anknüpfen, teils andere Berichte bringen. So lesen wir in Esclarm. 1478 ff., daß Gott auf einem Berge, wo Christus einst saß, eine Quelle entspringen ließ, die alle Krankheiten heilt, ihr Name ist Iplaire. Gewöhnlich entspringen solche Quellen am Fuße des Lebensbaumes, Esclarm. 1213. *En la montaigne ot une fontenelle ... La est li fruis de Juvent.* Für die Herkunft der Sage vom Strudel des Ozeans in Esclarm. 1403 ff. *Chou est li gouffres qu'on dist de Galilee,* vgl. Vincenz, *spec.* V. c. 8. *Est autem vorago in Oceano quae totas aquas et naves absorbit et revomit.*

Die Steinsagen gehen in ihrer Gänze auf lat. Quellen zurück. Es handelt sich um die manchen Steinen zugeschriebenen Eigenschaften, die den Besitzer dieser Kleinodien, welche gewöhnlich in Ringen, Gürteln als Helm oder Schildschmuck (bes. der Karfunkel[9]) getragen wurden, vor Gift,

[8]) Zum Gegenteil vgl. Isidor: *Cyrici fons amorem veneris tollit.* —

[9]) Zur Herkunft des Karfunkels vgl.: Brunetto Lat. p. 191 *Et sachiez que li aspides porte en sa teste la très luisanz et la precieuse pierre que on claime escharboucle.*

Krankheiten, Nachstellungen, ja oft vor dem Tode schützen[10]. Beispiele bietet jedes Lied, sie können daher übergangen werden. Erwähnt sei noch, daß diese Gaben ohne Vorbehalt ihre Wirkungen äußern, nur in Horn ist die Kraft des Steines an die Bedingung der Keuschheit (v. 2058) im Renier an die der Schuldlosigkeit geknüpft.

Der Folk-lore der Tiere ist fast gar nicht vertreten. Gelegentlich kommen monstra in den Bericht von Abenteuern hinein, Greife[11]) (Gaufrey 3968 ff., die *roche au Grifon* im Galien p. 231) öfters Schlangen oder Drachen. Sie sind die Hüter des Jungbrunnens, Huon 5555. Der Kampf mit einem solchen Ungetüm wird mit einer genauen Beschreibung des Tieres in den Chetifs p. 236 vorgeführt. Schlangen und anderes kriechendes Gewürm ist giftig, wie die Aufzählung im festl. Boeve H. zeigen. Im Gegensatz zu der sonst herrschenden Ansicht, Gift aus Pflanzen zu gewinnen, erzählt er v. 679 ff. *Grandes culevres et crapaus asambla, Porir les mist et puis les pestela, Les ieus d'aragne avoeques pestela.* Sonst taucht öfters der Glaube auf, daß Schlangenhaut gegen Hieb und Stich schütze, Gaufrey 3563 *Mez la pel du serpent dont*

---

10) Als Nachtrag zu den älteren Quellen mögen die folgenden, den Epen zeitgenössischen Angaben aus dem *speculum naturale* des Vincenz v. Beauvais dienen, welche alle in den Liedern vorkommende Berichte einschließen (p. 513/14 d. Ausgabe der Benektiner v. Douay 1624) *Adamas venena irrita facit et lymphationes abigit. Metusque vanos a mente expellit. Virtus eius est in auro vel argento vel ferro valetque contra insaniam et contra venena et vana somnia et phantasmata. Et contra incubos et contra hostes indomitos gestatus in lacerto sinistro* vgl. dazu Gaufrey 7801: *La pierre a tel vertu que qui la portera Anemi ne maufi ja ne li mesfera.* Über den Saphir (542): *Et qui portat eum non ulla fraude necatur. Invidiam superat nullo terrore monetur. Hic lapis, ut perhibent, educet carcere vinctos obstructasque fores ac vincula tacta resolvit.* — Von anderen Steinen kommt hier noch die Sage von Magnetberg in Betracht. Sie erscheint Esclarm. 1053 ff. und kann bei Vincenz l. VIII, c. XXI belegt werden: *Dicit enim Gal. in lib de lapidibus quod nautae navem fereos clavos habentem illuc non audent ducere . . . Nam ea illis montanis appropinquante omnes clavi et quidquid ferri in ea habetur, a montanis attrahuntur sua proprietate.* Gleichfalls belegt kann der Bericht des Bast. Bouillon werden, daß der Magnet das Götzenbild Mohamets schwebend in der Luft erhalte, Vinc. l. VIII, c. XX: *Et hoc autem, quod magnes ferrum attrahit, tam mirifica fiunt arte mechanica, ut ei qui nesciant, opinentur esse divina. Unde factum est, quod in templo lapidibus magnetibus in solo et in camera proportione magnitudine positis, simulacrum ferreum aeris illius medio inter utrumque lapidum quasi numinis potestate penderet.* — Diese Sagen über Steine finden sich auch in biblischen Berichten. So erzählt Josephus von den Edelsteinen des jüdischen Hohenpriesters, daß sie einen sonderbaren Glanz von sich geben, wenn Gott antworten wollte, und daß dieser Glanz 200 Jahre vor der Eroberung Jerusalems erloschen sei.

11) Sie werden schon früh mit Stein- und Goldsagen in Zusammenhang gebracht, vgl. Solinus: *In Asiatica Scythia terrae sunt locupletes inhabitabiles tamen. Nam cum auro et gemmis affluant gryphes universa tenent olites ferocissimi et ultra omnem rabiem desaevientes quorum immanitate obsistente advenis accessus rarus et.*



fu envelopés L'a de mort garanti, qu'il ne l'a entemmés; Il semble qu'a I marbre soit li achier hurtés. In Alisc. trägt Agrapart die Haut über dem Panzer, in Ans. C. v. 6743 hat ein Bärenfell, im Girart Viane p. 130 eine Fischhaut diese Eigenschaft. Von andern Tieren erwähnt nur der Gaufrey das Einhorn 4916 *Une petite corne avoit u front devant Le cheval cornut l'apelent la gent.*

Der Sternenglaube und die Meinung, zukünftige Ereignisse vorherbestimmen zu können, ist dem Epos nicht fremd. Hier sind die Sarazenen die Vertreter dieser Künste. Das Epos hebt gewöhnlich ihre Kenntnis der Sterndeutekunst hervor, Floov. 739 *Lai ot I Sarrazin qui ot non Jacobe .... Et si sot des estoiles et dou cours de la mer.* Auch die Frauen besitzen diese Kunst, so die schöne Galiene im Mainet, Dionès in der Entrée 13580 ff. und im Reiner wird der Held von der klugen Ydoine in der *yngromance* und *divinité* unterrichtet. Renaut dagegen wendet sich an die Geistlichen p. 300, v. 32. *J'irai en l'abeie a nostre abé parler Si ferai le gramaire lire et conjurer.* Die Dichter beschreiben öfters solche Beschwörungen und benützen die Gelegenheit, ausführliche Beschreibungen zu geben. Die gewöhnliche Bezeichnung ist *geter la sort.* Der Kundige sieht wie beim Traummotiv die Zukunft voraus, doch muß diese erst aus Bildern und Gleichnissen erschlossen werden, was natürlich reichlich Gelegenheit zu langen Ausführungen gibt, vergl. außer Godefroi B, p. 80, Chetifs p. 207 Mon. II 2893 ff. die etwas ungewöhnliche Losbefragung in der Entrée d'Esp. 400 ff. *Del conseil departi Marsille l'ammirans En un vergier desis folus et vedeians O avoit un vasel d'argent e tot d'eve plans. En la loi Sarasine fu Mars. saçans D'art et d'estrologie e fu bons nigromans. Entor l'eur del vaissel a escrit de sa main les regnes e les terres da lavant a ponans. Uns dormoncel petit que fu de cire blans, A mis por dedanz l'eve n'i avoit estormens «Queil part fierra», dist il, «le vasels que est ci dans, Celle part ira Carles de tot en sui credans». Alor gieta ses ars. Troi fois en un tenans O fu le nom d'Espagne fiert droit le calans. Quant l'amirans le voit, si devient paille et vans Come cil que ce croit de guerre aseyurans.* — Zur Erklärung dieser Lose dienen oft eigene Gelehrte, die mit der *nigromance* vertraut sind. Diese wurde nach der Entrée v. 7468 ff. zuerst von Manigroz de Bucie in Valestraine erfunden, dessen Bewohner *por lor ensagne aportent tote fie Un escolier che un diables lie.* Die Meister in Lion B I. kommen aus Köln und lehren in Toledo die geheimen Künste, die ihnen der Teufel zeigt. In Valent und Orson erlernt der Held die schwarze Kunst aus einer Tafel und muß dafür später harte Buße tun. — Die Astrologie lehrt den Einfluß der Sterne auf die unter ihrem Kreise entstandenen Lebewesen, bes. Menschen. Auch im Epos läßt sich dieser Glaube

belegen, vergl. Entrée 2365 ff. *Quant vostre per vos encendra d'uxor A l'encendrer et al nastre ancor Regnoit sor vos le planet de fredor Mars regnoit en gent estranier. S'adonc non sunt planete mentior E cels que sunt des estoiles dotor Bien devois estre soverans vanteor.* Und Fernagu erhält seine Unverwundbarkeit dadurch, daß er unter dem Planeten Chavalchabas geboren wird, Entrée 4005 ff. *La car de cil que naistra desor li En totes pars est plus fort qu'esmeri Fors en cel leu ou il fust celui di Trenciez de fer.*

Die Legendenwelt des Christentums ist in den Epen durch zahlreiche Züge vertreten. Engel erscheinen und überbringen Befehle, lenken Handlungen, lösen Verwicklungen durch ihr Eingreifen. Vom Roland an können hierfür Belege beigebracht werden. Während sich aber die alten Epen immerhin in den Grenzen der gewöhnlichen Anschauungen halten, tragen die jungen Lieder immer stärker auf. Bezeichnend hierfür ist Ide 7223 ff., wo der Engel den Zweifel des Kaisers Otto über das Geschlecht seines vermeintlichen Schwiegersohnes löst und die für den Ausgang notwendige *transformatio feminae in virum* ankündigt. Die gleiche Situation finden wir in Trist. Nant., wo ein Engel es der als Mann verkleideten Blanchandine freistellt, Frau zu bleiben oder Mann zu werden, Sie wählt das Letztere. Wunder erinnern an die Bibel: Verlängerung der Tage (Roland) der wunderbare Durchgang durch einen Fluß (Gir. V. Ren.) die Eroberung einer Stadt nach dem Vorbild von Jericho (Guide B.), das Erscheinen des hl. Geistes bei der Bekehrung Otinels in Gestalt einer Taube, in Chev. Cygne läßt sich eine weiße Schwalbe auf den Helm des Elyas nieder, bei dessen Taufe die Glocken von selbst zu läuten beginnen. Andere Züge lassen die spätere Legendenwelt des Mittelalters hervortreten. Der Balsam, mit dem Christus gesalbt wurde, vollbringt wunderbare Heilungen, Fierabras 526, Destr. 1286, Gaufrey 3955 ff. (hier abweichend aus den Kräutern des Paradieses erzeugt). So weiß der Bast. Bouill. v. 1370 ff. von der hl. Kerze (*chierge loé*) Aspremont vom Holz des Kreuzes, die Entrée von Kreuzlegenden 17, 716 ff., der Renaut von Wunder seines toten Helden zu erzählen. — Wir hören von der Strafe des Brudermörders Kain, der in dem von Nägeln durchbohrten Faß im Sumpfe von Abilant hin- und hergeschleudert wird (Esclarm 1778 ff.) und kommen mit Huon zu Judas, der im Meere seine Strafe abbüßt (Escl. 995 ff.). Teufelsbeschwörungen, Austreibung böser Geister aus Götzenbildern (Aub. Bourg. Maugis 797, Mon. II, 9596) zeigen die ernsteren Seiten dieser Legendenwelt.

Am eingehendsten verweilt das Volksepos bei der Beschreibung von Riesen, fremden Völkern, deren Absonderlichkeiten und seltsames Aussehen der Phantasie freien Spielraum zu allen möglichen Exkursen gab. Gerade für dieses

Motiv hat man, mit Hinblick auf die deutschen Riesensagen, Beeinflussung vom deutschen Folk-lore angenommen (Fritz Wohlgemut *Riesen und Zwerge in der altfrz. erzählenden Dichtung* 1907). Züge der deutschen Riesensage wären auf ähnliche, schon bestehende Anschauungen der frz. Heldensage übergegangen und hätten hier die Entwicklung der Riesensage gefördert. Diese Ansicht, die mit der Hypothese vom germanischen Ursprung des altfrz. Heldensanges zusammengeht, nimmt Beeinflussung von außen an, während nähere literarisch belegbare Quellen das langsame Werden des Motives mit seinen Annexen zu verfolgen gestatten. Es sind die in den Kosmographien und Kompilationen niedergelegten Berichte über Wundervölker und fremde Länder, deren Kenntnis seit dem 12. Jahrhundert durch diese Werke in weitere Kreise drang. In Betracht kommen insbesondere die Etymologien des Isidorus Hispalensis, dann die *Imago mundi* des Honorius Augustodunensis, der *liber monstrorum* (Haupt, Berlin 1863), ferner der *Speculum historiale* des Vincenz von Beauvais, der noch reiche Glossen anführt. In franz. Sprache erzählt der *Tresor* des Brunetto Latini (hgg. v. Chabaille in den *Doc. inédits sur l'hist. de Fr.* 1863, l. I. p. IV, ch. XXIII.) manche für die Epen in Betracht kommenden Einzelheiten. Von den lat. Texten steht Plinius an der Spitze mit den in Buch VII, c. I. ff. niedergelegten Berichten, die hier auszugsweise folgen:

Plinius *nat. hist.* VII, 2.

„Praecipue India Aethiopumque tractus miraculis scatent... In monte cui nomen est Nulo homines esse aversis plantis octonos digitos in singulis habentes auctor est Megasthenes, in multis autem montibus genus hominum capitibus caninis ferarum pellibus velari pro voce latratum edere, unguibus armatum venatu et aucupio vesci; horum supra CXX fuisse prodente se Ctesias scribit ... idem hominum genus qui monoculi vocarentur singulis cruribus, mirae pernicitatis ad saltum, eosdem Sciapodas vocari, quod in maiori aestu humi iacentes resupini umbra se pedum protegant, non longe eos a Trogodytis abesse rursusque ab his occidentem versus quosdam sine cervice oculos in umeris habentis. Choromandarum gentem vocat Tauron silvestrem, sine voce stridoris horrendi, hirtis corporibus, oculis glaucis, dentibus caninis ... Alibi cauda villosa homines nasci pernicitatis eximiae, alios auribus totos contegi.“

Mehr Einzelheiten gibt Isidorus[12]) liber XI, 3, 12 ff.:

„Sicut autem in singulis gentibus quaedam monstra sunt hominum, ita et in universo genere humano quaedam sunt monstra gentium, ut Gigantes, Cynocephali, Cyclopes etc. Gigantes dictos iuxta Graeci sermonis ethymologiam, qui eos

[12]) ed. Lindsay, bibl. Oxoniensis.



gegeneis existimant, id est terrigenas, eo quod eos fabulose parens terra immensa mole et similes sibi genuerit ... Falso autem opinantur quidam inperiti de Scripturis sanctis praevaricatores angelos cum filiabus hominum ante diluvium concubuisse, et exinde natos Gigantes, id est nimium grandes et fortes viros, de quibus terra conpleta est. Cynocephali appellantur eo quod canina capita habeant, quosque ipse latratus magis bestias quam homines confitetur. Hi in India nascuntur. Cyclopes quoque eadem India gignit; et dictos Cyclopes eo quod unum habere oculum in fronte media perhibentur. Blemmyas in Libya credunt, truncos sine capite nasci, et os et oculos habere in pectore. Alios sine cervicibus gigni, oculos habentes in humeris. In ultimo autem Orientis monstruosae gentium facies scribuntur. Aliae sine naribus, aequali totius oris planitie, informes habentis vultus. Aliae labro subteriori adeo prominenti ut in solis ardoribus totam eo faciem contegant dormientis. Aliis concreta ora esse, modico tantum foramine calamis avenarum pastus haurientes. Nonnulli sine linguis esse dicuntur, invicem sermonis utentes nutum sive motum. Panotios apud Scythiam esse ferunt, tam diffusa magnitudine aurium ut omne corpus ex eis contegant. Artabatitae in Aethiopia proni, ut pecora, ambulare dicuntur."

Summarisch ist der Bericht der *imago mundi*[13]) l. I, cap. XII:

„Sunt ibi (in India) quaedam monstra, quorum quaedam hominibus, quaedam bestiis ascribuntur ut sunt ii qui aversas habent plantas, et octonos simul sedecim in pedibus digitos, et alii, qui habent canina capita, et ungues aduncos quibus est vestis pellis pecudum et vox latratus canum ... Ibi sunt et monoculi et Arimaspi et Cyclopes. Sunt et Scinopodae qui uno tantum sulti pede auram cursu vincunt, et in terram positi umbram sibi planta pedis erecta faciunt. Sunt alii absque capite quibus sunt oculi in humeris, pro naso et ore duo foramina in pectore, setas habent ut bestiae ..."

In Einzelheiten, die im Epos wiederkehren, bringt der *liber monstrorum*[14]) interessante Ergänzungen zu den sonst ziemlich gleichlautenden Berichten der mittelalterlichen Kompendien:

„4. Et quosdam immensa corporum magnitudine et bellicosissimos fuisse legimus qui in ambis manibus digitos sex et singulis habuerunt pedibus, mente tamen rationabiles erant et IV tantum augmento digitorum a ceteris discrepuerunt hominibus.

9. Et quendam hominem in Asia natum ab humanis parentibus monstrosa conmictione didicimus qui pedibus et

[13]) Migne Patr. lat.

[14]) Haupt, Berlin 1863.

ventre fuit genitori conpar, sed tamen duo pectora et IV manus et bina capita habuit.

13. Et puellam quandam in occiduis Europae litoribus necdum turgentibus mamnis repertam didicimus, quam undae Gurgitum ab Oceano terris advexerunt, cuius magnitudinem L. pedibus designabant. Erat enim ipsius corporis longitudo L. pedum et inter humeros VII latitudinis habuit.

15. Et in India iuxta Oceanum pilosum toto corpore quoddam genus hominum didicimus . . .

16. Cynocephali quoque in India nasci perbibentur, quorum sunt canina capita, et omne verbum quod loquuntur intermixtis corrumpunt latratibus.

17. Et ferunt genus esse hominum quos appelant Graeci sciapodas eo quod se ab ardore solis pedum umbra iacentes resupini defendunt, sunt enim celerrimae naturae.

20. Quidam quoque homines Brixonti Niloque fluminibus vicini corpora miri candoris habentes XII pedum altitudinem habentia facie quidem bipertita et naso longo et macilenti corpore describuntur."

Vergleicht man nun die in den Epen erwähnten Angaben über das Aussehen und die Eigenschaften der Riesen bezw. fremder Völker mit den vorher gebrachten Berichten, so ergibt sich die starke Beeinflussung der Epik durch diese Fabeleien. Die Riesen sind durchweg häßlich, sie fallen gewöhnlich durch ihre schwarze Hautfarbe auf, vgl. Rol. 1917, 1933, Nerb. 4591 (Gadifer) Gaufrey 5958 (Machabré) die Völker in den Nerb. 3803, 7229, 7247. Bueve (Escopart) 1751. Von Einzelheiten kehren wieder 1. die Erwähnung von Tierköpfen; die *canina capita* der *imago* und des *liber monstr.* 16 finden ihre Entsprechung im R. Alix, p. 336, v. 7 bei Otifal[15]). Estragot der Destr. 1092 gleicht einem Eber, bekannt ist das Katzenungetüm *Chapelu* im bat. Loq. 2. Der Hinweis auf die Zähne, *dentibus caninis* des Plinius, L'Escopart, Bueve 1761 *les denz longes com un sengler*, Tabur, Arch. 3172 *longes les denz,* Al. 370, v. 5 *les dens ot lons plus que sanglers ne pors* Nerb. 3806 *danz bien tranchanz.* Die Bemerkung des *lib. monstr.* 20: *longo naso* deutet auf die im Epos oft vorkommende

[15]) Die Meinung daß es Leute mit Hundsköpfen gebe, wurde im Mittelalter ernsthaft diskutiert. Neben Indien glaubte man auch im Norden solche Völker zu finden. „In der Mitte des 11. Jahrhunderts fand ein Briefwechsel über die Hundsköpfigen zwischen zwei angesehenen Priestern Rimbert und Ratram statt. Rimbert machte auf Ratrams Wunsch diesem Mitteilung von dem, was er über Hundsköpfige wußte und was sich aus seinem Briefe erhalten hat, beweist, daß er nicht von jenen indischen Hundsköpfen sprach . . . Dazu die Karte des Domherrn an der Mainzer Frauenkirche Heinrich, die im Norden von Russia und Dacia die Halbinsel der Hundsköpfigen zeigt."

H. Wuttke, *Einleitung zur Kosmographie des Istriers Aithikos,* p. XXII, XXIII.



ausdrücklich erwähnte Absonderlichkeit der Nasen hin. Marmonde hat in Ans. 5548: *bochu les nes, l'Escopart,* Bueve 1752 *le nes out mesasis et cornus par devant* Walegrapes Al. 370, 4 *Agu ausi com un butors.*

Plinius spricht, von den *glaucis oculis* eines Volkes, das Epos weist oft auf die Farbe der Augen von Riesen und Völkern hin. Sie sind meistens rot und machen den Eindruck glühender Kohlen, vgl. Gaufrey 2973 (Nasier), Cor. L. 506 (Corsolt), Ogier 10020 (Brehier), Isembart in Bat. Loqu. und Agolafres im Fier. 4746 erinnern durch die Anordnung der Augen, jener mit einem auf der Stirne, dem zweiten unter der Nase, dieser mit beiden Augen in dem Nacken, an *Plinius*: *quosdam sine cervice oculos in humeris habentis.* Stark wurde der Bericht Isidors: *Panotios apud Scythiam esse ferunt, tam diffusa magnitudine aurium ut omne corpus ex eis contegant,* für das Epos ausgeschrotet.

Wir lesen die gleiche Angabe in den Nerb. 3808, Gaufr. 5863 ff., Fier. 4750/2 und Isembart in der Bat. Loqu. (vgl. für das Deutsche den Herzog Ernst). Krallen sind eine gefährliche Waffe der Riesen. Tabur, Arch. 3173 *ne porte arme fors le bec et les ungles,* vgl. ferner Escopart Bueve 1765 ff., Prise 233. Dieser Zug weist auf Plinius zurück: *genus hominum . . . unguibus armatum.* Ebenso findet die Bemerkung des liber m. 15, *pilosum toto corpore quoddam genus hominum* im Epos seine Entsprechung, indem die Riesen als *velus* bezeichnet werden. Cov. 1610, Ren. p. 86 10, 87 14, 88 31, Bueve 572 *Plus estoit velu ke nul porc o tusun*[16]).

Die Bemerkung des liber m. 9, *duo pectora et IV manus et bina capita habuit* scheint das Portrait der Cordaglant im Ogier beeinflußt zu haben: 9817 ff. *deus neix, deux mentons, quatre bras, deux boces, deux nés, quatre bras quatre poins* (12816 ff.). Ähnlich dürfte die Beschreibung der Micnes im Rol. 3222 *sor les eschines qu'il ont enmi le dos* auf Anschauungen zurückgehen, wie sie Isidor verzeichnet: Blemmyas in *Libya credunt truncos sine capite nasci et os et oculos habere in pectore.* Die Plattfüßler (liber m. 17) sind öfters vertreten. Gui Bourg 1780 *la jambe plate, le talon crevé,* Escopart Bueve 1753-7 *les jambes out longes et gros, les pez larges e plaz.*

Was von den Riesen, ihrem Geschrei mit seinen Varianten (*braire, henir, glatir,* vgl. Rol. 3259 si com chien i glatissent) gesagt wird, weist auf die entsprechende Angabe der lat. Quellen hin: *vox latratus canum* der im. mundi, l. m. 16.

Wie in allen Vorlagen, so ist auch in den Epen als Heimat dieser exotischen Völker und Riesen das Morgenland angegeben, vgl. Cour. 310 *Corsolt d'oltre la roge mer,* Baligant

[16]) Wohlgemut möchte in diesem Zug germanischen Einfluß sehen (l. c. p. 46). Die lat. Quellen machen diese Annahme hinfällig.

und Micnes im Roland. Deutlicher schließt sich Alisc. einer Bemerkung des Honorius in seiner *imago mundi* an der c. XXXVI berichtet: *Est quaedam oceani insula dicta perdita amoenitate et fertilitate omnium rerum prae cunctis terris longe praestantissima* . . . Denn der Dichter von Alisc. verlegt dahin die Heimat der Riesen, die nach ihm v. 6470 auf der isle perdue[17]) hausen. Ähnlich berichtet auch Aye 1415 von der Heimat der Pinconet.

Lassen sich also die Beziehungen zwischen dem sogenannten „Volksgut" und den gelehrten Quellen der Zeit ganz deutlich belegen, so bleibt noch die Frage zu beantworten, wie der Zusammenhang zu finden ist zwischen Epos und Wissenschaft. Ein Berufener möge die Antwort erteilen: „*Mais les légendes, acceptées par la foi populaire pour vraies, appartenaient à une tradition que tout te monde ne pouvait remanier tout à fait à sa fantaisie. Les données fondamentales en représentaient au XIIe et au XIIIe siècles un héritage ancien qui avait été constitué par de lointains aieux. Or, cet héritage fut précisément transmis par des clercs aux générations nouvelles. Ce sont eux qui, dans ce vaste travail de traduction entrepris déjà au XIe siècle, révelèrent au grand public laïque les secrets admirables de la lettre latine, et c'est une initiative qui compte dans l'histoire d'une littérature d'y avoir lancé un flot si abondant de thèmes merveilleux . . . . Et ainsi plusieurs genres qui n'étaient ni savants, ni religieux, ont dû au clercs leur matière et leur forme* (Faral, *Les jongleurs* p. 119-20). Das Bindeglied ist demnach der jongleur, der die Kenntnisse besserer Tage nun für sein Handwerk verwendet. alles, was romantische Begeisterung für geheimnisvolles Arbeiten des Volksbewußtseins angestaunt hat, muß auf realeren Einfluß zurückgeführt werden.

Wien. STEFAN HOFER.

---

17) Diese Insel wird noch einmal im Foucon p. 68 erwähnt: *Son hauberc faisoient Fees en l'isle de Perdus.*

Die anglonormannische Kompilation didaktisch-epischen Inhalts der Hs. Bibl. nat. nouv. acq. fr. 7517.

Die aus der Ashburnham-Sammlung stammende, jetzt in der Bibl. nat. als nouv. acq. fr. 7517 aufbewahrte Handschrift, anglonorm., Mitte 13. Jhs., enthält hinter dem Chastoiement[1]) eine Reihe von Verserzählungen, die, stets durch einen Prolog eingeleitet, in ähnlich didaktisch-moralisierender Tendenz, da gleichfalls ein Vater seinen Sohn unterweist, eine Art von Pendant bilden sollen. Aber ihrem Inhalt wie Charakter nach entfernen sie sich ganz und gar von den bekannten Geschichten des Chastoiement, es sind mehr Exempel, wie man wahre von falscher Liebe scheiden kann. Das letzte der 12 Stücke gar will dem Prolog zufolge den Wert der chevalerie aufweisen und ist, da leider unvollständig überliefert, der Rest eines dem bretonischen Kreise von Ouwein, Sohn des Noun, zuzuweisenden Abenteuerromans, über dessen Quellen auch P. Meyer[2]), der einige Proben in seiner sehr summarischen Notiz über diese Sammlung eines Anglonormannen gebracht hat, nichts sagen konnte. Da diese Dichtung demnach ein gewisses Interesse beansprucht, glauben wir ihren Abdruck im Verein mit den übrigen Stücken rechtfertigen zu können. Einige einleitende Bemerkungen mögen sie inhaltlich charakterisieren.

Prolog v. 1-12. Der Kompilator will mehrere Liebespaare vorführen *ausi cum en escrit trové ai* und erhofft für seine Mühe den Dank der Nachwelt.

I. v. 13-100. Geschichte eines Ritters mit zwei Geliebten, einer reichen und einer armen. Nur diese bleibt ihm treu, obwohl er sie vernachlässigt. Denn als die Reiche zehn Männer dingt, um sich, während der Ritter bei ihr liege, seines Reichtums zu bemächtigen und ihn zu töten, warnt ihn die Arme vor diesem Verrat und legt sich für ihn ins Bett, sodaß er die Meuchelmörder ergreifen und dem Galgen

---

[1]) Vgl. Petri Alfonsi Disciplina clericalis. III. Französische Versbearbeitungen, hgb. A. Hilka und W. Söderhjelm. Helsingfors 1922 = Acta societatis scientiarum fennicae, t. XLIX, nr. 4, p. XI.

[2]) Bulletin de la Société des anciens textes français, 13e année, Paris 1887, p. 84 ff.



überantworten kann. Dann ereilt auch die Anstifterin seine Rache: *La dame fit escorchier, Sun cors en mer loinz giter.* Das arme Fräulein aber wird von ihm geheiratet. Schlußmoral: *Meuç vaut amer povere pucele Ke riche dame ke seit delele.*

II. v. 101-176. Geschichte eines frivolen Spötters und Frauenverächters, der deswegen zwar in Keuschheit lebt, aber durch sein Preisgeben mancher Geheimnisse von Frauen, die seine Neigung erhofften, viel Unheil anstiftet. Schließlich überlistet ihn eine und raubt ihm die so lang gehütete *preciouse virginité.* In einer langen Klage ergeht er sich über Frauentücke, die das Beste vernichte.

III. v. 177-452. Es wird gewarnt vor Wandelbarkeit in Liebesdingen *(novelerie),* die sich bitter räche. Geschichte eines Ritters, der eine Geliebte wegen einer anderen hintergeht, aber hierdurch verscherzt er sich wahre Herzensneigung, die ihm zuerst an einem Neujahrstage zuteil ward. Umfängliche Redepartien bilden hier ein Plagiat aus dem Partonopeus roman[3]).

IV. v. 453-492. Der Besitz eines kleinen Schatzes ist mehr wert als der eines schimpflichen Reichtums. Geschichte eines Jünglings, der von den Richtern verurteilt wird, einen von seiner Geliebten erhaltenen Schatz zurückzugeben, da er den damals geschlossenen Vertrag, der Dame satt geworden, gebrochen hat. Er verfällt in die frühere Armut.

V. v. 493-962. Ausfall gegen Frauen, die sich an Niedrige wegwerfen. Die Erzählung wird mit Artur und seiner Tafelrunde in Verbindung gebracht. König Artur begegnet einem seltsamen Aufzuge: auf einem elenden Klepper reitet ein stattlicher Ritter, innerhalb seiner Begleitung sieht man ein schwarzes Scheusal gleich einer Ausgeburt der Hölle in elendem Gewand, auf magerem Roß, mit kläglicher Ausrüstung. Eine stattliche Dame, dahinter auf einem prächtigen Zelter trabend, erregt aller staunende Aufmerksamkeit. Es folgt ein Ritter, das Muster männlicher Schönheit, auch sein Reittier ist untadlig. Dieser berichtet Artur sein Mißgeschick: Jener Dame, obschon von einem eifersüchtigen Ehemann bewacht, habe er all sein Streben im Umwerben und Erwerben von Preis bei Turnieren geweiht, aber stets wies sie ihn ab. Schon hoffte er, ihren spröden Sinn umgestimmt zu haben, da muß er sie in einem Vorgarten ihrer Burg überraschen, wie sie sich eben jenem Scheusal hingeben will, obwohl er sie wegen ihres verspäteten Kommens gröblichst mißhandelt. Das schuldige Paar fleht ihn um Gnade an, er aber läßt sie

---

3) Abdruck dieses Stückes in meinem Artikel: Plagiate in altfranz. Dichtungen = Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit. XLVII (1924), p. 61 ff.



Reittiere besteigen, um vor aller Öffentlichkeit beim nächsten Turnier die Aburteilung der Ruchlosen durch Arturs Tafelrunde herbeizuführen. Kei ist für eine drastische Bestrafung: der Dame möge man das glühende Schandeisen auf einen gewissen Körperteil aufdrücken, den Schurken aber zur Hölle befördern. Doch dies Urteil ist nicht nach dem Sinne des Hintergangenen; er will doch noch bei seiner alten Liebe verharren. Alles lacht.

Dies Motiv von der zu ihrem schmutzigen Liebhaber (meist ist ein Neger genannt) schleichenden und von ihm gemißhandelten Ehebrecherin gehört der internationalen Erzählungsliteratur an.

Ursprünglich in Indien lokalisiert, verbreitete sich dieser Stoff von Frauentücke über den Orient wie Occident. Dort haben wir als die markantesten Beispiele die Tripiṭhaka, Jātaka, Çukasaptati nebst Tūti-Nameh. Kathāsaritsāgara, Hemacandra. Jinakīrti, 1001 Nacht, hier Ariost (Orlando furioso XXVIII), Sercambi, Masuccio, Morlini, Sansovini, Cent nouvelles nouvelles, Heptameron, Lafontaine (Joconde = Contes I 1, vgl. die Nachweise bei H. Regnier IV (1887), p. 17 ff.).

Vgl. Th. Benfey, Pantschatantra I, Leipzig 1852, p. 442 ff. V. Chauvin, Bibliographie des ouvrages arabes, t. V (1901), p. 188 ff. P. Rajna, Le fonti dell' Orlando furioso,[2] Firenze 1900, p. 439 ff. Di una novella ariostea e del suo riscontro orientale = Atti della r. Accad. dei Lincei, Rendiconti, V (1889), p. 268 ff. Per le origini della novella proemiale delle „Mille e una Notte" = Giorn. della Soc. asiat. italiana XII (1899), p. 171 ff. P. Toldo, Contributi allo studio della novella francese. Roma 1895, p. 74, 98, 118. E. Cosquin, Le prologue-cadre des Mille et une Nuits = Revue biblique internationale, nouv. série, t. VI (1909), p. 7 ff. Fischer-Bolte, Reise der Söhne Giaffers, p. 217. R. Köhler, Kleinere Schriften I, p. 81, 217, 266. A. Wesselski, Märchen des Mittelalters, Berlin 1925, p. 185, 188 ff.

Die Geschichte dieses Themas zeigt als kecke Ehebrecherin in den meisten Fällen eine hochstehende (Königin) oder durch seltene Schönheit ausgezeichnete oder besondere Empfindlichkeit heuchelnde Frau, die sich einem Scheusal, einem häßlichen Diener, Elephantenwärter, Stallknecht, einem elenden und gelähmten Krüppel[4]) (aber der Neger oder schwarze Sklave scheint doch der beliebteste Typus zu sein) preisgibt und obendrein wegen ihres verspäteten Erscheinens sich geduldig Faustschläge (oder Fußtritte oder Stöße vor die Brust) gefallen läßt.

Daß dieser Stoff, in den Artus-Kreis hineingestellt, auch

[4]) Sercambi's Fassung vom gaglioffo, che andava col culo innel catino (im letzteren spielt sich der Akt ab) grenzt bereits ans Groteske.



in einer altfranz. Version[5]) auftaucht, scheint mir nicht ohne Bedeutung für die seit Benfey, Cosquin u. a. wieder auflebende These von der Wanderung orientalisch-indischer Erzählungen, besonders von Frauenlisten, zu sein. In diesem Zusammenhange ist auch die Figur des Schwarzen bemerkenswert, wie sie z. B. selbst durch mündliche Tradition eine ungarische Geschichte festgehalten hat[6]), mitgeteilt in der Revue des Traditions populaires IV (1889), p. 44 ff. Hingegen ist es für uns belanglos, daß auch da die Zusammenkunft des schuldigen Paars in einem Garten stattfindet. Die Schonung der sich so ungeheuerlich Entehrenden, in unserer Dichtung, die von vornherein die Handlung in die höfisch-ritterliche Sphäre versetzt, ein Zeichen überschwenglicher Neigung, entspricht dem allgemeinen Charakter dieses Motivs, galt es doch den echt buddhistischen Satz nachzuweisen, daß das Weib, zum Fehltritt stets geneigt[7]), dafür nicht mit dem Tode büßen dürfe. Sonst ist Verachtung oder Großmut die gegebene Strafe[8]).

VI. v. 963-1118. Gleichfalls an die matière de la Bretagne angelehnt. König Artur erblickt einen in nachlässiger Haltung dahinreitenden und laut singenden Ritter (ein anderer begleitet ihn), der seinen wiederholten Gruß nicht erwiedert. Den Seneschall Kei, Lancelot und Perceval sendet er in dessen Nähe, um Näheres über ihn zu erkunden. Endlich läßt er sich herab zu berichten, wie eine spröde Schöne nach vierjährigem Umwerben ihn veranlaßt, aus dem nächsten Turnier als Sieger hervorzugehen. Er malt sich bereits aus, wie er Gauvains Schwester seinem Gefährten zusprechen kann. Keis Spott berührt ihn nicht, er zahlt ihm mit gleicher Münze heim. Der König verhindert aber, daß Kei sich auf ihn stürzt. Moral: *de leger puit estre honi Celi ki resaluer ne deingne.*

Dies Stück scheint eine Episode aus einem längeren bretonischen Romane zu sein.

VII. v. 1119-1302. Die alten Bräuche soll man ehren. Entlehnung der Episode aus Hunbaut v. 2414 ff. von Ydones Zelt, dem trotzigen Ritter, der es unterläßt, diese Dame zu begrüßen, aber von Gauvain dazu gezwungen wird, nachdem

---

5) Über die Anspielungen auf die zugunsten eines Zwergs verübte Untreue der Gemahlin Konstantins vgl. Tobler, Kaiser Constantinus als betrogener Ehemann = Jahrb. f. rom. u. engl. Spr. u. Lit. XIII (1874), p. 104 ff.

6) Cosquin a. a. O., p. 30: „Le *nègre,* qui figure dans le conte hongrois et qui correspond à *l'esclave noir* classique des contes arabes, est une marque d'origine.“

7) Vgl. die Secundusgeschichte, wo die eigene Mutter der Versuchung erliegt.

8) Bei Jinakīrti, Geschichte von Pāla und Gopāla, hgb. Joh. Hertel, Leipzig 1917, heißt es: „Da der König sein gutes Schwert nicht besudeln will, kehrt er heim und schläft fest ein“ (p. 85 u. 92).

sich obendrein herausgestellt hat, daß der Fremde Gauvains Bruder Gaheriet ist. Der das Plagiat[9]) begehende Kompilator hat einfach die Eigennamen ausgelassen.

VIII. v. 1303-1364. Frauenwort ist bloßes Lockmittel *(glu)*. Geschichte eines Ritters, der an eine spröde Dame einen *salut d'amour* (Anfang: *Amor me fet parescrire Ce que n'os par boche dire*) durch einen Boten sendet. Sie antwortet nicht darauf und später öfters daran gemahnt, äußert sie sich so allgemein, daß er nie weiß, woran er ist.

IX. v. 1365-1416. Über das Wesen der Liebe in den üblichen Gemeinplätzen, z. B. *Amor par eulz en quer descent Ou par oreiles soltivement,* und mit Wortspielen zwischen *covrir* und *descovrir*.

X. 1417-2098. Beispiel einer treuen Liebe in einer langen Erzählung. Die Handlung ist in Rom lokalisiert. Ein vornehmer Jüngling, dessen Schönheit in üblicher Manier genau beschrieben wird, entbrennt in Liebe zu einer gleich schönen jungen Dame. Er schickt zu ihr einen *salut d'amour* (Anfang: *Saluz vus di a decertes e sanz deport* in Zehnsilbern). Jedoch dieser zeitigt ebenso wenig Erfolg wie ein persönlicher Besuch. Die Vermittlungsversuche eines getreuen Knappen, die in schwungvoller Sprache gehalten sind, voll geschickter Dialektik, erwirken wenigstens eine zweite Zusammenkunft, wobei der Liebesbund von Tristan und Ysolde zitiert wird und nach den heftigsten Beschwörungen die Dame den Sinn ändert. Ihr treuer und fester Bund scheint abgeschlossen.

XI. v. 2099-2324. Infolge einer Lücke von 4 Blättern[10]) hinter fol. 122 fehlt leider der Anfang der folgenden Geschichte, Wir lesen nur noch, daß die Geliebte eines Ritters diesem entbietet, sie werde einem reichen Freier ihre Hand reichen müssen. Der Liebhaber, der sich für verschmäht hält, bricht in Verwünschungen aus, an jeder Liebe zweifelnd (zitiert Tristan und Ysolde, Paris und Helena, Penelope, Alexander[11]), Salomon[12]), Samson, anderseits Ylie[13]), Lucrece und Colatinus, Didon und Eneas, Tisbé und Piramus): *Totes sunt ja fause commune De traïson, de tricherie. El mund n'i ad mes lele amie.* Hierauf läßt er sich den Beichtvater herholen und gibt seinen Geist auf: er ist vor Gram gestorben. Auf die Kunde hiervon verweigert die Dame, die sich kaum eben

[9]) Abdruck dieses Stückes in meinem Aufsatz a. a. O., p. 66 ff.

[10]) P. Meyer, a. a. O., p. 97, nimmt mit Unrecht nur eine solche von 2 Blättern an (zwischen fol. 122 und 123), das Folgende will er noch zu derselben Erzählung (Stück X) ziehen, was ganz verfehlt ist.

[11]) Gemeint ist sicher der Stoff von Aristoteles und Phillis z. B. im Lai d'Aristote.

[12]) Aus dem Volksbuch von Salomon und Marcoepus, vgl. Cligés.

[13]) = Rhea Silvia, Numitors Tochter? Aber wer war ihr *amant?*

zu Tisch gesetzt hat, sofort Speise und Trank und folgt dem Getreuen in gleicher Treue nach.

XII. v. 2325-3424. Wir erfahren zunächst, daß der Held der obigen Geschichte *Ouwein le fiz Noun* gewesen ist. Nun sollen auch seine ritterlichen Taten bei Lebzeiten ausführlich dargestellt werden; nachdem er 7 Jahre der chevalerie gewidmet hatte, verfiel er jener unseligen Liebesleidenschaft. So erhalten wir einen förmlichen Abenteuerroman wohl keltischen Ursprungs, der als Beitrag zur matière de la Bretagne nicht ohne Bedeutung ist. Es bleibt nur zu bedauern, daß er nicht vollständig auf uns gekommen ist, nur der Anfang = rund elfhundert Verse sind erhalten. 1. Ouwein wird in Cesile nach einer Burg gerufen, deren junge und schutzlose Besitzerin er infolge eines glücklichen Zweikampfs aus der Gewalt eines übermütigen Ritters (li Orguilloz) befreit. 2. Das nächste Abenteuer handelt von einem Riesen, der auf einer Burg haust, die Vorüberziehenden tötet oder bei sich gefangen hält. Ouwein erschlägt ihn trotz seiner Keule aus Stahl und befreit 200 Ritter aus ihrem Verließ; sie versprechen ihm, bei kommendem Ruf ihm beizustehen in Not und Gefahr. 3. Ouwein nimmt Herberge bei einem grausamen Schloßherrn. Da er sich dessen Lieblingshund als Geschenk ausbittet, läßt jener ihn in einen tiefen Kerker werfen, wo er ein halbes Jahr schmachten muß. 4. Sarrazenen überfallen das Land und belagern das Schloß. Ouwein wird aus seinem Loch hervorgeholt, verzeiht großmütig das Unrecht, schlägt als Retter die Feinde in der ersten Schlacht, worauf den Gefangenen auf Befehl des Burgherrn die Hände abgehackt werden, holt dann Hilfe bei den früher befreiten 200 Rittern nebst anderen Getreuen. Der erneute Angriff des Sultans im Mai findet alle gerüstet, auch li Orguilloz ist herbeigeeilt. Schilderung der Schlacht, auf Seiten der Sarrazenen wird König Eschanor genannt, bei den Belagerten außer Ouwein, seinem Wirt und dem Orguilloz Hilfstruppen aus Rom unter Gui de la Montaigne und seinem Bruder Hoël, Raimond de la Roche, Kaerdi, Reiner und Yrenglas. Zwischen fol. 145 und 146 klafft eine Lücke von 4 Blättern[14]), die Fortsetzung zeigt das weitere Toben einer gewaltigen Feldschlacht, in die auch ein Vetter des Sultans, namens König Morgan, und dieser persönlich eingreifen. Mit dessen Kampf gegen Gui de la Montaigne bricht unser Text auf fol. 148ʳ ab. Bezeichnend ist aber, daß die Rückseite dieses Blattes und weitere 7 Blätter der Hs. leergeblieben sind.

---

[14]) Auch hier liefert P. Meyer a. a. O. p. 102 Unzutreffendes.

[Prolog.]

Enpris ai cest ovre a fere f. 82 r
E a summer e a chef trere;
Des plusors amanz vus dirrai
Ausi cum en escrit trové ai;
Mes fort est granment travailler
E pur benfet mal gré aver.
Ne puit chaler: pur nul envye
Mes benfez ne lerrai je mye,
Kar je espeir de mun afere:
N'est nul a ki ne dei[e] plere.
Bon ensample puit hom aprendre
Ki a sage dit veut entendre.

I.

Fiz, si par [aucun] cas avyne
Ki tu deiz amer meschine,
Gardez ke ele seit lele e sage;
N'amer nule par haut parage!
Un chivaler jadis esteit
Ki deuz amies en aveit;
La une esteit riche, delele,
L'autre esteit povere pucele.
Li chivaler ama la riche ben,
La povere ne ama il de rien.
En une nuit li fuit avis
Ke il out grant tresor conquis
Par le riche ke il ama tant. f. 82 v
La povere vit vener a ytant.
Li chivaler bonement la requist
Ke ele se aprochast a sun list.
La pucele li prent, si l'acole.
Puis li dist tele parole:
„Beaus duz cher amis,
Grant tresur avét conquis;
Mes kant vus enveilerét,
De rien ne enporterét.
De cele ki vus tant amét
James joye ne averét,
Kar ele vus fra tricherie,
Si vus toudera la duce vie,
Si enportera vostre aver,
Si ele [i] puit avener;
Mes par mei serrét garni,
Kar vus estes mun cher ami."
Atant enveili le chivaler,
Si emprist a merveiler
De çoe ke aveit la nuit songé.
Il esteit mult desconforté.
La riche ke esteit sa chere amye
Purpensa sei de felonie,
Ki ele avereit sun tresur f. 83 r
Aprés sa mort, allas dolur!
Quinze hommes i purchaça,
A tuz iceus i comanda
Kant il [se] fussent ben garni
Ke ele dust cucher od sun ami,
Que il venissent hastivement
E la demandassent apertement,
E si les voleit contredire,
Meintenant le feïssent ocire:
Issint avendreit a sun aver
E a eus en dorreit bon lower.
Ore lessum de la delele,
Si en parlum de la pucele
Ke aparçut par un homme
De la traïsun tote la summe.
Meintenant a sun ami ala,
En tele manere l'aresona;
„Beauz duz cher ami.
Mun amur uen avét deservi;
Nepurkant ne serrai delele,
Ainz vus dirrai male novele.
Vostre amie ki tant avét amé,
Ta mort en ad purparlé.
Ore par mei estes garni; f. 83 v
Gardét ke vus ne seiét honi."
Tote la treïsun li ad conté,
Aprés li ad bon conceil doné
Ki ele en sun lit gisereit
La nuit kant la dame vendreit,
E il serreit ben armé,
Agaitant en un leu privé,
Kar ele voleit meuç estre mort
Ke sun ami morust a tort.
De cele lessum ore atant,
De la dame parlum avant.
La nuit la dame fu mandé,
Les genz vindrent dunt ai parlé.
Li chivaler fu ben armé,
Tote sa meisnie ben apparilé;
Tuz les hommes i fit prendre,
En haut furches les fit pendre.
La dame fit escorcher,
Sun cors en mer loinz giter.
En tele manere fuit il vengé
De cele ke a tort aveit amé.
A li prist la pucele,
Dame la fist de dammaisele. —
Ceste ensample nus endoctrine: f. 84 r
Bon est amer povere meschine;
Meuç vaut amer povere pucele
Ke riche dame ke seit delele.

II.

Ore oyez aventure estrange,
Cum li corages de homme change,
Ke tant se peine del ben fere,
Sovent li avent a contraere.
Meinte homme requide vier
Par enveiser e par gaber
Techét en itele volunté
Dunt il unkes n'out pensé.

34 ne enpartiret Hs.

A femmes parle par enveisure,
Des queles il n'ad en quer nule cure;
Sovent parle pur els conforter
E mustre çoe ki n'ad en penser,
Pur els deliverer de fol amur,
Dunt sovent sunt en grant dolur.
Par tele[s] paroles e par enveisure
Sovent chet en tele aventure
Ki a decertes li achiet,
Çoe ki ad parlé met en fet:
Enginné est en sun penser
Quant quide deceivre par parler.
Si unkes n'ust parlé d'els amer, f. 84 v
Ja ne fuit surpris en sun penser.
Jadis esteit un valet
Corteis e sage e joli fet,
Bel e pruz e enseigniez,
Des plusors choses endoctrinez;
Chast[es] esteit a desmesure,
Kar de femmes n'out nule cure
E nomement de lecherye
N'out ja cure en sa vye.
Sovent en alout nepurkant
Entre dames els solasçant,
Kar il esteit repleniz
De burdes, des chanz e reveriz
Dunt a dames soleit parler
E de lur privetés demander.
Plusors choses enquist de lur vie,
Mainte dame deçut par sa voidie;
Kant il out oÿ lur privetez,
Tuz estoient de li aprés gabez,
Kar il n'out cure de lecherie
Ne ja n'estoit tempté de folie.
Long convesqui en tele manere;
Mes a drein li vent grant contraire,
Kar une dame tant li requist
E par parole si le conquist
Ke li fit fere le geu de amur,
Dunt en tele manere perdi la flur
De la preciouse virginité
Ke il out ainz long tens gardé.
Puis aprés dist tele parole:
„Allas!“ fet il „cum femme fole
M'ad deçu par cointise!
Mult m'en doil de l'enprise
Ke je ai fet par ma folie.
Je n'averai joye en ma vie.
Fu ne puit estre celé en sein,
S'il ne arde les dras e la mein.
Femme ne puit estre sanz folye;
Ki se aproeche, net ne irra mye.
De une me volei si venger
Ke enginnié su al primer;
De li m'ai ore si vengé
Ke primer su enginné.
Cuntre li tant ai traet sur mei
Ke je ne sai quei fere dei.
Mel ne puit en sei seccher;
Femme ne puit longz sa fei tener.
Mel si est duzce chose, f. 85 r
Chose amere femme enclose.
Mel conforte le cervel,
Femme degaste char e pel.
O tuz les autres profiz
Ki veinent de boefs ou de berbiz,
La ou eles unt la meistrie,
Tut degastent par lur folie.“

IV.

Fiz, meut vaut un petit tresur
Que grant richesse o deshonur.
Ore vus dirrai par bon espleit
De un valet que jadis esteit,
Ke ama forment une dame, f. 91 v
La quele le fit aver grant blame.
Ele li dona grant aver,
Grant richesse li fit aver
La ou il esteit povres homme;
De tresur li fit aver grant summe.
De la dame fit sa volunté,
En li despendi tote sa bunté.
Tant la servi que il fu las,
Dunt il cheï en un fort cas.
La dame li fist aresoner,
Si li dist: „Faus losenger,
Pur quei ne [me] servét vus mie
Cum vus soliez a vostre amie?“
Yl respundi meintenant
Ke il ne pout endurer a ytant.
Demanda la dame sun aver;
Mes il ne la voleit ren bailer.
La dame li fit enpleider,
Devant justises li fit vener.
Ele demustra en cuntant
Ke il en out freint covenant.
Ore vus dirrai del el,
Del covenant que esteit itel:
Le covenant fut que il devereit
Servir la dame quant li plerreit,
E si par cas avenist f. 92 r
Ke parempler sun delit ne porreit
(l. poïst),
Sun aver tost a li rendreit
E sun travail tut perdreit.
Le valet par la dame fust ateint
Ke il out le covenant freint,
Dunt il esteit forjugé
Del tresur e forbarré.
La dame reçut sun tresur,
Cil vesqui en grant dolur.

V.

Fiz, femme ad une custume:
Quant ses talenz auques l'alume,
Au peior donne ses amurs
E ne tent nul plet des meillors
E fet ben quant que fere deit
E joye est quant a hunte vet.
Ore vus dirrai de un chivaler

Ke esteit orguilus e fer,
Ke devant le roi Artur trespassoit
Si cum il par le païs errout.
Ore vus dirrai, si bon vus semble,
De la rute que ja assemble
Au roi Artur e a sa gent.
Un valet grant e bel e gent
Sus un ronci ke trot porte
Vient tut devant e si aporte
Un escu de goules covert; f. 92v
Le nuns vus en ert covert.
Assét le virent meinte gent.
Li escuz ert fet de argent;
Il ne aveit ne plus ne meins.
Un valet meine par les reins
Un chival d'Espaine ferant.
Emprés cil vint un autre errant,
Gentil homme semblout a estre,
Sil en remeine un autre a destre;
Gros ert e curt, ben me remenbre,
E mult sunt forni ben si menbre,
Si estoit plus noir ke une more.
Emprés chivauchent sanz demore
Deus autres valez lez a lez
Sur ·II· grans roncins pomelez
E tindrent liees ensemble
Lances tantes si cum me semble,
Si en porte chacun ben vi(e)nt.
Enprés icels un autre vi(e)nt
Sur un grantdisme roncisor,
Si portoit adobbé a or
Un haume en un haumer enclos.
Emprés cel vindrent les esclos
Deus somers mult tres ben amblant;
Li uns ert noir, l'autre blanc,
Si porte ben chacum sa summe. f. 93r
Ne vus di pas unkore la summe:
Mes ·II· garçuns vindrent aprés,
E un chivaler de mult pres
Les seut le trot, nun pas le pas,
Mes par semblant ne pert il pas
Que il chivaler dust estre,
Kar si hidus ne fist Deu nestre
Ne tant va povre apparail,
Ja ne troverai sun parail,
Si Deu plest, en lu ou que vingne,
N'a nule ren ki li avigne.
Chevels out noirs, longs e mellez,
Cum a deablez se fust medlez,
Si sunt il amunt trop tendant.
Si un poi i estes entendant,
Joe vus dirrai de sun estre:
Il ne veit pas de l'oil senestre
E le destre out si en parfunt
Ke li sorcil desuz le frount
Ben la moitié ii covre[nt] pres.
De la barbe vus di emprés
K'el estoit noire e encrue.
Si ma parole fust cruwe,
Je deïse que il vient de enfer.
Ainz ne veïstes si noir fer
Cum il out le cors e le[s] meins,
E unkore estoit çoe (du) li meins f. 93v
A l'autre ledesce de li;
E la robe que ert sur li
Ert ben escosse de la croie.
De tant voil je ben c'un me croie
K'el ert de vert, qui ben l'avise,
Mes tant li out fet de servise
E tant l'out longuement gardé
Ke mult fust de pres esgardee,
Ainz c'um conust la colur.
Il n'out desi qu'en Walcolur
Chivaler de noaudre atille.
De cordeles c'um fet de tille
Sunt ses reines e ses estriers,
E l'autre hernois par deriers
Estoit asez a cel semblant,
E sun chival n'ert pas emblant.
Ainz estoit megre e derere las;
De si tres maloürez, las
N'ert james parole retraite.
S'espee avoit la langue traite
Qui mauveisement li avient.
Aprés li une dame vient
Sur un beau palefroi norois,
Si vus di ben que quens ne rois
N'avoit ouan(es) de sa veüe f. 93r
Plus bele en cest(e) siecle veüe,
Si ne fust a malese de ire,
E ancor orrez la enchesun dire
Quant hore en serra e termine.
Blanc chemise e peliçon d'ermine
Avoit vestu au men avis;
Mes tout out descovert le vis,
Kar des guimple[s] estoit a meschef,
Si out un chapel en sun chef
Ki auques la defent de hasie,
E nepurquant assét li hasie.
La gorge e le front, c'est la voire,
Ele avoit plus blanc du yvoire
E sanz plein fronce e enter.
D'escarlete e de vert entier
Out un mantel noviax e frez,
Sanz sabelin e sanz orfrez.
Ele out mis par desuz sa sele
Que par desuz l'arçon de la sele
Paroit tut sun cors a delivre,
Que Nature out fet delivre
De quant que a beauté desiet,
E tut sun aparail ben li siet.
Emprés trestute cest[e] gent
Vint un chivaler grant e gent
E ben tailé de tote rien, f. 94v
Kar de beauté ne li faut rien
N'en braz n'en vis n'en cors n'en meins.
Ore ne le prisiés mie meins,
Si je n'e[n] face longue devise
Kar tant est bel, que ben l'avise,
Que de loer point ne mesfas;
Trestut a un mot le vus faz,

Si que de la beauté ne m'effroi.
E si chevauche un palefroi
Qui sanblure pas n'enpaint,
Se il fust en cortine paint.
Il est assét taillé a droit,
Sa sele porte bele e droit,
Dunt mult sunt riches les loreins;
Ne furent fet ne puis ne ains
Plus beaus si cum nus esperons;
E tant vus di des esperons
Ke il out sur les chauces de sai
Que de plus beaus parler ne sai,
Por voir dire le vus poüm.
E il out un chapel de poün.
Pur la chalur, vailant e cher.
Sa robe fu a chivaucher
D'un estanfort e en grein taint.
Quant cil que vindrent l'unt ataint
Entre lui e sa route ensemble, f. 95 r
Li rois Artur si cum me semble,
Ke bon afaitement out maint,
Li a dist: „Sire, Deu vus maint,
Vus e trestote vostre route!"
E cil tantost vers li s'aroute,
Qui en autre pensé saut,
Si a dist: „Sire, Deu vus saut,
Vus e la vostre route ensemble!
Je ne sai pas, mes il me semble
Ke vus en estes sire e meistre."
Li rois respont: „Il puit ben estre
Que vus en esperét le voir;
Mes je vodraie mout savoir
De vostre afere une partie
E dunt cele dame est partie
Ke ne semble point en joye;
De çoe ai grant talent ke j'oye
La verité, si Deu me gard.
De cel bel hernois que y esgard
Mult desir saver le voir
Ke vus en devét ben savoir.
E tant e plus tost par resun
D'autre chose vus aresun
Ke vus me diez, si il vus siet;
Qui est le garnement qui siet
En megre roncin la devant?" f. 95 v
„Si un poi d'armes ne m'en vant",
Fet cil „ben m'en puis escondire,
Que ne vus en sai le voir dire,
E de vanter quid je meffere."
E li rois dist: „Il estoit fere;
La verité qui si a sanz asoune,
La vileinie vus pardune."
„Par foi, sire, dunke dirrai,
Ja ne vus en escundirai,
Puis qu'il vus plest que je vus die,
Si que ma dame me dedie,
S'el entent ke je mente viaus.
Quant je fui chivaler noviaus,
Entur ·V· anz puit ore avoir,
Si fui riche e de grant avoir
E de tuz encombriers delivres.
Si valout ben quatre mil livres
La tere de mun heritage;
Mes je n'i fui mie si sage
Cum fu Octovien de Rome.
Il out pres de moi un haut homme
Ki noveaument out femme prise
Sage, corteise, ben aprise:
Veez la ci sur cest palefroi!
Il fu gelous e en effroi
E mist en lui garder grant peine, f. 96 r
C'amur que tuz jurs se peine
De fere les soens devoier,
Me fist proier e envoier
Plusors fieez mun message
Ben parlant, corteis e sage,
S'il me pust mester aver.
Unques tant ne li fis saver
Le mal que je sentoie fort,
Ke ele me feïst nul reconfort,
Ainz m'escondisoit tote voie.
Dites, dame, si Deu vus voie,
Fu il ensi a vostre avis?"
Cele enbrunche aval sun vis.
Si respundi: „Sire, c'est voir."
„Kant je ne poi s'amur avoir,"
Fet cil que sun conte out repris
„Si me penai mult de aver pris
De armes e de tut autre afere,
Ben quidoie par tele afere
A l'amur ma dame avenir;
Certes l'om me vit venir
A teus ·X· tornois pres aprés
E loinz de mun païs e pres,
Ke le commun des deus parties
Quant les genz ereut departies,
Ke a çoe eurent garde pris, f. 96 v
En donoient trestut le pris
Si cum de tornoi vencu
A cil que portout mun escu;
E kant a veintre ne venoie,
En tuz les leuz ou je venoie
Disoit le commun tut a fet
Ke je l'avoie mult ben fet
De cops doner e de receivre.
Je n'en voil nul de çoe deceivre
Ke as tornois ere si avant,
Si faz que vilein qui m'en vant.
Si je m'en pusse escundire,
Dame, dame, ben puis dire:
Si vus m'oyés de rien mesprendre,
Ne je n'en voil mençonge enprendre
Ne devant roi ne devant conte."
Enprés ces moz vint a sun cunte,
Si l'avoit leaument repris:
„Kant (h)oi" fet il „d'armes le pris,
Ke pas n'en quidoie estre ariere,
Si reving a ma dame chere
Qui ben en out oÿ parler.
Ainz ne la soi tant aparler

Ne prïer merciablement,
Çoe vus di ben verraiment,
Qu'el en voisist aver merci; f. 97 r
E si je point ne l'en merci,
Je n'en ai mie desresun.
Ainz tant ne l'a[i] mis a resun
Que me respundist un bel mot;
Je vus di ben, si haut qu'ele m'out,
K'ele ne puit pas beau noier.
L'autreer alames tornoier
Devant un chastel sun mari;
Ne alai mie si eschari
Ke o moi ne menasse ·XX·
Bons chivalers, e si avint
C'um dist que tost vencu avoie,
E ele mesme m'envoie
Le cigne ke mis i avoit,
Ke par tote[s] les genz savoit
Ke par droit deveroit estre miens.
Certes qui me donast Amiens,
Ne fusse je si esjoÿ
Cum je fui lors que j'oÿ
Dunt li cigne estoit departi,
Si donai tot e departi
Çoe que je avoie largement.
En la fin du torneiement
Quant les chivalers departirent
E mes compainuns s'en partirent,
Si me fiz un poi deshaitié, f. 97 v
E cil ne furent point haitié,
Ke il seurent quel mal j'avoie.
Totes mes genz mis a [la] voie
Fors ·III· valez que je reting.
En pes a mun ostel me ting
Si cum je quit ·VIII· jors entiers,
E li sires endementiers
Ala un jour ne sai quel part;
E je tantost de l'autre part,
Ki de autre chose ere en effroi,
M'en muntai sur mun palefroi
E ving suz en paleis amunt,
Si ne fis nul semblant en mund
Que li sires n'i dust estre,
Si enquis e demandai de l'estre
A cil ke me seurent aprendre,
E je dis: „Je ving congié prendre
Au seignur, si parler i puis".
E il me respondirent puis
Que il ert erré la matinee.
Si cum a moi chose destinee
Issint par aventure avint:
Ma dame enz en sa chambre vint
De une chapele ilokes pres
E deus chivalers pres a pres;
Il furent de chascun[e] part. f. 98 r
E je tantost ving cele part
Ou vi la chose qui j'oi plus chere;
Mes ele me fist mult povere chere:
Kant je dis: „Dame, Deu vus gard!"
Ne me deigna fere regard,
Ainz torna d'autre part sun vis.
A sun semblant me fu avis
Ke n'amout pas ma venue,
Ainz en sa chambre est venue.
Li chivalers qui la menerent,
Ki grant joye me demenerent,
Me firent tut en peez seer
Lez la table suz un seer
Une grant piece juste lui.
Cortois furent mult celui,
Ke nus esloignerent un poi,
E je dis a meuz que je poi
La destressur qui me penout.
E ma dame qui se penout
De fere moi aver noiaefz,
Me dist que ne dorreit ·II· oefs,
Si je amendoie ou empiroie;
E je ploroie e suspiroie
Cum cil qui ert en grant tormente.
Ne quidiez pas ke je vus mente:
Si haut me prist a escondire, f. 98 v
Dunt je dui estre devé de ire,
Ke il oÿrent plus de ·VI·
Des ceus que estoient asiz,
Les moz de çhacune partie.
E quant d'iloec fu departie,
Pensif, mornes e en [ef]froi
M'en muntai sor mun palefroi,
Kar a nule joye n'atendi,
Mes a chevauchier entendi
Tant ke fu hors de la porte.
Joye qui envoise e deporte
Cels o qui el est en compaingne,
N'estoit lors en ma compaigne,
Kar Amor qui de soens est meistre,
M'avoit si remué mon estre
K'estoie de ire tot paliz.
De chef en chef un bas paliz,
Dunt li jardin estoit enclos,
E d'autre partie estoit clos
Du mur e de la·forteresce,
M'en chivauchai tut une dresce
En covert du paliz mult pres,
E mes ·III· esquiers emprés.
Je qui de ren ne me gardoie,
Mes vers le chastel regardoie,
Vi que de mur un us overi; f. 99 r
E je de palis me coveri
E fis mes genz outre passer
E tuz les jardins trespasser.
Je en quidoie a joye venir,
Quant je vi ma dame venir
El gardin aval une sente.
Je li pri que ne me consente,

762 je fui leuz. — 783 ne d. e. — 786 je vinge prendre. 818 qui me renout. —

Si je mente de nule rien.
Mes en jardin, je vus di bien,
Tote deslïe, nu chef,
Tut contreval desi qu'an chef
En la plus espesse fustaie.
Je fu si lée la u g'estoie,
Que de joye tot tressaili.
E por un poi que ne saili
Par desor le paliz a un saut.
Ben quidoie, si Deu me saut,
Ke Deu l'eüst fet apenser
Ke venist amont trespasser
Pur parler od moi a celee.
La chose ne deit estre celee,
Kar trop malement en mespris;
Le voir vos serra tost apris.
Ore escotez le cunte avant:
Cil chivaler iloeke devant
Est asez led, ben le veez: f. 99 v
Ausi li est tut ben veiez
Cum beauté sanz nule faile.
Certes je [ne] qui pas ke il vaile
Le peior ribaut de Engleterre,
Si eüst il mult bele tere,
Se il vausist vailant ·II· nois.
Sifaitement, a tel hernois,
Estoit en jardin esbuché,
Si out sun roncin ataché
Bien en repost a une part:
Kant ma dame vint cele part,
E il ala un poi encuntre,
Si li fist mult vilein encuntre
De sa pausme enmi le vis.
„Pute“, dist il „ce m'est avis
Ke je sui ore a vus remez.
Petit me prisiés e amez
Kant tant m'avez fet ester ci.“
Cele dist: „Pur Deu merci!
Kar unkes ainz venir ne poi.“
„Par Deu“ fet il „mut s'en faut poi
Que je ne vus fas comparer.
Vus ne devét mie esperer
Qu'il ne me dust desseer.“
Atant fist ma dame aseer;
E quant ses draps amont leva, f. 100 r
De ire le quer me suzleva,
K'a peine poi je taut soffrir;
Mes quant je li vi poroffrir
Ke il out mis les brai[e]s aval,
Adunkes guerpi je mun chival
E parsuis le paliz saili.
Il out poür, si tressaili,
Ke lors quida ben estre mors.
Je dis: „A tel fruit es amurs
Que vus comparés ja, dant meistre!“
Il vousist donke meuz aillors estre
Quant il me vist a mun espoir.
Demandez li si je di voir!
Li e ma dame qui vient ci,
Assez me crierent merci
Que le oevre ne meïsse a pis.
Lors le feri enmi le pis
Du pé, kar tenir ne m'en poi.
Quant jel tochai ne grant ne poi,
Ne me gardai de meffere;
Mes grant ire le me fist fere,
K'en cel point assez en avoie.
Lors lur fiz mettre a la voie
Sifaitement, a tel agrei,
Puis muntai sor mun palefrei
Ma chere dame — veez la ci! — f. 100 v
E je montai sur un ronci;
A mun ostel la menai cele nuit.
Ne quidiez pas qu'il ne m'ennuit
La hunte k'a ma dame avint.
Au tornei ou tut le mund vi(e)nt
E ou li meuz du siecle assemble,
Les menrai ambedeus ensemble
E conterai ilokes lur afere
E ferai d'els jugement fere
Bon e leal e veritable
Par cels de la Ronde Table
Qui la serrunt e autres meint.
Ne quidiés pas c'on n'i ameint
Meint aventure e merveile.“
Kant li roi l'out, mut s'en merveile
E beie ja reson de Kei.
Engnelepas respundi Kei
Au chivaler primerement:
„Je en faz“ fet il „le jugement
Ki ja en curt n'ert mis arere:
L'om deit arder le cul derere
A vostre dame d'un chaut fer,
E li vilein aut en enfer,
Qu'il ne deit pas aver amie.“
„Cest jugement ne croi je mie“
Fet li beau chivaler „par m'aume! f. 101 r
Ja, si Deu plest, n'ert de ma dame
Eissi haute justise fete.
Comment que seit ver moi meffete,
Ja n'ere ver li desleaus:
Cest jugement n'est pas leaus,
Dant chivaler, cum moi semble.“
Li rois e tut li autre ensemble
En unt ris e burdé assez
Ke cil n'est pas unkore lassez
D'amer cele quil deshoneure,
Sa vileinie e sa lede eneure.

VI.

Fiz, si vus encontrét en cheminant
Homme ou femme beau parlant,
De corteisie seiez somuns
E tut diz seiez de bel respons!
Respons donét sanz vileinie
En eschiwant fol estotie!
Si cum le roi Artur s'areste,
Un poi regarde ver senestre:
Deus chivalers veit venir amblant,

Ki mut sunt cointes par senblant
A la noblesce demener;
Chivaus en destre funt mener
Çoe quit je ben desi qu'a noef.
Fable a dire ne vaut un oef.
La route qui pas ne s'areste, f. 101 v
De tant loing cum de un arbaleste
Puit l'om trere un macerois,
Vint li sires de cel hernois,
Lui e sun compainun ensemble,
E chivauchent si cum me semble
· II · riches palefreis noreis.
Ja seit çoe qu'il soit quens ou reis,
Cil qui de cele route est sire
Ne li doi mie escondire
Qu'il n'eit trop fol conteinement.
De beauté ne d'ascemement
Ne li faut rens, mes tant ert cointe
Ke trestut cil que l'unt a cointe
En prisent meins sa meneüre,
Si meine grant enveisure
Por une pensé mult fole.
Une chançonette a korole
Chantoit, qui ben li avenoit,
E li chanter ben li seoit,
Qu'il n'avoit pas lange mal mise,
Si out sa destre jambe mise
Sor le col de sun palefroi,
E ne fu mie en grant effroi
Du roi Artur qui l'atendi.
Unkes un mot ne respundi
Au primere mot que il le salue f. 102 r
Ne voir ne mençunge ne lue
Ne nule rien del munt, mes chante.
E li rois vers li plus se vante,
Qui quide ke ne l'oït mie,
Si li dist: „Deu vus beneïe!“
Quil le puit bien oÿr, en haut.
„Chivaler,“ fet il „Deu vus saut!“
Il le regarde fierement
E dist: „Est çoe afaitement
Ke me salués cum sourt?
Desi ke la ou Muse curt
N'a chivaler qui tant seit cointe,
S'il eüst mes teches a cointe,
Ki en tel point me saluast,
Mes tot en pes se deluast
E tant se tenist coi, tapi,
Ke j'eüsse mun chant guerpi,
Ainz que il me meïst a resun.“
„Vus avez dist bone resun“
Fet li rois „au men avis.
Mult vus salueroie envis
Autre fez, si vus chantiez,
Kant vus si bel m'en chastiez.“
E beie ja resun de Kei,
Li seneskal; misire Kei.
Lancelot e Percevaus,
Ki ne li oÿrent fors entr'aus, f. 102 v
Sunt ver le chivaler bessé
Kant il out son pensee lessé,
Si li enquerent de sun estre.
„Par Deu“ fist il „ki me fist nestre,
Chivaler sui, ben le veez.
De ceste contree sui nez,
Si en vois au torneiement.
L'acheison pur quoi e comment
Je me contieng a si grant joye
Vus conterai, s'il est que l'oye,
Kar je ai droite querele.
Je ai amé une dammaisele
E aim uncore e amerai,
Mes pas ne la vus nomerai
A cest termine ci endroit,
Kar je n'averoie mie droit
Ne ne feroie point que sage.
De beauté ne de haut parage
Ne pust estre desparage;
Ja plus ne dirrai vileinie.
Qui od lui peust parler tel piece
Cum a de prime jesqu'a tierce,
Mult est lez kant il s'en depart,
Kar les duz moz qu'ele depart
Funt tuz cels corteis devenir f. 103 r
Ki devant lui poient venir.
Tant est bele, si Deu me gard,
Ke soulement de sun regard
Devenent li malade seins,
Si l'ai amé par tuz seins
E fet pur lui mult grant afere
Que je ne porroie meuz fere.
Meuz fere? Deus! certes je nun,
Mes par celi que Deus a nun,
La ou ele siet k'amur m'afole
N'en puis aver fors la parole,
E si a bien · IIII · anz duré
Ke je ai soffert e enduré
Tant ke l'ai ore pres d'ateint!
Maudist seit fu que ne desteint!
Ataint? Certes ataint ai jé,
Kar je veng ça par sun congié
Por veintre le torneiement,
Kar ele m'a mis ben en covenent:
Se j'ai l'aatine vencue
Issi qu'ele me soit rendue,
Que por m'amie se tendra
E tote voie entendra
A fere par tot mun talent;
E je ai en quer e en talent
Kant la sorur · G · ert moie, f. 103 v
Si ma dame le ottroie,
Itele en est ore ma devise,
Ke je la doing pur sun servise
A cest men chivaler ici.“
E cil respunt: „Vostre merci!
Mult a ci pleisant guerdun,
Ne me seüssiez fere dun
Dunt je fuisse si resjoÿ!“
Li rois regarde si Kei l'oÿ
Ces paroles dire e retrere;

Bien set qu'il ne se porra tere
De respondre li aukun mot.
E Kei sanz faile entent e out
E la parole e la vantance;
Bien pres du chivaler s'avance,
Si li a respundu: „Beau sire,
Vos nus obliez a dire
De vostre aventure la summe,
Ke apostele serrét de Rome,
S'averés escole en lu d'esku
Kant le tornoi averés vencu:
Ja ne vus en ferés a meins.“
„Je ne vus prendrai mie a meins,“
Fet soi le chivaler „dant meistre;
Par vos paroles ben puit estre
Ke vus de tel mester servés f. 104 r
E vostre vivre en deservés
Par fables e par burdes dire.“
A poi que Kei n'esraige de ire
Quant por lechere l'a tenu.
A mult grant peine s'est tenu
De corre li sore a cel point;
Mes le roi ne le soefre point. —
Par cest chivaler ben avez oÿ
Que de leger puit estre honi
Celi ki resaluer ne deingne
Kant hom li salue de grace humeine.

VIII.

Fiz, vus avez ben oÿ e veü
Ke parole de femme est glu,
Surquetout quant d'amor parole;
Sovent corage de home afole
E le atret e le retient;
E des homes si avent
Ke il engluent par le parler:
Femmes le[s] mettent en penser.
Par nule ren n'est homme deçu tant
Cum par parler e par semblant.
Uns jofnes home esteit jadis
Ke de une dame esteit sorpris, f. 108 r
Ke il ne pout repo(r)s aver.
Tant li pena de lui amer,
Respos ne pout aver nuit ne jor.
Tant fui pensif de son amor,
Sovent son message a lui tramist
E de beles paroles la requist
Ke ele devenist sa amie;
Mes ce ne volt ele fere mie.
Encheson out neporkant
Dunt le vadlet l'aama tant:
Ore vus dirrai l'encheson
Dunt il la ama sanz reson.
Un messager i tramist
Portant a lui un escrist
Replein d'amor e de solaz,
A decertes, ne mie a gas.
Il porta une lettre close,
La quele esteit tele desclose:
„Amor me fet parescrire
Ce que n'os par boche dire.
Je vus ai sovent bel requis
D'amor, mes si ei mespris.
Je vus pri ke me chastiez,
Donke serrai le meins blamez,
Kar nul home n'ad encheson
De moi blamer si vus non.
Ore me diez la verité f. 108 v
Si sui ou serrai amé.
Si sui amé, bel me est;
Si serrai amé, joie m'en crest;
Si ne sui amé, je m'en doil;
Si ne serrai amé, a mon voil
Serreit ma vie tost finee.
Allas! trop cruele est ma destinee!
Je aim m'amye plus que mei;
Por ce ne sai que fere dei,
Si de vostre amor me despeir.
Des lettres vus pri que ei repeir;
Si de vostre amur ei esperance,
Les lettres retenez en remembrance.“
La dame entendi la lettre ben,
A messager ne respondi ren.
Dunt le vadlet fu surquidé
De fol amor e ben gabé.
Sovent ala od li parler,
Mes unques ne la pout tant prier
Ke ele li deïst apertement
D'amor, mes tot diz celeement
Par paroles l'ad enginné,
Ke il ne sout ou non s'il fut amé.

IX.

„Pere, m'est avis que grant folie
Comence cil qui quert amie
Ke n'ad cure de li amer; f. 107 r
Mielz li vaudreit a teiser.“
„Fiz, si home sust sa destiné,
De la quele il serreit ben amé,
Les mals d'amor ja ne sentereit,
Kar coi a cele se tendreit
Ke li dorreit sa destiné;
Autre ne serreit de li amé!“
„Pere, unkore vus pri, cher seignor,
Que vus me diez plus d'amor,
Kar par mei ne sai deviser
Quele chose est trop amer.“
„Fiz, amor est estrange chose:
Merveile fet en poi de pose.
Ki ben i vodra esgarder,
Meinte merveile i puit trover,
Qu'il avint quant home ad veü
Une femme e ben conu
Ses faisances e ses talenz
E ses murs e ses elemenz,
Ensi femme quant avera veü
Un home e tant coneü
Ke ben savera ses qualitez
E ses teches e ses bontez,
D'anbe parz s'entreconustront;

Haunt ensenble assez averont,
E puis aprés, tout seit tart,
D'un senblant, d'un soul regart
S'entreameront tresque a la mort,
Ke l'un sanz l'autre n'avera confort.
Amor par eulz en quer descent f. 109 v
Ou par oreiles soltivement.
Iloque sejorne e croist e art
E se tret toz jors cele part
Dunt eles sunt, por assembler
Les quers e les cors avancer,
Kar des deus volt un del tot fere
E deus chars tot a un trere;
Ço velt amor e a ce tire,
De tout autre riens se consire.
Ce est de amor la nature:
A descoverer en coverture,
En coverant descoverir sun conte,
En descoverant coverir sa honte,
En coverant par reson coverte,
Obscure, e neporquant overte,
Kar nul ne puit estre sachant
D'amor, s'il ne set en coverant
Tout son corage descoverir
E en descoverant coverir.

X.

„Pere, des plusors amanz m'avez dit;
Mes unkore vus pri sanz respit
Ke vos diez de une amie
Ke ama son ami sanz tricherie.“
„Bel filz, fort est a dire
Ben de chose dunt matire
L'omne puit trover de ben parler; f. 110 r
Mes a vostre volenté parempler
De une lele vus dirai
Ensi cum escrist trové l'ai.
Jadis esteit un riche homme
En la noble cité de Rome
Ke un fiz out engendrez
De sa mulier, ben endoctrinez.
Chivaler estoit beaus e granz,
Sage, corteis, apariçanz;
Mult esteit pruz e coragus,
Doz e hunbles e hontous,
Larges e frans e envoisiez;
Nuls nel v(e)it que n'en fu lez.
Ja tant n'esgardassent sa vie
Que il trovassent vilainie.
E si ert beaus a demesure,
Nuls home n'out onques tele figure.
Chevels out si belz e si blois
Cum il fussent esliz a chois;
Le front out blank cum flur de liz,
Que de blanchor ad si grant pris;
Les sorcilz out noirs e votiz,
Deugiez e greles e traitiz;
Les eulz out gros, vairs e rianz,
Ben envoisiez e sourpernanz;
Bele face out, blanche e rosine, f. 110 v
Longe e traitice e clere e fine;
Le nés out droit, ben fet e bel,
N'out que amender en damaisel;
Les denz out blanches e menues,
Ben assises e ben quernues;
Basse out la buche a ben baiser,
E le kol long e ben plener,
Basses espaules e braz droiz,
Blanches les meins e longs les doiz,
Le piz espés e genz les flans,
Les hanches basses soz les pans,
E out longe l'enforchure,
Le[s] janbes grosses par mesure,
Les pez ben fetez e ben formiz;
De totes beautés fust parfiz.
A celi apendist le heritage
Que son pere tint par grant aege.
Un jor avint par aventure
Ke il s'en ala por deduire.
Si cum il erre son chemin,
Le quer pensif, le chef enclin,
Une damaisele de la contree
Par aventure ad encontree,
E ele comença il a coveiter.
E nuls ne se deit merveiler,
Kar ele esteit bele e gente, f. 111 r
A un vis cler, grasse, rovente,
A chevels blois, longs e deugiez,
Sanz tressors li vont a pez,
A un front large, blank e plein,
N'i a ne fronce ne gravein,
A noires doigiez sorcilz,
A eulz veirs, gros e seignorez,
A beau nés, a buche grossette,'
A levre vermaile, bassette,
A denz menues, ben assises,
Blanches, apariçanz, divises;
Son kol ert long, blank e pleners;
Tout son viaire ert baisiers;
Espaules basses e braz longs,
Avenant as altres fauçons;
Le[s] doiz out longs, les meins blanches,
Cors gent e gras e basses hanches,
Les jambes dressés, les pez aguz,
Tout le cors repleni de vertuz.
Cele esteit la damaisele
Por ki le chivaler se chancele.
Le chivaler la requist par druerie
Ke ele devenist sa amie;
Mes ele n'out soun de danner.
Son chemin prent a errer.
La damaisele a son ostel ala, f. 111 v
E cil s'estuit, si l'esgarda;
E quant plus ne la pont veier,
Si commença a recorder
La grant beauté que ele aveit,
Ke l'alumout e esperneit.
„Deu!“ dist il „quei dei je fere?
Si je ne la puis a ce atrere
Ki je sei soens e ele meie,

Donke mar veng je hui cete veie.
Une chose me covent fere.
A quel chef que j'en dei[e] trere:
A li enveierai un message
Par ki en saverai son corage,
E si il ne puit espleiter,
Je meïmes la irrai preier."
Le chivaler issint le fist:
Un messager a li tramist,
Ke porta une lettre close,
La quele esteit tele desclose:
„Saluz vus di a decertes e sanz deport.
En haute mer m'avez gité de port.
Saluz vus di de fin quer e de voir;
A vos me teng, en vos est mon espoir.
Saluz vus di de voir quer e de fin;
A vus me comant, a vos me devin.
Ne sai amer, mes par vus l'ai apris: f. 112 r
Or en sai trop; mis m'avez en pis.
La proie estes que mun cuer a prise.
C'est la prison dunt mon quer molt se prise.
Vus avez mis mon las quer en grant peine;
. . . .
Travail ai eu, bele, de vus amer;
Porquant me teng le travail a l'amer.
Bele estes si cum desir et devis,
De chef, de cors, de mains, de braz e de viz;
Tant bele estes e longe e gente e pleine
Ke tote m'alme est de joie pleine.
Si tout li monz fuit encontre vus en poise,
Vus prendreie; si fol su, si m'en poise.
Gité m'avez en lienz e en laz.
Cum plus i tyr, e je meins y enlaz,
Ki que a vus tir, je tir e i partir.
Bele, por Deu ne soeffre a partir.
Sur pez vus su, kar mult criem e surpez
Ne me eiez vil, si vus su sur pez.
Vus m'estes laz, trestoz li forz de laz;
Laciez m'en su, que james ne m'en delaz.
Morne su cum home que tot pense e despense;
Des eulz, del quer i fas mortel despense.
A vus amer sens me defaut
Cum a vilein a partir cers defaut.
Bone estes, tro bele e vereie e fine. f. 112 v
Si mes grant dels par vostre merci fine,
A vus me renc, las su, ne m'en rirrai,
Plor ai conquis e que ja ne rirrai.
En plusors sens deveng par vus divers
Ke nuit d'esté, jor d'esté ne d'ivers,
Del feu foloi que ai quili par mon geu,
Ke n'estendroit par les nois de mon geu.
Duz quer, merci, que mon desirier voie!
Avoiez moi, si su en droite voie!
Si bonement cet brevet ne veiez,
Donque su destruiz e morz e afolez;
E si le fetes, sages su e sanez,
Kar treque ci ai esté forsenez.
Vis me fu ja que vus devoie aveir;
Vision fu, e Deu le torne a veir!
Kant vus agard e eulz e buche e face,
Amors m'ocit e vus, beau quer, si face.
Vertuz me faut de braz, de pez, de main;
D'espoir me vif, ne puis vivre demain.
Puis que primes de cel espoir me poi,
De la suor sauler ne me poi.
A vus servir me rent par ceste chartre,
Por moi franchir ou por gistre en chartre.
Beau quer, merci! que cil seit vostre amis
Ke quer e cors en vus amer a mis.
Ayez de moi ou n'en ayez merci,
De mal, de ben e de tout vus merci." f. 113 r
La damaisele la lettre lut
E la sentence ben conut.
Puis respondi a messager
Ke ele n'out cure de li amer:
„Va" fet ele „a ton seignor,
Si li diez que mon amor
Ai tot doné a mon ami,
Ke n'en puis partir de li;
E si feïsse je partye,
Mes ne serrai lele amie;
Dunt je teng a grant folie
Ke il requist me d'amistye."
Le messager revet meintenant
A son seignor tost errant,
Si li dist la novele
De la bele dammaisele
Ke ele n'out cure de soen amor.
„Allas!" fet il „quel dolor!
Ore ne sai que j[e] puis fere
Quant ne la puis ver moi trere."
Sovent dereine en son purpens
Diversement solom ses sens,
Pense quei melz li est a fere
E cum porra melz a chef trere
La grant angusse que ad' emprise. f. 113 v

En meinte manere devise
Son voler e sa volonté
Tant que li chaït un pensé
Ou se voilt del tout tenir,
Kar ne se ose pas descoverir
A estrange ne a privé,
Kar por un val plein de or rasé
Ne vodreit que hom le sust,
Ja tant de li privé ne fust,
Por que[i] il ne venist a chef.
Por ce volt, tout li seit gref,
Celer a trestoz son corage.
Sanz mandement e sanz message
S'est ver li en la voie mis
E en tele manere l'ad requis:
„Dame, por Deu vus cri merci,
Kar por vus ai longes langui
A grant [a]hans, a mal mult fors,
A meintes peines sanz confort.
De trestous les amanz del mond
Ke en ceste siecle amé unt,
Puis que Adam fu primes formé,
Ne qui que un soul i fuit trové
Ke tant eit enduré d'amors
Peines e mals, ires e langors
Cum ai soffertes a meschef f. 114 r
Por vus, ma dame. Mes a gref
Me torne ore a la fin;
Ma joie vet tot a declin,
A mult bref terme tot a estros
A grant dolur por l'amor de vus
M'ert l'alme del cors partie.
Puis amerez, ma duzce amie,
Ou vus plerra. Je ne puis mes,
Kar chargié su de si grant fes
Que je morrai en grant dolor,
Si n'ei confort de vostre amor.“
Donque respont la damaisele,
Ke esteit sage, cointe e bele:
„Chivaler“, fet ele „se Deu me gard,
Mult m'enmerveil que de un regard
En estes si dolent e malmis.
Je ne vus crei pas par seint Denis,
Kar plusors dames avez veu
En ceste cité e ben conu;
Mes por nule n'estoiez afolé,
Issint cum m'avez ore conté.“
„Dame, ore est avenu par aventure:
De ço dunt unques ainz n'oi cure,
Su si sorpris estre mon voil.
Dunt n'est merveile, si je m'en doil
En l'esgarder de vostre bel vis. f. 114 v
Tant su d'amor mat e sorpris
E entré en si grant effrei
Ke ne sai quei fere dei
Por vus, ma bele, duzce amie,
Mes ke me seiez enemie.
Si m'avez en vostre justise
Ke james por nule devise
Ne quid de vos liens partir.
Dame, ne me laissez morir!“
„Entendez ore, sire chivaler:
Vos n'estes pas le premer
Ke m'ad requis de fol amor.
Certes unques a nul jor
Ne poi trover en ma vie
De consentir a folie.
De folie parlez, m'est avis;
Par unt n'ai cure de vos diz.
Alez vus ent a Deu congé,
Kar de vus n'ai cure por verité!“
Le chivaler s'en vet od morne chere,
Si se demente en tele manere:
„Allas, allas! quel folage!
Su espris par mortel rage,
Kar ce coveite que ne puit estre.
Mult m'est mon fol corage meistre,
Ke tant me tret a nonsavance, f. 115 r
Que torne a si fole fesance
A disirer peine mortele,
Sanz touz confort ire cruele
Ke tant m'angusse e tant m'argue,
Sanz estre dru, tenir a drue
E sanz amie estre ami.
Mult par ad ci mal geu parti.“
Un valet apele meintenant,
Si li demostre son doel grant
E li prie devoutement
Ke il li face enseignement
Comment il poüt avener
A fere la meschine li amer.
Le vadlet le respont cum sage
E dit que il freit sun message;
Par dons e par beau parler
Altre respons lui freit doner.
Le seignor le mercie bonement
E si l'encline humblement.
Ore s'en vet le messager
Atant cum il pout esporroner,
La damaisele trove a soper,
Enaprés vet a li parler.
„Dame“, fet il, „saluz vus di
De par vostre lel ami,
Le plus verrei e le plus dreit f. 115 v
Ke unques fu ou james seit.
Einz que il vus v(e)it, vus ama,
Unques puis ne vus oblia,
Ainz croist son quer de jors en jors
E plus e plus en vos amors.
En vostre amor tant se fie
Ke il se rent par druerie
E vus crie de quer merci,
Ke le deignez tenir a ami.“
Ele ly respont tot a segroi:
„Sue merci de son envoi!
Mes ce ne vus respon ge mie
Ke je entende druerie.
Trop serreie vileine e fole,
Si g'escotoye tele parole.

A forsené me tendreit
Ke mon ami esgardereit,
E ne teng mie a grant saver
Ke il unques ad de moi espoier."
„Dame", fet il, „il set mult ben
Ke el siecle n'ad plus fole ren
Ke il est; mes par vus est foux
E par vus li deit estre soux.
Cum plus est foux contre reson,
Plus l'en devez de guerdon.
Plus ne puit il fere por vos f. 116 r
Ke sei perdre tout a estros,
E sei e trestout son poer
Por vus deservir e aver;
Mes nul ne puit par servir
Si bele dame deservir,
Ne il en ce ne se fie pas,
En espoir de vus est li las,
Ke pité vus preigne de lui
Por ce que il tret si fort annui.
El siecle n'ad roche si dure,
Si entendist la male aventure
E sa valor e sa noblesse
E sa meseise e sa destresse,
Por ke ele ust entente e quer,
Ne se destreinsit a son fuer.
Nule mer n'est si tempestuose,
Si sorde ne si orguillouse,
Por que el sust ben son langage,
Nel meïst sanz nef au rivage.
El siecle n'ad beste tant fere,
Si conust ben sa manere,
Nun ne serpent né de serpent,
Por que el veït en aparent
Son quer, son cors e ses doelz granz,
Ne li fust humble e sopleianz.
Vos estes trestoz ses pensez, f. 116 v
A vus tornent ses volontez
E quant il est priveement,
A soltive, loinz hors de gent,
Donque ad poi de ben e mal assez,
E pert ke il est malorez.
Tant a de ben c'um puit penser
E tant de mal que il puit desver;
Mes quant le vostre cors remire
Ke ad ver le soen sifaite ire,
Donque velt aconter que ço deit,
Donque maldit ço que il oyt e veit,
Donque est ociz e acorez
E son quer perduz e emblez,
Donque se debat, donque se detort,
Donque m'est avis que il en fin est mort.
Je l'en conforte, e il ne l'entent
Ne nule garde ne l'en prent.
Dunt, gentil dame, je vus en pri
Qne vus eiez de li merci."
„Vadlet", ce dist la damaisele,
„Mon ami me tendreit por delele,
Si je donasse a li mon amur.
Honte en averai a chef de tur,
Kar il ad autre amye
La quele il eime cum sa vie,
Bone a son oez, bele e deintose f. 117 r
E damaisele chivalerose.
Si il la eime, lest moi amer;
Si il ne l'eime, ben dei quider
Ne me amereit longement,
Ainz me guerpereit ensement,
Moi plus tost que il ne freit li,
Kar plus bele unques ne vi
Ne plus gentil chose a amer
Ne plus doutose a esgarder.
Ben l'ai conu, ben l'ai veüe
E ele moi ben conue:
Por riens ne li feroie tort
Ne a nule riens de son deport.
A li se tendra li amans,
Si il fet que leaus e que frans,
Kar en le sicle n'a enperur
Que de li n'ust grant honur."
„Certes, ma dame, vus parlez ben:
El sicle n'ad si bele rien
Cum s'amye que il eime:
Mes de autre part ne cleime
Fors de vus soulement.
Meint jors l'ai servi a talent,
Mes unques ne poi saver a nul jor
Ke il out vers autre amor."
„Valet", fet ele „vus n'estes pas sage f. 117 v
Ki me quidez trover si volage
De otrier a celi mon amor
Ke unques ne tint un soul jor
Plet de une damaisele,
Mes cum esperver que oisele
Son amor change solum le tens,
Par unt je en ay ore bon defens."
„Bon defens avez, mes meilor
Ne puissez aver por mon seignor,
Kar solum le tens ad amé,
Que nul estrange ne privé
Ne li pout unques tant prier
Ke il volsist une feiz regarder
Une dame par druerie:
Tant ad demené nette vie."
„Nette vie? Ce ne pust estre
Kant son fol corage li est meistre.
Nepurkant trové l'ai en escrist
Ke li sage a son fiz dist:
Celi que eime damaisele
Ke franche seit, enseigné e bele,
De plus bens amendera,
De tuz plus amé, plus lowé serra,
Plus pruz, plus hardi, plus vaillant,
De tote rens plus enpernant.
Celi que ne velt entremettre f. 118 r
Ne par aprendre ne par lettre
Ne puit saver ren de amor,
Une duzcur ne une dolur

Ne tant dunt venist un susper
N'une colur al vis palir
Ne un corage ne un pensé
Ne a larron un regard emblé,
Deu li doint sanz deceverance
Ire a angusse e grant pesance."
„Certes, ma dame, ben avez dist.
Dunt je vus pri sanz respist
Ke vus li deignez de quer amer
E por son estat amender.
Amender? Voire, certes oÿl,
Kar par tut le mund a mon voil
Ne li deneiasse mon amor,
Si femme fuisse de valor."
„Entendez ore, beau valet:
Cele son cors a honte met
Ke vet enceinte par son ami.
Meulz volei estre departi
En cent piecez e ventilé
Ke en tele manere estre amé;
Mes li sage en son escrist
Une bele parole des dames dist:
Franche dame seit honoré f. 118v
Ke a prodhome est marié,
Ke si beau meine son engin
Ke ses nez ne seient de puyt lin."
„Certes, ma dame, ben est veirs;
Mes je vus dirrai l'autre vers:
Meulz vaut bon fiz en peché nez
Ke malveis d'espouse engendrez.
Respons me donez, ma duzce dame,
Ke je n'en ei nule blame,
Kar pramis ai a mon seignor
De conquere vostre amor
Par beau parler e par dons.
Assez en estes ore somons."
„Valet, vus estes mult merveilus
E de paroles mult enginnus.
Li sage home en son escrist
D'amor parle a son fiz e dist:
Fiz, d'amour que vient par message,
N'eiez ja cure, si frez cum sage,
Ainz que vus aiez esprovez
De l'amant tuz les volontez,
Kar un puit dire li messager
E altre li amant puit penser.
Fiz, de amor que vient par dons
Ne seiez mie trop tost somons,
Kar amor sanz assoine s'en de-
part f. 119r
Kant les dons cessent de l'altre part.
Dunt je vus respoin, bel ami:
En tele manere n'averai ja ami."
„Dame", ce dist li messager,
„Trop me avez fet targer.
Doné me avez sage respons,
Dunt de realer su somons;
Mes trop y a grant crualté
De einsint cum j'ai d'amor parlé.
Mes ore me diez reson e dreit
E li enseignez quei fere deit."
„Entendez ore, beau valet:
Celi que destruit le sogét
Por chose que est accident,
Trop tart enaprés s'en repent.
Leger est a dire 'je vus eim',
Mes ne pris pas fu de estreim,
Ke tost est enluminé
E la chalor tost finee.
A moz de folie poi vaut,
Kar ensemble commence e faut.
Conter oÿ de une pucele
Ke ele esteit sage e lele,
Ke son ami requist de bout,
E il l'en escondist del tout.
Ele li servi al meuz que ele pout, f. 119v
E il son servise refusout.
Kant il l'out del tout refusé,
Si k'ele en fust desbarathé,
Por ce que cil fist que vileins,
Nel pout ele unques amer meins:
Tout a ennui e sanz ennui
Tenout ses oylz tuz jors ver lui,
A li errout, a li sejornout,
A li beveit, a li mangout.
Kant il n'out cure de son cors
Ne delices par defors,
Dedenz son cors li teneit clos;
Ilesque li servi sanz respos
De li cherir, de li penser,
De li plus que son cors amer.
E quant cil ne la socorust,
Ele ne vyt longes, ainz morust.
Issint avendreit il de mei,
Si je preïsse de li conrei.
A moi ne serra ja retret
Ke je seie sage aprés le fet;
A devant me voil aviser,
Kar amere chose est trop amer."
„Dame, l'en ne deit messager
En nule curt aviler.
Messager su, ce me peise, f. 120r
Kar trop vus greve ce que poi peise.
Si sentisez les mals que il sent,
Vos parlassez tout altrement;
Mes vostre quer si est aillors,
Por ce ne li deignez fere socors."
„Vad[l]et" fet ele, „m'est avis
De ire un poi en estes sorpris.
Dunt je vus dorrai bon respons:
Si vus hastez des esporons
E diez a vostre seignur,
Ke por moi demeine tel dolur,
Ke il vingne od moi parler,
Por sa grant peine alegger."
Le vadlet mult tost son congé prent,
A son seignor vient hastivement,
Si li dist la novele
De la bele damaisele.
Le chivaler n'out cure de long sogor,

Tant esteit hasté de fol amor:
En tele manere la vet preier,
Kar amor li fist soul aler:
„A vos sui venu, ma duzce amie,
Saver mun de ma deverie
Le quel je dei pleindre ou doler,
Ou de nul ben confort aver.
Le quel que il me torne, a mal ou a ben, f. 120 v
Vostre amor celerai sor tote ren;
Si a ma dolur dei revertir,
Donque voldrai par mei soul morir".
A li respont la damaisele
Cum ben aprise e lele:
„Chose celee puit hom dire
Kant par reson ovre matire;
Mes quant est fors de buche issue
Parole e de altre entendue,
Jammes, por tant cum sicle dure,
Ne revendra en tele mesure
Ke finement seit ben celé,
Puis que une feiz seit eschapé.
Por ce me voil tenir en moi
E a tuz tenir mon segroi."
„Ma dame, sanz noise e sanz cri
Par mil feiz vus cri merci
Cum cil qui veit en fin sa mort,
Si par vus n'eie hastif confort.
Ben ai langui un demi an
A tel dolur que unques Tristan
Ne soffri por Ysolde la bloie
Tant de ire sanz confort de joye
Cum je soffre e ai soffert.
Envers tuz me su ben covert,
Ke nul ne set dunt tant me doil, f. 121 r
Kar a nul home dire nel voil.
Mult par demeine vie male:
En le vis me pert, que tant ai pale,
L'angusse que me set al quer;
De moi ne puit partir a nul foer.
A dolur ai mis tote m'entente,
Sovent sospire e me demente
E devise moi e ma vie
Cum morrai sanz confort d'amie.
Finement vus tieng por amie,
Por vostre ami ne me tieng mie."
„Beau sire, ben deit d'amor joÿr
Ke puit le mals d'amors soffrir
E les granz peines que en sunt,
Ke as amanz grant annui funt;
Mes saciez por verité
Ke a vus ert ben guerdoné:
Ce que vus soffrét por mon amor
Tout vus tornera a grant honor."
„Franche amor ne set mesure,
De losengerie n'ad nule cure.
Alumé su de tele chalor
E de tel fu que james jor
Ke ai a vivre n'iert esteint
Tant cum la vie el cors me meint.
Mon desir m'est a contraire, f. 121 v
Ke ne sai que dire ne que faire;
Contre quer m'est mon voler,
Assez averai mes que doler.
Sorpris su estre mon voil,
Dunt n'est merveile si je m'en doil;
Mes cil que est chargié del fes,
Voile ou non, sanz relés
Par jugement porter l'estout
Kant deliverer pas ne se pout."
„Beau sire, vus l'avez oÿ sovent
En reprover dire a la gent:
Ke fort est quant faire l'estout,
A la parfin que ainz ne volt.
Por ce vus di ge, beau duz sire,
Ke vus ne devez quider ne dire
Ke je me seie trop hasté,
Si ore me su a vus liveré.
Ne me tenez mie a legere,
Si je face vostre priere,
Kar ben le sai, si l'ai veü
Ke mult avez por moi eü
Mals, angusses, ires plusors,
Poi de joye, multes dolors.
Ce poise moi que estre mon gré
Avez esté si afolé;
Mes quant est avenu issi f. 122 r
Ke avez por moi a doel langui,
A tel tristesse, a tel tristor,
Ore vus otrei tote m'amor
Par tel devise cum dirrai:
Plus que home el monde vus amerai.
Ore vus penez de estre amiable,
Ensegné e mult servisable,
Frans e gentil a tote gent
E proz e large ensement
E duz e humble a acointer,
Estable e nent noveiler.
Poi de sorfet a demesure,
Seiez a tote creature.
Orguil eschiwez e vileinie
En eschiwant fol estotie.
Seiez vaillant, corteis e sage.
Bel estes e de corteis parage;
Par dreite nature devez
De leauté estre mult alosez.
Par tel covent vus doin m'amor,
Ke unques n'amai tresqu'a cest jor
Ne amerai home charnel
Autre de vus, si estes itel.
Ja mar de ce serrez dotous
Ke james aime altre de vos."
„Ma dame", fet il, „grant merci! f. 122 v
Unques n'estoi tant esjoï
Cum sui ore de la novele
Ke oÿ avez ma querele."
Ore oyez cumfaitement
S'entreaiment leaument
Li dui amant a grant honor

Par fine leauté de amor.
En lor corage n'ad devise,
De nule part n'i ad feintise;
Que plest a l'un, l'altre le volt.
L'un sanz l'altre pas ne se dolt;
L'un sanz l'altre ne sent leesce,
Angusse, ire ne tristesce,
Hait ne deshait, mal ne ben;
Entre eus nen est parti de ren.
Tel est l'amor e de tele guise,
Si naturele e si lele mise,
Si naturele e si leale,
Sanz fausine e sanz teche male
Ke l'un sanz l'altre ne puit aver
Ne ben ne mal ne nul voler.
Si les cors sunt en loinz parti,
Des quers sunt pres en l'un parti.
Ensemble unt mal, ensemble unt ben,
Nen est entre eus parti de ren...

(Lücke von 4 Blättern.)

XI.

Cum il giust contre lit, f. 123 r
Un messager vint, si li dist:
„Sire", fet il, „par vostre amie
Saluz vus di sanz tricherie.
De fin corage vus mand saluz
Tanz cum unt esté a tuz les druz
Mandé puis le premers amanz.
Saluz d'amor vus mand atanz
Cum la plus dolente figure
E la plus triste creature
E la plus morne damaisele
E la plus plorusе pucele,
Cum la plus doloruse drue
Ke seit al jor de hui suz la nue,
Kar un riche home poëstis
Ad ses amis tant requis
Ke il la veut a femme prendre,
E ele ne se puit ver li defendre."
„Allas!" fet il „cum su trahi
E par ma folie me su honi!
Ore ai ben aparceü tant
Ke un sens est: de femme e
d'enfant,
Ke ja par conceil ne par reson
Ne fra ren si son voil non.
Mort m'ad en fin ceste novele,
Kar ben la quidai trover lele.
Allas! dolent, por quei fu né? f. 123 v
Cum su trahi e malmené
E malbaili sur tuz amanz,
Kar si je vesquisse mil anz,
Si serrei certes tut diz
Sor tuz homes mornes e pensis!
Maldit seient tout cil del mund
Ke en ceste sicle amé unt
E cil que ore amant i sunt
E tuz icil que mes amerunt!
Grant mal e peché enginna
Ke lealment primes ama:
Mult fist que fol e que desvé,
Kar mult fuit trahi e gabé,
Enginnee e deçu,
Kar unques nul ame ne fu
De fin amor, kar deçuz
Unt esté trestuz les druz,
Enginniez, trichiez e trahiz
E confonduz e malbailliz,
Honiz, avellié finement.
Par mei le sai. Allas! dolent,
Por quei ai je si a rage amé
Kant od les altres sui gabé?
Kar je sui cum les altres sunt
Trahi, kar trestuz cels del mund
Ke aiment sunt fols naïs. f. 124 r
Deus! quei frai, las, chaitis?
Li corteis Tristam fu enginné
De l'amor e de l'amisté
Ke il out envers Ysolde la bloie,
Si fu li beau Paris de Troie
De Eleine e de Penelopé;
De quele que il fust plus amé,
Si refu triché e trahi
Le pruz, li large, li hardi
Alisandre, que tant valut;
Ben sai que femme le deçut.
Si fu le sage Salomon
Par femme trahi, e Samson,
Maint autre dunt dire ne puis,
Kar le nombre pas ne connuis.
[D'] Ylie, Lucrece ne de Didon
Ne fu ren su si ben non,
Ke Ylie son ami boisast
Ne ke Didon Eneam trichast
Ne Lucrece Colatinus;
Non fit, veire, Tisbé Piramus;
Ne tricherent unque en amer,
Dunt la gent oïssent parler.
Mes je sai ben certeinement
Tut ne fuit a veüe sovent.
En alcun point firent folage, f. 124 v
Ou fuit de fet ou de corage.
Plus ne sai que je en die;
Totes sunt de grant felonye.
De tuz lur mals est temonye
La grant tricherie m'amye.
Ne sai por quei nomerei une;
Totes sunt ja fause commune
De traïson, de tricherie.
El mund n'i ad mes lele amie.
Unques n'i out nule que amast,
Si que sun ami ne trichast.
Toz furent covertes e feintes,
Si que ne porrent estre ateintes,
Si furent totes traiteresses,
Fauces, feintes, tricheresses.
L'engin de femme ore tant conois
Ke a fauce mes chacune prois.
Par dreite force de nature

Chacune deit estre parjure,
Duble de lange e volage,
Sanz nonbre treble de corage.
De nature l'unt en fiu
Ke n'amerunt en nul liu
Establement, mes en plusors.
Si sunt de felonesses mors,
Ne tient conte de ce qu'ele ad, f. 125 r
Mes ce coveite que nen ad;
Son bon prou mult mal tient,
E autri mal a gré li vent.
Totes amantes fauces sunt;
Unques n'out une bele el mund.
Par soul m'amie ben le prois,
Autre ensample querre ne rois;
Par li soule puis par reson
Totes prover, e l'encheson
Mosterai vus, kar ben le sai:
De totes celes que ainz nomai
E de totes que unt esté,
Cen est la fine verité
Ke m'amie est la meins tricheresse,
La meins muable e menteresse.
Mult en ad plus leaument amé
De fin amor, sanz fauceté,
Ke nule que nomé ay
Ait fet son dru, ben le sai.
E quant ele est la plus estable
De totes e la meins muable
E ad trichié si en apert,
Par li su de la proeve cert
Ke totes sunt fauces del mund
Ke en cest siecle amé unt."
Aprés que se out si dementé, f. 125 v
Son confessor ad demandé;
Aprés que il esteit ben confés,
Le espirist rendi sanz relés.
Les genz que furent entur li,
Son cors unt enseveli
Od grant honor, solempnement;
Enaprés chacun son chemin prent,
Si s'en vont en lor contree
Solom ce que Deu lor ad ordinee.
Ore puit, seignors, que ben esculte
Sanz noise, sanz cri, sanz tumulte,
Oÿr une aventure fere,
Cruele, de trop male manere.
Metez y entente e cure,
Si vus dirrai la aventure.
Tut le monde a doel decline
E chacune joye a dolur fine;
Joye, baudor, tote leesce
A la parfin torne a tristesce
E chacun verrei amor
Al drein point a ire e a tristor;
Cum plus est verreie e fine,
D'itant a maior dol decline.
Si cum la dame sist a manger,
En la sale entre un messager
Ke reconte de son ami, f. 126 r
De son travail e son annui
E quant ne pout aver de li confort,
Ke por son amor reçut la mort.
„Messager", fet ele, „ben vigné!
Mon drein mes m'avez ore porté.
Malement estes avisé
Kant a manger avez noncié
La mort de celi que plus amai;
Ja joye mes n'averai.
L'en ne deit, beau sire, noncier
Novele de mort a mangier.
Kant perdu ai mun deport
De celi dunt avei grant confort,
Del sorplus m'est mult petit,
E de mon manger e mon delit.
Je ay oÿ sovent dire:
Ke pert iço que il plus desire,
Del sorplus li deit estre poi.
Unques si grant dolor nen oi
Cum je ai ore por son amor;
Ma joie est torné tut a dolor."
En sa chanbre entre erraument,
Si se pleint dolorusement,
Sovent se paume e al revenyr
Se pleint cum ja porrez oÿr:
„Beau sire Deu, por quei fu né? f. 126 v
A mal hure fu engendré.
Kant je su de si feble sens,
Si lasche e de si fol porpens
Ke je ne me puis chastier
Ne mon corage justisier
De la rage dunt je me moer,
Ne vivre ne puis a nul foer,
Morir ne vivre ben ne puis,
De nule part confort ne trois,
Ne je en vie ne je en mort
Ne puis trover de ren confort;
Encontre quer m'est mult ma vie.
La mort me n'ad pas en bailie
Cum voldereie, kar ainz le jor
Serreit fin de ma dolor.
De cest mal serreie delivre.
Issint ne puis pas longes vivre:
Ou m'estoverat del tout garir,
Ou a curt terme de doel morir.
Ma garison ne vei je pas."
Atant sospire e dist: „Allas!
Ke unques amai ou fu amé!
Ma perte n'ert ja restoré,
Mon ami ne puit od mei parler,
Ne je ne puis a li trespasser.
Dunt me covent ma peine soffrir
E por son amor a drein morir."
A decertes, ne mie a gas f. 127 r
Unques aprés ne reçut solaz
Ne ren gosta ne ren ne bust,
Ainz por son amor a drein morust.
Tel fin reçut le leal amor
Ke conquis esteit par grant labor. —
„Beau pere, moi est avis

Ke grant folie firent ses amis
Por tele chose a li noncier
Dunt confort ne pout aver."
„Fiz, le siecle si est merveillous,
Si malveis e si contrarious
Ke quant homme quide ben faire,
Sovent li avient grant contraire.
Ses amis le firent por li garir;
Mes sa destiné nel pout soffrir."

XII.

„Unquore vus pri, cher pere,
Oyez un poi ma priere:
Assez ai oÿ de ces deus
Ke leal amor esteit entre els;
Mes vus pri une partie
Me diez de la chivalerie
Ke cist chivaler fist en son tens."
„Fis, je en ai ore bon defens.
Assez vus ai de li conté;
Mes a parempler ta volonté,
Son non vus dirrai sanz relés, f. 127 v
Aprés vos descriverai ses fez.
Ouwein esteit par tut clamé,
Le fiz Noun por verité.
Set anz esteit chivalerous
Avant qui esteit si amerous,
Od meint chivaler se conbatout
E tut diz la victorie en out.
Si cum erre son chemin,
Le quer pensif, le chef enclin,
Vers Cesile grant aliure,
Il encontre par aventure
Une damaisele venant.
Ele li salue meintenant
Kant ele fu de lui aproché.
Mult par fu joyante e lé,
Trestuit en riant dist li a:
„Misire Ouwein, il n'i a
Fors que die mon message.
Une pucele bele e sage,
Cele que est ben apris,
Ke toz jors a son pensé mis
En honor e en cortesie
Vos requer[t], sire, si vus prie,
Si unques pucele secorustes
En lu ou pover en ustes,
Ke, si il vos plest, la secorez. f. 128 r
Par l'amor que a cele devez
Ke plus tenez en compainie,
Ke a bosoing ne li failliez mie,
Kar, si ele a bosoing faut de vos,
Ele nel querra mes aillors,
Ne a frere ne a parent."
Ouwein respont erraument:
„Ore tost nos retornons!
Si vus di, par seint Simons,
Je irrai a la pucele aider;
E si je troef le chivaler
Si francs, si corteis, si sage,
Ke il la me voille sanz oltrage
Deliverer, bon gré l'en saveroie.
E si vus di que tote voie
Ançois a lui combaterai
Ne mes nul jor joye n'averai
Devant que l'aie deliveré,
Puis en irrai en ma contree."
Atant a la voie se mettent.
En errer grant peine mettent
Tant qu'il fu assez plus de tierce.
Kant il urent erré grant piece,
Si virent de loing un chastel
Mult ben seant e fort e bel,
En haut sor une roche assis. f. 128 v
Et le chivaler, qui pensis
Estoit, regarda cele part.
„Bele", dist il, „veez que je es-
gart?
Un chastel la, mout bien seant."
„Sire", dist ele meintenant,
„C'est le chastel ou ma dame est.
Por combatre i troverez prest
Le chivaler au men quider,
Ke ne doute nul chivaler
Par semblant nul de cest mont."
„Bele, par tuz les seinz que sont,"
Dist Ouwein „ce n'est pas saver.
Des ore me covent a saver
Son estre e son conteinement."
Eissi chevalchent erroment
Tant que au chastel venu sunt.
La pucele qui ert amunt
A connu sa damaisele;
Aenqui li dirra tele novele
Dunt ela serra esjoÿe
Toz les jors de sa vie.
Tantost cum il sunt descendu,
La dame est encontre venu,
Si les salue meintenant.
„Dame", dist la pucele avant
„Veez ci misire Ouwein!"
E cele li prist par la mein,
Si li dist: „Sire, ben viegnez!"
Tout erroment li avoit baisiez
Ke il out son healme delacié.
„Dame", dist il, „Deu face lé
Vostre quer, kar joie en averoie
E, si la force en estoit moie,
Je vus osteroie de ci."
„Sire", dist ele, „vostre merci!
Mes un chivaler orguilloz,
Fel, eschis e oltragous
Me tent en cest chastel enclose;
Mes alez est, si a grant pose,
Tot armé hors de cest chastel.
Si m'eït Dex, il me fust bel
Ke il ne revenist james."
„Hé!" dist il „tenez vus en pes:
Ou il vus lerra a delivre,
Ou l'un de nos longement vivre

Ne porra en nule manere;
Si par amor ou par preiere
Ne poons altrement partir.
Le un de nos au departir
S'en doudra, si serra damage
Ou a men ou a soen lignage."
Ke que il parloient eissi, f. 129 v
Le chivaler de bois eissi,
Ke estoit alez en deduit.
Kant il vit que sanz conduit
Ert cil a son chastel venuz,
Il descendi, ne fu pas muz,
Ainz dist: „Dant vassal, trop hardis
Volez estre en fes e en dis
Kant vus en cel chastel entrastes
E sanz mon gré ostelastes
El chastel ke men est tout quite."
Kant il out la parole dite,
Si respont Ouwein erroment:
„Sire chivaler, n'i ad pas granment
De vostre unquore despendu;
Mes saciez ben: ça einz su venu
Por deliverer la pucele."
E sil dist: „En fole querele
Vos estes mis e por nent;
N'avez pas tant de hardement
Ke vus l'osez ver moi defendre.
Ançoiz vus covenz errant rendre
E mettre vus en ma prison."
Lors li dist Ouwein: „Mesprison
Feriez, si por tel afere
Me fesiés si grant contrere;
Mes laissiez me la damaisele, f. 130 r
Ke tant est avenante e bele,
Ke grant joie en demenra."
E cil dist que il l'estovera
Parler de altre martin,
E Ouwein dist: „Par seint Martin,
Ne vus remaindra pas ici.
Dunt je vus pri, cher ami,
Me deliverez la damaisele
De qui m'aporta la novele
Ceste pucele de ben loing,
E je ici a son bosoing
Su venu por li deliverer."
E li altre dist ke „liverer
Volez vost.. cors a martire.
Por verité le vus puis dire."
E Ouwein dist qu'il ennuie,
Ke poour avera, si s'en fuie.
„Par tant ne sui point esmaiez
Kant jesque ci sui avoiiez.
Si je de ci me departoie,
En itel point honi serroie . . .
(2 Zeilen fehlen.)
Por ce voil la pucele defendre;
E si nului la velt contendre
Envers mei, ce poisera moi." f. 130 v
E cil que ert sanz grant desroi
Li dist: „Vus ne mettrét nent,
Kar enqui vostre hardement
Sera en mult petit torné:
Je vus averai si atorné
Ainz vespre ke doel en avera
Vostre lignage quant le savera."
Atant a son healme lacié
E l'escu au col enbracié
E la lance tint en poin destre;
Un coard n'i volsist pas estre.
Kant il fu armez, il monta.
E Ouwein se rapareilla.
Ses armes prist, puis est montez
Cum cil que ad totes bontez,
Ke nul a li ne se puit prendre.
E li chivaler sanz atendre
Kant il vit que armez estoit,
A une part si s'arestoit
De la sale que mult ert lee,
E dist: „Vassal, en ma contree
A une corteisie bele:
Ke quant chivaler a querele
De fere bataile a nului,
Ke ja ne trovera celui
Ke li face nul enconbrier. f. 131 r
Por ce vus di, sire chivaler,
Ki a moi combatre volez,
S'il vus plest, d'iloque vus tolez
E venez ci en mon estage,
Kar n'i voil aver avantage
De la sale tant ne quant."
E Ouwein li respont itant:
„Sire, je me tieng a paié;
Or su je mult ben avoié."
Ce respont li Orguloz: Beau sire,
Je vus defi" e tot par ire
Fert le chival des esporons.
E Ouwein si cum nos esperons,
Ra tost son destrer hurté
Ke il se sunt si encontré
De cors e de chivals ensemble
Ke il pert que la tere tremble,
E le lances amdeus froiserent,
E le chivals si se ploierent
Si vilment qu'il cheent a tere.
Je ne quit mes k'en nule tere
Veit nuls home si bele joste.
E les puceles qui dejoste
Estoient urent grant dolors,
Ke n'urent pas veü aillors
Nul si tredur encontrement; f. 131 v
Mes li chivalers pas granment
Ne virent, kar mult estoné
Estoient, si que si toné
Eüst, ne l'oÿssent pas,
Mes erroment en est le pas
Ke il se furent rapensé,
L'un n'a mie l'altre tensé
De fere lui mal e ennui.
Je ne quid que il ait celui

Ki n'eit talent de li defendre.
Li chivaler ne volt attendre,
Ainz curt a misire Ouwein,
K'en tint l'espee en sa mein,
Ke il le chivaler vit venir.
E cil l'est alé envaïr,
Durement el healme le fiert
E si asprement le requert
Ke, s'il n'eüst l'escu levé,
Forment l'ust estoné;
Mes l'escu le coup retint,
E neporquant si li avint
Ke de l'escu trencha plein pié
E li healme li a empeirié,
Si que si ben tempré ne fust,
A Ouwein mult mal estust.
Neporquant mult l'estona, f. 132 r
E misire Ouwein li ra
Un coup paié mult merveiloz,
Si que le healme que ert en roz
Li a fet tot en chef torner.
Li chivaler qui retorner
Se volt vers misire Ouwein,
Avoit mis sa senestre mein
A son healme e l'a adrecié.
Emprés se restoit aprecié
Ver Ouwein o la bone espee,
Si li ravoit tele donee
Sor le healme que tout chancele.
Dolente en fu la damaisele
De Ouwein ke si chancela;
Poi faut que ne l'apela,
Mes el n'osa, si chiet pasmé.
Ouwein quant il l'out esgardé,
En out pité, doel e ennui.
Por ce que ainz ne trova nului
Ke si malement le menast,
Ne volt laissier que a li n'alast.
En icel point li corut sore,
E saciez ben ke sanz demore
L'eüst mult en cel point grevé;
Mes l'altre orgulloz e menbré
Estoit, qu'il nel dotoit nent, f. 132 v
Ainz vint mult orguillosement
Encontre lui. Ouwein le fert
Sor son escu, que que li griet,
K'il out desuz le chef torné;
Mes Ouwein l'a si atorné
Ke plus de plein pé en abat.
E cil ki mult ben se combat
Ra Ouwein un tel coup feru
Ke, s'il l'eüst aconseü,
Il l'eüst forment damagé;
Mes cil que tant estoit proisé
E tant savoit de l'escremie
Si le fet a cele envaïe
Faillir ke gaires ne tocha.
A poi l'espee ne cocha
A tere e vola del poing.
Ouwein a qui en estoit besoing,
Le ra altre feiz envaï,
E cil de l'escu se coveri.
Ouwein le fert de meintenant
Enz en l'escu qui fu tenant
E dur, si que poi l'enpira,
Mes del coup un poi chancela.
Dunt out irror e grant engaingne,
Kar desi k'en Alemaigne
Ne quidast chivaler trover f. 133 r
Ki contre lui puit durer.
E celi se li recurt sore,
E saciez k'en mult poi de hore
Est Ouwein ·III· piez ratisez,
Ainz que il fu garde donez.
Atant Ouwein vers li torna
E de l'espee li dona
Sor le healme ·III· coups ou quatre,
E cil que ben se set combatre
Ra lui durement envaï
E de l'espee li feri
Sor l'ealme mult durement.
Si l'un fert un coup, l'altre li rent,
Si se combatent paringal
Ke l'un a l'altre ne fet mal
Ne plaie, fors de sei lasser,
Tant que il virent le jor passer
E pres de oscure nuit estoit.
Ouwein ren ne li deportoit,
En icel point li corut sore,
E sachez ben que sanz demore
L'a il mult malement grevé.
E l'altre ke mult fu iré
Se contint mult tresferement.
Eissi se tindrent longement
Ke Ouwein le plus bel avoit. f. 133 v
Mes certeinement ne savoit
La damaisele, que l'esgarde,
Ki ne fu pas coarde,
Ainz lor cria mult hastement:
„Seignors, por Deu omnipotent,
Leissiez hui mes ceste bataile!
N'i a nul de vus mult ne vaile;
Mes ce sereit trop grant damage,
Se vus ociez par oltrage
Par nuit, mes de main a jor
Porriez recommencer l'estor.“
„Sire“, dist li Orguillez, „el dist ben:
Si vus volez, n'en dotez ren
Ke nel face d'altre partie.“
E misire Ouwein ben l'otrie.
Kant il furent desarmé,
Li Orguilloz ad primer parlé:
„Entendez ore, sire chivaler:
La pucele volez desreignier;
Mes damage seroit a mon devis,
Si un de nos fust malmis.
Par unt vus di or sanz faille:
La pucele averez sanz bataile,
Kar a vus plus ne combaterai
Por la corteisie que en vus trové ai.“

Ouwein l'ad mult mercié. f. 134 r
La damaisele ert mult heitié,
Si forment s'est esjoÿe
Ke sa dolur trestut oblye.
La damaisele vet en sa contree,
E Ouwein s'est retornee,
A Deu comande le chivaler.
Son chemin commence a errer
Tot contremont une rivere
Tant que il troeve une charere
Ke envers un mont li mena,
E il esgarda ça e la.
Lors veit un chastel sor une roche,
A l'ains ke il pout il se aproche.
En le chastel esteit un geant,
Fel e engrés, hidus e grant;
Tant esteit de mal afere
Ke nul home ne pout passer par sa tere,
Si il ne fuit mort ou pris.
Maint bon chivaler out ocis,
Ben ·II· cenz out enprisonez
En son chastel li malorez.
Le geant veit le chivaler,
Ke par sa tere volt passer;
Meintenant le vet encontre,
E Ouwein li fet un tel encontre
Enz en milu de la peitrine, f. 134 v
Ke par le quer e par l'eschine
Li fist son gleive oltre passer,
Si qu'a tere l'estut quasser,
Ke il ne se pout puis redrecier
Ne de la mache, que ert d'acier,
Ne li pout nuire tant ne quant,
Kar il fu mort de meintenant.
Le chivaler entre el chastel,
Si fet cum juge droiturel:
Touz cels que furent enprisoné
Meintenant les ad deliveré.
Sor els ad fet un cheventaigne,
Sil commande qu'il la tere gaigne
E face le chastel ben garnir;
E quant il avera de aÿe mestir,
Ke il seient de sa partie.
Chacun d'els mult l'en mercie,
S'en unt grant joye demené.
Tot erroment, sanz demoree,
S'encline chacun envers tere:
„Sire“, funt il, „nos vus irromsquere,
Kar tant avoms ore de ben
Par vus ke sor tote rien
Vodrions vostre pleisir fere.“
Adonque ne se pout pas tere
Misire Ouwein, ainz lor dist: f. 135 r
„Seignors“, fet il, „se Deu m'aïst,
E je altresi referoie
La vostre honor, si je porroie.“
Si sunt il acompaignié,
Si s'est la nuit herbergié
Le bon chivaler oveque els.
Sachez que il n'en ont pas doels,
Ainz en unt grant joye menee,
E l'endemain a l'ajornee,
Meintenant que l'aube creve,
Le bon chivaler si se leve,
Ke n'out cure de sojorner,
Meintenant s'en ala atorner.
Aprés que il fut ben armé
E il out ceinte s'espeie,
Lors fet amener son destrer
E monte sanz estru tocher.
Belement se contient, sanz bobance,
E puis a demandé sa lance,
S'a l'escu au col enbracié.
Lors prent a tuz congié;
Aprés s'en vet a quel que peine
Si cum aventure le meine,
Ben ·XL· jors ad erré
E par tot noveles demandé
Atant que il vint a un chastel f. 135 v
Dunt li sires n'ert mie tel
Ke il soit au gré de tote gent;
Il ert riche e de grant gent
E si ert de grant tere sire.
A celi mostrout forment s'ire
Ke son commandement trespasse,
Se il a droit ne le compasse;
Si cum il avera enjoint,
Son cors serra a forches joint,
Sanz rançon e sanz confort,
Kar si chastel sunt si fort
Ke il ne doute conte ne roi.
Tant ert fer e de grant deroi,
Se li plust mult oltrage a fere
Si cum d'un franc home defere
Ou por un poi d'acheson pendre.
La vet le chivaler son ostel prendre.
Cum il entre el chastel,
„Ben veigniez a mon ostel!“
Fet li sires, si l'ad pris
Par la mein e puis enquis
Coment il va e dunt il vent;
E cil ke remenbre sovent
De dire raison tote voie,
Li dist: „Sire, l'enperor m'envoie
Cha outre en son message.“ f. 136 r
Li sires fu corteis e sage,
Si l'en n'a plus aparlé,
Ainz ad d'altre chose parlé.
De li manger est prez e quis,
E as ses serganz a enquis
Ke novele l'en soit aprise.
Meintenant fu la table mise.
Cum il seirent a manger,
Devant els passe un leverer
Ke li sire en out cher.
Celi coveite le chivaler:
„Sire“, fet il, „je vus pri
Cist leverer ke vei ici
E la bonté vus voil guerdoner

Kant vus averez de moi mester."
Fet li riche home, que mont s'ire:
„Ore est celi trop plus que sire
Kant de mon deduit m'ad requis;
Ore vailent mult petit mes dit;
Mes il savera quei je sai fere:
Faites le tost des enz defere
E puis lancer en ma prison!
Trop ad fet grant mesprison".
Lors l'unt meintenant pris
E en une gaiole parfunt mis.
Une demi an demore en tele garde f. 136 v
Ke li sires ne prist garde.
Le chivaler waimente e ploure;
Mes en poi de hore Deu laboure,
Kar il ne se velt ja vanter
De ce que velt homme aider.
Sarazins vindrent en la tere,
Si meurent al sire mult grant guere,
Les viles ardent e les bors,
Les chastels destruient e les tors.
Li sires s'est a els combatu,
Mes de tote parz en est vencu.
En le chastel l'unt assegé
Ou le chivaler ert enprisoné.
Li sires veit que il out mester,
Se li remembre du chivaler
Ke il out enprisoné.
Meintenant l'ad deliveré,
Se li prie humblement
Ke il li face enseinement
Coment il se pust deliverer
Des paens e la sege remuer.
„Sire", fet il, „je ne sai;
Grant crualté en vus trové ai,
Kar retenu m'avez en ta prison
Un demi an sanz achaison."
Kei dirroie plus? Ce est la somme: f. 137 r
Acordez est li riche homme.
Aprés que il sunt acordez,
Ouwein regarde ver les prez,
Si veit ben ·II· cenz Sarrazins
Ke unt serré les chemins,
Si unt qoili une proie,
Kar nul homme n'i est que els devoie.
Ses armes demande e son destrier,
Si fet la porte tost ovreir,
La proie vet encontrer,
Ke il ne poient avant passer.
Atant vint lor cheventaine
Sor un bon destrer d'Espaine,
Si fert Ouwein de sa lance;
Mes il un poi ver li s'evance
Ke entre le quer e le pomon
Li fet sentir son gonfanon.
Un altre pai[e]n li vint encontre,
E il li fet seant encontre,
Ke le rue mort a tere.
Le terce vet puis requere;
Treis ocist al primer poindre;
Aprés se vet as altres joindre.
En poi d'ure ad ·L· ocis,
E les altres que sunt remis
Se mettent trestoz a la fuie. f. 137 v
Le chivaler forment s'ennuie
De ce que il les veit fuiyr,
Son destrer commence a hortir,
Devant els se met a bandon,
Retorner les fet, voilent ou non;
Devant li les chace od la proie,
Jesque au chastel les convoie,
Ainz en le chastel les fet entrer.
Ore unt assez que manger,
Si mester lor est, tut un meins.
A Sarazins trenche tuz les meins,
Si les mande au soudan;
E il jure ainz demi an
Ke il serra ben vengé
De cels que l'ont fet tel vilté.
Ouwein mande ses chivalers
E lor armes e lor destriers,
Ke il vignent a li hastivement;
E il sunt venu a son talent.
Par tut mande ou ert conu;
Dunt mil chivalers li sunt venu.
Ore ad li sire del chastel
Maint bon chivaler en son ostel.
Il en ad ·II· mil chivalers,
Ben montez sor bon destriers.
Ce fust en mai que ivern devise. f. 138 r
Le soldan ad sa guere reprise;
Au chastel vint od sa banere,
Les lariz prist de la bruiere.
Li sires se tint en la bailie
Du chastel, kar il n'out aïe,
Ainz atent les chivalers
Ke Ouwein out mandé par messagers.
Ouwein regarde la paiene gent
Cum il se demeinent orguillosement;
Par maltalent fet la porte ovrir
E veit un rei a esporon venir.
Le rei broche le bon baiart,
E Ouwein vint cele part
Encontre mult treferement,
Si s'entreferent durement
Es escuz, les lances esloissent,
Desi qu'a poins fendent e froissent.
Li chival vont si pres raiant.
E il se vont si encontrant
D'escuz e de healmes ensemble
Ke amedeus les chivalers semble
Ke li oil lor estenceloient.
Li chival sor qoi il seoient
Sunt anbedeu agenoillié;
Mes Ouwein s'est redrecié.
Le reis ne se pout redrecier, f. 138 v
Ainz le covent si apleisier
Ke il chaï jusqu'a la tere.
Ouwein le vet oltre requere,
Un coup del brand li vet doner

Ke jesqu'a dent li fet senter;
Le destrer prist, ne li fist plus,
Arere au chastel est venus,
Si fet traire la porte qoiliz.
Sarazinz les unt assailliz;
Mes il urent bon confort,
Kar lor chastel ert bon e fort.
Le chastel unt assailli
Ben ·II· jors e demi,
E quant il ne poent espleiter,
Le soldan les fet remuer,
Si les quide prendre par cointise.
Mult en ad sa peine mise
Ouwein, ke prent sovent garde;
De une part ou il esgarde,
De loinz en ad gité la veüe
Tant ke il ad une route veüe
Ki a grant esploit lor apresse.
De chivalers i out mult grant presse
E vignent cler par le chanpaigne.
Devant sor un cheval d'Espaigne
Un chivaler s'est esbatu; f. 139 r
Ouwein l'ad de loinz conu
Par l'escu que il porta.
Jesqu'a chastel ne s'aresta;
Ouwein li vet tost encontre,
Si li fet bel encontre.
„Sire“, fet il, „ben veignez!
Vos serrez mult ben hebergez
En cest chastel, si il vus plest.“
„Certes“, fet il „ben me plest.“
Le chivaler de son destrier descent,
E ses chivalers tout erroment,
E ses vadlez dunt out plenté,
Sunt tost devant li assemblé,
Si pernent son healme e l'escu
E enprés ne s'est plus tenu:
„Sire Ouwein“, fet il „entendez ça:
Noncié me fuit de pieça
Ke vus estoiez enprisonez.
De la prouesse me su remembrez
Ke vus me mostrastes por la pucele
Ke je vus deliverai sanz querele:
En cest païs su ore venu
E en chastel me sui abatu
Por vostre cors deliverer;
E si je troeve chivaler
Ke le voile defendre, f. 139 v
Bataile voil a li prendre,
Kar reperer ne voil en ma contree,
Ainz que vus veie deliveré“.
„Sire“, fet Ouwein, „grant merci!
Mes je ai le geu mal parti,
Kar peins sunt ja assemblé,
Si unt ceste tere degasté,
E li sires ne se puit vers els defendre;
Aillors le covent aide attendre.“
Demeinters que il parlent eissi,
Ouwein regarde, si ad choisi
Ben ·II· mil pains tot a estrous,
Les ad demostré al l'Orguillous;
„Ça!“ fet il „mon bon destrier,
Kar je les irrai assaier.
Tout soul me voil a els combatre,
Kar l'orguil des chens ben sai abatre.“
Atant se haste ignelepas,
E Ouwein le siwit pas por pas.
Les pains les virent de loinz venir.
Un rei se met a l'encontrir,
Si fert l'Orguilloz mult durement,
Si que sa lance en esclices fent:
A li se ert ben essaié;
Mes l'Orguilloz l'a si paié
En son venir en son escu f. 140 r
Ke d'un en altre l'a fendu;
Si durement le quasse en son venir
Ke a tere le covient venir.
Plus a li ne se velt joindre,
·III· altres ad ocis al primer poindre.
Aprés s'enbat enmi la presse
La ou il la troeve plus engresse,
Si ad saché la espeie
Dunt il done mainte colee;
Ainz que il s'arestast.
N'i out nul a qui ne costast
De cels qui contre li estoient.
De grant cops que ferir le voient.
En poi de hore ad ocis
Sarazins mescruz ·C· e dis.
Ouwein vint de l'altre part,
Ke ne se tent pas por cuart.
Un Sarazin le vet encontrer
Ke sa lance fet en pieces voler,
Durement l'ad estoné;
Mes Ouwein [l']a si ploié
De desuz l'arçun de la sele
Ke li fist torner la boele.
Outre s'en passe par grant aïr,
·V· altres ocist a son venir;
Ainz que il vint a son companon, f. 140 v
En ·V· fet baignier son gonfanon;
E quant il les veit si apresser
Ke sa lance ne pout abesser,
De tronçuns fert cum desvé
Ke il en ad vint a mort rué.
Aprés a trete sa espeie,
Dunt il done meinte coleie.
Un Sarazin li vet encontrer,
Se li fert del brand d'acier,
Avant que il seit de li conu,
Ke por poi l'ad abatu.
Ouwein un poi sei revigore;
Le pain veit, si li curt sore,
Un tel cop li done a bandun,
La teste li fet voler el sablun.
Oltre s'en passe estoné,
Ke toz le tingnent a forsené,
Kar ·C· pains ad abatu,

Avant que il seit revenu.
L'Orguilloz esteit de l'altre part,
Si lor ocist Eschlofart,
Un roi de alfage poëstis;
Aprés en ad ·VII· ocis
Ke li vindrent encontrer,
Cum il se voleit oltre passer.
L'Orguilloz se contient cum aragé, f. 141 r
Nul ne le veit que seit effreé;
Toz le veient si bon chivaler
Ke nul ne l'ose encontrer;
Kant il le veient de loinz venir,
Les Sarrazins comencent a fuir.
Atant vint un Sarazin
Ke esteit sire de Lovin,
Si les escrie: „Bachelers,
Fuiez vus por ·II· chivalers?
Retornez arere, chers amis,
Kar par moi serrunt hui malmis!"
Lors esgarde contreval,
Si veit venir le vassal
Ki se dresce encontre lui
Cum bon chivaler e hardi.
Le Sarazin estoit fors e granz
Cum se il fust un gaianz.
L'un vint contre l'altre elessié;
Mes l'Orguilloz a abessié
Son cop, s'en feri en l'escu
Ke d'un en altre l'a fendu.
Soz le auberc la lance arçoie,
En esclices vole e peçoie;
E le roi ra lui mult ben ferus.
Enprés si traient les branz nus,
Si s'entredonent mult grant cous f. 141 v
Desuz le healmes que les fous
En vole par grant estinceles;
Mes ben se tenoient en seles.
Le gent le roi sunt ja venu,
Si unt lur sire socoru.
L'Orguilloz en out grant chalor,
E son cheval por la suor,
Ke ert noir, ert mué en blanc;
A poi que il n'estoit tot estanc.
Tant ont esté en la presse
Ke desuz seignor tout s'abesse.
Le roi li curt sore, si le saisi,
E il cria a mult grant cri:
„Ouwein, Ouwein, amis chers!"
Ouwein l'entendi tout primers,
Ke estoit issu de la presse.
Kant que il puit cele part s'elesse:
Ja ne lerra qu'il nel rescoue,
Si force puit estre soue.
L'Orguilloz est tot a pé,
Si est par tot malmené
Por ce que n'ad eide ne compaignon;
Il vet ferir un pain felon
Ke li alout mult grevant;
Parmi le cors li met son brant.
Un altre pain aprés feri, f. 142 r
Ke le braz li brusa dreit parmi.
Le roi le quide ben prendre,
Ke por la presse ne se pout defendre,
Si nel quide pas fere en vain,
L'Orguiloz ad saisi par la main.
Mes Ouwein errant i vint.
De la bone espeie qu'il tint
Le feri sor l'ealme amont,
Ke il li enbarre e confont
E si durement l'a malmis
K'a poi que il ne l'a gius mis;
Mes au kol du cheval se tint.
E por cel cop eissi avint
Ke li est l'Orguilloz eschapez,
Ke quida ben estre atrapez,
S'il l'eüst tenu longement.
Lui e Ouwein erroment
S'en vont chevauchant par l'estor,
Ne voilent fere nul retor,
Ainz se mettent en la grant presse
La ou la trevent plus engresse,
E unt tant Sarazins ocis
Ke aprés les morz se pleindrunt les vis.
Le roi Eschanor les regarde,
Ke de els grever ne se tarde,
E dist: „Seignors. veez celui f. 142 v
Ke nos ad tant grevé hui!
Mes je l'irrai ja envaïr."
Le cheval broche par aïr,
Si est alez ver Ouwein,
Ke maint cop out doné de sa mein,
Si que mult en estoit lassez;
E le roi que ja nen ert lassez
De els grever, par grant ire
Verz celi va que nel revire,
Ainz li vint durement encontre.
A ce que li un l'autre encontre
Le roi de sa lance l'a feru,
Ke escu ne li a ren valu;
Mes li auberc si fort estoit
Ke cop de lance ne dotoit.
Sa lance en tronçons pecea;
Mes Ouwein tel li paia
Suz le healme que tout l'estone,
Ke il ne sout si fuit terce ou none,
Kar il l'a si fort estotoié
K'a poi n'est a tere ploié;
Mes au kol de cheval se tint.
E l'Orguilloz sor lui revint
A l'espeie que il tenout,
Ke malement le demenout,
Puis l'ad saisi par la mein. f. 143 r
A la recusce vint un pain
Ke li a fet des poins voler.
Le roi respont: „De l'afoler
M'avez ben gardé, vostre merci.
Ne m'en besoignast pas que ci

Fusse longement sanz aïe.
Cil dui ne m'esparnoient mie.“
Lors s'en part le bon Ouwein,
Mort i laisse maint fort pain;
·VII· cenz Sarazinz unt ocis
E ben mil naufré e malmis.
Lances urent recovri,
Ainz que il furent departi.
Lors s'en vont a lor ostel;
Mes ainz que il vindrent au chastel,
Trové unt fort encontre,
Kar cil de Lovin les encontre
A ·V· cenz painz ben armez,
Si les a de loinz escriez.
Adonque parle li Orguilloz:
„Ci vei un geu perilloz:
Cist sont venu por nos prendre:
Ore nos voil verz els defendre.
Torne ce a ben ou a mal,
Liverer lor voil dur estal.“
Lors li respont sire Ouwein: f. 143 v
„Sire, vus parlez tot en vein;
Ja sunt nos destrers por poi estanc,
Kar mult ont perdu de lor sanc,
E nos meimes sumes las.
Mes alom ferir enmi le tas!
E quant les averom desrouté
Que nos serroms oltre passé,
Curre nos covent a esporon,
Kar je ne vei altre garison.“
Li Orguilloz l'ad mult loé
De ce que il ad ben enseigné.
Lors se aprochent a Sarazins,
Ke unt forbarré les chemins.
Eschanor, que ert fort e proz,
Vet encontrer l'Orguilloz,
Sifetement le fert en l'escu
Ke por poi l'ad jus abatu.
Aprés li velt outre passer;
Mes l'Orguilloz a l'encontrer
L'a feru, si que il resorti,
A poi le cheval n'a guerpi,
Mes au col l'avoit enbracié;
E quant il fu redrecié,
Son branc tret, si li cort sore.
E l'Orguilloz en poi d'oure
Par grant force e grant aïr f. 144 r
Les vet si forment envaïr
A l'espeie ke il tenoit
Ke escu ne auberc ne tenoit
Se poi nen encontre s'espeie.
En poi d'ore fu redotee
De plusors d'els quant il le virent.
Sachez que plusors le revirent,
Kar il les vet si mal demenant,
Trestut de un poindre en un tenant
En a quatre a mort liveré
E a si son cop avancié
Ke il en a un si feru
Sor le healme que abatu
L'a tot estendu en la place.
Lors ne set Eschanor que il face,
Si encontre lui ne s'adresse;
Mes le bon Ouwein en destresse
Le mist, si que il ne puit vertir
Enverz li ne de rien grevir.
Ouwein les vet mal menant
Tant que il vit le roi venant,
Cil de Lovin, que ert proz.
E Ouwein se met devant touz,
Ke ert un poi esleignee,
Od l'espeie enpoignee
Li vint encontre e si le fert f. 144 v
Enz en l'escu, ke fort ert,
Ke il le perce; mes li aubers
Se tient si ben envers
Ke il n'estoit ren bleciez,
Mes aprés li a tel paiez
Soz le healme que tot encline;
Mes les pains a tel ravine
Venoient que tot le forscloent
E malement entre els le demenoent;
Mes il se defent cum le cengler
Fet quant chens le vont abaier.
Maint cop ad doné e maint reçu,
En poi d'ore ad abatu
Ben ·XX· pains e ·VII· ocis;
Nul n'encontre que n'ert malmis.
L'Orguilloz de la soue part
Maint cop donne e depart.
Le pains les unt tant redoté
K'en poi d'ore sunt outre passé.
Ore s'en vont a lor ostel;
Mes ainz que il vindrent au chastel,
Repairé sunt les messagers
Ke unt amené par millers
Chivalers, valez e serganz:
Ore puit li sires en plein chanz
Doner bataille au soldan f. 145 r
E li mettre en mal a[ha]n,
Ou si li plest ore de l'el,
Ben puit garder son chastel.
Hors de Rome vindrent ·VI· chivalers
Ke furent mandé par messagers.
Les nons vus nomerai, ne mie en vein,
Kar compaignons furent a Ouwein:
Guiz de la Montaigne le premer,
Hoëlz son frere c'um deit louer,
Reimond de la Roche e Kaerdi
E Reiner le chivaler hardi;
Le sisme esteit Yrenglas,
Ke de ben faire n'estoit ja las,
E tot le siecle a icel jor
Ne furent chivalers de si grant valor
Ne de si grant nobilité
Cum icels que vus ai nomé,
Fors pris Ouwein e l'Orguilloz,
Ke par proësse sormontent toz.
Ce fuit par un jor de mai,

Le soldan ert en grant esmai
Por les noveles que Escanor
Li ad conté en son retor.
Lors fet corner a l'estendart;
Pains i vindrent de chacune part.
Le soldan les ad toz comandé f. 145 v
Ke il seient tost ben armé,
Kar au chastel se velt mover
E james d'iloque repeirer,
Ainz que il ait le chastel pris
Ou les chivalers dedenz ocis.
Sarazin s'arment, Turc e Esclavon;
Le jour i out lacié maint gonfanon
E maint destrer covert de ciclaton.
Des loges issent poignans a esporon,
Le grant ost si est ja estormie,
Le soldan chevauche od grant chivalerie;
En sa compaignie out ben ·X· reis
E princes ben ·XL· e treis;
La nonbre des pains ne vus sai dire,
Kar fort serreit a moi parescrire.
Ouwein, ke estoit sus en la tor,
De loinz veit la gent paienor.
„Compaignons", fet il „kar vus armez,
Kar grant mester hui en averez!"
„Sire", funt il „a ta volunté!"
Ouwein, ki les veit entalenté,
En ad joye, si ad resons.
Il e ses ·VI· compaignons
E l'Orguilloz, si cum me semble,
Tut ·VIII· s'en vont ensemble . . .

(Lücke von 4 Blättern.)

E un roi od ·C chevalers f. 149 r
Vint en l'estor tout premers
E le bon roi de Archage,
Ke lor fra grant damage.
Toz cels vindrent ignelepas,
Errant se vont ferir el tas
La ou en voient plus ensemble,
Ke il pert que la tere tremble.
Kant en la presse sunt venu,
Fierement se sunt contenu.
Si s'entrefierent d'anbes pars
Que ne se tienent mie espars,
Ainz sunt enseuble si serré,
Ke ja ne serrunt deserré,
Ainz que maint pain seit ocis
E maint des chasteleins malmis.
Eschanor encontre Raimond,
Si le fert el healme amont
Ke le fu en fet voler.
Raimond ne se pout redrecier,
Kar ·V· coups li ad doné.
Ainz que il seit redrecié,
A la rescusce vint Reiner,
Si le fert del brand d'acier,
Ainz que il seit aparçu,
Ke por poi l'ad abatu.
De l'autre part vint un roi, f. 146 v
Si fiert Reiner par grant deroi
Amont soz healme cler,
Ke tout le fet chanceler.
Hoël le veit od grant rage,
Si fiert li roi d'Archage
En le haume que ert cler,
Ke les peres en fet voler;
Le coup souz l'espaule descent,
Les mailes derompent vilment.
Le roi reçut grant mal,
Kar le sanc li raie aval,
A haute voiz escrie: „Menoie!"
N'est nul si sord que ne l'oie.
Atant vint le roi Morgan,
Cosin germain au sodan,
Si ameine ·III· millers
Sarazins, pains, Esclers;
En chasteleins fiert si durement
Ke resorti les ad un arpent;
Mes le ·VI· que estoient paringal
Li unt liveré fort estal.
Atant vint li sire du chastel,
Ke chevetaingne esteit de tut leel,
Si fert durement en la presse
Ke l'orguil des pains tut abesse.
Sa venue a peins forment coste, f. 147 r
Kar ·III· cenz ocist a premer joste;
Ferant, ferant les convoie,
Maint pain fet braier en la voie.
Le soldan i vint od sa banere,
Toz icels fet retorner arere
Ke il veit a proësse tendre.
Lors veissét les pains contendre
Ver les chasteleins mult fierement,
Ne s'entr'esparnent de neent;
Mes de ·VI· a cele assemblee
Ne fu pas la proësce emblee,
Kar ben i mostrent ki il sunt;
Les pains les revirent aval, contre munt.
Le soldan i vint trestot premers,
Si escrie ses chevalers.
Lors s'entreferent demenois
Des lances suz les escuz scois,
Ke les escuz fendent e froissent,
Lances esclicent e escroissent,
Aubers froissent, auquans se tienent.
Enprés le lances a branz vienent,
Si s'entreferent durement,
Ne s'entr'esparnent de noent.
L'Orguilloz revint en l'estor,
Ke volt remostrer sa vigor;
Il vet encontrer le roi Morgan, f. 147 v
Cosin germain au soldan,
Ke auques vint devant sa gent,
K'il ne li fu ne beau ne gent,
K'a tere l'Orguilloz le porte;
Ice les pains mult deconforte;
Mes chivalers li unt monté.

L'Orguilloz n'a mie conté
Quanz il estoient qui venoient.
La ou plus espés se tenoient
S'est delez entre els enbatu,
Si ad maint pain confundu.
Les uns od lances le ferirent;
E quant ses compaignons ce virent,
Enprés lui poignent durement.
Ouwein, son compaig, erroment
S'estoit en la grant presse mis,
Si fert le soldan enmi le vis
Ke, si l'espeie ne tornast,
Malement li damagast;
Mes ele li torna el poing:
Ce fu ben au soldan bosoing.
Le soldan s'adresce encontre lui,
Ke volonters li fra aennui,
E sa gent li sewirent.
E les chasteleins quant ce virent,
Si s'adrecierent cele part, f. 148 r
Des pains firent grant assart,
Kar Gui, le bon chevaler,
S'i s'adreça tot le premer;
Par devant le bon Ouwein
Va ferir en l'escu de plein
Un chevaler, qu'il l'abat jus.
Le soldan ne fust mie mus,
A li torne son vis mult tost,
Kar il n'aveit en trestot l'ost
Chival du soen nul plus ignel.
A Ouwein ne fu mie bel
Quant il les vit venir ensemble,
Ainz hurte le chival, que il semble
Ke il bruie comme tempeste.
Tout meintenant, sanz nul areste,
S'est feru par entre eus deus;
Mes le soldan, qui esteit fels,
De sa espeie ateint Gui,
Ainz que il fust departi,
Ke le sanc li fet aval rayer.
Gui ne se pout plus tener,
A tere chiet tot pasmé,
Kar la playe l'ad mult grevé.
E quant le bon Ouwein ce voit
Ke son compaing a tere giseit . . . . .

(Rest fehlt. Bl. 148v ist leer, desgleichen noch 7 Blätter).

ALFONS HILKA.

Note sur un suffixe gaulois *-īnos, a, on* de noms de lieu.

Je crois qu'il n'est pas impossible de mettre hors de doute l'existence en gaulois d'un suffixe *-īnos, a, on* portant l'accent tonique, s'ajoutant à des thèmes nominaux pour former des adjectifs et indiquer la relation, le rapport.

Tout d'abord, on a en gaulois un mot *cammīnos ou *camīnos, accepté à la fois par les celtistes et les romanistes (plutôt *caminos d'après le fr. *chemin* et les analogues romans), qui se rattache à un thème *cam(m)- „pas“, l'irlandais possédant *céimm* „marcher“, le gallois *cam* et le breton *camm* „pas“[1]). Un chemin est évidemment le sol, le terrain qui est en relation étroite avec les pas, et il y a lieu d'admettre qu'à l'origine *caminos a été un adjectif s'appliquant à un appellatif signifiant „sol, terre“, lequel, à l'usage, a pu être considéré comme étant inutile et supprimé. De la même façon, en latin, avec le participe *strata*, un appellatif *via* a été éliminé.

La toponymie, en s'aidant au besoin, pour plus de sûreté, de données certaines fournies par l'archéologie, permet de restituer au gaulois plusieurs adjectifs en *-īnos*.

Notamment un *nemetinos au sens de „en relation avec un sanctuaire (*nemeton*), sacré“. Il y a, à une dizaine de kilomètres à l'est de Ciney (province de Namur), dans le Condroz, l'ancien pays des Condruses, une petite commune du nom de Nettine, dont on possède une précieuse attestation, très ancienne, *Nentina* (en 817)[2]). La disparition de *n*, à l'initiale, s'explique aisément par un phénomène de dissimilation[3]). Or on a retrouvé aux abords immédiats de Nettine, à moins d'un kilomètre vers le sud, dans la forêt sauvage, un sanctuaire gaulois remarquablement conservé, de la belle époque du bronze. Il est constitué, sur une colline d'accès difficile, par une enceinte ovale de deux cents mètres de longueur consistant en un mur, d'un mètre de hauteur, formé par de gros blocs de pierre juxtaposés. Du côté sud, il y a une seconde enceinte de quelques mètres seulement, reliée à la

---

1) Dottin, *La langue gauloise*, 240. Ce mot était naturellement un des premiers à connaître par un Romain se trouvant en Gaule, voulant savoir à l'occassion s'enquérir de son chemin.

2) Kurth, *Chartes de l'abbaye de Saint-Hubert*, I, p. 6, l. 2.

3) Comp. Tonnerre (Yonne) dissimilé de *Tornuerre* (Longnon, *Noms de lieu de la France*, 36).

première et creusée partiellement dans la pierre de la colline; c'est, selon les apparences, une sorte de tribune naturelle. Au pied de la colline, il existe une caverne, dite dans le pays „Trou delle Heuve“ [4]), qui a servi, en une occasion, de lieu de sépulture. On y a retrouvé des ossements appartenant à au moins un adulte et deux enfants, ainsi que des ustensiles et de très nombreux et riches objets de parure la plupart en bronze, dont deux pommeaux paraissant s'être adaptés à un bâtonnet ou sceptre de dignité ou de commandement [5]). Il est difficile, dans ces conditions, de ne pas dériver la forme *Nentina* de 817 d'un adjectif *nemetinos signifiant „relatif au temple“. Le mot auquel s'appliquait un féminin **nemetina* et qui était sous entendu, était sans doute *bona* „fondation, établissement“ ou bien **tegia* „maison“ (irl. *teg,* vieux bret. *-tig,* bret. *ti* „maison“) [6]).

De même la toponymie permet de rétablir un adjectif *verbinos „relatif à la vache, de vache“ se dérivant d'un thème *verbi-,* dont on n'a des exemples que dans des composés comme Verbigenus, et qui veut dire „vache“, comp. l'irlandais *ferb* „vache“ [7]). Ce *verbinos a produit deux noms de lieu dans le département de l'Aisne, l'ancien pays des *Veromandui*: Vervins, petite ville sur l'Oise, et Vervins, (commune de Ciry-Salsogne), qui fut autrefois important, puisqu'il était un fief [8]). Le premier de ces noms nous est, en effet, donné sous la forme *Verbinum* par l'Itinéraire d'Antonin. La transformation de *Verbinum* en Vervins ne doit pas surprendre, on retrouve le même phénomène dans verbena *verveine* et dans verba *verve.* Une expression gauloise Verbinon avec un mot sous-entendu comme magos avait exactement la même signification que plus tard, dans la période gallo-romaine, le latin Vaccaria (avec un mot sous-entendu comme villa), c'est-à-dire „vacherie“, qui a produit en France d'assez nombreux noms de lieu (Vachères, Vacquières, la Vachère, etc.) [9]).

Appliqué à des noms propres de personne, le suffixe *-inos* servait aussi en gaulois à former des adjectifs, qui indiquaient le rapport: ainsi d'un nom d'homme comme Turnos se dérivait un adjectif *turninos signifiant „qui con-

---

[4]) J'estime que ce mot est un anc. wallon **heuvle* „colline“, de l'anc bas all. *huvel,* anc. ht all. *hubil.*

[5]) Béquet, *Annales de la Société archéol. de Namur,* XVI, 227 ss.

[6]) Dottin, *op. cit.*, 291. Comp. le gaulois *attegia* „hutte“, sans doute de *ad* „à“ et *tegia* (adossée à la maison).

[7]) Dottin, *op. cit.*, 297.

[8]) Matton, *Dict. topogr. du dép. de l'Aisne,* 289.

[9]) Longnon, *Les noms de lieu de la France,* 156.

cerne Turnos". La toponymie montre que de tel adjectifs ont existé, elle en a fait un assez large usage. Tantôt le mot qui se trouve sous-entendu est féminin (**bona** ou ***tegia**), tantôt neutre (**magos**).

Je donnerai de cet emploi de *-inos* en toponymie un exemple qui me paraît concluant.

Il y a dans la province de Liège, en ancien pays éburon, une commune du nom de Tourinne-la-Chaussée, pour le nom de laquelle on a des attestations très anciennes, et toutes, phénomène remarquable, au pluriel: ainsi *Turninas* en 975, *Tornines* en 1130—1131, *Turnines* en 1131 et 1136, etc. La forme *Turinnes* (avec disparition d'un des deux *n*) n'apparaît qu'en 1140, 1143 etc.[10]). Or, il est à noter qu'on a exhumé du sol de Tourinne-la-Chaussée deux villages préhistoriques de l'époque néolithique; les trouvailles ont consisté principalement en instruments et outils en silex et en belles poteries[11]). A mon avis, tout devient clair, si l'on admet pour Tourinne une base étymologique gauloise au pluriel **Turninas**, ayant pour sens „les installations ou les maisons de Turnos".

Le latin possédait lui-même un suffixe *-īnus, a, um* qui pouvait, entre autres emplois, s'adapter aussi à des noms d'homme, particulièrement à des *cognomina,* pour former des adjectifs: ainsi **plautinus** „qui se rapporte à Plaute". Le latin, en ce point, se rencontrait donc avec le gaulois, sauf que le latin ne faisait pas usage de *-īnus* en toponymie. Il ne faut donc pas s'étonner si, après la conquête, le suffixe *-inos* reste productif comme par le passé pour la création de noms de lieu et si, prenant même de l'extension, il peut s'adapter aussi à des noms d'homme romains, soit *cognomina* soit gentilices.

Je donnerai de cet emploi du suffixe quatre exemples, deux pour des *cognomina,* deux pour des gentilices. Ils me paraissent assez persuasifs, en étant étayés d'arguments tirés de l'archéologie. On pourrait du reste les multiplier dans une grande proportion. Ces exemples sont des noms de localités gallo-romaines qui se trouvaient situées toutes dans la *civitas* ou province des Tongres; il doit s'en être trouvé également chez les Trévires, les Nerviens, les Atrébates, les Morins, les Ménapiens, peut-être ailleurs; mais je me sentais plus à même d'effectuer les petites recherches relatives à l'archéologie rendues indispensables, en me cantonnant dans la province des Tongres.

Du surnom **Ambrosius** est tiré le nom d'un **Ambro**-

---

10) Halkin et Roland, *Rec. des chartes de l'abbaye de Stavelot-Malmédy,* I, 188, 306, 316, 325, 353, 369.

11) De Rijckel, *Les communes de la province de Liège,* 571.



Sinnus [fundus], qui est Embresin (prov. de Liège). Cette fondation était située sur la grande voie romaine de Bavay à Cologne, on a retrouvé à Embresin deux tombes romaines[12]. La plus ancienne attestation d'Embresin est *Ambresin* en 1028[13]) L'orthographe „Embresin" ne date que du premier Empire (wallon *ãbzẽ*). Il est inutile de dire qu'une forme *Ambresin* en 1028 exclut une base étymologique en *-inium*, puisque cette finale donnerait dans le plus ancien français *-ing* (écrit parfois *-ign*) avec *n* mouillé: scrinium en a. fr. donne *escring* ou *escrign*. Du reste, il y a un diminutif Embresineaux, nom d'un hameau, qui exclut un *n* mouillé.

Du cognomen Hellenicus vient un nom de localité Hellenicinas [villas ou casas], qui est de nos jours Heylissem (Haut et Bas Heylissem), deux localités contiguës situées en Brabant à la limite des langues flamande et française. On a retrouvé aux Heylissem un grand nombre de tumuli de l'époque gallo-romaine[14]). Le nom de Heylissem est une forme flamande tirée de la forme wallonne, qui, d'après la phonétique, devait être *Helecines;* comp. wall. *bolèdjî, tcherpètî,* etc. C'est bien cette forme romane, *Helecines*, qu'on trouve très tôt, dès 1011; on trouve encore *Heylenchinis* ou *Helencinis* en 1139 avec réapparition par tradition orthographique de l'*n*[15]. Quant à un *Helencinium* qu'on rencontre entre 1011 et 1139[16]), c'est tout bonnement une latinisation arbitraire de scribe. Encore en 1168, on trouve [Alexandre de] *Helenscines*[17]). Si la forme flamande Heylissem a pris le dessus de nos jours, c'est que, lors de la conquête franque, les deux villages ont été germanisés et sont restés tels pendant toute la durée du moyen âge; ce n'est que depuis lors qu'il sont devenus wallons[18]).

Du gentilice Axius s'est formé un Axina [villa ou casa] qui a donné Achêne, commune de la province de Namur, entre Dinant et Ciney. On a retrouvé, à Achêne (au hameau Taviet = Tabernis), les ruines d'un établissement romain et des monnaies romaines du IIe siècle[19]), (au hameau Fayt) des tuiles romaines avec la marque *Hamsit*[20]).

---

12) De Rijckel, *op. cit.*, 22.

13) Kurth, *La frontière linguistique en Belgique*, I, 316.

14) Tarlier et Wauters, *Géographie et histoire des communes de la Belgique* (Canton de Tirlemont, 77).

15) Tarlier et Wauters, *op. cit., ibid.*

16) Kurth, *op. cit.*, I, 310, note.

17) Verkooren, *Inventaire des chartes et cartul. des duchés de Brabant*, etc., nr. 2.

18) Kurth, *op. cit.*, I, 151.

19) Roland, *Toponymie Namuroise*, I, 544.

20) Van Dessel, *Topographie des voies romaines en Belgique*, 31.

Le premier exemple du nom est *Aissine* en 1307: „Johannis dicti de *Aissine*“ [21]).

D'un gentilice Gordius, il s'est formé un Gordinas, [*villas* ou *casas*], qui est aujourd'hui Gourdinne, commune du canton de Walcourt, dans la province de Namur. On a retrouvé à Gourdinne un cimetière romain, des monnaies et antiquités romaines [22]). Les plus anciennes attestations du nom sont *Gordinis* en 1111, *Gurdinis* en 1113 [23]).

Le suffixe gaulois *-inos, a, on* reste jusqu'à présent entièrement inconnu en toponymie. Aug. Longnon ne soupçonne pas l'existence d'un tel suffixe, et, s'il a consacré dans ses *Noms de lieu de la France* un très court paragraphe aux noms en *-in, -ain, -aing,* qu'on rencontre dans le nord du domaine français, c'est pour tenter de les expliquer par un suffixe *-inium* belgo-gaulois (donc septentrional), qui correspondrait au germanique *-ing,* les Belges étant réputés comme étant entachés d'affinité, même de parenté germanique: „Les nombreux vocables géographiques en *-in, -ain, aing,* qu'on rencontre dans les pays wallons de France et de Belgique, tels que *Hesdin* (Pas-de-Calais), *Crespin, Bouchain, Cantaing, Vertain* (Nord), sont, dans les textes carolingiens, terminés en *-inium;* on peut supposer qu'ils ont été formés, eux aussi, sur des gentilices romains, et que le suffixe *-inius* était particulier à la Gaule Belgique; comme, au dire de César, certaines populations belgiques étaient apparentées aux populations germaniques, peut-être ce suffixe est-il une variante du suffixe germanique *-ing,* qui termine tant de noms de lieu ayant pour racine un nom de personne“ [24]).

Le fait que ces noms sont souvent en *-inium* dans des textes carolingiens, ne prouve rien du tout, quand les textes sont d'une date postérieure au milieu du VIIIe siècle environ. C'est, selon les apparences, vers cette époque que les voyelles finales se sont amuies en français et, en roman, à partir d'alors, tous ces noms finissaient donc par consonne. Seulement les scribes avaient la fâcheuse habitude de les latiniser, la plupart du temps en *-inium,* très rarement en *-inum,* parce qu'en latin il y a beaucoup de noms de lieu qui se terminent en *-ium.* Quand les noms sont écrits en roman, la distinction est facile: s'ils ont *-ing* ou *-ign,* ils sont en *-inium;* s'ils ont *-in,* ils sont en *-inum.* Quant aux féminins en *-ine,* qui ont pourtant bien leur importance, Longnon se garde d'en parler; il est vrai qu'ils ne rentreraient pas dans son explication par *-inium.*

---

21) Bormans, *Cartulaire de Dinant,* I, 88.

22) Roland, *op. cit.,* 529.

23) Roland, *ibid.,* 529.

24) § 353.



La preuve de ce que j'avance, je puis la donner par *Vertain:* on le trouve, en effet, écrit *Vertinio* en 858, mais, si l'on remonte plus haut, on rencontre *Vertino* en 749[25]), ce qui supprime tout doute. Ce doit être, en effet, un Verutinum, le gaulois possédant un nom d'homme Verutios[26]). *Bouchain* et *Cantaing* doivent être, de la même façon, Buccinum et Cantinum, le gaulois possédant, comme noms d'homme, Buccos et Cantios[27]).

Quant à un suffixe toponymique *-inius,* il n'existe pas en tant que *facteur productif* de noms.

PAUL MARCHOT.

* * *

Addendum.

J'ai omis de mentionner que le suffixe toponymique gallo-romain -inus, a, um ne disparaît pas lors de l'occupation germanique, mais, au contraire, acquiert comme une nouvelle vitalité et accuse une productivité plus grande: avec des noms d'homme francs il fournit un nombre considérable de noms de lieu. J'en énumérerai ici huit, à titre de spécimens, choisis parmi ceux qui possèdent des mentions historiques des plus anciennes et paraissent ne pouvoir être suspectés ou contestés, pour ce qui regarde leur origine, qu'avec beaucoup de difficulté; ce sont: Tellin (Luxembourg), Romedenne (Surice, prov. de Namur), Rétinne (prov. de Liège), Humain (Luxembourg), Jéhérenne (Hautfays, Luxembourg), Jamine (Grand et Petit, Limbourg), Rostenne (Sommière, prov. de Namur), Lustin (prov. de Namur). Je donnerai de ces noms les plus anciennes mentions historiques, dans l'ordre chronologique, avec les dates où l'on les trouve, et, en regard, les noms d'homme francs qui y ont donné lieu.

Exemples historiques	Dates	Noms d'homme
Telins[28])	817	Tilo
Rumendinis[29])	817	Hrodmund
Retinis[30])	847	Retto

---

25) Duvivier, *Recherches sur le Hainaut ancien,* 286 et 305.

26) Dottin, *op. cit.*, 298.

27) id., *ibid.,* 238 et 241.

28) Kurth, *Chartes de l'abbaye de Saint-Hubert,* I, 5.

29) Id., *ibid.,* I, 5.

30) *Polyptique de l'abbaye de Saint-Remi à Reims* (éd. Guérard), 108 (je dois l'exemple à l'obligeance de M. le chanoine Roland, de Namur).

Exemples historiques	Dates	Noms d'homme
Humnin[31])	862	**Hunvini**
Joherina[32])	943	**Gawihar**
Galmina[33])	966	**Galm**
Rustina[34])	Xe s.	**Rusto**
Lustin[35])	1070	**Lusto**

Tous les noms d'homme francs allégués figurent dans le grand ouvrage de Förstemann (2e éd., I, col. 1395, 911, 1252, 1609, 761, 591, 1286, 1066).

L'exemple au masc. pl., *Telins*, suppose un appellatif au pluriel sous-entendu, un mansos par ex.; les fém. pl. *Rumendinis* et *Retinis* postulent casas ou bien villas.

***Telins* ne pourrait remonter à une forme en -inium (*Tilinios), sinon on aurait *Telinz;* de même, pour *Humnin* et *Lustin*, des *Hunvininium et *Lustinium sont impossibles: à une aussi haute époque on aurait *Humning* et *Lusting*.**

Dans aucune des localités dont je viens d'essayer d'expliquer la formation du nom, il n'a été retrouvé d'antiquités romaines. P. M.

---

31) et 32) Halkin et Roland, *Recueil des chartes de l'abbaye de Stavelot-Malmédy*, I, 84 et 155.

33) Ernest, *Histoire du Limbourg*, VI, 96 (je dois l'exemple à l'obligeance de M. le chan. Roland).

34) *Vita sancti Hadelini* de Notger, dans les *Acta SS. Febr.*, I, 280 (cité dans Roland, *Topon. namuroise*, I, 457).

35) Bormans et Schoolmeesters, *Cart. de l'église Saint-Lambert*, I, 36.

Zur Geschichte des *o* in Südwestfrankreich.

Die gleichmäßige Entwickelung korrespondierender Laute, die im Germanischen und Romanischen eine so große Rolle spielt und die auch in *ie* aus ę : *uo* aus ǫ auf dem ganzen romanischen Gebiete uns entgegentritt, ist in der Weiterentwicklung dieser Diphthonge dadurch gestört worden, daß *uo* nach zwei Seiten hin gefährdet ist. Wo *u* zu *ü* wird, da geht auch *uo* zu *üo* mit und dadurch ist eine Kombination entstanden, die sich von *ye* so wesentlich unterscheidet, daß auch die weiteren Schicksale andere sein können. Außerdem aber gestaltete sich mit der Konsonantierung des ersten Teiles, mit dem Übergang von *ie uo* zu *ye wo* der Einsatz des neuen Lautes zu den vorangehenden Konsonanten ganz verschieden. Die Artikulation des *y* im Mundinnern gestattet eine Annäherung der dentalen und velaren Laute und führt zu der neuen Gruppe der palatalen; die Artikulation des *w* an den Lippen aber ist einem solchen Einfluß auf die inneren Laute wenig günstig, mindestens ist im Romanischen die Labialisierung von Konsonanten nicht üblich, verliert doch sogar im Gegenteil der einzige labalisierte, *qu*, *gu* auch auf weiten Gebieten sein labiales Element. Lassen sich von diesen beiden Gesichtspunkten aus die divergierenden Wege, die vielfach von den zwei einst zusammengehenden Lauten eingeschlagen werden, verstehen, so gibt es daneben nun aber noch einen anderen Fall, der in keine der beiden genannten Kategorien eingeordnet werden kann.

In Südwestfrankreich, speziell in Vendée und Deux-Sèvres bleibt altes primäres und sekundäres *e* unverändert *pe PEDE, premé PRIMARIU*. Daneben stehen vielfach *ié*-formen und zwar ist der Kampf alt, konnte doch Görlich, Die südwestlichen Dialekte der langue d'oil 53, schreiben, daß in unsern Dialekten ę bald zu *ie* diphthongierte, bald unverändert blieb, daß also Formen mit *e* und *ie* nebeneinander standen und gebraucht wurden, nur mit dem Unterschiede, daß in dem Dialekt von Aunis die Formen mit *ie* überwiegen, während in Poitou und Saintonge *e* und *ie* ziemlich gleichwertig gebraucht werden. Dem entsprechend sollte man nun auch *o* neben *ue* oder *eu* erwarten. Das stimmt in der Tat für die ältere Zeit: „aus den angeführten Beispielen, sowohl aus den Urkunden als auch aus den literarischen

Denkmälern ergibt sich, daß ähnlich wie vulgalt. ę vulgalt. ǫ teils diphthongiert, teils bleibt; und zwar schwankt die Diphthongierung zwischen *ue* und *oe*." (Görlich S. 67). Im ALF. ist aber für *o* nur ein paar mal *-ol* aus *eolu* in *écureuil* und fast stets in *filleule* zu finden, aber Lalanne verzeichnet auch ein *mole* aus Vendée, canton Isle-Jourdain, Adriers, dann *nore NORA*, das der ALF. für den Süden von Deux-Sèvres, Charente-Inférieure und Charente belegt, während Lalanne es auch aus der Vendée kennt, wo der ALF. *bru* bietet. So ließe sich wohl noch das eine und andere aufstöbern, im ganzen aber entspricht dem *e* aus ę entweder *ü* oder *e*. Vergleicht man damit die mittelalterlichen Schreibungen, so könnte man *e* als Fortsetzer von *oe*, *ü* von *ue* ansehen und damit letzterem den Wert *üe* zuschreiben, kommt damit aber der Lösung des Problems nicht näher. Die Verteilung von *ü* und *e* spricht auch nicht dafür, ist übrigens sehr merkwürdig. Ausschließlich *e* findet sich bei *meule, seuil, meuble, feuille, deuil*, ausschließlich *ü* bei *bœuf, oeuf, creux, jeu, jeudi, soeur, oeil*. Beide Formen zeigt *feu*, allerdings so, daß *fü* bei weitem überwiegt, *fe* nur 531, 523 angegeben wird, und *coeur*, wo *e* 429 neben *ü* 448, 540 steht, doch ist mit diesem Worte nicht viel anzufangen, da der Reichssprache entlehnte Lautungen das Gewöhliche sind.

Zunächst ist nun aber noch *ǫi̯* in Betracht zu ziehen. Auch hier herrscht ein ziemlicher Wirrwarr. Die Zahl der Beispiele in den Urkunden ist sehr gering, doch ergibt sich unschwer *oi* als die eigentliche Norm, daneben *ui*, das eingedrungen zu sein scheint, also *poi PODIU oi HODIE, noit NOCTE*, heute vor allem *ne* NOCTE neben *nö*, und *ané* „heute", wobei letzteres bemerkenswerterweise *e*-formen in weiterem Umfange zeigt als ersteres, so daß es wohl als das eigentlich Bodenständige zu betrachten ist. Bei *coxa* überwiegt dagegen *ö*, ein *e* ist nur einmal 448 belegt, etwas öfter *kye cocru*. Da *nö* die normannische Entwicklung ist, so ergibt sch *e* als ursprünglich, *ö* als normannisch. *üi*, *wi* als französisch. Damit ist nun eine Handhabe zur Erklärung gegeben.

Das Gebiet zwischen Gironde und Loire war einst provenzalisch. Das hat zunächst P. Meyer, Girard de Roussillon CXC und mit größerer Deutlichkeit Gröber in seinem Grundrisse 1², 426 an Hand der Ortsnamen auf *-ac* ausgesprochen, dann Gilliéron, l'aire de clavellus passim für den Wortschatz, endlich Gamillscheg und Verf. mit Bezug auf lautliche Erscheinungen in der Festschrift für Ph. A. Becker 50 ff. und 136. Daß das nicht diphthongierte ę, ǫ Reste des provenzalischen Zustandes sind, liegt auf der Hand. Betrachten wir die Entwicklung von *ǫi*, so ist zwar in den nördlichen Landes *ü* das letzte Ergebnis, aber in den nicht durch die

breite Gironde getrennten östlicheren Gegenden *e* aus *ue*, eben die Stufe, die wir als die ursprüngliche auch auf unserm Gebiete annehmen müssen, da sie nicht zu den umgebenden nordfranzösischen paßt. Da nun im Prov. auch *ocl'* mit *nocte* zusammen geht, muß *OCLU* hier *el'* lauten. Daraus ergibt sich in einem sehr viel gebrauchten Worte, das auch z. B. in der Entwicklung von frz. *deuil* an Stelle von älterm *duel* u.s.w. eine Führerrolle spielt, die Entsprechung nordfrz. *ö*: nordwestprov. (wie ich das Gebiet kurzerhand nennen will), *e* und damit war die Möglichkeit gegeben, bei der allmählichen Umprägung in aufgenommenen Wörtern das fremde *ö*, das wahrscheinlich gar nicht in der Sprache bestand, durch *e* zu ersetzen. Ich möchte nicht einfach sagen, den nicht üblichen palatovelaren Laut durch den nächsten palatalen wiederzugeben, denn dann bliebe es unverständlich, warum gerade bei *l'* und *l* das *e* so ungemein häufig erscheint.

In etwas anderer Art erklärt sich das *ü*. Auszugehen ist von *bueu, nueu*, wie die prov. Formen ursprünglich gelautet haben. Daraus entstand zunächst *büeu*, *nüeu* und nun war eine Vereinfachung in verschiedenen Richtungen möglich, deren eine zu *ü* führte. Aus der Tatsache, daß auf unserem Gebiete *uei* zu *e* geworden ist, könnte man von *üeu* auf ein *ö* schließen, aber dieser Schluß ist aus zwei Gründen falsch, einmal, weil die *u*-Diphthonge einer jüngeren Periode angehören als die *i*-Diphthonge und zweitens, weil wir dort *iei* haben, was zu einer Dissimilation führen kann, die den Schwund des ersten Teils des Diphthongen zur Folge hat, wogegen bei *üeu* die drei Elemente stärker verschieden sind. Man darf wohl zunächst Labialisierung des *e* annehmen und damit dann Untergang des Schlußbestandteils. Ist *bü, nü* die bodenständige Form, so erklärt sich dann, daß nach dem Muster *fü : feu (fö)* nun auch in andern Fällen *ö* durch *ü* wiedergegeben werden konnte.

Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang noch, daß *filiolus* durchweg mit *-u* erscheint, d. h. es ist ein Subjektivus mit der Grundlage *-ols*, nicht *uols*, also wiederum provenzalisch. Daß er sich gehalten hat und daß, wie schon bemerkt, gerade *filiola* durchweg mit *o* erscheint, hat wohl seinen Grund darin, den das Paar an *fou folle*, *mou molle* eine Stütze hatte, ja man kann noch weiter gehen und sich fragen, ob nicht etwa nur das eine der zwei Wörter auf direkter Überlieferung beruhe, das andere erst neu gebildet sei, eine Frage, die ich weder bestimmt verneinen noch bestimmt bejahen kann.

W. Meyer-Lübke.

Zur Geschichte des Wortspiels im Französischen.

Die folgenden Bemerkungen sind veranlaßt durch eine Besprechung, die Herr Professor Lerch meiner in den *Gießener Beiträgen zur Romanischen Philologie* H. XIII (1923) veröffentlichten Dissertation „*Studien zur Geschichte des Wortspiels im Französischen*“ in der *Deutschen Literaturzeitung* (1925, 11. Heft) gewidmet hat. Herr Professor Lerch bemerkt u. a., es fehle „ein Register über die zu den mitgeteilten Wortspielen benutzten Wörter“, und es werde deshalb „die Arbeit für die Wortgeschichte leider ziemlich unfruchtbar bleiben“. Ich sehe in diesem Punkte nicht so schwarz wie Herr Professor Lerch, räume aber gerne ein, daß das Fehlen eines Wörterverzeichnisses einen Mangel meiner Arbeit darstellt. Zur Erklärung bemerke ich, daß dieselbe in einer Zeit erschienen ist, wo in Deutschland die meisten Doktorschriften wegen der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse überhaupt nicht gedruckt wurden, und daß ich aus eben diesen wirtschaftlichen Gründen nicht in der Lage war, außer einem 7 Seiten umfassenden Namen- und Sachregister auch noch ein Wortregister, das mindestens den gleichen Umfang gehabt hätte, meiner Arbeit anzufügen. Dasselbe liegt vollständig ausgearbeitet vor, und ich hoffe, einmal in der Lage zu sein, es als Nachtrag zu meiner Arbeit erscheinen zu lassen. Von dem Herrn Rezensenten habe ich nicht erwartet, daß er nach einer, wenn auch noch so nahe liegenden, Erklärung für das Fehlen des Wortregisters suchte. Wohl aber hätte ich geglaubt, erwarten zu dürfen, daß er nun auch an seine eigene Leistung als Kritiker einen durchweg hohen Maßstab anlegte.

Wie steht es damit?

Nach meiner Meinung wäre es Pflicht des Rezensenten gewesen, seine Leser nicht im Unklaren zu lassen über die Absicht, die den Verfasser selbst bei der Ausarbeitung seiner Schrift geleitet hat, und die derselbe zu wiederholten Malen selbst in seiner Arbeit zu erkennen gegeben.

S. 44 ff. bemerkte ich allgemein: „Von dem hier folgenden Beitrag zur Geschichte des Wortspiels in der französischen Literatur alter und neuer Zeit verspreche ich mir als Vorarbeit für eine eingehendere Behandlung einigen Nutzen, und wäre es nur der, deutlich erkennen zu lassen, wie weit wir von dem uns vorschwebenden Ideal der Forschung entfernt



sind. Das von anderen gesammelte Beispielmaterial erscheint hierbei durch eigene Lektüre nicht unwesentlich vermehrt, reicht aber gleichwohl nicht aus, um zu befriedigenden allgemeinen Ergebnissen zu gelangen. Hierzu bedarf es zahlreicher Einzeluntersuchungen, die durch vorliegende Arbeit vielmehr angeregt als ersetzt werden sollen."

Herr Professor Lerch sagt hiervon nichts.

Mit Bezug auf das 15. und 16. Jahrhundert schrieb ich: „Wie oben S. 37 bemerkt wurde, hat sich bereits Voltaire Gedanken darüber gemacht, weshalb im 16. Jahrhundert das Wortspiel in Frankreich in besonderem Ansehen gestanden. Von Interesse ist es, festzustellen, daß in anderen Ländern, insbesondere in England, um dieselbe Zeit das Spielen mit Worten sich großer Beliebtheit erfreute. Wurth bemerkt (l. c. S. 4) allgemein, daß Epochen einer Sprachrevolution eines Volkes, in denen entweder der Lautbestand eine einschneidende Veränderung erfahre, oder in denen infolge des Eindringens zahlreicher Fremdwörter sich eine durchgreifende Verschiebung der Wortbedeutungen bemerkbar mache, meistens auch Zeiten seien, in denen das Wortspiel üppig gedeihe. Mögen derartige Äußerungen ein Teil Wahrheit enthalten, so dürfte es doch heute noch nicht an der Zeit sein, in eine Diskussion derselben einzutreten. Wichtiger will es uns erscheinen, zunächst weiteres Tatsachenmaterial für die Entwicklung des Wortspiels in den einzelnen Kulturländern zu sammeln, womit Wurth selbst einen so schönen Anfang gemacht hat."

Auch hiervon erwähnt Herr Professor Lerch kein Wort.

S. 109 bemerkte ich mit Bezug auf das Wortspiel in der französischen Literatur seit dem 17. Jahrhundert: „Es hat sich uns ergeben, daß in den letzten Jahrhunderten dem französischen Volke die Freude am Wortwitz nicht verloren ging. Im Folgenden beabsichtigen wir zu zeigen, daß dieselbe trotz aller ablehnenden Äußerungen der literarischen Kritik in einem Teil der schöngeistigen Literatur der Zeit einen starken Niederschlag gefunden hat. Der aphoristische Charakter der nachstehenden Darlegungen, die in erster Linie das Drama berücksichtigen, möge in äußeren Umständen seine Erklärung und Entschuldigung finden."

Herr Professor Lerch schweigt sich auch hierüber vollständig aus.

Wie verfährt nun Herr Professor Lerch? Er sagt am Schluß seiner Ausführungen, meine Arbeit sei „nicht viel mehr als eine brauchbare Materialsammlung," so daß der Leser glauben muß, Herr Professor Lerch habe zuerst diese Wahrnehmung gemacht, während ich doch wiederholt selbst den Inhalt meiner Arbeit in gleichem oder ähnlichem Sinn umgrenzt hatte. Was Herr Professor Lerch, der bei mir

„ästhetisches Unterscheidungsvermögen und historischen Sinn" vermißt, selbst an positiven Vorschlägen für die Ausführung der Arbeit beibringt, ist entweder recht unbedeutend, oder entbehrt so sehr der Begründung im allgemeinen und im einzelnen, daß ich mich nicht habe versucht fühlen können, sie zum Ausgangspunkt einer wissenschaftlichen Diskussion zu machen, wie ich es an sich wohl gern getan hätte. Herr Professor Lerch scheint es mit denjenigen Kritikern zu halten, die ohne Gründe Behauptungen kühn aufstellen und diese solange aufrecht halten, bis ein anderer die Richtigkeit des Gegenteils mit Gründen darlegt. Eine Kritik in der Art der von Herrn Professor Lerch geübten wird man dankbar hinnehmen, wenn sie von einem Gelehrten kommt, der auf dem in Frage stehenden Gebiet selbst mit Erfolg tätig war und autoritatives Ansehen auf demselben genießt. Herr Professor Lerch wird das für sich nicht beanspruchen wollen. Mir will es scheinen, daß er sein eigenes Wissen auf dem Gebiet des französischen Wortspiels im Wesentlichen erst aus meiner Arbeit geschöpft hat. ELISABETH KREDEL.

Referate und Rezensionen.

Gegenwartsfragen des Französischen.

Eine Orientierung aus Anlaß neuerer Schriften.

I. Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit.

Es wäre lohnend, einmal festzustellen, wann der alte Gegensatz zwischen Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Französischen zum ersten Mal mit dem neuen Schlagwort *„crise"* belegt worden ist. Bereits der Grammatiker François Wey, der sich in seinen *Remarques sur la langue française* 1845 zum Richter und Kritiker des guten Sprachgebrauchs aufwarf, hat das Problem als solches erfaßt, wenn er zielbewußt von der Ansicht ausging, daß die Sprachreinheit des Französischen bedroht sei und durch das Zugreifen der Grammatiker wiederhergestellt werden müsse, und von anderen Grammatikern der damaligen Tage gilt ein Gleiches. So war Emile Littré vielleicht gar nicht mehr der erste, der das Wort *„crise"* angewendet hat, aber er war wohl der erste, der dieses Wort in eine Definition brachte[1]). Einige Jahre später warf dann E. Schérer in seiner *Etude sur la littérature contemporaine* V (1876) S. 373 das Schlagwort von der *„déformation du français"* in die Debatte. Die Ansicht, daß sich das Französische in einem Zustand des Niedergangs befinde, daß darum die Aufgabe der geistigen Führer des Volks darin bestehen müsse, Irrungen zu verhüten und auf den richtigen Weg zu leiten, rückt seitdem in den Mittelpunkt einer ganzen Reihe von Büchern, Broschüren, Zeitschriften- und Zeitungsartikeln. Neben den Berufenen fühlten sich auch Unberufene veranlaßt, mitzureden und ihre Ansichten über sprachliche Dinge mitzuteilen. Es genüge hier auf G. Clémenceau zu verweisen, der sich *Mêlée sociale* 1907 S. 147 also vernehmen läßt: „Les plus beaux mots, les mots à fleur de coin, comme dit Littré, s'altèrent par l'usage, et l'homme doit, suivant ses besoins, frapper sa monnaie nouvelle . . . La pensée, sans attendre les lentes

[1]) *Histoire de la langue française I* (1863) S. LII: „Employant un terme qui depuis longtemps s'est étendu du domaine médical dans la langue commune . . je dirai que les langues ont des *crises*, primaires ou secondaires, grandes ou petites . . . Je définirai donc la crise de langue un désaccord que le temps amène entre la langue fixée par l'usage et par l'écriture en un certain moment et l'esprit des hommes qui la parlent et dont les modes de comprendue et de sentir changent incessamment."



réalisations des hommes, pousse toujours plus loin, et la langue fatalement doit la suivre. Qu'elle l'accompagne fidèlement dans ces mille détours, qu'elle en épouse les formes changeantes, qu'elle s'applique — selon ses lois propres — à en reproduire les nuances infinies, voilà sa loi"[2]).

Eine Zeitlang glaubte man sein Interesse für die Sprache genug betätigt zu haben, wenn man über die Orthographiereform für und wider das Wort ergriff. Die bekannten Erlasse des Unterrichtsministers Leygues vom 31. Juli 1900 und 26. Februar 1901 leisteten einem solchen einseitigen Standpunkt Vorschub. Was an Kundgebungen in Sachen der Orthographiereform bis 1910 erschienen ist, hat W. Duschinsky in seinem Artikel *Über den gegenwärtigen Stand der orthographischen Reform in Frankreich, Germ. Rom. Monatsschrift* II (1910) S. 36 ff. mit ziemlicher Vollständigkeit übersichtlich zusammengestellt. Leider hat er J. Lebierres kritisch-orientierende Studie *Le mouvement réformiste des 35 dernières années et l'état actuel de la langue française* (Leipzig-Berlin 1902) übersehen, und leider ist ihm auch entgangen, was Remy de Gourmont zu dem Thema beigesteuert hat. Nicht als ob das, was der skeptische Reformgegner im August 1900 unter dem frischen Eindruck des Ministerialerlasses vom 31. Juli 1900 geschrieben hat und uns jetzt in 12. Auflage 1924 wieder vorlegt[3]), etwas Durchschlagendes darstellt, aber seine ganze Beweisführung, die in ein resigniertes „c'est une question fort intéressante, peut-être parce qu'elle est insoluble"[4]) ausklingt, ist kennzeichnend für die Art und Weise, wie vielfach für und noch mehr gegen die Reform gekämpft worden ist. Remy de Gourmont stellt sich weder auf den phonetisch-fortschrittlichen noch auf den historisch-konservativen Standpunkt; er sucht nach Kompromissen, aber solchen, die im Sinn einer Erhaltung der traditionellen Orthographie sind. Dabei geht es begreiflicherweise nicht ohne Inkonsequenzen ab. In der Schreibung *prendre à témoin(s)* tritt er, obwohl er sich der etymologischen Verhältnisse bewußt ist, für die Schreibung mit Plural-*s* ein, um gleich auf der folgenden Seite für das etymologisch bedingte, aber vom Sprachgebrauch nicht anerkannte weibliche Geschlecht von *aigle* eine Lanze zu brechen. Bald scheint ihm die Reform zu weit zu gehen (so wenn er *un tédéum* statt *te deum* ablehnt),

---

[2]) Clémenceaus Sprache selbst charakterisiert André Thérive, *Le français? langue morte?* (Paris 1923) S. 7 folgendermaßen: „Et l'on peut aimer en M. Clémenceau un grand citoyen, un esprit salé, sans moins regretter pour cela qu'il use de cette atroce langue goncourtienne, de ce charabia de carabin parlementaire dont tant de gens lui savent gré."

[3]) *La langue française et les grammairiens,* in: *Le problème du style.* (Paris 1924) S. 217-267.

[4]) ib. S. 281-282.



bald wieder nicht (so wenn er *fierabras* statt *fier-à-bras* in Vorschlag bringt), bald will er mit etymologischen Erwägungen, bald mit altfranzösischen Beispielen, bald mit ästhetischen Erörterungen etwas beweisen; er spottet über die demokratische Tendenz, alles allen lehren und darum auch Schwieriges wie die Rechtschreibung und Delikates wie die Sprachfeinheiten leicht machen zu wollen, und man ist einigermaßen überrascht, wenn er im gegebenen Augenblick mit diesem Grundsatz bricht und es für abgeschmackt erklärt, eine Sprache „sans le concours du peuple, c'est-à-dire sans le concours de l'usage" reformieren zu wollen; er hat von Artikulationsbasis und Lautgesetzen etwas läuten hören und versäumt nicht, davon etwas aufzutischen zu Nutz und Frommen der Orthographiereform. Seine ganze Argumentation ist bezeichnend für viele Orthographiereformschriften, die aus engem Gesichtskreise und mit unzulänglichen Mitteln große Aufgaben lösen wollten.

Reformnotwendigkeit, Dekadenzstimmung, welche bei Remy de Gourmont überall durchklingen, schallen uns neuerdings wieder aus dem Buch entgegen, das André Thérive unter dem sensationellen Titel: *Le français, langue morte?* (Paris 1923) herausgegeben hat. Zum Glück hat der Verfasser seinem Buche noch einen ausführlichen Untertitel beigefügt: *Qu'est-ce qu'une langue morte? — L'argot. — La crise du français. — Les styles d'aujourd'hui. — Comment préserver la langue française.* So sieht man wenigstens einigermaßen von vornherein, was er will. Das, was Thérive Kopfzerbrechen macht, wird aber erst dann wirklich klar werden, wenn man seine Schrift neben eine Reihe anderer Schriften, die einem ähnlichen Gegenstand gewidmet sind, hält und sich vergegenwärtigt, daß Klagen nicht bloß über eine Krisis, sondern über einen direkten Niedergang des Französischen schon seit Jahren an der Tagesordnung sind. Sie veranlaßten bereits vor mehr als einem Vierteljahrhundert den Pariser Literarhistoriker und Modeprofesser Emile Deschanel auch seine Stimme zu erheben und sein Buch *Les déformations de la langue française* (2ᵉ éd. 1898) zu schreiben. Wie Littré ist Deschanel überzeugt, daß es in der Sprachgeschichte einen Höhepunkt der Vollendung, eine Reife gibt, daß die französischen Klassiker des 17. Jahrhunderts die Verkörperung einer Sprachreinheit sind, gegen die sie nur unter Bruch mit ihrem eigenen Wesen aus Unachtsamkeit („par l'inadvertance") zu sündigen vermögen. Auch er erkennt — mehr als Notbehelf denn aus Überzeugung — den Sprachgebrauch als Maßstab und Richtschnur in sprachlichen Dingen an, und sein Grundsatz „si l'on est bien forcé de subir l'usage, on n'est pas obligé de l'approuver toujours" (S. 9) dürfte in einer so vorsichtigen Formulierung kaum ernstlich Widerspruch finden. Aber Deschanel ist kein Philologe, sein sprachgeschichtliches

Rüstzeug ist mehr als schadhaft. Sprachliche Probleme faßt er äußerlich und oberflächlich auf. Selbstverständlichkeiten werden breitgetreten. Erschreckend ist seine Unkenntnis über die Herkunft eines Ausdrucks wie „*qui vive*“ oder über die Geschichte des Participiums der Vergangenheit, die er mit dem monumentalen Satz einleitet: „Le participe passé du verbe avoir fut d'abord évu, pour avu, du latin habui, parfait du verbe habere, avoir“ (S. 70). Und was er sonst noch bringt, sind oft längst bekannte Dinge, die man anderwärts besser und wissenschaftlicher lesen kann. Sein Buch soll ja auch einem anderen Zweck dienen, nämlich dem Niedergang des Französischen steuern zu helfen durch den Hinweis auf sprachliche Fehler und Irrtümer. Die Darstellung löst sich in eine Fülle von Einzelbelehrungen auf, die vielfach weniger durch die Art ihrer Begründung als durch die Stellungnahme gegenüber sprachlichen Schwankungen Interesse haben. Da erfahren wir Beachtenswertes über die sprachlich falsche Auslegung von *émérite* (= *qui a pris sa retraite*, = *un cambrioleur émérite, ballerine émérite* S. 19, 20)[5]), von *compendieusement* = *prolixement*[6]), da wird gegen die Verwendung von *naguère* an Stelle von *jadis*, von *néfaste* an Stelle von *funeste*, von *idiotisme* im Sinn von *idiotie*, gegen Bildungen wie *émotionner*[7]), *impressionner*, *confusionner* geeifert; da werden *épater*, *courbaturé* sowie der häufige Gebrauch von *excessivement* abgelehnt. Es sind Dinge, die im Namen des guten Sprachgebrauchs früher wie

---

[5]) J. Vendryes, *Le langage* (Paris 1921) S. 232 hat diesen Fall in das Licht größerer sprachlicher Zusammenhänge gerückt: „L'esprit cherche en effet à préciser le sens des mots en se servant de tous les moyens mis à sa disposition. Mais il lui arrive de se tromper, quand des circonstances particulières l'aiguillent de travers. L'adjectif *émérite* s'est dit d'abord d'un fonctionnaire, qui prend sa retraite; par une imitation pédante du latin, on appelait *professeur émérite* ce que l'on désigne aujourd'hui du nom de *professeur honoraire*. Mais on a interprété le mot en y voyant surtout l'expression d'un *mérite*, d'une éminente dignité; on dit aujourd'hui d'un professeur qu'il est *émérite*, en voulant dire qu'il est *distingué*. C'est un contresens, mais si bien établi qu'on parlera sans scrupule d'un cavalier ou d'un aviateur émérites. Maintenant que ce mot a élargi ses emplois et s'introduit dans des contextes plus variés, il a plus de chances de maintenir intact le sens qui lui a été attribué par erreur.“

[6]) Hier gibt das Dict. Gén., das jetzt H. Hatzfeld, *Über Bedeutungsverschiebung durch Formähnlichkeit im Neufranzösischen* (München 1924) S. 40 ohne Nennung seiner Quelle nachschreibt, eine andere Deutung (Einfluß von *dispendieusement*).

[7]) Dauzat faßt in seinem Buch *La langue française d'aujourd'hui* (s. u.) S. 73 die Berechtigung solcher Bildungen in ruhigerer Weise auf, wenn er schreibt: *sectionner* n'est pas couper, car il désigne primitivement une coupure anatomique; *sélectionner* n'est pas le synonyme exact de choisir: il éveille l'idée d'un choix rationnel et scientifique, d'où le caprice est exclu. *Ascensionner*, *auditionner*, *émotionner* peuvent remplacer avantageusement „faire une ascension“, „donner une audition“, „causer une émotion“. tout

heute erörtert zu werden pflegen[8]) und die man am erschöpfendsten bei Vincent, *Le péril de la langue française* (Paris 1910) nachlesen kann. Keiner hat all solche Sprachsünden mit gleicher Vollständigkeit, aber auch gleicher Leidenschaft gegen tatsächlich oder vermeintlich Falsches zusammengetragen wie der puristische abbé. Wie Deschanel verrät auch er eine unzulängliche sprachgeschichtliche Schulung. Er macht die französische Revolution für das Eindringen der Neologismen, auf die er es schlecht stehen hat, verantwortlich, als wenn nicht auch schon vorher solche geprägt worden wären; er arbeitet mit logischen Erwägungen und Trugschlüssen, möchte *étymologie* und *raison* zu den beiden Leitsternen im Meer der sprachlichen Irrungen erhoben wissen; er macht sich einen damals wie heute vielerörterten Gedanken zueigen, wenn er als Ursache für den Niedergang des Französischen die Tatsache erklärt, daß das Gefühl für das Lateinische, welches in den früheren Perioden des Französischen immer lebendig gewesen wäre und Ausdruck und Syntax regiert hätte, der Gegenwart abhanden gekommen sei. In einem Ton, der an Vaugelas erinnert („Il faut dire ...", „On dira donc ...", „La vraie expression française est ...", „La correction de la langue exige ..." usw.) spießt er auf fast 200 Seiten alle Fehler auf, von denen er das Französische befreit wissen will. Er geht noch weit hinaus über das, was Deschanel zu rügen gefunden hatte (die oben gegebenen Beispiele sind die wichtigsten Proben für diejenigen Fälle, in denen Deschanel und Vincent zusammentreffen).

Auch Paul Stapfer läßt er weit hinter sich. Es ist nicht der einzige Unterschied, der zwischen Vincents *Péril de la langue française* und Stapfers *Récréations grammaticales et littéraires* (2e éd. 1910) waltet. Stapfer kann sich für manche Neubildungen, von denen Vincent (billigend??) schweigt, nicht begeistern, wie *soleilleux* und *agissements,* er will von *ferrugineux*[9]),

---

dépend du doigté de l'écrivain, et de la nature — technique ou littéraire — du morceau." Bei Brunot, *La pensée et la langue* (s. u.) lesen wir S. 211: „... *résoudre* (on commence à dire *solutionner*) ... *clore* (on dit *clôturer*), *contondre* (on dit *contusionner*) ... On *réceptionne* un avion; un boxeur est *ovationné* ..." und S. 215: „Un nouveau verbe paraît-il? Il est pris dans un sens; ainsi *gazer,* produire du gaz: *ça gaze,* qui commence, grâce à l'automobile, à signifier: *ça marche.*" Brunot ist klug genug, sich jeden Werturteils zu enthalten. Daran tut er recht, denn Sprachfragen sind keine Geschmacks-, sondern Machtfragen.

[8]) Es ist klar, daß, wo so viele neue Wörter geschaffen und in die Diskussion gezogen werden, auch Irrtümer vorkommen und die Ansicht auftauchen konnte, daß *précautionner* ein verabscheuungswürdiger Neologismus wäre, während das Wort schon bei Labruyère und Fénelon begegnet, s. Dict. Gén.

[9]) Vgl. dazu Vittoz, *Journalistes et vocabulaire* (s. u.) S. 75: „Et surtout nous discutions nos projets *ferrugineux,* en constatant l'ardeur de quelques Etats, notamment de celui de Berne, le plus *ferrugineux* de tous! Mais

von *silhouetter, clôturer, solutionner,* vom *talentueux* der Goncourts nichts wissen; er geht mit Vincent Hand in Hand in der Verurteilung von *baser* (= *fonder*), im Kampf gegen *agoniser* (= *agonir*), aber er ist nachsichtig gegen *activer le feu,* das Vincent verurteilt, tut Ausdrücke wie *l'aigu de son observation* und *le tortueux de la route* mit einer feinen spöttischen Seitenbemerkung ab, während er *gazouillis* wohlwollend also kommentiert: „*gazouillement a un radical si joli, malgré le son éteint et lourd de son banal suffixe, qu'il reste charmant quand même, mais quelle oreille délicate ne préfère: le gazouillis des oiseaux ou des vagues?*" (S. 177). Auch mit Flauberts Neuschöpfung *autopsier* ist er einverstanden, und wenn er bei letzterem Anlaß schreibt: „*Voilà une de ces audaces pour lesquelles les conservateurs du français demandaient autrefois la tête des écrivains*" (S. 31), so braucht man nicht lange zu suchen, um Leute zu finden, die auch heute noch dasselbe tun. Stapfer verlegt den Nachdruck seiner Sprachkritik nicht auf das Wörterbuch, sondern auf die Grammatik und geht der syntaktischen Rechtgläubigkeit seiner Zeitgenossen, und zwar der literarisch führenden unter ihnen, nach. Dabei ergibt sich, daß Schriftsteller und Dichter[10]), ja selbst Sprachkenner wie Darmesteter und Brunot grammatische Fehler machen, und diese Erkenntnis stimmt ihn nachsichtig gegen andere. Er gehört nicht zu denen, die, wo das Wissen fehlt, sich auf das Besserwissenwollen verlegen; er sucht überall in die Tiefe zu gehen und Rechenschaft zu geben von dem Wesen und der Bedeutung der verschiedenen *argots* und *jargons,* für die Deschanel und Vincent kein Verständnis haben; er weiß sich zu lösen von dem Standpunkt, daß alle Veränderung nur ein Rückschritt sei; er redet einem weisen Maßhalten in der Beurteilung oder vielmehr Verurteilung der Sprache das Wort und liefert in seinem Kapitel *La foire aux images* einen beachtenswerten Beitrag zur Geschichte der französischen Metapher. Überall sucht er sich historisch zu orientieren, ohne doch die Etymologie, die Vincent zu Tode geritten, als seligmachenden Maßstab in Dingen des gegenwärtigen Sprachgebrauchs und Sprachgefühls zu überspannen. Er schreibt S. 93: „L'oubli du sens étymologique des mots est indispensable pour qu'on ose et pour qu'on puisse écrire . . " und „il est absolument nécessaire d'oublier le sens étymologique . . ." — ein Gedanke, der anklingt an die Erwägungen, die Bally *Traité de stylistique* I. S. 78 über den „Oubli du sens des éléments" anstellt und die in dem Satze gipfeln: „Pour bien

---

il s'est trouvé quelques Français pour faire la leçon à nos rédacteurs, et la note ferrugineuse a presque disparu des nos journaux depuis sept ou huit ans."

10) Aber seine Behauptung „Hugo respecta la grammaire religieusement" (S. 27) bedarf der Nachprüfung.

comprendre l'esprit d'une langue, il faut en ignorer beaucoup de choses."

In den Erörterungen über die Sprachanarchie im Französischen wurde fast regelmäßig die Schuldfrage aufgeworfen. Viele führten den Sprachverfall auf die mangelhafte Schulbildung, und letzten Endes auf die verbesserungsbedürftigen Lehrpläne zurück, die einen, indem sie meinten, daß die Muttersprache zu wenig gepflegt würde, die anderen, indem sie eine gediegene Durchbildung an Hand des Lateinischen vermißten. Manche schlugen selbst auf die Sorbonne ein. Eine Zeitlang ging sogar das Schlagwort von dem *„germanisme de la Sorbonne"* um, von der *„manie"* oder *„invasion germanique"*[11]), d. h. der Überflutung der Sorbonne durch die deutsche philologische Arbeitsmethode, welche den Sinn für die Sprachkultur und ihre Aufgaben ertöte und eine öde Zettelkastenwirtschaft (fichomanie) groß ziehe. Es muß merkwürdig berühren, daß der erste, der den Angriff auf die Sorbonne eröffnete, ein Doktorand der Pariser Philosophischen Fakultät selbst gewesen ist, nämlich Pierre Lâsserre, der in seiner Thèse von 1907 *Le Romantisme français* nicht nur eine einseitige und überspannte Darstellung des Gegenstands, mit dem er sich wissenschaftlich auseinandersetzte, vorlegte, sondern sich auch zu Schmähungen gegen die Hochschule, bei der er sich um den Doktorgrad bewarb, verstieg („stupidité, ahurissement et vilenie des ronds de cuir de la Sorbonne" etc). Die *question de la Sorbonne* wurde mit der *question des humanités* verquickt, und die *campagne contre la Sorbonne* zu einem geräuschvoll geführten Kreuzzug in dieser neuen *Querelle des anciens et des modernes* aufgebauscht, in dem mit großen Redensarten wie *culture générale* gekämpft wurde und Gegenüberstellungen wie *culture de l'intelligence* und *culture de la mémoire, effort spirituel* und *labeur matériel* alltäglich waren[12]). Nicht alle bewahrten sich den klaren Blick für die Sachlage und nicht alle kamen auf den Gedanken, daß die Ursache des Übels auch wo anders liegen könne. Am sachlichsten geht noch Albert Dauzat in seiner *Défense de la langue française* (Paris 1912) zu Werk. Auch er setzt sich mit der Verantwortung von Schule und Universität auseinander, aber er sieht die wahre Ursache im Zeitgeist, in der ganzen Erziehung der Jugend, die statt zu ernster geistiger Arbeit angehalten zu werden, dem Engländertum mit seinen sprachlichen Schäden, dem Sport mit seiner zerstörenden Terminologie zugeführt wird und sich durch die Gewöhnung an den Argot das Gefühl für Sprachreinheit zer-

---

11) Vgl. M. Esch, *Germanisch-Rom. Monatsschrift* III (1911), S. 364-366 und S. 494-496.

12) Vgl. *Mercure de France,* 1911, S. 601-602 gelegentlich Agathon (d. h. Henri Massis und G. de Tarde), *L'esprit de la Nouvelle Sorbonne,* 1911.

stören lasse. Er greift zur Feder, um in seiner Eigenschaft als Linguist die schlimmsten dieser so wenig gekannten Feinde seinen Landsleuten vorzustellen. Er schildert S. 105 ff. den *Argot des malfaiteurs* und erörtert S. 160 ff. die *Politesse dans la langue française.* Der moralische Endzweck beider sprachgeschichtlich lehrreicher Kapitel ist darzutun, wie das Eindringen des Argot viel von der *politesse* der Sprache genommen hat — wie von der *politesse* der Sitten.

Weniger agressiv und ohne Tendenz ist Dauzats anderes Buch *La langue française d'aujourd'hui* (2e éd. 1912), vielleicht die beste Einführungsschrift in die Kenntnis der Sprachbewegung im heutigen Französisch. Dauzat entwickelt die großen Aufgaben der Sprachforschung, legt die Faktoren, welche für die Entwicklung des Französischen maßgebend sind, dar, namentlich die Rolle des Argots und die Bedeutung des Neologismus, erörtert die Hauptprobleme der Aussprache und der Rechtschreibung, die geographische Ausbreitung des Französischen und das Schicksal seiner Patois. Der Zweck der Ausführungen soll die Aufklärung weiterer Kreise über die Fragen des Sprachlebens sein. Das Stoffliche soll einem doppelten Gesichtspunkt untergeordnet werden, zwei Tatsachen sollen zum Bewußtsein kommen: „Le rôle du linguiste est de constater les faits, non de les apprécier, encore moins de chercher à les influencer.“ Und: „Une langue est en perpétuelle évolution; elle change constamment, et ne se fixe à aucun moment de son histoire“ (S. 8). Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im heutigen Französischen verliert er dabei nirgends aus dem Auge und er weiß Dinge, die heute mehr als gut mit oder ohne Stellung der Schuldfrage dilettantisch erörtert werden, in das Licht der Sprachgeschichte zu rücken, wie gleich S. 9 ff. die Deutung der Konstruktion *je m'en rappelle.*

Im Vergleich zu der ruhigeren Darstellung bei Dauzat führt das Buch von André Thérive, *Le français, langue morte?* (Paris 1923) eine temperamentvollere Sprache. Auch er schaut der „déchéance présente de notre langue,“ der „décomposition du français“ ins Auge und schreibt sein Buch, um sie bekämpfen zu helfen. Er gibt eine ganze Fülle von guten und gutgemeinten Ratschlägen, wie den: „Tout écrivain qui se met hors les lois du style traditionnel se devrait mettre, en dépit de tous les scepticismes et de tous les snobismes, au ban de sa corporation. Ce sera la rançon première des poèmes télégraphiques, des proses nègres, et de tous ces écrits qui anticipent sur le futur sabir international autant qu'ils rompent les règles les plus vieilles de la syntaxe, de la grammaire et même du lexique. Qu'on soit futuriste ou dadaïste, cela est concevable, mais une loi de police devrait empêcher qu'on n'employât le parler de Ronsard et de Vol-

taire à de tels essais“ (S. 11). Sein Ziel ist die Erhaltung des Französischen in einem Zustand des Purismus: „La langue écrite n'est évidemment pas encore assez morte pour demeurer figée et pure. Elle s'abâtardit, d'une génération à l'autre, elle perd, elle perdra encore de sa valeur intrinsèque, de son droit à l'immortalité. Corollaire que j'en tire hardiment: tuons-la donc, puisque c'est morte qu'elle peut survivre. En d'autres termes, moins audacieux, efforçons-nous par conservation ou même par réaction, fût-ce réaction forcenée, de la stabiliser“ (S. 36). Er sagt uns auch, was er unter schlechtem Französisch versteht: „Et j'appelle mal parler, non point parler contre Balzac et Vaugelas, ou même Lhomond et Giraud-Duvivier, mais parler contre la logique, avec une instabilité fâcheuse de mots et de syntaxe, néologiser sans cesse, se contenter de formules inadéquates à la pensée, — et peut-être même penser de façon moins fine, moins ordonnée, plus nonchalante et moins discursive que jadis“ (S. 23). Dabei hat er einen offenen Blick für das, was in der Sprache vorgeht, für die verschiedenen Strömungen, die in ihr zusammenfließen, er entwickelt wichtige Eigentümlichkeiten der Volkssprache und ihrer „Fehler“, schaut und haut nach rechts und links, macht manche richtige und anregende, aber auch manche verkehrte und bedenkliche Bemerkung und charakterisiert in beachtenswerter Weise die verschiedenen Stilarten, die sich in neuerer und neuster Zeit im Französischen breitmachen (*unanimisme, claudélisme, style-traduction* usw.).

Verhältnismäßig gut kommen bei Thérive die Journalisten weg. Auch Dauzat ging nur mehr nebenbei auf das Zeitungsfranzösisch ein. Gerade die Zeitungen aber mit ihrer mangelhaften, flüchtigen, von familiären und volkstümlichen Ausdrücken und Satzbildungen, von Argot- und Sportwörtern durchsetzten Sprache werden von vielen (auch von Remy de Gourmont) für die *„crise du français“* verantwortlich gemacht. Schon Georges Pellissier hat im Jahre 1906 in einem Artikel der *Revue* die *Déformation de la langue française par le journal* in wichtigen Erscheinungen gebrandmarkt. Da war es ein Verdienst, daß G. Vittoz in einer Lausanner Doktorarbeit von 1914 (*Journalistes et vocabulaire*) diesen Klagen und Anschuldigungen nachging und sie in sachlicher Weise auf ihre Berechtigung zu prüfen und im Zusammenhang der großen Sprachbewegung des Französischen zu fassen unternahm. Ein Versuch von deutscher Seite, das Gymnasialprogramm von Heinrich Wacker *Über Eigentümlichkeiten der modernen französischen Zeitungssprache* (Patschkau 1906) (es ist Vittoz unbekannt geblieben), war sehr anfängerhaft ausgefallen (vgl. *Neuere Sprachen* 17, S. 171 ff.). Vittoz bietet ein sehr reiches Material, das nicht bloß für den besonderen Zweck, zu dem er es zusammenträgt, von Interesse ist, son-

dern für die Kenntnis und Beurteilung des Französischen überhaupt. Den Kampf gegen die Sprachsünden macht Vittoz nicht unbeherrscht mit. Wohl geht er mit Vincent zusammen in der Ablehnung von *excessif* („*faute très fréquente*", z. B. *ses soldats sont d'une excessive sobriété*) und *entre deux alternatives* (*entre deux solutions*, vgl. *dans l'alternative*), aber das von Vincent verurteilte *chançard* nimmt er gelassen als „*autrement expressif que chanceux*" hin, für *démissionner* und *désaffecter*, für *impulsif*, für den Pleonasmus *panacée universelle* hat er größere Nachsicht als jener, bei *par contre* nimmt er die Journalisten gegen Vincent in Schutz und weist zur Verteidigung von *écrabouiller* darauf hin, daß das Wort im *Dict. Gén.* als veraltet verzeichnet wird. Über ein Wort wie *gaffe* und dessen „*chances diverses de succès*" spricht er sich in seiner vorsichtigen Art nicht weiter aus, er erkennt *mondial* seine Existenzberechtigung zu („a parfaitement sa raison d'être") und was *naguère* anlangt, so meint er „que *récemment* remplace de façon bien lourde, mais qui devient irrémédiablement synonyme de *jadis*, parce qu'on n'y sait plus voir: *n'a guère*".)

Die Fragen, die alle diese Sprachkritiker, und der radikalste von allen, Vincent, erörtern, sind zum Teil immer noch dieselben, die schon ein so tätiger Verfechter des Purismus wie Fr. Wey anno 1845 behandelt hatte. Wie Vincent, dem diesmal Stapfer zur Seite steht, lehnte s. Zt. auch schon Wey das Verbum *baser* „*qui n'existe pas et qu'aucun dictionnaire n'admet*"[13]) im Sinne von *fonder* ab, *par contre* (= *au contraire*) ist ihm wie Vincent „*affreux*", *remplir un but* erscheint auch ihm „*désagréable*" (der Ausdruck findet sich übrigens schon bei Mme de Staël), *fixer* kommt ihm „*bizarre*" vor, *imprimer une direction* wird bemängelt, *sauvegarder* wird als „*barbarisme*", *émotionner* und *illusionner* werden als unfranzösisch, *progresser* als „*méchant mot*" bezeichnet; *se suicider* wird abgelehnt mit dem Zusatz: „Les gazetiers du plus bas étage emploient seuls, l'affreux verbe *se suicider*." Talleyrand, der sich dieses Verbums bedient hatte, hatte sich den Tadel der Puristen zugezogen[14]). Zu *utilitaire* sagt Wey: „*Utilitaire* n'a pas plus de dix ans; on ne le trouve que dans le dictionnaire des économistes. C'est encore une de ces désignations, sous lesquelles se cache l'hypocrisie des novateurs. *Utilitaire* se joint parfois à des noms de choses: *mesures utilitaires, régime utilitaire*; mais alors il équivaut à: qui appartient aux *utilitaires*, qui est du ressort des *utilitaires*, et non pas à l'adjectif utile. Ces deux mots sont loin d'avoir le même sens." Den

13) Das Verbum *baser* (= *fonder*) begegnet aber schon seit Ende des 18. Jahrh., s. Dict. Gén.

14) Vgl. Brunot, *La langue française* in: Petit de Julleville, *Histoire de la langue et de la littérature française*. VIII. S. 714.



Ausdruck *palpitant (drame palpitant), question palpitante* führt Wey auf die ihm verhaßte Julirevolution zurück und erläutert ihm also: „Les délicats, parmi les écrivains politiques ont réduit les *questions palpitantes d'actualité* à n'être plus que des *questions palpitantes*. Ce n'est pas une amélioration."

Der Sprachforscher soll nicht zum Propheten werden und soll sich nicht das Gourmontsche „Rien ne fait prévoir que l'on dise jamais"[15]) zu eigen machen, aber er wird, um die Tragweite des Vincentschen Standpunkts abzuschätzen, nur ungern der Verlockung widerstehen, die Frage aufzuwerfen, in wieviel anderen Fällen Weys Argumentation ergebnislos geblieben und er durch die Sprachentwicklung ins Unrecht gesetzt worden ist. Da ergibt sich zunächst, daß eine ganze Reihe auf die Politik bezüglicher Ausdrücke, welche Wey bekämpft hat, inzwischen längst zum allgemeinen und unentbehrlichen Sprachbesitz geworden sind. So *parlementaire* im Sinne von *député*, Parlamentarier[16]) und *socialiste*, die er als unfranzösisch gebrandmarkt hat, und ebenso ist Wey durch die Sprachentwicklung, die er nicht hat hindern können, aber gern verhindert hätte, überholt worden, wenn er die Übertragung des Wortes *programme* auf das politische Gebiet *(programme d'un ministre)* ablehnt mit der Begründung, daß sich das Wort nicht von der Vorstellung von etwas Geschriebenem lösen lasse, und wenn er *système* in Ausdrücken wie *système de défense, système de gouvernement* tadelt, wenn er ferner *entente cordiale* in haarspaltender Dialektik zurechtstößt und bedauert, daß sich die französische Kammer zu dem von Louis-Philipp geprägten Terminus als Ausdruck ihrer Geneigtheit gegenüber England bekannt hat. Wie mit den politischen Bezeichnungen, bei denen man schließlich noch einen anderen Maßstab anlegen könnte, ist es Wey auch sonst ergangen. An *de temps à autre*, das er als *„barbare"* bezeichnete, nimmt heute kaum noch einer Anstoß, ebenso wie die von ihm verurteilten *serrer de près un argument (une question), imiter l'exemple, sous le coup d'une vive impression, le cachet du style, en fin de compte („locution triviale, irrégulière et barbare . . . absolument condamnable")* jetzt allgemein zugelassen sind. *Défigurer l'usage (l'histoire* usw.*)* hat nicht vor seinem Übergang in das allgemeine Sprachgut bewahrt werden können durch Weys Bemerkung: „Comme l'usage n'a point de figure et ne saurait être à ce point personnifié, on ne peut guère le défigurer." Und man stelle heute einmal zur Erörterung Ausdrücke wie *personnage excentrique, impressionner, influencer, peindre sous des couleurs, je le vois sous d'autres couleurs que vous,* und man

---

15) *Le problème du style* (s. o.) S. 25.

16) Vgl. auch Brunot, *La langue française* in: Petit de Julleville, *Histoire de la langue et de la littérature française* VIII. S. 824. Anm. 1.

vergleiche die Antworten, die man bekommt, mit dem, was Wey in seinem puristischen Zorn geschrieben hat. Wie wird sich die Sprache dereinst zu Vincents Auslassungen stellen? Wird sie über vieles zur Tagesordnung übergehen oder wird sie etwas (und was?) zum guten Sprachgebrauch erheben?

II. Schriftsprache und Volkssprache.

Es kann nicht Sache der Wissenschaft sein, solchen Zukunftsfragen nachzusinnen. Ihre Aufgabe hat vielmehr darin zu bestehen, die Erscheinungen der gegenwärtigen Sprache zu sammeln und auf ihre Tatsächlichkeit, aber nicht auf ihre Erwünschtheit zu prüfen. Diese Aufgabe hat in Deutschland zum ersten Mal Elise Richter in Angriff genommen in ihrer *Studie über das neueste Französisch* (*Arch. für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 135 (1916) S. 348-373. 136 (1917) S. 124-144 und S. 269-280). Das Ringen zwischen Schriftsprache und Volkssprache hat sie in seiner vollen Bedeutung für die Geschichte des Modernfranzösischen erkannt: „In breiten Wogen, in absichtlichem Gegensatz zum Bisherigen, strömte (seit der französischen Revolution) die Sprache des *tiers état,* des Volks, des Pöbels in die Literatur ein. Sie gewann Ausdrucksfähigkeit für nie dagewesene Leidenschaft, überzeugende Kraft für Straßenreden, sie erweiterte den Kreis ihrer Hilfsmittel um Wörter, um Bilder, um Wendungen, die in dem versteckten Winkel der einen oder anderen Zunft geruht hatten ... In Zola sehen wir die neue Periode zum ersten Mal in vollem Ausdruck ... Nach weiteren vierzig Jahren erst zeigt uns auch das Durchschnittsfranzösisch die Eigentümlichkeiten, die vor rund 150 Jahren aufzutauchen begannen[17]).“ Als Syntaktikerin stellt sie die Erscheinungen der Syntax in den Vordergrund ihrer Betrachtung und sucht sich Rechenschaft abzulegen von dem Gesamtcharakter der französischen Sprache der Gegenwart. Sie findet, daß das Französische den Höhepunkt der analytischen Mitteilungsform überschritten hat und eine starke Neigung zur Synthese zeigt, welche sich durch die Einwirkung der Volkssprache auf die im 18. Jahrhundert überfeinerte Schriftsprache erkläre und der Klarheit und Eleganz des Französischen nicht förderlich sei. Die Umwälzung in dem Charakter der Sprache führt sie auf eine ausgesprochene Neigung zur Abstraktion zurück, wie sie sich in der Substantivierung des Ausdrucks auspräge, in der Vermeidung des Verbalen, in der Neigung zur Vermischung der Wortarten, die alle substantiviert erscheinen[18]) (*le superficiel*

---

[17]) S. 354. 355.

[18]) Zur Substantivierung der Wortarten ist jetzt auch Brunot (s. u.) S. 52 ff. und Thérive (s. o.) S. 101 ff. („style-substantif“) zu vergleichen.

— *c'était d'un bête à faire pleurer* — *c'est la preuve du bien fondé absolu de mes critiques* — *le vivre devient tous les jours plus cher* — *le cent-fois-entendu* usw.) und ihrerseits die Adjektivierung der Wortarten (*un visage gendarme*) auslöse. In Einzelfragen ist diesem Standpunkt der Verf. schon durch die Untersuchungen anderer vorgearbeitet worden, aber es ist ihr Verdienst, daß sie die beobachteten Erscheinungen in Zusammenhang mit anderen Vorgängen auf dem Gebiet der französischen Sprache der Gegenwart gebracht und zu einem Gesamtbild des heutigen Sprachcharakters verarbeitet hat. Einzelheiten in ihren Ausführungen hat Spitzer *Litbl.* 39 (1918) S. 369 ff. teils richtig gestellt, teils anders gedeutet. Vor dem Syntaktisch-Stilistischen ist dabei das rein Lexikalische zu kurz gekommen, und damit ist ein wunder Punkt in dem Aufsatz von Elise Richter unberührt geblieben, und zwar gerade der, wo man nach dem Ausspruch der Verfasserin „den Pulsschlag des Lebens begreiflicherweise am stärksten fühlt": die „Erweiterung des Wortschatzes durch Ausgestaltung von Redewendungen (Bedeutungswandel)". Unter diesem Titel stellt die Verfasserin S. 269 ff. eine Reihe von „Wendungen — einzelne Wörter und Redensarten —" zusammen, die in der von ihr verzeichneten Bedeutungsschattierung noch nicht „gebucht" worden seien. Was *atterrir* (S. 269) anlangt, so wäre statt auf Plattner auf Vittoz S. 63 zu verweisen, der bereits die von E. Richter bemerkte Verwendung unter Hinweis auf einschlägige Neubildungen (*allaquir, allaquer, aquatir, affloter, amerrir*) bespricht. Zu *intéresser* (S. 271) ist ebenfalls Vittoz S. 105 zu vergleichen, zu *but* Vincent S. 25. *Caricatural* (S. 131), *sinistré* (S. 131), *usagé* (S. 273), *volontairement* (S. 274), *mièvre* (S. 271), *reconnaissance* (S. 273), *rubis sur l'ongle* (S. 273) stehen in der von E. Richter gefundenen Bedeutung schon im kleinen Larousse 38ᵉ éd. (1908) (die letztere Redensart auch bei Sachs-Villatte und Virmaître, Dictionnaire d'argot 1894. S. 263). *Faire panache* wird bereits von Villatte, *Parisismen* in der neuen Verwendung aufgeführt. Daß ihr letzteres entgangen ist, muß umsomehr Wunder nehmen, als sie Villattes *Parisismen* bei ihrer Erklärung von *truculent* offensichtlich benutzt hat. *Etre vert* (S. 273) gibt Villatte durch „verdutzt sein" wieder. Mir scheint es, als ob E. Richter diese Bedeutung zugunsten einer anderen deutschen Übersetzung umbiegt, ebenso wie bei *dramatiser* (S. 270), wo man mit der von Sachs-Villatte angeführten Verwendung „mit dramatischen Nebenumständen erzählen" auskommt und bei *plastronner* (S. 132), das nicht = „fortschreiten" zu deuten ist, sondern so, wie Larousse s. v. das Verbum erläutert. Dagegen hat die Feststellung, daß *embusqué,* das Villatte, *Parisismen*, als „vom gewöhnlichen Dienst abkommandierter Soldat" definiert, nun die Bedeutung „Drückeberger" angenommen hat,

ihre Richtigkeit. Für andere von E. Richter beobachtete Fälle ist jetzt auf neuere Arbeiten zu verweisen: für *en douce* auf Dauzat, *L'argot de la guerre* (1918) S. 258 und Bauche (s. u.) S. 223, für *des fois* auf Bauche S. 232, für *se trouver poire* auf Bauche S. 263, für *rapport à* auf Bauche S. 268 und Sainéan (s. u.) S. 126, für *filer par la tangente* auf Sainéan S. 448 und für *poilu* auf Dauzat S. 277, Bauche S. 263 und Sainéan S. 533. 539. Es ist gewiß nicht einfach, die Wortbewegung des gegenwärtigen Französisch festzustellen, und nicht immer hat man es so leicht wie bei einer der jüngsten Wortprägungen, der jüngsten vielleicht, bei *sans-filiste,* wo der Begriff erst ganz neuen Ursprungs ist[19]). Man weiß, wie es einem ergehen kann, wenn man allzu treffsicher über das Alter der Wörter urteilt, und wie sich auch ein Hugo bei Gelegenheit gröblich getäuscht hat[20]).

In eine Darstellung der französischen Sprache der Gegenwart mündet auch ein das bedeutendste Werk, das in den letzten Jahren dem Französischen gewidmet ist, das neueste Buch von F. Brunot: *La pensée et la langue. Méthode, principes et plan d'une théorie nouvelle du langage appliquée au-*

---

[19]) Sehr viel Wertvolles liegt bei Brunot (s. u.) zerstreut, einiges auch bei Thérive (s. o.) S. 121 ff. und bei J. Vendryes, *Le langage* (Paris 1921) (z. B. S. 226 gelegentlich *chandail* und S. 227 gelegentlich *rescapé* und *indésirable*). Über neuere und neueste Entlehnungen aus dem Englischen vgl. jetzt M. Scherer, *Englisches Sprachgut in der französischen Tagespresse der Gegenwart.* Giessener Beiträge zur Romanischen Philologie. XI (1923). Für das Deutsche vgl. D. Behrens, *Über deutsches Sprachgut im Französischen.* ib. (1924) I. Zusatzheft. Ein sehr charakteristisches Beispiel einer neuen Wortwertung ist *la mystique.* Das Wort dürfte auf Charles Péguy zurückgehen, der es sehr oft in Verwendungen gebraucht, die über den gewöhnlichen Wortsinn weit hinausreichen: *„mystique républicaine“* (Charles Péguy. Notre jeunesse 4e éd. Paris 1910. S. 12), *„mystique française“* (ib. S. 118), *„mystique en politique“* (ib. S. 124), „faire appel à la *mystique* et à l'argent des pauvres gens“ (ib. S. 125). „quand nos ennemis, quand nos adversaires nous reprochaient d'être le parti de l'étranger, ils avaient totalement tort, absolument tort sur nous et contre nous (sur notre *mystique* et contre notre *mystique)“* (ib. S. 122). Von Péguy hat offenbar dessen Verehrer E. Psichari das Wort übernommen (z. B. *L'Appel des armes.* Paris 1913. S. 168). Paul Bourget führt auf die richtige Fährte, wenn er in dem Vorwort zu Psicharis *Voyage du centurion* 1922. S. VI schreibt: „Déjà, dans ‚L'Appel des armes', il était parlé de la ‚*Mystique*' du métier militaire. Cette expression n'est pas spéciale à Psichari. Dans les derniers travaux qu'il a donnés aux ‚Cahiers de la Quinzaine', Péguy l'employait sans cesse, et c'est à Péguy qu'est dédié ‚L'Appel des armes'. Cette formule décèle un état mental qui semble avoir été celui de toute une élite de la jeunesse française avant 1914 et la terrible guerre. L'épreuve actuelle ne peut que l'avoir accentué. La *Mystique?* Je cherche le mot dans le dictionnaire ... Quand Péguy reproche aux adeptes de tel ou tel parti de manquer à la *Mystique* de leur doctrine, quand Psichari fait dire à Nangès que l'Armée a sa morale à elle et sa *Mystique,* ils entendent bien affirmer que notre activité, pour être complète, doit avoir un sens caché et impliquer une foi ...“

[20]) Vgl. Nyrop, *Grammaire historique* III. S. 9. 10.



français (Paris 1922). Auf mehr als 950 Seiten wird eine Darstellung der modernen Spracherscheinungen gegeben und diese, wie man von dem gelehrten Verfasser der *Histoire de la langue française* nicht anders erwarten kann, historisch erläutert, aber Brunot geht zugleich und in der Hauptsache onomasiologisch vor, nimmt die begrifflichen Grundlagen der Spracherscheinungen, die Vorstellungen zum Ausgangspunkt, nicht deren sprachliche Fassung, wie sie die Grammatik letzten Endes in den Redeteilen zum Ausdruck bringt; er legt die *ordre des idées*, nicht die *ordre des signes* zu Grunde. Dadurch wird eine neue und umstürzlerische Gruppierung des ganzen Stoffes bedingt. Die elementarsten Äußerungen der menschlichen Rede, wie die Schreie, der ganz einfache Satz werden an den Anfang der Darstellung von der Sprache gerückt, wie sie am Anfang des Sprechens stehen. Dinge, die man sonst in anderem Zusammenhang zu finden gewohnt ist, trifft man in Brunots Darstellung an neuer Stelle an, wie gleich S. 8. 9 *voici* und *voilà*. Hier wie auch sonst liegt der Nachdruck weniger auf dem Etymologisch-Historischen[21]), das zur Erläuterung und zur Erleichterung des Verständnisses dient, also Mittel zum Zweck ist, als auf der begrifflich-funktionellen Verwendung und der sich im gegenwärtigen Sprachgebrauch vollziehenden Umwertung: „aujourd'hui *voilà* annonce très souvent des choses qui vont suivre au lieu de se rapporter à ce qui précède, quoique tous les grammairiens, y compris Littré, maintiement la distinction“[22]). Es ist von besonderem Wert, daß Brunot die gegenwärtige Bewegung im Französischen zu erkennen sucht, daß er, wo sich die Gelegenheit bietet, an konkrete Lebensvorgänge und Sprachgeschehnisse anknüpft und diese für seine Deutungen ausnutzt[23]),

---

[21]) Ebeling wird sich (mit Rücksicht auf *Krit. Jahresbericht* V. I. S. 199) nicht freuen, wenn er liest, daß Brunot S. 8 und *Introduction* S. XIII in *voici* und *voilà* einen Imperativ sieht.

[22]) Vgl. auch F. Perle. *Voici und voilà. Ein Beitrag zur franz. Wortkunde und Stilistik.* Halberstadt. Progr. 1905. S. 21.

[23]) S. 142 („Une petite fille est allée porter une ordonnance chez un pharmacien; elle y retourne une heure après: ‚Monsieur, je viens chercher la potion‘; le pharmacien n'hésite pas, ne questionne pas. Il n'y a aucune détermination dans la phrase de l'enfant, mais il y a un rapport entre sa première démarche et la seconde . . .“), S. 158 („Les receveuses des tramways appellent, non ‚le second‘ . . ., ‚le troisième‘ . . ., ‚mais‘, ‚le deux, le trois‘. On entend même ‚le un‘. Au contraire, le coiffeur appelle: „le premier de ces messieurs“), S. 578 („Une acheteuse se présente dans un magasin. Elle désire une étoffe. Pour décider son choix, combien de caractéristiques vont intervenir! . . .“), S. 605 („Chez les techniciens, on désigne les couleurs par des numéros, elles sont classées par séries, ou elles ont chacune leur cote. Ce sont les ‚références‘, comme on dit en matière de commerce. Mais on n'imagine pas un catalogue du ‚Bonheur des dames‘, lançant une étoffe sous le nom de Z. 335. Semblable désignation ne dirait rien à l'acheteuse. La réclame s'ingénie donc à trouver pour le public des

daß er überall auf Neubildungen im Wortschatz wie auf neue Ausdrucksformen in der Syntax eingeht, daß er die französische Schriftsprache in ihrer ganzen Verzweigung zu fassen sucht bis hinein in die Ausdrucksformen einzelner Stände[24]) und Gegenden[25]). Der natürlichen Sprache des Alltags stellt er die gekünsteltere und gezwungenere der Gelehrten und Philosophen gegenüber, ein *il y a un Dieu* einem *Dieu existe* und *Dieu est,* ein *il y a marché aujourd'hui* einem *c'est aujourd'hui marché* (S. 13) und legt dann die Anwendungsmöglichkeit dieser letzteren Konstruktion (*c'est* ...) im Zusammenhang dar. Auch die Volkssprache läßt er zu ihrem Recht kommen: einer Aussprache wie *not pér(e)* (S. 147), Konstruktionen wie *la dernière des dernières* (S. 158), *Tu iras, que je te dis* (S. 25), *c'est elle qui ne veut pas* (S. 177, vgl. zu diesem *emploi irrévérencieux* S. 582: „On ne dit pas *elle* en parlant de sa mère"), *il avait un bâton qu'il le tapait, la femme que j'y ai dit ça* (S. 181), *une femme qu'on lui aurait donné le Bon Dieu sans confession* (S. 186), *celui-là là-bas, celui-ci là* (S. 189), *les grand-mères, ça ne fouette jamais* (S. 190), den volkstümlich-periphrastischen Frageformen *lequel est-ce, lequel c'est qui ira?* (im Zusammenhang seiner Darlegungen über die Frage: Comment on demande une détermination S. 136 ff.), *nya, nyen a beaucoup, nia pas d'eau* (= il y a) (S. 286), *on est parti nous Emile* (= *Emile et moi*) (S. 277), der Sprachanschauung des Volks, wie sie sich in der Bildlichkeit der Ausdrucksweise zu erkennen gibt *(talonner l'ennemi etc.)* — dem allem (und noch anderem) weist er seinen Platz an. Überall in seinem Buch ist seine Darstellung auf die Erfassung des modernen

---

caractéristiques. Elles sont souvent sans rapport aucun avec les objets. En revanche, elles rappellent les événements de l'année: ‚velours Cyrano, tango', etc. . . . Pendant la guerre, la réclame d'un journal indiquait des vêtements ‚Sirène', pour les soirs de gothas . . .") und öfters.

[24]) Wie der Juristen (S. 145 Anm. und S. 146 gelegentlich *„ce 18 février"*) oder Politiker (S. 600: Vorliebe für *„inlassable"* statt *„infatigable"*) oder Journalisten (S. 604: *„l'envoi directement dans le port du Cuirassé Patrie"*).

[25]) S. 55, wo einem pariserischen *„gardien de la paix"* ein lyoner *„garde urbain"* gegenübergestellt wird, S. 191, wo auf einen „belgisme" hingewiesen wird (solche „belgismes" stellt jetzt G. Rens, *Parlons bien. Recherches et trouvailles grammaticales.* Brüssel 1915 auf 292 Seiten zusammen), S. 230 Anm., wo eine Ausdrucksweise der östlichen und nördlichen Dialekte herangezogen wird, S. 589, wo auf die Aussprache der Vogesenbewohner, S. 590 Anm. 3, wo auf diejenige der Loiregegend und S. 591, wo auf diejenige der Wallonen Bezug genommen wird und S. 610 Anm. 1, wo Ausdrucksweisen der französischen Schweiz (*„question ferrugineuse", „employés ferroviaires"*) angemerkt werden usw. Natürlich geht Brunot auch am Argot nicht achtlos vorbei: S. 579 *„un boxeur ... mouche, coq, plume, léger, mi-moyen, moyen, mi-lourd, lourd, se cavaler, se trotter, se tirer, prendre la poudre d'escampette, enfiler la venelle, se débiner"* usw.

Sprachgebrauchs eingestellt und lehnt engherzige grammatische Deutungskonstruktionen ab. Es kommt einer grundsätzlichen Absage an die Alleinherrschaft des historischen Standpunkts gleich, wenn er zwischendurch schreibt: „L'origine ne fait rien à l'affaire. La question est de savoir si actuellement ils apparaissent au sujet parlant tels qu'ils sont[26])" (S. 18). Dieser Satz könnte gerade so gut von Bally geschrieben worden sein, und Bally hätte es nicht nötig gehabt, in seiner Kritik *(Bulletin de la société de linguistique de Paris* 23. S. 117—137) seinen stilistischen Standpunkt, den man allmählich zur Genüge kennt, Brunot gegenüber zu überspannen. Denn auch bei Brunot spielt das stilistische Moment, die Wertung im Sprachgebrauch eine große Rolle, und zwar nicht bloß in dem Sinne, daß er z. B. S. 30 ff. einer Frage wie die, welcher Mittel sich das Französische zur Hervorhebung bedient oder S. 167 ff., wie sich der Gebrauch des Artikels vom stilistischen Standpunkt aus ausnimmt, nachgeht, sondern daß er auch sonst überall das Stilistische heranzieht. Er tut dies auch z. B. in der Weise, daß er auf feine Unterschiede, wie sie zwischen *air de doute* und *l'air du doute* (S. 164 Anm.), und *quand on est une campagnarde* und *quand on est campagnarde* (S. 607) bestehen, auf den Gebrauch von *faire* als verbum vicarium (S. 225) eingeht, daß er die Frage, ob *succès ministériel* = *succès du ministère* berechtigt ist oder nicht (S. 229), streift, daß er den Ersatz der noms d'action („le fait d'être ivre une fois ne constitue pas l'ivrognerie") in seiner stilistischen Auswertung (S. 207 ff.) untersucht, daß er Wechselbeziehungen zwischen der gewöhnlichen Sprache und derjenigen der Gelehrten nachgeht, wie sie sich darin kundgeben, daß die gewöhnliche Sprache Ausdrucksweisen wie *j'en prends à dose infinitésimale* oder *je vous démontrerai par A + B que ...* (S. 133) entlehnt und wie eigenes Sprachgut verwendet, daß er (S. 64) die périphrases nominales nach ihrer stilistischen

---

[26]) Er greift damit den Gedanken wieder auf, den er *Introduction* S. XIII grundsätzlich ausgesprochen hat: „... tout bien considéré, la grammaire historique n'est pas celle qui peut fournir le cadre d'un exposé exact et réel de la langue d'aujourd'hui. Elle explique comment notre usage est sorti de l'usage antérieur et nous préserve ainsi d'interprétations directes erronées, comme on les donnait autrefois. Mais il faut se garder de croire que hier se confond avec aujourd'hui." Den gleichen Gedanken habe ich *Neuere Sprachen* 29 (1921) S. 245-246 ausgesprochen. Lerch hat die Sache falsch verstanden, wenn er *Arch.* 144 (1922) S. 290 schreibt: „Glaser ... verkennt das Wesen der historischen Methode, indem er ihr die Neigung zuschreibt, Kategorien oder Rubriken, Begriffe oder Normen, Anschauungen oder Tendenzen, die sich zufällig für die älteste Periode einer Sprache ergeben, ohne weiteres durch alle folgenden Perioden als bindend beizubehalten". Ich habe nicht von dem W e s e n, sondern von dem N a c h t e i l der historischen Methode, von der G e f a h r einer einseitigen historischen Betrachtung gesprochen.

Seite erörtert (*ce qui tombe est perdu = les chutes perdues — laissez le reste, le restant = ce qui reste — comptez les survivants = ceux qui survivent,* aber nicht: *regardez ceux qui sont revenus d'Allemagne = regardez les revenus d'Allemagne*), daß er das Auftreten von *numéro un* statt *le premier* und die lexikographisch-stilistische Ausmünzung dieses Ausdrucks in der heutigen Sprache feststellt: „On dit donc: *le numéro combien?* D'où les *numéroteurs*, instruments qui sont des compteurs-classeurs. D'où aussi l'expression figurée: Celui-là, je sais son numéro (sa valeur)" (S. 156), daß er dem allgemeinen Sprachgebrauch die stilistischen Eigenheiten einzelner Schriftsteller gegenüberstellt (z. B. S. 163 Anm. und S. 221) und aus letzterem Fall („il n'avait pas l'envie de quitter . . .", statt „. . . pas envie . . .") Beobachtungen allgemeinerer Art abzuleiten sucht: „Nous disons tous les jours: *demander pardon de ses fautes.* Il serait possible, mais vraiment subtil, de distinguer cette expression de: *demander le pardon de ses fautes.* (Cf. *porter pavillon ou le pavillon de l'amiral N.)*"

Im Rahmen eines orientierenden Sammelberichts ist es nicht möglich, von dem ganzen Reichtum dessen, was Brunots dickes Buch enthält, eine Vorstellung zu geben. Es wird zweifellos einen großen Einfluß ausüben, auch auf die, welche den Standpunkt Brunots nicht teilen oder dieser oder jener Deutung im Einzelnen nicht zuzustimmen vermögen. Nicht minder ist es dringend zu wünschen, daß das Buch, das auch in pädagogischer Hinsicht neue und verständige Wege weist, auch außerhalb des Kreises derer, die das Französische allein aus wissenschaftlich-stofflichem Interesse treiben, seine Früchte trägt und, zumal in einer Zeit, wo in Deutschland wie in Frankreich so viel an Schulen und Unterricht herumreformiert wird wie heute, auf die Gestaltung des französischen Unterrichts nachhaltigen Einfluß ausübt.

Angesichts der Bedeutung, welche der Volkssprache für die sich in der Schriftsprache vollziehenden Wandlungen zukommt, ist es von Interesse, daß dem volkssprachlichen Element im Französischen der Gegenwart neuerdings zwei gleichzeitig (1920) erschienene Bücher gewidmet worden sind: Henri Bauche, *Le langage populaire. Grammaire, syntaxe et dictionnaire du français tel qu'on le parle dans le peuple de Paris avec tous les termes d'argot usuels* und Lazare Sainéan, *Le langage parisien au XIXe siècle. Facteurs sociaux. Contingents linguistiques. Faits sémantiques. Influences littéraires.* Beide heben die große Bedeutung hervor, welche das Pariser Volksfranzösisch für die Gestaltung des Französischen überhaupt hat: „En réalité, le vrai français c'est le français populaire. Et le français littéraire ne serait plus aujourd'hui, à ce point de vue, qu'une langue artificielle, une langue de mandarins — une sorte d'argot . . ." (Bauche S. 30). „. . . cet

autre français qu'on parle plutôt qu'on n'écrit ... agit de plus en plus profondément sur le français littéraire de demain et dans une certaine mesure l'avenir lui appartient“ (Sainéan S. VIII). Die Pariser Volkssprache ist die von ganz Frankreich, sie wird allenthalben im Lande verstanden, ihre Fehler werden überall gemacht, bis in das Schweizer Volksfranzösisch hinein dringen die Parisianismen[27]; als Grundstock des Kriegsfranzösischen hat die Pariser Volkssprache letzthin eine neue große Bedeutung erlangt[28]. Sainéan wie Bauche suchen die schwer zu gewinnenden Grenzen zwischen Volkssprache und Argot, zwischen langage populaire und langage familier zu ziehen, wobei Sainéan, an frühere Untersuchungen anknüpfend, mit größerer Sachkenntnis und Selbständigkeit verfährt als Bauche. Bauche behandelt die landläufigen grammatischen Dinge und geht mehr nebenher auf Erscheinungen ein, wie volksetymologische Umdeutungen im Tagesfranzösisch, auf Kindersprachliches, auf Kose- und Spottnamen, auf Wortkürzungen (*perme* = *permission*) und zeigt, wie unter dem Einfluß der Volkssprache Aussprache und Syntax ins Wanken kommen, ebenso wie Bedeutung (*garce, marâtre, baiser,* die mit vielen anderen pejorativ werden, und *gueule,* das nicht nur = *bouche* ist, sondern auch in der Bedeutung von *tête* erscheint) und Wortgebrauch (*parler* zurückgedrängt durch *causer, second* durch *deuxième, fille* = Tochter von *demoiselle, petite jeune fille, fillette, gamine* usw.). Wer nur die französische Schriftsprache und von dieser nur das grammatisch-dogmatisch Festgelegte kennt, wird überrascht sein von der Fülle sprachlichen Lebens, das ihm hier entgegentritt, aber er wird auch manchmal tüchtig erschrecken, wenn er bei Bauche liest, daß in der Volkssprache und demgemäß in dem von dieser regierten nachlässigen Französisch grammatische Fehler vorkommen wie *les chevals, les œils, les bonhommes, à les femmes, je suis été, je m'ai permis,* oder Fälle des Geschlechtswechsels wie *le couleur, la légume, ma pauvre argent, une astiquage*[29]) usw.

---

27) Vgl. Wissler, *Das schweizerische Volksfranzösisch. Rom. Forsch.* 27 (1910), S. 690 ff.

28) Vgl. G. Rieder, *Probleme des Kriegsfranzösischen* in: *Hauptfragen der Romanistik. Festschrift für Ph. A. Becker* 1922, S. 156. Die Schrift von Robert de Flers: *La langue française et la guerre* (Paris 1922), eine Akademierede vom 25. Oktober 1921, ist ein Lobgehudel auf die französische Sprache und ihren Vorrang vor anderen Sprachen (impérialisme linguistique!). Sprachliche Probleme werden nur mehr widerwillig (vgl. S. 43) und in der Form der Entgleisung („Verdun“ S. 44 ff.) gestreift. — In vorliegender Orientierung soll das Kriegsfranzösische, das ein Kapitel für sich ist, außer Acht bleiben.

29) Vgl. auch J. Drault, *Chapuzot est de la classe!* Paris 1924. S. 87. 89 („*la nouvelle astiquage*“). Thérive (s. o.), der sonst oft schwarz sieht, ist, was diese Fälle von Genuswechsel anlangt, optimistisch: „Je parie même

Bauche ist philologisch wenig geschult, er erkennt nicht immer, was eigentlich los ist, wie es kommt, daß *lundi* in der Volkssprache *lindi* lautet, daß *employé* zu *empoyé, cinquième* zu *cintième* wird und daß letzterer Wandel. der analogischer Natur ist (nach *centième* u. a.), nichts mit dem Wandel von *kiosque* zu *kioste,* mit dem er ihn zusammenstellt, zu tun hat. Er erkennt nicht, daß der Übergang von *corridor* zu *colidor* in dieselbe Richtung gehört wie der von *paletot* zu *panetot,* daß in *antisémiste* (statt *antisémite*) keine beliebige Zufügung von s vorliegt, sondern Anfügung eines anderen Suffixes, daß *prétesque* aus *prétexte* Metathese zeigt, die unter der Rubrik, unter die er die Erscheinung bringt, ebensowenig zum Ausdruck kommt wie die gleiche Erscheinung in *risque* aus *rixe* auf derselben Seite in anderem Zusammenhang. Das sprachgeschichtliche Wesen der Sache wird hier wie auch sonst nicht herausgefunden, und infolgedessen werden Dinge, die zusammengehören, auseinandergerissen, andere, die ganz abweichend zu beurteilen sind, dagegen unter äußerlichen Gesichtspunkten zusammengestellt, wie dies S. 55 der Fall ist, wo *agréable,* volkstümlich *agriable* (mit Hiatustilgung) neben *duchesse* zu *dussèche* (Metathese), dieses neben *explosif* neben *explosible* (Suffixtausch) aufgeführt wird.

Sainéan geht dem Problem in weiterem Rahmen als Bauche nach. Getreu seinem auch in seinen anderen Arbeiten befolgten Grundsatz will er die sozialen Voraussetzungen der sprachlichen Erscheinungen dartun. „Les faits linguistiques gagnent à être envisagés, à la lumière des faits sociaux“ (S. 67). Die Sprache der Soldaten, Matrosen, Arbeiter und Handwerker, Diebe und Halunken schildert er in ihrer Einwirkung auf die Volkssprache überhaupt. In wohldokumentierter Einzeluntersuchung zeigt er, wie ein Ausdruck zuerst in der betreffenden Sphäre lebt und dann in das allgemeine Sprachgut eindringt. Neben jenen „facteurs sociaux“ spielen auch Provinzialismen und kindersprachliche Wörter und andere „contingents linguistiques“ sowie die „faits sémantiques“ (Metapher, Euphemismus, Bedeutungsverengerung und -erweiterung usw.) ihre Rolle. Bauche hat das, was heute in der Sprache vorgeht, nur beobachtet und festgestellt, aber nicht erklärt. Sein Buch ist, wie A. Thomas einmal von einer deutschen Doktorarbeit gesagt hat, „un véritable Übungsbuch“ (Romania 34, S. 130); das reiche Material, das er zusammenträgt, muß erst geordnet und wissenschaftlich gedeutet werden, um seinen Zweck erfüllen zu können. Im Gegensatz dazu legt Sainéan den Nachdruck auf die Entstehung des volkstümlichen Wortschatzes

---

que le mot *incendie,* le mot *argent* resteront, dans le dialecte des écrivains, aussi masculins qu'ils sont aujourd'hui, encore que la science nous montre que ces mots sont souvent féminisés par le peuple ...“ (S. 16. 17).



und deckt die Quellen auf, aus denen dieser zusammengeflossen ist. Dadurch gewinnt seine Darstellung eine weit größere Bedeutung als die mehr empirisch gehaltene, registrierende von Bauche. Der Mangel an historischer Einsicht führt Bauche dazu, gelegentlich irrige Bedeutungsfolgen für einzelne Wörter aufzustellen (so ergibt sich für *rigolo* die Bedeutung *revolver* erst aus der = *individu comique* und nicht umgekehrt)[30]) und wichtige Bedeutungen zu übersehen (wie bei *ripaton, ripatin,* das *soulier grand et large* heißt, ehe es die Bedeutung *pied* angenommen hat) oder überhaupt den Ursprung eines Wortes außer Acht zu lassen (wie bei *ribouldingue,* das aus dem Verbum *ribouldinguer* abgeleitet ist, welches seinerseits eine Kontamination von *ribouler* und *dinguer* darstellt[31]) oder *tourner de l'œil,* das ursprünglich Euphemismus gewesen ist). Wohl lesen wir in Bauches Glossar, das vielleicht das Beste am ganzen Buch ist, was *turbiner, marner, boulonner, huile de bras* (*de coude*) und *piston* in der Volkssprache bedeuten, aber daß diese Wörter und so und so viel andere mit ihnen aus einer bestimmten Sphäre stammen, wird uns bei ihm vorenthalten, ebenso wie, daß *quinte et quartorze,* (*se*) *rabibocher, chiquer, envoyer dinguer* usw. ursprünglich Spieltermini gewesen sind und *il y a mèche* aus der Sprache der Buchdrucker herkommt. Manche Begriffsgruppen (z. B. die Sprache der Seeleute) fallen in Bauches Wörterbuch ganz aus. Am vollständigsten ist (unter dem Einfluß des Spracherlebens im Weltkrieg) noch der aus dem Soldatenargot hervorgegangene Wortschatz vertreten, aber auch hier klaffen Lücken, und Ausdrücke wie *cafard* (= *tristesse*), *la connaître, gauche* (*jusqu'à la gauche, passer l'arme à gauche*), *midi* (*c'est midi*), *être de la revue* werden bei Bauche nicht als aus der Soldatensprache hervorgegangen kenntlich gemacht. Man muß auch hier, um sich zu orientieren, zu dem gründlicheren und zuverlässigeren Sainéan greifen. Für die Wertung aller dieser Ausdrücke ist entscheidend, daß sie in dem einen oder anderen Sinn volkstümlich sind und oft nur selten von der besseren Sprache aufgenommen werden. Sehr vielen ist die Literaturfähigkeit versagt, aber es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß sie auch ohne das wie alles Volkstümliche mitarbeiten werden an der Gestaltung des Französischen der Zukunft.

Marburg i. H. Kurt Glaser.

---

30) Vgl. Sainéan S. 219.
31) Vgl. Sainéan S. 113.

Hatzfeld, Helmut, *Leitfaden der vergleichenden Bedeutungslehre.* Versuch einer Zusammenstellung charakteristischen semasiologischen Beispielmaterials aus den bekanntesten Sprachen. München. Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber. 1924. XVI u. 116 S.

— *Über Bedeutungsverschiebung durch Formähnlichkeit im Neufranzösischen.* Eine semasiologisch-lexikographische Studie. München. Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber. 1924. VIII u. 130 S.

Die erste der beiden Schriften ist keine selbständige wissenschaftliche Leistung. Sie bringt nichts Neues, es sei denn, daß man die italienischen und spanischen Wörter, die Hatzfeld herbeizieht, ausnimmt. Soweit es sich um Beispiele handelt, die den nichtromanischen Sprachen entnommen sind, will ich die Beurteilung anderen überlassen. Für das Französische wird so ziemlich alles aus Nyrop entnommen (auch da, wo die Entlehnungen nicht als solche kenntlich gemacht sind), und das wirkt umso sonderbarer, als in den einleitenden Ausführungen so getan wird, als wenn in Dingen des Bedeutungswandels Nyrop nichts, aber Vossler alles bedeutet. Hatzfelds Schrift sei denjenigen genannt, die sich rasch orientieren wollen und keine Möglichkeit haben, zu den grundlegenden Werken selbst zu greifen.

Während die erstere Schrift einen allgemeinen Überblick bieten will, tritt die zweite an ein einzelnes Problem heran und geht der Bedeutung des formalen Faktors für die Semantik nach. Der Gesichtspunkt an sich ist nicht neu; schon 1904 hat Hey das, was Hatzfeld hier durchführt, als „Bedeutungsverschiebung durch sprachliche Faktoren", als „veränderte Auffassung (Umdeutung) der Wörter infolge ihres Zusammenlebens in der Sprache" behandelt (*Arch. für lat. Lex.* S. 201 ff.), aber neu ist der Versuch einer monographischen Betrachtung der Erscheinung für das Französische. Der Nachdruck der Untersuchung Hatzfelds soll darauf fallen, den Umfang des formalen Faktors darzulegen, aber nicht dessen Genesis in jedem einzelnen Fall. Wenn man sich auf den Standpunkt stellt, daß hier ein Bau aufgeführt werden soll, bei dem es gleichgültig ist, wie man mit jedem einzelnen Baustein verfährt, so mag man sich diesen Standpunkt gefallen lassen, aber die Frage ist, ob mit einem solchen Vorgehen das, was gewonnen werden könnte, wirklich gewonnen wird und ob das ganze Baumaterial, das beigebracht wird, wirklich vollwertig ist. Da Hatzfeld auf die Kleinarbeit, die sich nun einmal nicht umgehen läßt, selbst verzichtet hat, wird die weitere Forschung, die an seine Studie anknüpft, sich dieser Arbeit unter-

ziehen müssen. Hatzfeld darf es sich zum Verdienst anrechnen, daß er durch seine Ausführungen dazu angeregt und mancherlei zur Diskussion gestellt hat. Freilich wird eine zuverlässige Untersuchung der Sache die Grenzen, die sich Hatzfeld gesetzt hat, überschreiten und zunächst einmal das Altfranzösische einbeziehen müssen. Dabei wird sich dann herausstellen, daß *candeur* auch schon im Altfranzösischen die Bedeutung „blendendes Weiß" zeigt, daß *recueil* nicht bloß bei der Plejade, sondern auch schon im Altfranzösischen vorkommt, aber daß *recueil* seine Bedeutung „Aufnahme" *accueil* verdanken muß, scheint mir aus dem engen Gedankenkreis des Neufranzösischen heraus gefolgert zu sein. Jch vermag nicht einzusehen, daß *accueil* seine Bedeutung auf *recueil* übertragen hat, da doch *accueillir* umgekehrt in der Bedeutung *recueillir* begegnet, und halte es für geratener, den Fall als nicht beweisend zu streichen. Wenn man die Dinge historisch betrachtet, läuft ferner Hatzfelds Nachsatz gelegentlich *douter* (S. 38) „allerdings auch schon altfranz." auf eine Negierung der Beeinflussung von *douter* durch *redouter* hinaus, und ähnlich liegt es bei *sembler* (S. 39).

Sodann wird man an Argot und Mundarten nicht so verächtlich, wie Hatzfeld es tut, vorübergehen und seinen Satz „Argot im engeren Sinn kommt als formal unfranzösisch so wenig wie die Patois in Betracht" (S. 16) nicht hinnehmen dürfen. An mehr als an einer Stelle wird Hatzfeld seinem eigenen Vorsatz untreu. Und was den kleinen Abschnitt „Adaptation aus französischen Dialekten" (S. 93, 94) betrifft, so ließe sich noch viel, viel mehr sagen. Eine der Zukunftsaufgaben der Semantik wird darin bestehen müssen, die Mundarten für die Semantik nutzbar zu machen, wie dies für andere Gebiete der Sprachgeschichte bereits ausgiebig geschehen ist.

Nict immer wird der Einteilung und Gruppierung des Wortmaterials zuzustimmen sein wie gelegentlich *clocher* = läuten (Nr. 170, nicht Nr. 171 wie das Register angibt). Wenn dieser Neologismus bei Victor Hugo „natürlich wie eine kühne Verwendung von clocher = hinken" wirkt, so darf das nicht darüber wegtäuschen, daß wir hier zwei Homonyma vor uns haben, und diese Tatsache darf nicht im Sinne einer semasiologischen Wertung überspannt und kann nur so gedeutet werden, daß es sich, wie auch Nyrop erkannt hat, um die Erzielung einer komischen Wirkung handelt, so daß sich die Frage erhebt, ob das Wort nicht besser in die andere Gruppe „Bewußte Anlehnungen zur Erzielung einer komischen Wirkung" (S. 60 ff.) gehört.

Von dem Ziel seiner Arbeit hingerissen, schlägt Hatzfeld die gedanklich-begrifflichen Faktoren gegenüber den klang-

lichen zu gering an und sucht klangliche Beziehungen und Beeinflussungen, wo solche für andere nicht immer ersichtlich sind, sondern nur begriffliche Verknüpfungen vorliegen, wie S. 27 *néfaste* und *funeste, mièvre* und *mignard,* oder er begeht Gewaltsamkeiten in der Weise, daß er Homonyma wie *copieux* (S. 55), die sich lautlich ergeben haben, durch die in ihrer ganzen Färbung sehr als nachträglich klingende Erwägung „die Anlehnung in der Bildung *(copieux* = Nachäffer) kann eine latente Idee: 'reich an Späßen' bewirkt haben", gedanklich zu begründen und zu rechtfertigen sucht.

In anderen Fällen wieder fühlt man sich versucht, die von ihm gefundenen Beziehungen fester zu fügen durch Beibringung von Bindegliedern, die ihm entgangen sind, weil sie in seinen Quellen fehlen; so möchte ich zur festeren Begründung des von ihm im Anschluß an Darmesteter angenommenen Einflusses von *ombrageux* (S. 49) = den Schatten fürchtend, scheu auf *ombrage* Schatten = Mißtrauen darauf hinweisen, daß altfrz. auch ein Adj. *ombrage* = *ombrageux, soupçonneux* begegnet.

Hatzfelds Arbeitsweise, die schließlich wichtiger ist als dieser oder jener Einzelfall, den er zur Sprache bringt, macht den Eindruck eines kühnen Draufgehens, bei dem zu wenig erwogen wird. Dinge, die gründlich untersucht werden müßten, werden sehr flüchtig abgetan. Dafür zwei Proben. Bei seiner Deutung von *moucheron* (S. 55 Nr. 142 — im Register Druckfehler!) wird behauptet, *moucheron* Mücke und *moucheron* Lichtschnuppe seien im Dict. Gén. ein Wort; die Bedeutung „bout qui charbonne dans la mèche d'une chandelle allumée" tauche etwa zu Beginn des 16. Jahrh. auf; es bestehe „dann auch größtenteils die Ansicht, *moucheron* Lichtschnuppe sei lediglich metaphorischer Gebrauch des Wortes *moucheron* Mücke". Ein Wort im Dict. Gén.? 16. Jahrh.? Dazu zitiert er Nyrop. Man vergleiche mit diesen Ausführungen das, was im Dict. Gén. und bei Nyrop wirklich steht, und man wird sehen, wie Hatzfeld arbeitet. Was sodann seine Ausführungen über *auguste* (S. 87 Nr. 294 — der Zahlenhinweis im Register ist auch hier wieder falsch) anlangt, so ist es Lafontaine gar nicht eingefallen, das Wort *auguste* an der von Hatzfeld angezogenen Stelle zu gebrauchen. Die Folgerungen, die er daraus zieht, schweben infolgedessen völlig in der Luft. Es liegt mindestens ein grobes Mißverständnis vor, zu dessen Klärung man nur den von Hatzfeld zitierten Marty-Laveaux nachzuschlagen braucht. Man wird dann auch feststellen können, wie er die ganze Sache glatt auf den Kopf stellt und den Satz von Marty-Laveaux „il savait fort bien qu'il proposait une innovation ou plutôt un retour à la tradition latine" in sinnverwirrender Weise auf Lafontaine bezieht, während es sich

um eine Ansicht Voltaires handelt. Leider sind das nicht die einzigen und noch nicht einmal die krassesten Fälle, wo sich Hatzfeld Großzügigkeiten geleistet hat. Je mehr ich mich in seine Studie vertieft habe, umso mehr habe ich das Verlangen empfunden, mich in dieser Besprechung aus naheliegenden Gründen kurz zu fassen. Neben der nötigen Umsicht und Vorsicht fehlt auch des öfteren die nötige Rücksicht auf die, bei denen er sich Rat holt: wie in seinem „Leitfaden", werden auch in dieser Schrift die Quellen vielfach überhaupt nicht angegeben[1]) und vielfach nur so, daß man nicht sieht, wo das, was anderen entlehnt wird, aufhört und Hatzfeld selbst anfängt; ein andermal werden sie äußerlich nachgeschrieben, wie S. 47 s. v. *collationner* „Desper.", nur weil das auch bei Littré steht oder S. 83 s. v. *discipline* „Fén. Vie des philos. Démocr.", und S. 84 s. v. *action* „Corn. Disc. Poème dram.", wo das Dict. Gén. die Quelle ist usw. Störend wirken schließlich auch häufige Druckfehler, von denen ich im Vorausgehenden schon einige Proben gegeben habe. Für sie darf der Verfasser natürlich nicht allein verantwortlich gemacht werden, aber es gibt zu denken, daß er in seinem Literaturverzeichnis Bréals „Essai de sémantique" in das Jahr 1879 (statt 1897) verlegt und nun in seinen Ausführungen über „die bisherige Würdigung des Faktors der Formähnlichkeit beim Bedeutungswandel" (S. 1 ff.) dem Buch seinen Platz hinter Heerdegen (1878) anweist und infolgedessen das interessante Verhältnis von Bréals Buch zu seinem Artikel im Annuaire de l'association pour l'encouragement des études grecques 1883 auf den Kopf stellt.

Marburg i. H. Kurt Glaser.

Gamillscheg, E., *Über sprachliche Abstrakta und ihre Beziehungen zu den Konkreten* (Bericht über die Verhandlungen der XIX. Tagung des allgemeinen deutschen Neuphilologen-Verbandes in Berlin vom 1. bis 4. Oktober 1924. Berlin 1925. S. 123—128).

E. Gamillscheg hat in seinen trefflichen Ausführungen, die ursprünglich ein Vortrag auf dem Berliner Neuphilologentag 1924 waren, den dankenswerten Versuch unternommen, die allgemeinen Gesichtspunkte und Richtlinien darzulegen, die für das Verhältnis der Abstrakta und Konkreta in Betracht kommen. Es ist unvermeidlich, daß bei solch großzügiger Betrachtungsweise, die auf einen kurzen Raum zusammengedrängt werden mußte, die Einzelerscheinung in den Hintergrund tritt. Das

---

[1]) z. B. *élargir* (Nr. 250, nicht Nr. 251, wie es im Wörterverzeichnis heißt), wo der Hinweis auf lat. *elargiri* schon im Dict. Gén. zu finden ist.

ist aber insofern ein Nachteil, als in der behandelten Frage noch viel der Klarstellung im Einzelnen (auch in chronologischer Beziehung!) harrt, und nur durch die scharfe Formulierung des Einzelproblems die wünschenswerte Deutlichkeit in die großen Zusammenhänge gebracht werden kann.

Gleich der erste Punkt, den Gamillscheg scheidet (S. 126), fordert zur Präzisierung heraus. Das Wort „Affektisches" ist zu allgemein. Die Sache wäre klarer geworden, wenn die bestimmte Art des Affekts, das Ironische, wie es dem angeführten Beispiel *(„je vais mettre du camphre dans votre gloire")* zugrunde liegt, genannt worden wäre. Überhaupt, je mehr ich seit *Neueren Sprachen* 29 (1921) S. 364 ff. über das Problem der Konkretisierung nachdenke, umso mehr scheint mir in der Ironie die stärkste psychologische Wurzel der ganzen Erscheinung zu liegen. Sie dient auch dazu, eine besondere Form der Konkretisierung, nämlich die Individualisierung, die in der Beziehung eines begrifflich-allgemeinen Worts auf eine einzelne Person besteht, zu erklären. Wenn bei Henry Monnier, *Scènes populaires* S. 184 einer mehreren sich balgenden Jungen zuruft: „*Canaille,* aurez-vous bientôt fini?" und nun einer der Jungen prompt antwortet: „*Canaille?* c'est vous qu'en êtes une", so ist der Ausgangspunkt dieser Übertragung eines (abstrakten) Kollektivums auf eine einzelne (konkrete) Person der schlagende Witz, die Ironie. Genau so geht es zu, wenn *pratique*[1]) oder *vermine*[2]) konkretisiert werden oder wenn *magistrature* von einem einzelnen Beamten gesagt wird wie bei Hirsch, *Racaille et parias* 1914, S. 12: „L'avocat bondit à cette révélation, et l'on peut dire que la *magistrature* passa un fâcheux quart d'heure". Ich kann mich nicht, und zwar nicht bloß mit Rücksicht auf Fälle dieser Art, dazu entschließen, die Gruppen 1—4, wie dies Gamillscheg tut, als „Ergebnis unbewußter psychischer Vorgänge" aufzufassen. Ausdrücken wollen doch alle diejenigen etwas, die *testimonium (témoin)* als Zeuge oder *anatomie* in der Bedeutung Skelett auffassen oder — um auf andere Beispiele hinzuweisen — *saleté* = schmutzige Person gebrauchen (Hirsch, *Racaille et parias* S. 37) oder *vieillerie* in der Bedeutung = altersschwache Person konkretisieren. Daß *saleté* und *vieillerie* usw. andere Bedeutungen haben, wissen doch auch sie. Ich hoffe nicht falsch verstanden zu werden, wenn ich sage, daß diejenigen, die *saleté* oder *vieillerie* eine neue, konkret-persönliche Bedeutung geben, sich von dem Druck der Sprachtradition lösen. Wenn sie in den bezeichneten Fällen den betreffenden Wörtern andere Be-

---

1) Moselly, *Terres lorraines*. 1907. S. 109.

2) Hirsch, *Racaille et parias*. 1914. S. 212.

deutungen, andere Wertungen geben, so geschieht das doch mit Absicht, mit Bewußtsein. Den Unterschied mit den Fällen wie *caries* Fäulnis, Holzwurm oder *façon* Bau usw., die nach Gamillscheg durch das „bewußte, beabsichtigte Eingreifen des Sprechenden entstanden sind", vermag ich nicht als qualitativ, sondern nur als graduell verschieden aufzufassen. Man kann die Psychologie deutlich am Werk beobachten, wenn man eine Stelle wie die folgende bei E. Baumann, *L'Immolé* 1911, S. 330 liest, wo der abbé Charron sagt: „Tout à l'heure, le conférencier vous entretenait de ce qu'il appelle 'les *vieilleries* du christianisme. Ces *vieilleries,* c'est moi, n'est-ce pas! . . . Eh bien! moi, cette *vieillerie,* je vais vous dire . . ." Wird dann ein Zuhörer diesen Hergang einem anderen mitteilen (Lorcks Erlebte Rede!), so wird er sagen: „L'abbé Charron, c'est une *vieillerie.*" Vielleicht sieht man auch klarer als dies *Neuere Sprachen* l. c. S. 377 ggezeigt worden ist, wie *horreur* zu seiner konkreten Bedeutung (= scheußliche Sache, scheußliche Person) gekommen ist, wenn man sich Ausdrücke wie „ton *horreur* de portière — cette vieille *horreur* de bossue-là" (Monnier, *Scènes populaires* S. 71) oder „cette *horreur* de cocher" (ib. S. 140) vergegenwärtigt und damit etwa *saloperie de fille* zusammenstellt: „Et je cours de ce pas chez les Gallois pour leur dire d'attacher leur *saloperie de fille*" (Henri Bachelin, *Juliette la Jolie.* Paris 1912. S. 91).

Marburg i. H. Kurt Glaser.

Glossaire des patois de la Suisse Romande, **élaboré avec le concours de nombreux auxiliaires et rédigé par L. Gauchat, J. Jeanjaquet, E. Tappolet, avec la collaboration de E. Muret. Fascicule premier (*a—abord*). Neuchâtel & Paris, Éditions Victor Attinger, 1924. 64 S. 4⁰.**

Es war im Jahre 1895, als Louis Gauchat, angeregt zur Beschäftigung mit den modernen Mundarten durch seinen Lehrer Heinrich Morf[1]) und angefeuert durch das riesige Werk des deutschschweizerischen Idiotikon, dem damaligen Erziehungsdirektor seines Heimatkantons Neuchâtel das Pro-

[1]) Dankbar erkennt Gauchat in der Einleitung zum Glossaire dieses große Verdienst seines Lehrers an: „Un petit travail fait par l'un de nous, alors qu'il était étudiant à l'Université de Berne, a été le point de départ du grand ouvrage que nous offrons au public. C'était une modeste étude sur le patois de Dompierre, village du canton de Fribourg. Complétée et amplifiée, elle devint une thèse de doctorat, présentée a la Faculté des lettres de l'Université de Zurich en 1890. Inspiré par le principal de ses maîtres, Henri Morf, encouragé par Jules Gilliéron et Gaston Paris, l'auteur dressa le plan d'un vaste *Glossaire romand*" (S. 6).

jekt eines '*Glossaire roman*' vorlegte. Der groß angelegte Plan fand die volle Unterstützung dieses Mannes, und alsbald erklärten Bund und Kantone sich bereit, die Ausführung des nationalen Projektes durch einen jährlichen regelmäßigen Zuschuß zu sichern. Mit meisterlichem Blicke wußte Gauchat seine Mitarbeiter zu wählen: Ernest Tappolet (Basel) und Jules Jeanjaquet (Neuchâtel). Diese drei Schweizer, ebenso gewissenhafte wie unermüdliche Forscher, bildeten das eigentliche Redaktionskomité. Das Arbeitsgebiet ward derart verteilt, daß Gauchat neben der Oberleitung des Gesamtwerkes die Kantone Neuchâtel und Fribourg, Jeanjaquet Genf und das Wallis, Tappolet Bern und das Waadtland zur Spezialdurchforschung erhielt, während E. Muret, als viertem im Bunde, die Sichtung der Orts- und Familiennamen übertragen wurde.

Im Jahre 1899 wurden die Arbeiten in Angriff genommen. Es erfolgten von seiten der Redaktoren die ersten phonetischen Aufnahmen, die sich noch im selben Jahre auf ca. 270 Ortschaften erstreckten. Gleichzeitig ging man daran, freiwillige Korrespondenten in den einzelnen Teilen des Landes zu gewinnen, und seitdem haben etwa 75 solcher freiwilligen Mitarbeiter getreulich Jahr für Jahr die hinausgehenden *Questionnaires* gewissenhaft ausgefüllt. Seitdem sind 227 solcher *Questionnaires* verschickt worden, und alljährlich liefen etwa 50 000 Antwortzettel ein. Die Gesamtzahl der eingeordneten Zettel betrug zuletzt etwa anderthalb Millionen!

Zu den persönlichen Erhebungen an Ort und Stelle und den Antworten, die von den Korrespondenten eingingen, gesellte sich die systematische Einbringung des lexikologischen Materials, das bisher in oft sehr schwer zugänglichen Glossarien und Mundartentexten zerstreut war, ferner die Sammlung der Provinzialismen, die längst einen integrierenden Bestandteil des westschweizer Französischen bildeten, wie die Bergung der alten Sprachelemente, der Orts- und Familiennamen etc.

Seit dem Jahre 1902 orientierte das 'Bulletin du Glossaire' laufend über die Fortschritte dieses riesigen Unternehmens und stellte so ein festes Band her zwischen Redaktion und Korrespondenten. 1912 erschien der erste und 1920 der zweite Band der Bibliographie linguistique de la Suisse romande[2]), welche — selbst für sich eine Riesenleistung — die Gesamtquellen des *Glossaire* in einer mit kritischen Bemer-

---

[2]) **Bibliographie linguistique de la Suisse romande par Louis Gauchat et Jules Jeanjaquet. Tome premier, Neuchâtel 1912 (X, 291 p.). Tome second, Neuchâtel, 1920 (XII, 419 p.), 8⁰.**



kungen reich begleiteten Übersicht zusammenfaßt: fast 2500 Nummern! Es hat wohl noch kein lexikographisches Unternehmen gegeben, dessen Bau mit so viel Pein und Gewissenhaftigkeit überwacht wurde, das aus so gründlichen Vorarbeiten hervorgewachsen wäre und sich auf ein derartig weitumfassendes Material aufbaute wie das Glossaire des patris de la Suisse romande.

Und nun — genau ein Vierteljahrhundert nach der Inangriffnahme des gewaltigen Unternehmens — zieht das erste Heft dieses Glossaire in die Welt hinaus. Ein rasches Durchblättern des Heftes genügt, um zu zeigen, daß auch die kühnsten Hoffnungen, die man daran gesetzt hatte, weit übertroffen werden. Eine Einleitung orientiert kurz über die Geschichte des Werkes, über seinen Inhalt, über die Anordnung des Materials, über den Aufbau des Einzelartikels, gibt eine übersichtliche Darstellung des ebenso einfachen wie fein nuancierten Transskriptionssystems und zählt nach Distrikten geordnet die Ortschaften auf, aus denen sich die Materialien des Glossaire zusammensetzen. Daß eine geographische Übersichtskarte rasch über die Lage der nach einem sinnreichen System geordneten Ortschaften orientieren kann, ist ein besonderer Vorzug.

Große Schwierigkeiten machte die Frage, nach welchen Prinzipien das Wortmaterial einzuordnen war. Da es darauf ankam, die gesamten dialektisch geschiedenen Varianten eines Wortes unter einem Artikel zusammenzufassen, mußte die Einsetzung der Dialektformen insofern zu Schwierigkeiten führen, als das Auffinden derselben durch die große phonetische Mannigfaltigkeit der Wörter zweifellos äußerst behindert wurde. Setzte man beispielsweise als Stichwort (dem franz. *eau* entsprechend) die im Waadtland gebrauchte Form *īdyə* ein, wie sollte ein Dialektsprecher aus dem Jura oder dem Wallis, in dessen Mundart das Wort *āv* bzw. *ẹ̄gə* lautet, das Stichwort gerade an dieser Stelle suchen? So hat man sich aus praktischen Gründen dazu entschlossen, als Stichwort jedesmal die Form der französischen Schriftsprache einzusetzen, wenn eine solche entsprechende Form vorhanden ist, ein Verfahren, das die Benutzbarkeit des Werkes zweifellos außerordentlich erhöhen dürfte. So findet man beispielsweise die auf das lat. *apis* zurückgehenden Formen unter dem Dialektwort *ā*, andererseits die auf *apicula* zurückgehenden Formen *avilyè*, *avèlyè*, *avèdè* etc. unter dem franz. Stichwort *abeille*. Besonderer Druck läßt sofort erkennen, ob das Stichwort eine Dialektform repräsentiert oder der Schriftsprache entstammt. Ist ein Ausdruck nur in dialektischer Form lebendig, so wird als Stichwort im allgemeinen die dem Französischen verhältnismäßig

am nächsten stehende Form des literarisch besonders fruchtbaren Waadtlandes eingesetzt.

Jeder Artikel ist folgendermaßen aufgebaut. Zuerst werden die verschiedenen Dialektwörter mit Quellenangabe verzeichnet. Geordnet ist dieses Material nach Kantonen in der Reihenfolge: Waadtland, Wallis, Genf, Freiburg, Neuchâtel und Bern. Ein zweiter Abschnitt gibt grammatische Definition, Bedeutung und Beispiele an der Hand charakteristischer Phrasen und Belege aus der Toponomastik. In einem dritten Abschnitt werden (im Kleindruck) kritische Bemerkungen gegeben über Ursprung und Geschichte des Wortes, über sein Verhältnis zu anderen Wortstämmen und über die kulturgeschichtlichen Probleme, die sich an den Artikel knüpfen. Kartenskizzen geben hin und wieder eine plastische Vorstellung von der Ausbreitung gewisser lexikalischer Typen. Lichtdrucke und künstlerisch vollendete Zeichnungen (in liebevoller Weise von Gauchat's Sohn besorgt) orientieren nach der sachlichen Seite und schaffen auch dem Auge einen wohltätigen Genuß.

„Das *Glossaire* soll einst nicht nur Wörter bergen, sondern es soll in reichen Beispielen ein Bild des Lebens geben; es soll nicht nur lexikologisch, sondern enzyklopädisch sein. Wer z. B. einmal den Artikel „Neujahr" aufschlägt, soll nicht nur vernehmen, daß es in so und so vielen Varietäten *bon an* heißt, sondern auch, „wie die Väter das *bon an* feierten, wie es heute gefeiert wird, welche Wünsche es begleiten und welche Lieder es umklingen." So skizzierte einst Heinrich Morf in einem anläßlich der 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Basel am 27. September 1907 gehaltenen Vortrag[3]) die Aufgaben, die dem *Glossaire* gleichzeitig aus der Sammlung des folkloristischen und ethnographischen Materials zufallen würden.

Nun, man vergleiche in dem vorliegenden Heft unter anderem nur einmal die Artikel *abbaye, abeille* und *aberdzi!* Man wird erstaunt sein, wieviel kulturgeschichtlich bedeutungsvolles Material da in die Spalten des *Glossaire* hineingeflossen ist. Was erfährt man da nicht alles! Von den Gewerkschaftsgilden (*'abbayes'*), ihren Interessen, ihren Privilegien, ihrer politisch-militärischen Wirksamkeit, ihren Festzügen, ihrer Heiligenverehrung etc. Von den Gebräuchen, die sich aus der Verehrung des Volkes für die Bienen und den Bienenstock ergeben, wie man durch Geistliche die Bienenkörbe segnen ließ, dieselben mit Blumenkränzen schmückte, wie man in gewissen Gegenden den Bienen den Tod eines Familienmitgliedes mit-

---

[3]) Der Vortrag, der ausgezeichnet über die Vorgeschichte des Glossaire orientiert, ist abgedruckt in Morfs Essays „Aus Dichtung und Sprache der Romanen", 2. Reihe (Straßburg 1911), S. 288 ff.



teilt und aus ihrem Summen Schlüsse auf das kommende Jahr zieht. Von der einst weitverbreiteten, heute nur noch spärlich in den Bergen des Waadtlandes und des Wallis zu beobachtenden Sitte des 'Kiltganges' (rom. *abérdzə* = 'auberge'), der den jungen Leuten gestattete, des Nachts zum Schäferstündchen in die Kammer der Geliebten zu steigen[4]).

So darf das *Glossaire* den Ruhm eines ebenso fundamentalen wie enzyklopädischen Forschungsinstrumentes für sich in Anspruch nehmen, das für Philologen, Folkloristen, Archeologen, Ethnographen und Historiker in gleicher Weise unentbehrlich sein wird. Die Subskriptionsbedingungen sind erfreulicherweise so niedrig (6 schweizer Franken für das Heft) gehalten, daß sie keinem Interessenten die Anschaffung des Werkes verwehren dürften. Vorgesehen ist zunächst das Erscheinen von alljährlich zwei Heften, später hofft man auf eine jährliche Ausgabe von drei Heften kommen zu können.

„Im Jahre 1887 durfte der Sprechende auf der Philologenversammlung zu Zürich über die bescheidenen Versuche berichten, die er im Romanischen Seminar der Universität Bern mit der Untersuchung der Patois benachbarter Freiburger Dörfer machte. Heute, zwanzig Jahre später, wird ihm die Freude zuteil, von einem großen Aufschwung der Dialektstudien im ganzen romanischen Gebiet der Schweiz zu erzählen. Wenn die nächsten zwei Jahrzehnte ebenso fruchtbar sind, dann werden der Versammlung von 1927 die Bändereihen dreier Idiotiken vorgelegt werden können.“ So schloß Heinrich Morf im Jahre 1907 zu Basel seinen Vortrag „Die romanische Schweiz und die Mundartenforschung“.

---

[4]) Vgl. S. 53: „*Aberdzi* est le terme consacré pour désigner dans la Suisse romande le genre spécial d'hospitalité qui consiste en ce que les jeunes filles reçoivent de nuit la visite des jeunes gens qui les courtisent et leur permettent de s'introduire dans leur chambre pour y converser à l'aise. C'est là une coutume populaire dont l'existence a été signalée dans diverses contrées, surtout chez les peuples germaniques, et dont on cite des témoignages très anciens ... En pays romand, ce sont les Alpes vaudoises qui paraissent l'avoir pratiqué le plus longtemps sous sa forme traditionnelle. Il est bien connu aussi en Valais et dans le canton de Fribourg, tandis qu'on n'en parle guère à Genève ni dans le Jura. ... De nos jours, si l'antique usage n'a pas disparu entièrement, il a au moins cessé partout d'être envisagé comme la façon normale d'être courtisée; le terme d'*aberdzi* a pris un sens défavorable et implique généralement l'idée d'une vertu peu farouche. Il n'en était pas ainsi autrefois: „jamais un mariage ne se faisait autrement,“ nous dit un informateur de Gryon. ... S'il arrive sans accident à destination, le galant grimpe sans bruit jusqu'à la fenêtre de celle à qui il en veut et frappe discrètement à la vitre. Une conversation s'engage et, suivant les circonstances, le prétendant est éconduit ou, après quelques pourparlers, autorisé à pénétrer dans la chambre. S'il s'agit d'un couple qui n'en est plus aux premières entrevues, la visite se prolonge parfois jusqu'à l'aube et le soupirant peut s'installer près du lit de son amoureuse et même s'y coucher chastement à ses côtés.“

Nun, das „*Glossaire des patois de la Suisse romande*“ ist den Hoffnungen und Erwartungen, die man an sein Erscheinen und seine Erscheinungszeit stellte, in glänzender Weise gerecht geworden. Ein tragisches Geschick aber hat es gewollt, daß der Mann, der wie kaum ein zweiter begeisterten Anteil nahm an dem Aufblühen der heimischen Dialektforschung, das stolze Werk seiner Schüler, dieses mächtige Monument helvetischen Geistes, nicht mehr schauen durfte.

Berlin-Lichterfelde. Gerhard Rohlfs.

Sachs-Villatte, *Encyklopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch.* Hand- und Schulausgabe. Neubearbeitet von Dr. Karl Moser. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.

Die äußere Ausstattung des Wörterbuches läßt nichts zu wünschen übrig: Fester und dabei geschmackvoller Einband, gutes Papier und deutlicher Druck, Übersichtlichkeit. Die inneren Vorzüge der neuen Auflage vor den vorhergehenden sind im Vorwort ausführlich angegeben, und im allgemeinen läßt sich ein bedeutender Fortschritt gegen letztere feststellen, nicht nur insofern, als der Stoff erheblich vermehrt ist, sondern auch hinsichtlich der Auswahl der Zusätze. Was den Inhalt anbelangt, so ist ja wohl selbstverständlich, daß, wie in allen Wörterbüchern, trotz der Fülle des Stoffes doch noch manches fehlt, was der Nachschlagende gern wissen möchte, während anderes entbehrlich scheint. Ein großer Vorzug sind die etymologischen Zusätze im französich-deutschen Teil. Zwar sind einzelne davon veraltet, andere zweifelhaft, aber im allgemeinen hat der Verfasser den Ergebnissen der Wissenschhaft dabei Rechnung getragen. Nur habe ich den Eindruck gewonnen, das Meyer-Lübkes romanisches Wörterbuch nicht genügend berücksichtigt worden ist. Ferner bin ich der Ansicht, daß es bei der Etymologie für die Schulen und Laien weniger darauf ankommt, ob ein deutsches und ein französiches Wort dieselbe Wurzel haben (vgl. Vorwort 7) als auf die Frage, aus welchem Wort einer anderen Sprache, insbesondere der lateinischen, das französische unmittelbar entstanden ist. Indogermanische Sprachvergleichung gehört weder in die Schule, noch in ein Wörterbuch, das nicht für Gelehrte bestimmt ist.

Marburg. Schumann.

Bees, Nikos A., *Der französisch-mittelgriechische Ritterroman „Imberios und Margarona“ und die Gründungssage des Daphniklosters bei Athen.* Berlin-Wilmers-

dorf, Weimarische Str. 19. Selbstverlag. 1924. 108 S. 8°. (Texte und Forschungen zur byzantinisch-neugriechischen Philologie. Herausgegeben von Nikos A. Bees. Nr. 4).

Der besonders um die Erforschung der spätbyzantinischen Zeit hochverdiente Professor der mittel- und neugriechischen Philologie an der Universität in Athen, Dr. Nikos A. Bees hat in der vorliegenden Schrift den Niederschlag zu klären unternommen, den der französische Prosaroman von der schönen Maguelonne aus der Mitte des 15. Jahrhunderts in Griechenland hinterlassen. B. geht (S. 6—16) von Fragen aus, die den frz. Roman selbst betreffen. Zunächst bestimmt er den Erzählungstypus, dem der Maguelonnenroman angehört; dann äußert er sich zu den Vermutungen über den historischen Kern der Maguelonnensage und über die Entstehungsgeschichte unseres französischen Romanes. B. hat gewiß Recht, wenn er die Entscheidung über diese Fragen von neuen Funden abhängig macht. Unser frz. Original hat nun in seiner zweiten jüngeren und kürzeren, aber auch gefeilteren Fassung auf alle Kulturvölker eine beispiellose Wirkung ausgeübt, die Bees auf Grund einer seltenen Belesenheit zusammenfassend darlegt, um sich anschließend daran dem mittelgriechischen Maguelonnengedichte zuzuwenden. Wie er hier feststellt, ist dasselbe unmittelbar aus dem französischen Originale und nicht aus dessen spanischer Bearbeitung geflossen. Nun bespricht B. (S. 17—26) die griechischen Namen der Helden und ihrer Heimatländer, besonders glücklich den Namen **Μαργαρῶνα,** den er überzeugend aus der Einwirkung von mgr. **μάργαρον** und vom Eigennamen **Μαργαρώ** auf frz. *Maguelonne* erklärt. Dabei holt er zu einer Monographie über mgr. **μάργαρον** und seine Verbindungen aus. Anschließend an diese Namenstudie beantwortet B. (S. 26—28) die Frage nach den Ursachen der Verpflanzung des frz. Werkes auf griechischen Boden und nach dem Unterschiede zwischen Original und mgr. Bearbeitung (S. 29—33). Er kann feststellen, daß das mgr. Maguelonnengedicht in Hauptgriechenland und nicht in Konstantinopel entstanden ist (S. 33), daß ferner der Stoff in ihm nationalisiert und in Einzelheiten folgerichtiger gestaltet wurde. Sehr aufschlußreich erscheint auch der nächste Abschnitt (S. 33—40) über die Überlieferung und Entstehungszeit der griechischen Bearbeitungen. Es gibt nämlich deren zwei; eine ältere in reimlosen Fünfzehnsilbnern, die B. mit Recht in die Mitte des 15. Jahrhunderts, also in die nächste Nähe der frz. Vorlage, hinaufrückt. Sie liegt heute in vier Redaktionen vor, von denen drei verschiedenen Orts veröffentlicht sind. Aus ihr ist nun eine gereimte Fassung im Anfange des 16. Jahr-

hunderts hervorgegangen, die seit 1553 häufig gedruckt wurde. B. wäre der Berufenste, etwa in synoptischem Drucke die gesamte Überlieferung des griechischen Maguelonnenromanes der Fachwelt vorzulegen. Die folgenden Teile seines lesenswerten Buches befassen sich mit den Einwirkungen des gr. Maguelonnengedichtes auf die neugriechische Literatur und auf das neugriechische Volksleben. Dieser Einfluß tritt vielleicht am auffälligsten zu Tage in der raschen und weiten Verbreitung des Namens **Μαργαρῶνα** als Tauf-, ja als Familien- und als Ortsname (S. 41—47). Weitere beachtenswerte Zeugnisse für die Beliebtheit der Maguelonnendichtung im neuen Hellas bilden ihre Einwirkung auf den neugriechischen Homer, also auf den Erotokritos des Vinc. Kornaros (S. 49) und auf die Gründungssage des populären Daphniklosters bei Athen (S. 52). Bei der Besprechung des letztgenannten Zusammenhanges geht B. aus von der Aufzeichnung der Gründungssage durch den Erzbischof Theokletos Bimpos im Jahre 1890 (S. 52—54), vermag sie aber über Zeugnisse des 17. und 18. Jahrhunderts bis in die zeitliche Nähe der gereimten Fassung des Gedichtes zurückzuverfolgen, nämlich bis auf eine Stelle im ungedruckten Reiseberichte des Jakobos Parkethymis aus dem Jahre 1588 (Tübinger Miszellanhs. Mb. 10 p. 343 ff.). Dieser Bericht verdiente übrigens, bald vollständig bekannt gemacht zu werden. Die Lokalisierung der Maguelonnensage im Daphnikloster erklärt sich B. zutreffend aus seiner Geschichte: während der Lateinerherrschaft in Griechenland war es ein römisch-katholisches Zisterzienserstift (S. 59—65). Den Schluß der inhaltsreichen Schrift von B. (S. 65—103) bildet eine vergleichende Untersuchung einzelner Motive des gr. Maguelonnenromanes, deren Ergebnisse man am übersichtlichsten in einem Kommentare verwertet sähe. Möge ihn uns der gelehrte Verfasser samt der Ausgabe, die wir oben anregten, bald bescheren!

Graz. Otmar Schissel.

Die 55. Versammlung
deutscher Philologen und Schulmänner

findet vom 29. September bis 2. Oktober 1925 in Erlangen statt. Anmeldungen von Vorträgen sind bis spätestens 20. Juni an den ersten Vorsitzenden Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. O. Stählin-Erlangen, Rathsbergerstraße 9, zu senden. Die Obmänner der romanistischen Abteilung sind Prof. Dr. J. Pirson-Erlangen, Hindenburgstraße 59, und Oberstudienrat H. Danschacher-Fürth i. B., Oberrealschule, für die anglistische Abteilung Prof. Dr. R. Brotanek-Erlangen, Spardorferstraße 49, und Studienprof. H. Betz-Erlangen, Oestl. Stadtmauerstraße 14.



